Sittenbilder

aus dem ſteieriſchen Oberlande

von

P. K. Roſegger.

1236

Graz, 1870.

Verlag der Actien-Geſellſchaft Leykam.

A D
BIBL UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Der edlen Frau

Therese Reininghaus

in dankbarer Verehrung

dargebracht

vom Verfaſſer.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite.
Eingang	1
Wesen und Walten des obersteierischen Landmannes im Allgemeinen	3
Zum Haussegen	14
An der Wiege	19
Am Tranaltare	26
Am Sarge	37
Neujahr	44
Dreikönig	49
Fasching	54
Ostern	64
Ein Ostermorgen	68
Hexengeschichten am Pfingstsonntage	73
Der Kranzeltag	77
Der Sonnwendtag	84
Der Feierabend	90
Der Feldkasten	100
Das Schnalzen	106
Das Brecheln	110
Der Allerheiligenstritzel	120
Die Kropfengarb'	125
Ein Winterabend	129
Das Eisschießen	150
Nikolausabend	153
Weihnacht	158
Stefaniwasser und Johanneswein	168
Aufkindeln	172

	Seite
Das Ausnahmhaus	176
Aus dem Leben des Kleinbauers	184
Dienstbotenleben	190
Ein Liebespaar	198
Die Handwerker	205
Aus den Jahren	215
Waldschutzen	230
Eine Waldwanderung	235
Ein Sohn des Waldes	243
Zum Schluß eine Mähr', meinem Volk zu Preis und Ehr'	259

Sittenbilder.

Eingang.

Ich führe euch ein in das Volk, wie es in den Bergen der Steiermark lebt, denkt und empfindet. Und es wohnt ein edles Volk im Hochlande der herrlichen Steiermark, derb und rauh zwar, aber eigenthümlich und sinnig in seinen Sitten und Gebräuchen.

Im Geiste der Germanen liegt ein unerschöpflicher Quell von Poesie, und wie durch das ganze deutsche Volk, weht auch durch das Leben des Steirers eine eigene, hohe Dichtung, nicht gemacht und nicht aufgeschrieben, sich selbst erzeugend und fortpflanzend von Geschlecht zu Geschlecht, blühend, oft üppig wuchernd, wie die Rose unter dem Gesteine der Wildniß.

Dem Obersteirer ist ein herbes Los zu Theil; fernab von den Freuden der Kunst und den Segnungen der Wissenschaft gräbt er aus steinigem Boden sein trocken Stücklein Brot; das Wohlleben und die Herrlichkeiten der Erde kennt er nur aus den Märchen und Sagen der Großmutter.

Aber dem Landmanne ist zur Gefährtin die Poesie gegeben; — die herrscht in seiner Seele und verklärt sie und hält sie aufrecht in allen Lagen des Lebens. Sie ist entweder herüber gekommen aus der Urzeit als ein heilig Erbe der Väter, oder sie ist hervorgegangen aus der Religion und wirft dem Landmanne selige, trostreiche Stunden in sein armes Leben. Und dem Landmanne ist es gegeben, daß er die Sitten der Urväter mit dem Cultus der Christen vereinige;

darum hat er nebst dem Sacrament auf dem Altare seine Hausgötter, die er feiert und denen er opfert durch alle Zeiten des Jahres und des Lebens.

Ich bin ein Kind dieses Volkes, habe in seiner Mitte mehr als den vierten Theil eines Menschenlebens verbracht, hab' an seiner Sitte, an seinem Gemüth, an seinem Humor mich erfreut, habe selbst an seinen Hausaltären gekniet und mich geübt im Glauben und Aberglauben. Ich habe gesehen, wie meine Landsleute die Hauptmomente des Lebens feiern, ich hab' sie geschaut im Taumel der Leidenschaft und in den Tagen der Trübsal; ich hab' sie belauscht in den stillen Stunden des Glückes; ich bin ihnen gefolgt durch die Jahreszeiten von einem Feste zum andern.

Und endlich habe ich beobachtet, wie sie miteinander leben, und wie jeder Einzelne sein Dasein fristet da oben in den unwirthlichen Bergen.

So habe ich den Steirer kennen gelernt, wie er leibt und liebt, denkt und spricht, scherzt und singt, wie er fromm ist und sündigt.

Zwar läßt sein Culturzustand gar Vieles zu wünschen übrig, aber er ist theilweise durch die natürlichen und politischen Mißverhältnisse, die ihn umgeben, zu entschuldigen. Indeß wendet sich ja gegenwärtig das Los der Steiermark, und zwar durch eigene Söhne, zum Besseren.

Und so will ich es denn versuchen, durch dieses Buch mein halbvergessen Völklein hinzustellen vor das große Vaterland, nicht geschmückt und idealisirt, sondern ganz wie es ist. Es wird, hoff' ich, deshalb nicht allzuklein dastehen unter den Stämmen des deutschen Volkes.

Wesen und Walten

des obersteierischen Landmannes im Allgemeinen.

Dieses Buch beschäftigt sich nicht mit dem Lande der oberen Steiermark in topischer oder politischer Beziehung, sondern ausschließlich nur mit seinem Volke, wie es in und für sich lebt als eine abgeschlossene Welt im engen Kreise.

Sofort führe ich den Leser in das Haus eines oberländischen Bauers.

Es ist aus Holz gezimmert, mit Steinen untermauert und mit Brettern oder Schindeln gedeckt. Das Dach steht weit vor und läßt nur spärliches Licht durch die kleinen Fenster in das Innere. An die Hausthüre finden wir eine Menge Holzkreuzlein genagelt, und daneben den „christlichen Hausſegen des heiligen Apostel Jacobus".

Wenn wir in das Vorhaus oder die Lauben treten, welche zugleich als Zeugkammer dient, so haben wir rechts den Eingang zum Keller und zur Mägdekammer, vor uns die Stiege auf den Dachboden und links die Stubenthür. Der Rauch, der uns aus dieser entgegenschlägt, bis er das über der Thür angebrachte Fensterlein findet, zeigt uns, daß wir in eine jener Wohnungen treten, in welchen Speisezimmer, Schlafkammer und Küche in Einem Raume vereiniget sind.

Es ist eine Rauchstube.

Auf dem Herde knattert ein lustiges Feuer, aus welchem der Rauch in den darüber angebrachten Rauchmantel (Feuerhut), aus Strohgeflecht und mit dichtem Lehm überzogen, emporwirbelt, unter demselben wieder hinaussteigt und den ganzen Oberraum der Stube überflutet, bis er endlich durch die stets offene Thüre und das Fensterlein über dieselbe in den Rauchfang steigt. Der Rauchfang ist im Vorhause angebracht, gewöhnlich aus vier Läden zusammengenagelt und muß, sowie alle Wände, um den Herd herum wegen des sich ansammelnden Rußes oft mit einem langen Besen gefegt werden. In der Nähe des Rauchfanges ist eine Axen zur Trockenlegung des Brennholzes angebracht.

Neben dem Herde steht der Backofen, in welchem allwöchentlich das Brot gebacken und das zum Mahlen bestimmte Getreide gedörrt wird.

Unter dem Backofen befindet sich der Hühnerstall, dessen Bewohner übrigens in der ganzen Stube, so weit es der Rauch erlaubt, freien Spielraum haben.

Dem Backofen gegenüber steht der Sankesselofen zum Absieden des Schweinefutters.

Der Fußboden oder das Flötz ist von dicken Brettern und nur um den Herd herum von Stein oder glatten Lehm. An der Stubenecke gegenüber dem Herd steht der Gesindetisch mit seiner breiten Brotlade. Ueber ihm an der Ecke ist ein Hausaltar angebracht. Derselbe besteht aus Heiligenbildern auf Glas gemalt mit schwarz angestrichenen Rahmen, aus einem rußigen Cruzifix von Pappe und aus geweihten Weidenzweigen vom letzten Palmsonntage her. Von der Herbstzeit, nachdem das Korn eingeheimst worden, bis zu den Weihnachten, befinden sich am Hausaltare auch drei volle Kornähren, Gott zum Dankopfer dargebracht. Auch der Pfarrer bekommt Korn

für die Wetterämter, die er jährlich für die Pfarrgemeinde zu lesen hat.

Rings an den Wänden sind Bänke angebracht und einige Fuß über denselben befinden sich Gestelle für verschiedene Hausgeräthe. Unter den Bänken haben die Knechte ihre Schubladen für Schuhnägel, Hammer, Zange u. dgl.

An einer dritten Ecke der Stube steht ein Bett, welches indeß mittelst einer Holzdecke zugedeckt, des Tages auch als Küchentisch verwendet wird. In diesem Bette schlafen entweder die Bauernleute, unter welchen der Bauer und die Bäuerin zu verstehen ist, oder ein paar Mägde. Unter diesem Lager ist noch ein zweites, in Form einer Schublade bereitetes Bettchen, in welchem die Kinder liegen.

Etwas weiter ab hängt in einem roth angestrichenen Uhrkasten eine Schwarzwälderuhr.

Neben dieser führt eine Thür in das angebaute Bauernstübel, in welchem es reinlicher aussieht, und wo wieder ein Tischchen, ein Bett und ein paar bunt angestrichene Kästen stehen. Hier ist Alles sorglich gescheuert und geordnet, und das Bettzeug ist von schneeweißer Leinwand. Hier schlafen entweder die Bauernleute oder Handwerker oder etwaige Gäste.

Auf dem Dachboden stehen die Kästen und Schränke der Dienstleute und allenfalls auch ein paar Betten. Vom Dachboden führt eine schmale Thür auf einen eingeplankten Gang hinaus, auf welchem die Wäsche getrocknet wird.

An's Haus angebaut sind die Wirthschaftsgebäude, welche größtentheils mit Stroh gedeckt sind. Die Ställe sind für 16—20 Rinder, und so abgezimmert, daß je zwei Stück in einer Abtheilung Platz haben. Diese hängen nicht an der Kette, sondern können frei um die Krippe, die in der Mitte steht, herumgehen.

Schaf-, Ziegen- und Schweinſtall ſind gewöhnlich an die Rinderſtälle angebaut. Ueber dieſen im Dachgeſchoß befindet ſich der Stroh- und Heuvorrath und nebenan ſind die Futterkammern. Im Winter ſchlafen die Knechte im Stall, wo ſie ſich an der Wand auf einem Gerüſte ein Lager aufſchlagen, im Sommer aber in der kühlen Futterkammer oder auf dem Dachboden.

In der Nähe der Futterkammer ſind die Scheunen mit der großen glatten Tenne, welche mitunter auch zum Tanzboden benützt wird. Auf der Tenne ſteht die Windmühle nebſt Schmeißſtock, und an der Wand hängen die Dreſchflegel und Reitern, durch welche mittelſt Sieben das Getreide von Spreu gereinigt wird.

Im Hofe zwiſchen dem Hauſe und der Stallung iſt der Brunnen, welcher ſich meiſtens ziemlich ſtark in einen ſehr großen Trog ergießt.

An einer Ecke des Hofes iſt die Streuhütte angebracht.

Eine etwas weitere Strecke vom Hauſe, gewöhnlich unter ein paar alten Tannen oder Fichten, befindet ſich der Feldkaſten, welcher ſehr feſt gebaut und ſtets ſorglich verſchloſſen iſt. Erfreut ſich der Landmann einer mühſam erworbenen Wohlhabenheit, ſo iſt dieſelbe in dieſem einſam daſtehenden Baue verwahrt.

Ein rechter Bauer hat für die Bedürfniſſe des Hauſes auch noch ſeine eigene Mühle, Zeugſchmiede und Zimmerhütte.

Alle dieſe Gebäude ſind aus Holz, aber ſelten vermorſchen und verfaulen ſie, ſie brennen meiſt früher ab. Trotzdem findet man äußerſt ſelten „Feueradler" über den Thüren; die Leute verſichern ſich nicht, und wenn das Unglück da iſt, ſo wollen ſie einander ſchon ſelbſt helfen. Da iſt nur die Hauptſache, daß ſie Körbe und Säcke vom Feuer retten, damit ziehen ſie

nun in der Gegend umher und ſammeln ihre Brandſteuer. Und da kommen ſie ſtets mit reichen Gaben zur Brandſtatt zurück und bauen ſich ein Haus aus Stein auf, geräumig und ſtolz, mit ſeparaten Zimmern und Kammern und Küchen.

So verſchwinden die alten hölzernen Bauarten immer mehr und mehr. —

Die Tracht des Oberländers iſt von der ſeiner Nachbarn ziemlich verſchieden. Beſonders im Weſten des Landes hält man noch genau an die alte Form, und iſt ſie auch nicht ſo bequem als die neue, — ſchmucker iſt ſie jedenfalls.

Der Mann trägt kurze Lederhoſen, Bundſchuhe und grün- oder blauwollene Strümpfe, über welchen entweder das nackte Knie oder die innere, weiße Leinenhoſe hervorguckt. Ferner hat er ſeinen rothen oder dunkelbraunen Bruſtfleck, über welchen der grüne Hoſenträger und das hellrothe Halstuch geſpannt iſt. Eine grün ausgeſchlagene Lodenjacke und ein grüner Alpenhut mit Gemsbart oder Hahnenfeder gibt der ſtämmigen Geſtalt des Alplers den rechten Charakter.

Rechts an den Lenden hat er ſein Meſſerbeſteck und im Munde ſein kurzes Pfeifchen — damit iſt er's nun ganz, ein Steirer, wie er ſein ſoll.

Für das Unwetter hat er noch ein Stück Loden mit einem Loch in der Mitte, um den Kopf hineinzuſtecken, als Wettermantel.

Die Weiber tragen ziemlich kurze, gewöhnlich rothe oder blaue Kittel, unter welchen niedere Bundſchuhe und ein gutes Stück der weißwollenen Strümpfe hervorlugen. Ueber dem Kittel haben ſie eine blaue oder bunt geblümte Schürze, welche bei den Mädchen nur einen ſchmalen Streifen bildet, bei den älteren Weibern aber ſo breit iſt, daß ſie rückwärts zuſammenlangt. Ueber die Bruſt wölbt ſich ein ziemlich weit ausge-

schnittenes Leibel, über welches an den Feiertagen ein rothseidenes Halstuch und ein kurzer, schwarzer Spenser mit hoch auswattirten Aermeln kommt. Ein braunes Kopftuch, welches rückwärts zusammengebunden wird, vollendet den schmucken Anzug der Obersteirerin.

Alte Mütterlein tragen an den Feiertagen auch noch die hochgestülpten, sammt- und goldgebräumten Drahthauben, wie sie vor dreißig Jahren Mode waren.

So haben auch die Greise noch ihre alten langen Joppen aus grünem Loden und die schwarzen hohen Spitzhüte dazu, welche Tracht noch aus dem vorigen Jahrhundert stammt.

Ich kenne einen neunzigjährigen Mann, der hat im ersten Jahre dieses Säculums geheiratet. Sein Weib und seine Kinder sind längst schon todt, er findet nicht einmal mehr ihre Gräber auf dem Kirchhofe, — aber seine Brautkleider sind ihm noch geblieben. Die zieht er dreimal im Jahre an, zu Ostern, zu Pfingsten und am Jahrestag seiner Hochzeit vor siebzig Jahren.

So gerne der Oberländer auf dem Kirchweg und bei Festen schmuck und „sauber banond" ist, so sparsam ist er in seiner Kleidung zu Hause.

Da tragen Viele im Winter sogar noch Holzschuhe, weil sie viel billiger zu stehen kommen und trotzdem sehr warm halten. Zur Verfertigung von Kleidungsstücken werden die Handwerker in's Haus genommen. —

Die Nahrung des Oberländers besteht hauptsächlich aus Milchsuppe mit Brot, Gruben- oder Sauerkraut, welches allein ohne alle Zuspeise gegessen wird; ferner aus Knödeln in Brühe mit etwas geselchtem Rindfleisch, dann aus Sterz und Schmalzmus.

Feinere Mehlspeisen, als Krapfen, Nudeln u. dgl., werden nur zu besonderen Gelegenheiten und zu hohen Festtagen bereitet.

Besonders beliebt sind fette Speisen, so daß alles beim Hause erzeugte Schmalz und Fett nicht selten wieder daheim verzehrt wird, statt verkauft zu werden. Ein Bauer, der Schmalz verkauft, bekommt sehr schwer Dienstboten, weil diese daraus auf die Magerkeit der Kost schließen.

Fleisch wird außer den Festtagen sehr wenig verzehrt; der Bauer schlachtet nebst ein paar Schweinen jährlich ein Stück Rind, was den ganzen Fleischbedarf decken muß.

Es wird in drei Mahlzeiten, vor und nach welchen stets laut gebetet wird, sehr reichlich und langsam gegessen. Zur Zeit der schwereren Arbeiten wird auch noch eine Vor- und Nachmittagsjause gegeben.

Da die Obstzucht theils der klimatischen Verhältnisse, theils der Nachlässigkeit des Landmannes wegen nicht gedeiht, so dient zum Getränke stets nur frisches Wasser; nur an den Festtagen, welche überhaupt beim Landvolke eine große Rolle spielen, läßt der Bauer Obstmost oder gar Wein vom Wirthshause holen.

Das Familienleben des Oberländers ist ein durchwegs patriarchalisches und inniger, als es erscheint.

Die Ehen werden öfter aus Interesse, als aus Neigung geschlossen; trotzdem kommen unfriedliche Ehen selten vor. Der Steirer im Allgemeinen ist überhaupt zu kaltblütig, als daß die Liebe in ihm zur Leidenschaft werden könnte; sie ist vielmehr nur eine ruhige und trauliche Zuneigung, die sich aber selbst als solche nicht immer offenbart. Eine Eigenheit des oberländischen Ehepaars ist, daß es überlaut fortan mit sich schmollt und sich öffentlich wohl gar kleine Fehler und

Gebrechen vorwirft; aber das hat es gerne — es ist im Grunde eben nichts anderes, als eine Art Zärtlichkeit.

Die Eheleute schlafen gewöhnlich mit den jüngsten Kindern zusammen, während die älteren Kinder zu den Dienstleuten gesellt werden.

Von einer geregelten Erziehung der Kinder ist keine Rede; daß diesen das Vaterunser und ein paar andere Gebete gelehrt werden, ist Alles. Bei entsprechendem Verhalten des Kindes wird dasselbe gelobt und mit einer Semmel oder mit Lebkuchen, wie man sie auf dem Jahrmarkte kauft, beschenkt; begeht es einen Fehler, so wird es mit einer Birkenruthe oder gar mit dem Stocke geschlagen.

Statt die Kinder in die Schule zu schicken, zieht es der Bauer vor sie schon frühzeitig zu schweren Arbeiten anzuhalten — darum so viele geistig und körperlich verkrüppelte Leute im Volke.

Was der Bauer seinem Kinde einzuprägen sucht, das ist die äußere Form der Religion, weshalb er auch strenge auf den Kirchenbesuch hält; ferner ist der Landmann stets bemüht, die Sitten und Gebräuche der Vorfahren auf seine Nachkommen zu übertragen.

Arme Leute pflegen ihre Kinder ganz ohne Aufsicht zu lassen, und man kann solchen Wesen auf den Wegen und Straßen begegnen — hungernd, frierend, stumpfsinnig, sittlich verwahrlost, eine düstere Zukunft vor sich — die Aermsten der Menschheit.

Glücklicher sind die Kinder der Dienstboten; wenn auch unehelich, werden sie wie die Kinder des Bauers gepflegt; sie wachsen mit diesen auf, werden zu Viehhütern und später ebenfalls als Dienstboten verwendet.

Die Dienstleute werden überhaupt zur Familie gerechnet

und erfahren in Wohnung und Koſt mit dieſer die gleiche Behandlung.

Zwiſchen Eltern und Kindern kann man ſelten Aeußerungen von Zärtlichkeit bemerken, und doch hegen ſie zu einander eine ſtille, gar tiefe Zuneigung. Ein auch nur halbwegs vermögender Vater bietet Alles auf, um ſeinen Sohn von der Militärpflicht frei zu machen und ihm einen eigenen Herd zu gründen. —

Die Arbeit iſt durchwegs eine anſtrengende.

Morgens wird in der Regel ſehr früh, oft ſchon um 3 Uhr, aufgeſtanden und ſogleich an die Verrichtungen gegangen. Um 7 Uhr wird gewöhnlich das Frühſtück, um 11 Uhr das Mittags- und um 7 Uhr Abends das Nachtmahl genommen. Nach dieſem wird, außer in der Zeit des Spinnens, der Rüben- und Spanveſper, zeitlich in's Bett gegangen.

Der oberländiſche Bauer beſchäftigt ſich faſt ausſchließlich nur mit Urproduction im Sinne der alten, ackerbautreibenden Völker.

Die Thätigkeit zerfällt für den Jahreslauf etwa in folgende Hauptarbeiten:

Im Januar iſt das Dreſchen mit Dreſchflegeln — die Maſchinen ſind noch nicht ſehr verbreitet — das Holzhacken im Walde für Kohlen und das Spinnen.

Im Februar: Das Düngerführen auf die Felder, wo dieſer im Haufen abgelagert wird.

Im März: Waldarbeiten und Ausbeſſern verſchiedener Geräthe.

Im April: Pflügen, Säen, Eggen und Abtragen der ausgeackerten Steine von den Feldern, Schafſchur.

Im Mai: Zurichten der Kartoffel- und Gemüſegärten, Flachsbau, Weg- und Wieſenarbeiten.

Im Juni: Ausbeſſern und Anlegen von Feld- und Waldzäunen. Beginn der Almenwirthſchaft.

Im Juli: Heuernte. Bearbeitung der Brachfelder, Weizenſchnitt

Im Auguſt: Düngen des Winterkornfeldes, Roggen- und Flachsernte. Bearbeitung der Stoppelgründe für Rübenfelder. Ende der Milchwirthſchaft auf den Almen.

Im September: Hafer- und Kartoffelernte, Anbau der Winterfrüchte.

Im Oktober: Streu- und Brennholzarbeiten für den Winter Rübenernte. Einbringen der noch übrigen Gartenfrüchte. Ausbeſſern der Wohn- und Wirthſchaftsgebäude. Schafſchur.

Im November: Arbeiten im Hof und in den Scheuern. Zubereitung des Flachſes, Brecheln.

Im Dezember: Arbeiten auf der Tenne und verſchiedene Verrichtungen im Hauſe.

An den Samſtagen und Feſtabenden wird gewöhnlich ſehr früh Feierabend gemacht, und die darauffolgenden Nächte bringen die Burſche, freilich meiſtens gegen den Willen des Bauers, außer dem Hauſe, entweder in Geſellſchaft der Nachbarsknechte oder an den Fenſtern der Mägde zu. —

Das Gemüth des Oberländers iſt heiter, wenn es auch einerſeits nicht gar zu ſelten in Uebermuth ausartet, finden wir doch andererſeits tiefe Empfindung und warmes Gefühl. Beſonders trifft man überall ſtrenge Religioſität, welche aber beinahe immer mit Aberglauben und Vorurtheil gepaart iſt. Aus ſolcher Miſchung, ſowie aus den mangelhaften Ueberlieferungen der Vorfahren, mögen auch die meiſten, oft ſo charakteriſtiſchen Volksgebräuche entſtanden ſein.

Eine Haupteigenſchaft des Steirers iſt ſeine innige und

ſinnige Gemüthlichkeit und ſein urwüchſiger Humor, womit er ſein kümmerliches Daſein verklärt und ſich unzertrennlich an ſeine gewohnten Verhältniſſe feſſelt.

Wie bei allen Gebirgsbewohnern, findet man auch im Oberſteirer eine tiefinnige Liebe zu ſeiner Heimat und zu Allem, was dieſelbe charakteriſirt und verherrlicht.

Vor Allem liebt er das heimiſche Lied; er hat eine Unzahl Volksgeſänge und kleinere Liedchen, die ſogenannten Vierzeiligen, für alle Gelegenheiten und Gemüthszuſtände. Und er liebt die ſteieriſche Muſik, die in den entlegeneren Gegenden oft nur aus den zwei Saiteninſtrumenten, Zither und Hackbrett, beſteht, und welche er ſtets mit ſeinen Vierzeiligen minnig und ſinnig zu begleiten verſteht.

Recht an's Herz gewachſen iſt ihm auch der ſteieriſche Tanz. — „Gehts loßts mih aus mit enka franzöſiſcha Hupferei," ſagt der Oberſteirer, „is a lonkweilis Zeug überanond. Mir Steira tonzn nit, wia de do eatn pfeifn, mir hobn eh ſelber an ſchön Tonz! Und döß geht ſo liab und gmüatli uma noch da Reih, wann da Bua und s'Diandl die Köpferla ſchön liabli zſomhobn — ſeli kunnt ma wern! Und erſt gar, wann mar ins Scheibn eini kema: Do hagl mar üban Kopf d'Finger ein und loſſn s'Diandl umatonzn, daß s'Riderl fliagg und d'Liab tonzt ah mit mir ſchaun ins in d'Aeugerler und mei Herz hupft zan Diandl und kimmt gor neama zrugg. Da Teufl ful mih huln, wann oana do nit narriſch wurd va lauter Freud!"

Das iſt das Leben und Treiben des oberſteieriſchen Landmannes im Allgemeinen. Auf dieſem Grund gehe ich nun an die Darſtellungen einzelner Sitten und Gebräuche, und an die Schilderung der Lebensweiſe verſchiedener Typen des Volkes.

Zum Haussegen.

Der Rigler auf der Höh' baut ſich ein Wohnhaus.

Man kann die Hammerſchläge und das Schreien der Arbeiter und das Kollern der Holzſtücke ſchon von Weitem hören und der Wald jenſeits der Schlucht macht alles nach. Und der baut doch kein Haus, er ſteht nur da und ſieht zu und verſucht das Kollern und die Hammerſchläge und ſelbſt das Lärmen der Leut', damit er alles kann, wenn an ihn einmal die Reihe kommt, den Menſchen ein Haus zu bauen.

Wir ſind durch den Wald und ſehen nun den neuen Bau. Er iſt ganz von Holz, aber in der Sonne ſieht er golden aus und ſteht gar ſtolz da und auf den Gerüſten eilen Arbeiter hin und her und tragen und ſchieben Balken. Auf dem Dachſtuhle klettern andere und ſchlagen und hämmern, und ganz oben am Firſte ſteht auch Einer und hält einen grünen Baumwipfel, an welchem bunte Bänder flattern, in der linken Hand, und ſchwingt ihn und jauchzt auf und ſchießt eine Piſtole ab und — nun wird plötzlich alles ſtill, die Leute legen ihre Werkzeuge aus der Hand und entblößen die Häupter.

Da erhebt der auf dem Dach in der Rechten feierlich ein volles Weinglas und mit lauter kräftiger Stimme ſpricht er den Hausſegen:

„Gott beſchütze dieſes Haus!
Glück herein, Unglück hinaus!
Jedem, der vorüber geht,
Das Haus zur Einkehr offen ſteht.

Und wer drinnen, bleibe frisch und gesund
Und stets gesegnet viel Tag und Stund,
Sanct Florian beschütz' euch all',
Das Korn im Kasten, das Vieh im Stall.
Die scheckigen Kuh', die braunen Kalben,
Die treibt fein lustig auf die Alpen:
Dort oben gibt es grüne Wasen,
Thun Kuh' und Kalben friedlich grasen!
Ich rufe an den heiligen Erhardi,
Den heiligen Patrizi und Medardi.
Und ich lade sie ein in's neue Haus
Und Maria Mutter Gottes auch.
Und die heiligste Dreifaltigkeit
Zum Schutz und Segen in Ewigkeit!"

Und wie der Mann den Spruch zu Ende gesagt, da trinkt er das Glas aus in einem Zuge, schwingt es und schleudert es nieder auf das grüne Erdreich.

Da krachen die Böller, da jauchzt und jubelt Alles drein und der Mann auf dem Firste steckt den bunten Wipfel in den Giebel.

Und erst, wenn das herabgeworfene Glas ganz geblieben, ist des Jauchzens und Hutschwenkens kein Ende — denn das bedeutet viel, das bedeutet ein ganz besonderes Glück für das neue Haus — etwa eine goldene Hochzeit oder gar eine Priesterweihe!

Das neue Gebäude steht eigentlich auf einer Brandstatt.

Vor einem Jahre noch stand hier das alte Haus mit dunkelbrauner Holzwand und weit vorspringendem Strohdach. Der Vater des Urgroßvaters hat es gebaut, doch es war noch glatt und fest und wäre auch noch gestanden für Enkel und Urenkel. Aber es mußte Geld versteckt gewesen sein unter dem Strohdache; — gerade in der Christnacht war's, nach dem „Rauchen", und die Leute saßen just beim Abendmahle und erzählten sich Geschichten von der „Mettenstund", wie da das Vieh redet und in den Häusern verborgenes Silbergeld ver-

ſtorbener Perſonen zu brennen beginne — da hörten ſie oben auf dem Dachboden ſchnalzen, als ob Jemand Späne breche. Die Leute ſahen ſich ſtarr an und die Löffel blieben ihnen in der Schüſſel oder im Munde ſtecken — das müſſe ein Geſpenſt ſein, doch ſchon ſpringt die Thür auf, der Nachbar ſtürzt herein: „Jeſus Maria, ſo rührt's euch, das Haus brennt!“ Ei freilich rührten ſie ſich nun, aber nur, daß ſie ſich ſelbſt retteten. In einigen Stunden war alles vorbei und als draußen im Dorfe unter Muſik und Glockenklang der freudenreiche Mitternachtsgottesdienſt begann, ſtanden ſie beim Rigler auf der Höh weinend und klagend um den Gluthaufen und hatten nun kein Haus und Heim zum Chriſtfeſte.

Aber die ſchweren Zeiten ſind vorübergegangen — und heute ſteht ein neues Gebäude da, ſtolzer und größer als das alte, und der wehende Wipfel auf dem First, der bedeutet Hoffnung, friſche, reiche, heitere Hoffnung!

Luſtig ſchieben und ziehen und heben und hämmern die Arbeiter und die Bäuerin backt in der nebenan aufgeſchlagenen Wetterhütte das reichliche Mittagsmahl; da ſchreien die auf dem Dache plötzlich: „Hallo, Hallo! die Buttertragerin!“ und niederklettern ſie vom Gerüſte, und Alle laſſen ihre Aexte und Hämmer fallen und ſteigen zu Boden, eilen in die Hütte, raffen Töpfe, Pfannen, Kübel, Blechwerkzeuge und was ſie ſonſt Klingendes und Schrillendes erwiſchen können, zuſammen und ſtürzen damit davon.

Einem Weibe eilen ſie entgegen, welches langſam mit einem großen verdeckten Korbe auf dem Kopfe des Weges herankommt. Es iſt eine Magd aus der Nachbarſchaft und bringt den Bauenden Schmalz und Butter zum Geſchenke und zum Hausſegen.

Wenn nämlich ein Bauer einen neuen Bau aufführt, iſt

es Haus oder Stall oder Scheune oder Mühle, so schickt ihm jeder Nachbar, gleichsam zum Glückwunsche, Schmalz und Butter, um die Arbeiter damit leichter verköstigen zu können. Deshalb kommen diese dem Boten so freudig entgegen und geben ihm mit Musik und Gesang das Geleite bis zur Hütte oder zum Hause des Beschenkten.

Das ist denn ein origineller Zug. Voran geht ein Bursche mit der Fahne, welche ohne Stange genau einem Schnupftuche gleichen würde; diesem folgen die Musikanten, mit den erwähnten Instrumenten schellend, trommelnd und polternd, und zwar mit einer außerordentlichen Frische und Lustigkeit und doch ohne alle Noten. Nach diesen kommen zwei eifrige Straßenkehrer, welche mittelst Küchenbesen den Weg säubern, und nun folgt die Priesterin mit dem Allerheiligsten — die Magd mit der Butter. Und ist wohl gar noch Schuljugend da, so beschließt diese jubelnd den Zug. Um nach all' dem etwaige, oft nicht zu vermeidende Lücken in der Musik auszufüllen, finden sich immer noch ein paar bellende Hunde.

So bewegt sich der Zug gegen das Haus, und erst, wenn die Magd des Nachbars die Last in die Hände der Bäuerin gelegt hat, verstummt der Lärm, welcher sich aber neuerdings erhebt, sobald die Butterträgerin nach einer eingenommenen Jause das Haus wieder verläßt.

Der beschenkte Theil hat für den „Hausegen" in einigen Tagen ein Gegengeschenk zu machen, welches meistens in einem Korb Krapfen besteht.

Auf diese Art wird der Bauende von der Nachbarschaft mit Schmalz genügend versorgt, und je öfter den Butterträgerinnen das Geleite zu geben ist, desto lustiger werden die Arbeiter und desto mehr Glück und Segen wird in die Fugen der Holzwand gezimmert.

Ja, es iſt ein eigenes Treiben da draußen im Lande, wenn ſie ein Haus bauen; feſtlich geht es dabei her und geheimnißvoll; und das wiſſen die Stadtbauleute nicht, daß man den erſten Grundſtein eines Hauſes mit keinem Hammerſchlag berühren darf, daß man ihn liegen laſſen muß, wie er zuerſt auf den Boden kommt, auf daß der neue Bau feſtſtehe und kein Griff, kein einzig Werk darin umſonſt gethan werde; — und das wiſſen ſie auch nicht in der Stadt, daß man an den vier Ecken des Hauſes geweihte Weidenzweige einzimmern muß, zum Schutze gegen die vier Elemente. Wer z. B. nur Eine der vier Ecken vernachläſſigt, der wird zwar von drei Elementen verſchont, doch dem vierten iſt er ausgeſetzt, entweder dem Feuer, dem Waſſer, dem Sturme oder dem Erdbeben.

Darum wird, von der erſten Grundſteinlegung bis zum Einzug in den neuen Bau nichts verſäumt, was da ſeit uralten Zeiten beſtanden und hergebracht zum Hausſegen

An der Wiege.

Heute muß was vorgefallen ſein im Grünhofe, es geht Alles d'runter und d'rüber und die ganze Wirthſchaft iſt aus dem Geleiſe gekommen.

Der Bauer ſteht nicht vor der Hausthüre, wie ſonſt zur Morgenſtunde, wo er mit dem Halter ſchreit und dem Großknecht Befehle gibt. In der Küche handirt die Magd und kocht die Frühſuppe und iſt in großer Sorge, daß dieſelbe die entſprechende Güte bekommt.

Im Bauernſtübel geht die Nachbarin aus und ein und ſchafft beim Herd und in den Käſten und Schränken, als ob ſie da zu Hauſe wäre.

Im Bauernſtübel iſt die Hetſchenwaberl — und wahrſcheinlich auch noch andere Leute, was weiß ich, man darf ja nicht hinein.

Nur Weiber dürfen in das Stübel, und Weiber kommen mehr und immer mehr, und jedes hat ein geheimnißvolles Geſicht und jedes weiß einen praktiſchen Vorſchlag, einen weiſen Rath und vieles Andere. Die Eine verordnet in der Küche, daß man Ziegel wärme; die Andere will, daß man im Stübel die Fenſter verhänge; eine Dritte gebietet leiſes Auftreten beim Gehen, und eine Vierte kümmert ſich um Faden und Scheere.

Was denn das bedeuten mag, heute? Je nun, der Ofen

iſt zuſammengefallen! ſagen ſie. Wir fragen, was das heißt, denn der große Backofen ſteht eben ganz wohlerhalten da, aber die Weiber huſchen an uns vorüber und Keines antwortet auf unſere Frage. Ei doch! Unbekümmert um alle Geheimnißthuereien, ſchreit im Stübel Jemand auf und ſchreit und ſchreit und — jetzt wiſſen wir Alles.

Ein junger Grünhofer erzählt es uns, daß er da iſt und gibt ſeine Forderungen an die Welt und an die Menſchheit kund. Energiſch verlangt er, daß man ihn kleide in das feinſte Leinen, daß man ihn ſpeiſe mit der ſüßen Muttermilch — und auf den Händen getragen will er auch ſchon ſein, wie jeder andere Erdenbürger. Mittlerweile ſchauen ſich die Nachbarinnen nach dem Kalender um und ſehen nach, in welchem Zeichen der Kleine geboren iſt, ob der Mond auf- oder abnimmt und genau, zu welcher Jahres- und Tageszeit es iſt; denn das iſt Alles von großer Bedeutung! — Wißt ihr, wann ein Glückskind geboren werden muß? An einem neuen Sonntag, das heißt, an einem Sonntag, an welchem Neumond iſt. Der Wieſentoni hat es getroffen, und richtig, er hat einen Terno in der Lotterie gemacht. — Viele aber behaupten, der Toni müſſe an einem vollen Montag geboren ſein, weil er mit ſeinem Terno ſonſt nichts gethan, als ſich vollgetrunken hat.

Alſo, wie immer, wir kehren in unſer Stübel zurück.

Die Bäuerin liegt im Bett und betet und dabei lächelt ſie, als ob ein großes Glück in ihrem Herzen wäre. Dann nimmt ſie den kleinen Weltbürger in die Hände und küßt ihn, und der Bauer ſteht auch am Bett und möchte den Kleinen ebenfalls küſſen; er darf ihn aber nicht anrühren, bis der Kleine nicht erſt gewaſchen iſt.

Die anderen Kinder ſind aufgeſtanden und lärmen nun zur Thür herein, allein eine alte Nachbarin gebietet Ruhe;

und als die Kleinen gar das seltsame Schreien hören und das winzige Büblein sehen, da sind sie ganz verblüfft und machen große Gesichter. Die Steinleitnerin erklärt hierauf, daß die Hetschenwaberl ihnen ein Brüderl gebracht habe, und sie dürften dasselbe auch ein wenig ansehen, aber ganz friedlich müßten sie sein.

Hierauf wird das kleine Wesen gebadet.

Ich gäbe viel darum, wenn ich euch erzählen könnte, wie die Hetschenwaberl das Bad zubereitet hat, aber das ist ihr Amtsgeheimniß. Von diesem Bade hängt eigentlich der ganze Lebenslauf des Neugebornen ab und die Waberl meint, wer beim Zubereiten des Wassers just die rechte Zeit und das rechte Mittel träfe, dem könne es nicht fehlen und das Kind müsse zeitlebens bewahrt bleiben vor allem Unheil.

Nach diesem wichtigen Acte folgen die Vorbereitungen zur Taufe; im Oberlande wird das Kind sogleich am Tage der Geburt getauft, weil man keinen Heiden im Hause haben will. Man läßt das arme Wesen nicht einmal zur Mutterbrust, bevor es nicht als strenggläubiger katholischer Christ kommt.

Aber jetzt tritt eine große Frage in den Vordergrund, welche alle hochweise Nachbarschaft oft nur schwer zu lösen vermag. Wie soll der Neugeborne heißen? Zwar im Grunde genommen, bleibt nicht viel Wahl, denn so viel steht fest, daß man das Kind nicht „zurücknennen", d. h. nach dem Heiligen eines bereits verflossenen Datums benamsen dürfe, weil es sonst entweder rückwärts im Krebsgang in den Himmel müsse, oder gar einen Höcker bekäme, auf welchem der Namensheilige nachreite; und so viel steht auch fest, daß kein Heiliger im Kalender, insoferne er erwünschten Geschlechtes ist, übersprungen werden darf, weil derselbe ansonsten seine Fürbitte

verweigert. Sohin bleibt nur der laufende und der nächtfolgende Tag zur Wahl. Nun macht aber der Kalender oft den Streich, an Einem Tag mehrere Candidaten aufzuführen; denkt euch, wenn er gerade mit den vierzig Märtyrern oder gar mit den eilftausend Jungfrauen kommt, welch schwieriger Fall!

Ist nun endlich diese Angelegenheit geschlichtet, so wird zur Taufe gegangen oder gefahren; dazu ist stets die Hebamme und der Pathe oder die Pathin auserlesen. Ist die Taufe vorüber, so verfügen sich die Weiber mit dem neuen Christen von der Kirche in das Wirthshaus, damit es die ganze Gegend sogleich erfahre, daß „han Greanbarn der Ofn ziommgfoln is, daß die Bäurin von ien rechtschoffnan Haus zu da Tai gschickt hot!"

Unterwegs wird der Kleine gut unter Tücher und Schirme verwahrt, damit ihm die Sonne nicht ins Gesicht scheine, denn in diesem Falle bekommen die Kinder gerne Sommersprossen. Eine gute Vorbedeutung ist es, wenn auf dem Taufgange ein Gewitter überrascht, denn das bedeutet Macht und Stärke für den jungen Weltbürger.

Freudig bringt nun die Gevatterin mit dem Kleinen die Kunde heim: „An Judn hobn ma fuattrogn und an Kristn bringa ma wieda zrugg!" und es gibt viel Heiteres im Hause.

Nach und nach schleichen auch die Dienstmägde in das Stübel, um sich zu überzeugen, ob das Kleine doch nicht etwa ein Muttermal, eine Hasenscharte, an einer Hand sechs Finger oder dergleichen habe — aber ihre Neugierde kann nicht befriedigt werden; der Hebamme und der Pathin liegt es ob, das Kind in den ersten Tagen sorglich zu überwachen, daß es kein fremdes Auge anblicke, denn sonst könnte es „verschaut" werden — manche Leute haben böse Augen!

Da ist vor drei Jahren, als die Zaunbäuerin in Kindbetten lag, eine Bettlerin zu ihr gekommen und hat das Kind mit ihren grauen Augen angeschaut, weil es so „a liabs Wuzerl" gewesen ist. Was ist geschehen? In einigen Wochen darauf ist das Kind der Zaunbäuerin gestorben.

Eine erfahrene Hebamme kennt es auch gleich, wenn ein Kind verschaut worden ist. Wenn ein Dienstbote oder jemand Fremder im Stübel war, so „schleckt" sie unmittelbar darauf die Stirne des Kindes ab und hat diese einen „harben", bitteren Geschmack, so ist das Kind verschaut. Sie benetzt sofort die Stirne mit ihrem Speichel, denn das ist das einzige Mittel, den bösen Folgen vorzubeugen.

Nun wird aus der Dachkammer die Wiege hervorgeholt, denn die jungen Oberländer wollen in der Regel nicht ruhig sein, wenn sie nicht eingelullt und immer gewiegt werden. Auch die Großen und Alten lassen sich nur zu oft noch einlullen, und wenn nur das Wieglein wackelt und ein Kindsliedlein tönt, so verschlummern sie ihre ganze Lebenszeit! —

Einige Tage nach der Geburt kommt von der Gevatterin ein Bote, welcher einen großen gefüllten Kopfkorb trägt. Der bringt der Wöchnerin das „Gabbrot", kleine Laibchen aus Weizenmehl, mit verschiedenem Gewürze ausgestattet.

Im Korb befindet sich aber auch noch ein kleines, sorglich gebundenes Paketchen. In diesem ist das Kresengeschenk (im Mittelhochdeutschen: kreseme oder krisem, Krisam, geweihtes Oel, mit welchem ehemals der Täufling gesalbt wurde). Das Kresengeschenk besteht gewöhnlich aus Silbergeld nebst einem geweihten Bildchen, welches den Namenspatron des Kindes vorstellt.

Die Mutter bewahrt das Geschenk auf, und wenn das Kind zum Gebrauche seiner Vernunft gekommen ist, so übergibt sie ihm das Geld mit dem Bildchen und der Eigenthümer

muß es nun selbst hüten und wahren; er ist mit der Uebernahme des Kresengeschenkes gleichsam selbstständig geworden. Aber er darf es auch nicht vertauschen und verschenken, bis er in den Ehestand getreten ist — dann erst mag er es seiner erwählten Hälfte hingeben.

Aber so weit sind wir noch nicht im Grünhofe. Hier sitzt die Bäuerin noch an der Wiege und singt:

„Heidl, nutz Heidl
Greane Ständl,
Rote Bedl drou,
s Buaberl schloft schon!"

Aber „s Büaberl" schläft noch nicht, das guckt mit seinen braunen Aeuglein so munter hinter der blauen Decke hervor, daß die Mutter noch ein zweites Lied anstimmen muß:

„Biga boga Hobathurn
Jechni Kina sein geburn
Liegt da Fisch
Aufn Tisch,
Kimmt die Kotz,
Frißtn Fisch,
Kimmt da Weba mit da Toschn,
Geit da Kotz a brave Floschn,
Sogt die Kotz: Miaun!
Wo muaß i mei Häuserl hinbaun
Baut ihr Häuserl in Kerschbam auffi,
Da Kerschbam hebt on ins bring,
s Katzerl hebt on ins springa!"

Aber nun lächelt das Büblein erst und die Mutter singt ein Anderes:

„Schlof mei Buaberl, schlof,
Aufn Ofn obn sein d Schof,
Die schworzn und die weissn,
De thaten s Buaberl beissn!"

und:

„Schlof mei Buaberl, schlof,
Dei Voder is a Grof,
Dei Muader is a Fee,
De führt dih uban See.

De ſetzt dih auf a hohes Roß
Und fahrt dih in a Königſchloß,
Selm hoſt a guldas Tiſchl glei
Und a Bettl ah dabei.
Schlof mei Buaberl, ſchlof, .
Der Vader is a Grof'" — —

Und ſiehe, das war das rechte Liedlein, das hat den Kleinen hinübergetragen in das goldene Wunderland .... er hat die Aeuglein geſchloſſen.

Aber es gibt Zeiten, wo Niemand daheim bei der Wiege bleiben kann, wo ſie Alle hinausgehen auf die Wieſe und auf das Feld. Da wird das Haus zugeſperrt und die Wiege mit dem Kleinen iſt einſam in dem Stüblein. Und dennoch ſteht ſie nicht ſtill ſie wieget und wieget, wie von Geiſterhand bewegt. Die Wiege wird nämlich ruckweiſe von einer Schnur geſchüttelt, welche von der Stube durch die Wand in das Freie und zum Hausbrunnen geht, wo ſie durch ein Waſſerrädchen in Bewegung geſetzt wird.

Dieſen „Wieger" findet man im Oberlande, wo in den meiſten Gehöften kräftige Brunnen ſprudeln, ziemlich häufig; er ſchüttelt die Wiege nicht übermäßig, wie der Halterbub, wenn ihn die Bäuerin dazuſtellt, und er nickt auch nicht dabei ein, wie lieb Großmütterlein — er wiegt ruhig fort und das plätſchernde Waſſerrädchen ſingt auch das „Heidllied" dazu.

Am Traualtare.

Das „Gaſſeln" und „Fenſterln" geſchieht ſtets im Geheimen und Finſtern. Aber immer bleibt es nicht ſo verborgen, oft wird es der Keim zu jenem Baum, der den Brautkranz liefert und das Wiegenholz.

So lange auch dieſes Keimen und Sichentwickeln im Verhüllten — wie unter der Erde — geſchieht, eines Tages donnert doch der Pfarrer das Aufgebot von der Kanzel, und nun ſchießen die Verliebten und Verlobten in die Oeffentlichkeit, wie junge Halme nach einem Frühlingswetter.

Aber mit dem Frühling und Knoſpenſpringen kommen auch die Schwärme ſtechender Weſpen — kommt all das ſpottende, beißende, boshafte Gerede und Jedes weiß etwas Nachtheiliges von den jungen Brautleuten zu erzählen. „Willſt gſchimpft werdn, muaßt heiratn!" ſagt die Großmutter, und es iſt richtig!

Doch, wenn nun die Brautleute von Haus zu Haus wandern, um alle Nachbarsleute zur Hochzeit zu laden, ſo werden ſie überall auf das Zuvorkommendſte empfangen und bewirthet, und erhalten wohl noch Flachs, Leinwand oder andere Wirthſchaftsgegenſtände zum Brautgeſchenk. Sehr gebräuchlich iſt in manchen Gegenden die „Brautſchüſſel", welche eine Bäuerin den Brautleuten verehrt. Bei der Uebergabe derſelben wird der Wunſch ausgeſprochen, daß ſie ſtets mit guten

Biſſen voll ſein und daß Jeder, der daraus ißt, geſund bleiben möge.

Iſt das Brautpaar noch jung und unerfahren, ſo begleitet es auf ſolchen Gängen häufig der „Bidlmann", d. i. der Heiratsſtifter, der ſich um Alles, was zur Heirat und Hochzeit gehört, anzunehmen hat. Dieſer Mann muß, nebſt anderen Eigenſchaften, Stellung und Geldbeutel betreffend, den Mund hübſch auf dem rechten Fleck haben. Schon bei der Brautwerbung, welche gewöhnlich durch einen Viehhandel eingeleitet wird, muß er es verſtehen, ſeine Partei in das allergünſtigſte Licht zu ſtellen wie die jungen Leute für einander geſchaffen ſind und ſie eine Ehe ſchließen werden, wie keine zweite!

Oft geht dieſer Mann auch allein Hochzeitleute einladen. Da tritt er, mit Sträußen und Bändern wohl aufgeputzt, in das Haus und ſagt ſeinen Ladſpruch:

„Braut und Bräutigom ſchickn mih her und loſſn enk ſchön grüaſſn, und es is eahna und mein oanfoche Gebit, ös möchads ſo guat ſein, und auf d Freud und Hohzat gehn, und möchads ent aufn Monter in da Braut ihrn Vodahaus zan an kloan Fruaſtuck begehn. Oft wöllts ah ſo guat ſein und eahna s Bloat (Geleite) gebn üba Goſſn und Stroßn, üba We und Ste, üba Wold und Hold, üba Hoad und Lond, hin zu da Pforrkirche, wo der heili Jogobi wohnt. Doſcht wird ſih a hochgweihta Priaſter einfindn und wird die kriſtlichn Brautleut zſommabindn, daß s neamt wird löſn kinnen as wia der ollmächti Goud mitn Toud. Oft wedn ma i zrugg bloatn zan Hohzathaus, ſelm wird ins aufgſetzt wedn a Ripperl Fleiſch und a Gobl Kraut, a Glaſl Wein und a Stückl Brot, wias Goud da Herr in Keller und Kuchl daſchoffn hot. So long, as s Hockbredl wird klinga, Jung

und Old nouh mo springa, wedn ma lusti sein und ins gfrein — So loßts van schlechtn Boudn fü zwen guade sein'"

So kommt der bestimmte Hochzeitstag. Schon zu früher Morgenstunde kommen die Leute von allen Enden und Ecken und jauchzen und schießen Pistolen ab. Das Vaterhaus der Braut ist voll von Menschen, aber die Braut selbst sieht man noch nirgends, bis der Bidlmann zum Bauer hintritt und wieder seinen Spruch sagt:

„Wia ma sein vo drei Wochn dogwen, hobn mar Oani eingstallt zan Hoslnußschälln und Fedaschleissn, daß sa sie nit buglad oabatn deaffad; mir möchtn s wieda gedn gsehn, wia s ausschaut, weil ma sist koa Fuadageld zohln!"

Auf diese Forderung läßt der Bauer alle alten buckeligen kropfigen Waid- und Stallmägde vorführen, und nachdem der Bidlmann behauptet, daß da die Rechte nicht dabei sei, läßt er erst die Braut auftreten.

Hierauf setzen sie sich alle zum Frühstück, zu welchem sich gewöhnlich auch die Dorfmusikanten einfinden. Alles ist mit Blumen und Bändern geschmückt und die Braut trägt nach Umständen einen grünen Kranz auf dem Haupte.

Endlich wird aufgebrochen und die Braut- und Hochzeitleute ziehen zu Fuß oder zu Wagen der oft mehrere Stunden entfernten Pfarrkirche zu. Welch ein lustiges Singen und Klingen das ist über die Berge und durch den Wald hin! Doch halt! plötzlich steht der Zug still — er kann nicht weiter. Der Weg ist mit Bäumen und Gesträuchen verrammelt — das ist eine Rache von einigen etwa nicht Geladenen. Das Hinderniß muß fort, die so sorgfältig gewaschenen Hände müssen ins Pech (Harz), während die in der Nähe versteckten Missethäter voll boshafter Schadenfreude kichern.

Endlich kommt die Gesellschaft im Pfarrdorfe an. Ei,

welch ein schöner Luftballon aus buntem Papier über dem Dorfe schwebt! — und höher — höher steigt er auf wie ein Wundervogel, der in den Himmel fliegen will! Alle Augen verfolgen das merkwürdige Ding, doch plötzlich schreit der Bidlmann: „Auweh, auweh, die Braut is wek!“

Und so ist es, die Braut ist weg, verloren, entführt!

Diese Rolle des Entführens unternimmt stets der flinkeste und witzigste Bursche im Dorfe; meistens Einer, der nicht zur Hochzeit gehört. Er hat die Aufgabe, dem Bidlmann, der auch Brautführer ist, zu überlisten, dessen Aufmerksamkeit auf irgend einen seltenen Gegenstand zu lenken und während dem mit der schon früher ins Einverständniß gesetzten Braut zu entfliehen. Der Entführer eilt nun mit seinem Raube in ein abgelegenes Wirthshaus, wo er sich auf Unkosten des Biedlmanns gütlich thut, bis ihm dieser auf die Spur kommt und die Braut mit einigen Gläsern Weins auslöst.

Unmittelbar vor der Kirchthüre harrt noch das dritte Hinderniß, und zwar in Gestalt der Frau Wirthin, in deren Hause die Hochzeit stattfinden soll. Die Frau Wirthin stellt sich nämlich der Braut in den Weg und gebietet dieser strenge, schnell mit ihr ins Haus zu kommen, es müsse das Kraut gesalzen werden.

In der Küche nun reicht sie dem Mädchen mit folgenden Worten den Salzlöffel:

„Jungfi Braut,
Les dar a guade Lebn gebn
Salz dei Kraut,
Oba vasolz dein Monn nit 's Lebn!“

Und die Braut streut Salz in den brodelnden Krauttopf.

Sofort folgt der Kirchgang zum Brautamte und zur Trauung. Ist diese vorbei, so bringt der Bidlmann einige Flaschen Weines zum Altar, welche von den Hochzeitsgästen

an der Stelle geleert werden. Den ersten Trunk hat der Pfarrer, er gilt stets der Zukunft des Brautpaares.

Dann verlaßen Alle die Kirche und ziehen unter Musik und Böllerknallen ins Wirthshaus. Dort geht's zuerst auf den Tanzboden, wo die Ehrentänze abgehalten werden. Da tanzt der Pfarrer, der Richter, der Bader, kurz, die Hervorragendsten im Dorfe, ein paarmal mit der Braut im Kreis herum. Das ist der Ehrentanz. Endlich flüchtet sich die Braut zu ihren jungen „Alten" und der tanzt ihr „das Kranzl ab".

Nach all dem gehts zum Essen, welches stets von Tanzen unterbrochen, bis spät in die Nacht währt.

Es endet mit dem „Gesundheittrinken", wobei Jeder und Jedes sein Glas zu leeren und dabei ein Liedlein zu singen hat. Das sind gewöhnlich Lieder aus dem Siegreif. Vor Allem erhebt der Vidlmann sein Glas und zu den Brautleuten gewendet ruft er: „Gesundheit Brautleut!" Auf dieses Wort fallen die Musikanten mit einem Tusch ein und alle Gläser klingen.

Weil die Hochzeitleute gewöhnlich selbst die Mahlzeit zahlen, so wird der Vidlmann vom Wirthe beauftragt, kundzuthun, wie viel auf jeden Einzelnen zu steuern kommt und derselbe hält sofort folgende Rede:

„Meine liabn Männer und Weiber und Buabn und Menscher! Ich heb auf d'Höh mei Glaserl Wein: Wann ih heunt kunnt da Herrgoud sein! Ih wullt schenkn olln Hobzatgästn a longs Lebn und in Brautleutn a Buttnvoll Kinda danebn. O da wann ih da Josue kunnt sein, heunt liaß ih d'Sunn nit owi gen, de müassad bleibn am Firmament, daß jo da heunti To koan End! Freßn und Saufn, Tonzn und Scheibn, und süst ah ollahond Schindluadatreibn! So

a Gaudi gibts nit aus und nit ein; grod da Speismoasta (Wirth) schaut finsta drein. Do freſſn s oll wia d Hobadreſcher und saufn wia die Bürſtnbinda, jo, wohrhoſti, meine liabn Kinda! Und aufs Zohln will Koana denkn. Zwor will ins da Speismoasta schenkn s Bradl und ah in Wein; oba s Woſſa hät er gedn zohlt und ah die Bein. D Manner und d Lumpn, de ſo wia ſo ſein vull Schuldn, den loßt da Speismoaſter in gonzn Schmorn um drei Guldn; oba d Weiba, de ſeltn in Wirthshaus z gſpürn, de will er heunt amol gonts-läſterli ſchnürn, de müaſſn, s is ſcho bſchloſſn gor, zohln drei hundat Kreuzer und boor!

Und weil ma mit den Hati ſein, lona mar ah noh in Herrn Jeſus ein, wir auf d Hohzat zu Galilä, auf daß er ins ſegn Woſſer und Wein, d Hohzatleut und s Brautpoor, d Spielleut und die gonz Pforr, und olle Schmarozer und Spoßnſchützn, de han Ofn ſitzn, Amen!"

Damit iſt noch nicht Alles vorüber. Jetzt geht die Thür in allen Angeln auf, ein alter, buckliger und häßlicher Mann tritt herein und ſpricht:

„Glop ſei s Kriſtas!" Dann ſtellt er ſich vor den Bidlmann: „Des mei liaba Herr Hausvoda, ih hät wul a ſchöns Gebit, wann ih deafad zwoa oda drei Schriat zu da kriſtlichn Ehtoſi firitretn!"

„Wannſt a rechtſchoffna Goſt bis, konnſt ſcha zuhakemma!"

„Oft is ſcho recht, oft wünſch ih holt in Brautleutn und Hohzatleutn an guadn Obnd, a guads Johr, an guadn To, a guade Stund und an guadn Appetit zan Eſſn und Trinkn. Ih wünſch in Brautleutn an ſchön Ehrntog und viel Glück zan heilin Ehſtond! Hope ma nix fr unguad, wann ih mih in da Red a wenk thua ſtopan (ſtolpern); ſtopad ſih douh oft monis Pferd,

und is a hundert Thola werth. Ih bin heunt gor weit und broad umanonda groaſt. Ih bin groaſt in an wildn Wold, do is s gwen ſchifert und kolt; ih bin groaſt in an greun Wold, do hobn d Vögl gſunga jung und old; ih bin groaſt in an tiafn Grobn do hätn mih bold gfreſſn d Rodan und d Robn; ih bin groaſt über a broads Feld, do bin ih kemma zan a Lezoltzeit, und hon einkaft Schiftln und Red, kun ih eyper aufwortn damit, Herr Ged! Oft bin ih kema in a weits Thol, do hon ih ghört a Jubl und Gicholl; den Jubl bin ih flux zuagrennt und hon mit Freudn dös Haus dakennt Und wir ih bin kema zu den Haus, ſchaun han olle Fenſta d Liachta heraus. Und wir ih hon ghört die Geign klinga, und wir ih hon ghört s Hockbredl ſtimma, do bin ih runt in d Labn einaglouffn und hon ba da Thür d Muſikantn entrouffn. De hon ih mein Bingl hinta die Thür umiglad ih hon dina ghot lauta Mäus und Roßn, und hon mih gfürcht, wann ih s eabatrogn that, möchtn s in Hausvoda d Augn ausfroßn. Und ih bin rund nohaglafn und grennt, und hon meine Augn füri gwendt, und hon glei Dani ba da Toft dakennt; auf dieſebi that ih mih ſpitzn wann ih a wenk kunnt zuwiſitzn. D Jungfrau Braut ſitzt in Roſngoatn, ſchuldiga Weis kimm ih aufzwoatn. Hot s nit geſſn, ſo is s doub gieſſn, hot s nit trunkn, ſo hot s ma doub mit die Aeugerla gwunkn. Dös Winkn that ma recht gfolln und gfrein, wann s da Bräutigon liaſſad mit mir aufn Tonzboudn gen' auf an Tonz, auf eans, zwoa, drei, wia s holt da Brauch is glei!"

Auf dieſes entgegnet der Bidlmann.

„Ah, wos nit noub! Wann d Jungfrau Braut tonzn will, ſein noub Beſſere do!"

„Wann ma da Bräutigon an Tonz that dalabn, ſo that

ih n schbendirn an Koblwogn mit vier Schimmi und an Gutscha mit Stiefl und Spodn, damit a konn in Kiata (Markt) fodn! — Wann ma da Bräutigon die Braut that dalabn, terlauben) so that ih n schbendirn an Bam vulla guldani Birn, oft konn er die Birn van Bam oaha stirn. Da Bam steaht mittn aufn Roan, ghört in Bräutigon nit alloan!"

„Na du, mit so an Hondl konnst di hoamgeigna loffn; ih hon imma ghört: Viel Rochbarn, viel Hundsfiad!"

„Wann ma da Bräutigon die Braut that vatraun, so däafad er die Birn auf mei Seitn ab zsomklaubn: die Birn sein auffm vulla Guld und Schein, und gstott die Redn sein Korfunklstoan drein!"

„Oft ißt deine Birn selba, daß d an guldan Wogn triagst!"

„Wann da Bräutigon mit sei Braut so hoagl will sein, so hät ers gwickelt in a Popierl ein, und häts in Säckl gschobn schön stad, und hätn mit Kedan (Ketten) und Droht zuagnaht!"

„Woaßt, mit dein Schimpfn richst nix aus, wannst nit gleih okrozst, so machn ma fü di a Hoslnußfolbn!"

„Wann mas da Bräutigon nit will vatraun, so will ih holt auf mein We wieda schaun; oba, wann mih da Herr aus n Haus wird vatreibn, so wird a nit meh long Richta vableibn!"

„Schau, daß d weita kimmst und sog, du warst dogwen!"

Wann ma da Bräutigon die Braut that dalabn, so gab ih n mei Haubn, und is s noub nit gnua, so schbendir ih n an Kleibnkas ah noub dazua!"

„Wannst nix Gscheitas woaßt, wia dös Gfraß, so vaklehn (verkleben) da die Papa selba mit den Kas!"

„Heunt will ma da Herr gor nix meh glaubn, und

mir ſein doub mitanonder umgongan in Raubn; ſeim hot er mih gor guat kennt, wia mar ollzwen Muregg hobn onbrennt!"

„Geh, geh, für an Rauba ſchanſt ma viel z leſchad aus!"

„Ih bin von Bruggakreis, da Herr hot gor ſo viel Flöh und L —, wann er ma heunt an Tonz wullt dalaubn, ſo thot ih eahm de Thierler ausklaubn!"

„Geh, wannſt ſo a Flöhkromma biſt, ſo ſchau, daß d gleih wieda fuatkimmſt mit deine braun Huſarn!"

„In Boarn und in Sachſn thoan aufa Bama die Diandln wachſn, und in den lonkweilin Grobn is gor Koani zkriagn und zhobn' Wann ma da Bräutigon die Braut thot dalabn, und wann er ma mein Ehrlikeit ſelba nit will glabn, ſo wullt ih n drei guati Zeugn aufführn. In erſten vo Fürſtenfeld, der hot an Beidl und ka Geld; in zweitn von Zillakreis, der hot ſo viel Geld wia L —; in drittn von Tradnboch, der laft um an Kreuzer an tadn Bumerl noch."

„Dös warn ma ſaubere Zeugn, de deafad ma wulfeila vakaſn, wia da Judas inſan Herrgoudn!"

„Wann da Herr den Zeugner ah nit will glabn, und er ma doub die Braut thot dalabn, ſo wullt i andere drei Zeugn aufführn. Der erſte is da ſankt Flurion mitn groſſn Fann, den kunnt ma die Zeugnſchoft euvatraun; da zweit is da Paul mit ſein Schwert; der wird doub ſein a Zeugnſchoft werth; da dritt is ſankt Peda mit die Himmelſchlüſſl, der wird doub vo da Zeugnſchoft wiſſn!"

„De drei warn ſcho recht, wann da Fluriani aufs Fuir Ochtin gabad, da Paulus die Kriſtn nit vafulgg und da Pedrus inſan Herrgoudn nit valaugnt hät!"

„Wonns da Herr den ah noub nit will glabn und mir die Braut noub nit will dalabn, ſo will die leßtn drei Zeugn

herſtelln. Der erſte is Gond Voda, der ins daſchoffn hot; da zweite Gond Suhn, der ins dalöſt hot; da dritte Gond heiliga Geiſt, der ins gheilig hot! Wann da Herr in den ah nouh an Fahla thuat findn, oft wird er zſommt ſein Hohzatleutn nit in Himmel findn!"

„Gegn ſölchte Zeugn hon i nix dagegn, und weils d a guada Kriſt biſt und die Braut gor ſo gern zan Tonz führaſt; in Goutesnom, ſo hon i nix dagegn."

„Weil ma hiazt ſo weit richti ſein und bekonnt, ſo nimm ih s Glaſerl Wein in mei Hond; da Wein is hell und fein, weiß und roth zſommgouſſn, ſo wia zwoa liabe Herzerln ſein zſomgſchlouſſn in oan Liab und ſiſt koana meh. Der Wein iſt gwochſn ſein bei Sunn- und Maunſchein zwiſchn Himmel und Erdn, ſo wia mar inſa Seel von ouhn hohn und in Leib vo der Erdn; und da ſüaſſe guldane Wein ſull Braut und Bräutigon und olln Hohzatleutn ia Gſundheit ſein!"

Hierauf nimmt der Mann die Braut an der Hand, führt ſie auf den Tanzboden und tanzt mit ihr dreimal herum für Glück und Segen und ein langes Leben. —

Somit iſt die eigentliche Hochzeit geſchloſſen, der Tanz wird fortgeſetzt und es können ſich an demſelben nun auch ungeladene Gäſte betheiligen.

In manchen Gegenden wird auch noch der zweite Tag mit Muſik und allerhand Volksſpielen gefeiert. Am wenigſten wird auf das „Wiegenholzführen" vergeſſen. Da ſchleppen ſieben oder neun kräftige Burſche vom nächſten Wald einen grünen Baumſtamm herbei, ſchmücken ihn mit Sträußen und Bändern, und ſtellen ihn vor dem Wirthshauſe auf oder verrammeln damit die Hausthüre des jungen Ehepaares.

Wenn dieſes nun vom Ehrentag heimkommt und die Braut das Wiegenholz ſieht, wird ſie roth und ſagt: „Geht s weiter, es wird eppa doub nit ſo gnädi ſein!“ — aber übers Jahr ſitzt ſie am Wiegelein und wieget und wieget.

Am Sarge.

Die Sitten und Gebräuche des Volkes, so unbedeutend sie auch oft scheinen mögen — ehret sie! sie sind das Erbe der Väter aus alten Zeiten und innig sind sie verwoben mit dem armen Menschenherzen, das sich noch nicht emporzuringen vermocht zum freien Lichte des Geistes; sie sind die Goldfäden, die sein herbes Los mit dem Heiteren und Schönen, mit dem Ideale verweben. Und diese goldenen Fäden ziehen sich durch das ganze Menschenleben von der Wiege über den Traualtar bis zum Grabe. Selbst um den Sarg weben sie noch den zarten, milden Schleier der Poesie.

Versetzen wir uns in eines jener stillen, verlornen Thäler des Oberlandes.

Es ist eine herrliche Sommernacht; heiter wandeln einige Burschе Arm in Arm über Wiesen und Felder und singen Lieder, wie sie schon jahrhundertelang in diesen Bergen hallen, immer frisch und sinnig, immer aus dem Herzen.

Endlich nahen sich die Burschе einzelnen Bauernhöfen und singen nun nicht mehr, sie schleichen ganz leise auf Umwegen, sie suchen ja die Fensterlein ihrer Herzliebsten auf. Weit ab durch das ganze Thal ist es noch lebendig, und von den Bergen klingen Lieder, Jodler und Juchhezer im Hochlaut und Hochgefühle der Freude.

Das ist die Samstagnacht mit ihrer Lust und Liebe und Glückseligkeit!

Aber plötzlich wird es ruhig, still — grauenhaft faſt, und die Burſche wandeln ſtumm oder nur flüſternd ihren Wohnungen zu. Und doch zirpt die Grille wie früher, und am Himmel fehlt kein einziger der wunderbaren, freundlichen Sterne. Was betrübt die guten Menſchen? Seht ihr dort am Berge, nahe am Halterhofe, das röthliche Aufleuchten? Man könnte meinen, es brenne das Haus ſelbſt, ſo hoch und mächtig ſchlagen die Flammen auf und Funken fliegen empor, wie erlöste Seelen ins Reich der Sterne und des Lichtes. Das bedeutet, daß im Halterhofe Jemand geſtorben iſt.

Stirbt nämlich in einem einſamen Bauernhofe Jemand, ſo wird deſſen Bettſtroh vor dem Hauſe verbrannt, zum Zeichen für die Nachbarſchaft, damit die Leute kommen und beten und die Leiche ſegnen mit Weihwaſſer. Auch verfügt ſich ſofort ein „Leichenanſager" zur Pfarrkirche, um das „Schiedinläutn", (Verſcheidenläuten) zu veranſtalten. Bei Kindern wird nicht geläutet; für dieſe geſchieht es ſchon im Himmel, denn ſie kommen vom Mund auf in den Himmel und werden ſogleich Engel!

Drei Tage und drei Nächte liegt der Todte aufgebahrt, gewöhnlich im Vorhauſe hinter der Bodenſtiege. Hier iſt über zwei Holzſchrägen ein Bret gelegt, darauf ruht er und iſt mit einem Leintuch zugedeckt. Zu Häupten flimmert ein Oellichtlein in einer gläſernen Lampe, und dabei ſteht das Crucifix und ein Weihwaſſergefäß.

Es iſt wohl unheimlich, wenn er — der früher mit den Andern in Haus und Hof geſchafft, bei Tiſche geſcherzt und mit rothem Geſichte durch die Thüren aus- und eingegangen iſt — jetzt im dunkeln Vorhauſe unter dem weißen Tuche daliegt, drei Tage und drei Nächte lang. Die Hausleute ſchleichen nur ſo vorbei und getrauen ſich nicht recht hinzuſehen auf die Bahre.

Aber wißt ihr, was man thun ſoll, damit man ſich vor den Leichen nicht fürchtet? Wenn einmal eine Kindesleiche iſt, ſo macht man über das Antlitz derſelben mit dem eigenen rechten Daumen das Kreuzzeichen, und unmittelbar darauf macht man mit demſelben Daumen das Kreuzzeichen auch auf ſeiner eigenen Stirne; — das hilft, in ſeinem Leben fürchtet man ſich von keiner Leiche mehr!

Während dem der Verſtorbene auf der Bahre liegt, ruht die Wirthſchaft und die Leute beſchäftigen ſich mit Andachtsübungen und mit Vorbereitungen zum Begräbniß.

Auch die Nachbarn unterbrechen die gewohnte Tagesordnung und verſammeln ſich im Hauſe des Verſtorbenen und wachen die drei Nächte hindurch bei Singen und Beten. Sehr gebräuchlich iſt das alte Volkslied:

„Ich wollt wol ausgehen
Und weiß nicht, wohin,
Kein Menſch kann mir glauben,
Wie krank daß ich bin.
Das Krankſein, das iſt
Wol gar ein' harte Buß,
Weil man halt nicht weiß,
Wann man ſterben muß.

Heut geh ich noch ein
In mein Vater ſein Haus,
Morgen in der Früh
Tragen ſ' mich ſchon hinaus.
Sie tragen mich hinaus,
Sie tragen mich herfür,
Sie ſetzen meinen Leib
Wohl zu der Freidhofthür.

Dort graben ſie ein Grubelein,
Sie graben 's gar ſo tief.
Und legen meinen Leib hinein,
Da ſollt er ſchlafen ſuß.
Sie legen ihn hinein,
Sie decken ihn feſt zu,
Sie wunſchen ſeiner armen Seel
Die ewige Ruh.

Die ewige Ruh
Und das ewige Licht,
— So legen sie den Leib hinein,
Da sollt er schlafen süß.
Der Meßner fängt an zu läuten
Den traurigen Glockenton,
Dann gehen meine Freunde
Halt alle davon.

Heute noch bin ich
Ein Röslein roth
Morgen in der Früh,
Da bin ich schon todt.
Heut ists in mir,
Morgen ists in dir,
Es ist halt kein Kräutlein
Gewachsen dafür!"

Es macht einen eigenen Eindruck, wenn man um die Mitternachtstunde die tiefernsten Töne dieses Liedes hinaus zittern hört aus der einsamen Menschenwohnung, gleichsam als Klage und Frage an die Gottheit, an das Schicksal.

Aber es wird gemüthlicher. Nach Mitternacht kommt Weißbrot, oder wenn der Verstorbene ein leidliches Testament hinterlassen, gar eine Schüssel Fleisch oder ein Korb Krapfen auf den Tisch, und nicht selten noch ein geistiger Trunk dazu, denn:

„A Leichnocht, de nit geistern thuat,
De bringt der oamen Seel ka Guat!
Und spuckt da Geist in Glaserl drein,
Aft fohrt die Seel in Himmel ein!"

Das ist das Todtenmahl um Mitternacht, heiter und gemüthlich oft.

Als der Weberhansl auf der Bahre lag und die Nachbarn fröhlich bei seinem Todtenmahle saßen, äußerte der Halterhiasl: „Na, wir is s heunt douh so lusti! Schod, daß da Webahansl nit do is, oba grod um oan Tog is er zfrüa gstorbn!"

Stets werden bei dieser Gelegenheit Episoden aus dem Leben des Verstorbenen erzählt und die Tugenden und Vorzüge des Todten in das günstigste Licht gestellt, denn ein Volksspruch lautet:

„Willst gschimpft wern,
Muaßt heiratn;
Willst globt wern,
Muaßt sterbn!"

Bricht endlich der Begräbnißtag an, so wird der Todte in einen rohgezimmerten Sarg gelegt und mit Rosenkränzen und Heiligenbildern überdeckt. Zuletzt geben sie ihm noch eine Wachskerze in die Hand und Feuerschwamm dazu, damit er am Tage der Auferstehung allsogleich Licht zur Hand habe und sofort seine Freunde und Anverwandten aufsuchen kann. Auch die Kerze, die zu Häupten der Bahre brennt, hat eine eigene Bedeutung. Leuchtet sie rein und ruhig, so ist es ein gutes Zeichen für den Todten und die Lebendigen; flackert sie aber unstät, so rüttelt der Tod daran, und es stirbt bald wieder Jemand in der Gegend! Auch ist es ein böses Omen, wenn der Sargdeckel nicht gut klappt, das deutet unrechtmäßig Gut in der Hinterlassenschaft!

Ist nun der Todte unter Niet und Nagel wohl verwahrt, so geben die Leute noch zu einem Mahle, wobei wieder die Kerze eine Rolle spielt. Nachdem nämlich eine Reihe verschiedener Schmalz- und Mehlspeisen den Trauernden tröstend genaht, reichen die Verwandten des Verstorbenen jedem Leidtragenden eine Kerze zum Zeichen, daß nun nichts mehr kommt, und man rüstet sich zum Aufbruche. Dann singen sie noch ein Abschiedslied, und sechs kräftige Burschе heben den Sarg, um ihn zu Zwei und Zwei der Pfarrkirche zuzutragen.

Diese ist oft mehrere Stunden weit entfernt. Da ziehen

ſie bin in langer Reihe die ganze Gemeinde oft über Feld und durch den Wald, und beten laut. Voran ſchwankt der mit weißer Leinwand, dem „Ueberdon", verhüllte Sarg und dieſem zunächſt folgt das Weib, welches den Todten gewaſchen und ihm die Sterbekleider angezogen hat. Dieſes Weib trägt in einer Laterne die brennende Kerze, denn eine geweihte Flamme muß den Todten begleiten bis zum Grabe, „daß ihm das ewige Licht leuchte!".

In manchen Gegenden wird die Leiche mittelſt eines Leiterwagens, welcher von einem Pferde oder zwei Rindern gezogen wird, zur Kirche befördert. Da wird zum Sarg noch ein Käfig mit einem lebendigen Vöglein geſtellt, denn wenn nicht auch ein lebendiges Weſen auf dem Wagen iſt, ſo bringen die Zugthiere den Todten nicht von der Stelle. Indeß das Vöglein, welches eine ſolche Todtenfahrt mitgemacht hat, lebt auch nicht mehr lange!

Weit bequemer iſts bei Kinderleichen; da wird das „Todtentrüherl" ohneweiters mittelſt eines Riemens dem nächſtbeſten Burſchen um die Achſel gehangen oder gar auf den Rücken geſchnallt, wie ein Felleiſen.

Zur Kirche angelangt, findet ſofort ein „ſchwarzes Amt" (die Todtenmeſſe) ſtatt, bei welchem die Kerzen vom Frühmahle verbrannt werden. Nach derſelben wird der Todte mit den üblichen Kirchenceremonien unter vielem Glockengeläute beſtattet. Dann wird am Grabe noch gebetet und geſungen, es kommt Weihwaſſer und Erde auf den Sarg, ein kleines hölzernes Kreuzlein auf den Hügel, und das wunderliche Drama eines Menſchenlebens iſt aus.

Nicht doch, die Zurückgebliebenen ſpielen weiter. Die Verwandten des Beſtatteten und alle Leidtragenden begeben ſich ins Wirthshaus zur „Todtenzehrung", welche zwei bis

drei Stunden währt und nicht ſelten die ganze Hinterlaſſenſchaft des Verſtorbenen koſtet. Der alte Waldbauer, als Geizhals bekannt, fürchtet ſich lediglich deshalb vor dem Tode, „weil er gor ſo viel koſt"!

Um 12 Uhr Mittags, während ſie Alle ruheſam beim Mahle ſitzen, fangen auf dem Thurm noch einmal die Glocken zu klingen an, was mit dreimaliger Unterbrechung oft eine ganze Stunde währt. Das iſt das „Leichausleuten". Nun tritt der Todtengräber zur Thür herein, bringt noch einen Gruß vom Todten und berichtet, „daß er ruhig ſchlafe und kein Leid mehr habe". Hierauf betet er laut die „fünf Wunden Chriſti", und greift dann angelegentlich nach den Gläſern, die man ihm zubringt. So wird wacker gegeſſen und getrunken, bis mit Speiſe und Trank aller Kummer und Gram verzehrt iſt.

Wohl, denen es gelingt! Aber ich habe einmal am Grabe des Beſtatteten eine Waiſe geſehen, die ihr letztes Stücklein Brot für einen Stamm Rosmarin vertauſcht hatte; denſelben pflanzte ſie auf den lockeren Hügel zur letzten Liebesgabe dem treueſten Herzen in der Tiefe.

Neujahr.

Die Zeitabſchnitte, wie ſie die Menſchen feſtgeſtellt haben durch das Zuſammentreffen von den Erinnerungen der Vergangenheit und den Wünſchen und Hoffnungen der Zukunft in denſelben einen ſo geheimnißvollen Anſtrich, daß der Einzelne gerade hier verſucht iſt, mit einem höheren Weſen auf eine, wenn auch übernatürliche Weiſe, anzuknüpfen, um mit Gunſt desſelben einen Blick in die Zukunft zu thun. Nicht blos der ungeſchulte Mann aus dem Volke, auch der gebildete Städter harrt am Sylveſterabend der Mitternachtsſtunde mit einer gewiſſen Erregtheit entgegen, und frägt das Orakel und ſchenkt ihm halb und halb Glauben. Sieht doch ſelbſt der ernſte Gelehrte lächelnd zu, wenn die Haushälterin ihm ſeine Zukunft Blei gießt, und am Neujahrsmorgen denkt er: Was wird in dieſem Jahre alles kommen?

Nach alldem betrachtet, habe ich im Oberlande verhältnißmäßig wenig Sylveſter- und Neujahrsgebräuche gefunden.

Der Bauer geht am Sylveſterabend um neun Uhr zu Bett, ſchläft ſofort auch ein und wenn er erwacht, iſt die Milchſuppe fertig und das neue Jahr. Er ſteht auf, gähnt und ſagt: „Hiazt bon ib lacht a ganzes Johr gſchlofn? No jo, vorigs Johr bon ib mib niedaglegt und heut bin ib erſt aufgſtondn!“

Daß die Tochter in der Nacht Blei gegossen hat, das weiß er nicht; er weiß es auch nicht, daß sie vom Tische aus einen Schuh gegen die Thür geworfen hat, und zwar so oft, bis die Spitze einmal gegen die Stube gekehrt war, denn das letztere bedeutet, daß im nächsten Jahr ein Freier zur Thür hereingeht. Aber neugierig wäre der Alte doch, was kommen wird. Es ärgert ihn, daß ihm der liebe Gott das neue Jahr gleich so hingeworfen hat, und daß er es jetzt nehmen muß, wie die Katz im Sack. Dem lieben Gott wär's gleich, ob er es Einem wissen ließe, oder nicht, und Unsereiner könnte doch das Kornfeld darnach richten.

Das sind so des Landmanns Neujahrsbetrachtungen, dann schaut er aber auch schon:

„Daß ma heunt kan olds Weib ins Haus kimmt, sist is s Gfröt fiati für s ganz Johr! — Wann aber a junga Bua onklopft, so mochts olle Thür und Thor auf und hoaßts n gleih zan Tisch, daß mar in den Johr viel Glück und Segn hobn"

Und das ist kein Ernst; kommt aber an diesem Tag eine alte Frau ins Haus, so geräth er in Zorn! Dem Katzbauer ist am Neujahrstag, noch bevor die Sonne aufging, die alte Köhlerlise in die Stube gekommen, und noch in derselben Woche hat er sein Haus verkauft, weil nun ohnehin kein Glück und Segen mehr zu hoffen gewesen.

Ein Bursche aber bedeutet gerade das Gegentheil und der Bauer weiß sich stets dankbar zu beweisen, wenn ihm ein Jüngling den Neujahrsgruß bringt. —

Kaum sitzt der Bauer in seinem festlichen Anzug bei der Morgensuppe, so wird es vor dem Hause lebendig. Die Armen der Gegend haben sich vor seiner Thür versammelt und singen:

„Wos sull mar in Hausherrn dann wunschn
Zan an neugn Johr?
Mia wern an wunschn
An guldanan Tisch,
Auf an iadn Egg
An guldanan Fisch;
Ba da Mitt a Glasl Wein,
Dos sull in Hausherrn
Sei Gsundheit sein!
Dos wunschn ma mit Holl und Scholl
Zan an neugn Johr!

Wos sull ma da Hausfrau dann wunschn
Zan an neugn Johr?
A neugs Kristkindl
Aufn Hocholdor,
A neugs Kristkindl
Is nouh nit gmua;
A guldane Heidl
Wunschn mar ab dazua;
Mir wunschn ihr
An guldan Wogn,
Damit s konn
In Himmel fodn.
Dos wunschn ma mit Holl und Scholl
Zan an neugn Johr!

Wos sull ma da Tochta dann wunschn
Zan an neugn Johr?
Mir wunschn ihr
An Bräutigon
Mit brinnrote Housn,
Won in an iadn Säckl
Viel Dugodn lousn.
Dos wunschn mar ihr mit Holl und Scholl
Zan an neugn Johr!

Wos sull mar in jungen Herrn dann wunschn
Zan an neugn Johr?
Mia wunschn eahm
A feindsalige Braut,
De n olle Wochn
Siebn mol haut,
Und wunschn eahm
An eisnan Ruggn,
Daß er d Schlag
Konn owi druckn;

Dos wünschn mar eahm mit Holl und Scholl
Zan an neugn Johr!

Wos full mar in Ondern dann wünschn
Zan an neugn Johr?
De ma nit kina
Bau Nomen nenna,
Wird Goud da Herr
In Himmel dakenna;
Dos wünschn mar Olln mit Holl und Scholl
Zan an neugn Johr!"

„Is scho recht," sagt der Bauer, „gebts eahnar aussi wos!" Und die Bäuerin trägt eine Schüssel Krapfen hinaus und gibt, wenn sie wohlhabend ist, jedem Einzelnen der Sänger noch ein Geldstück.

Wer geschickt im Zeichendeuten ist, der kann übrigens heute schon was erfahren. Besonders sind die Eiszeichnungen auf den Fenstern bedeutungsvoll; da hinauf wirft das junge Jahr den Plan der Zukunft.

Die Flammen auf dem Herde müssen auch beachtet werden, ob sie hoch aufflackern oder welche Farbe sie haben. Selbst die Hühner wissen in diesen Dingen mehr als der Mensch; wenn sie schreien oder in die Höhe flattern, oder sich in enge Kreise versammeln, Alles hat seinen Grund und seine Auslegung.

Sogar an seinen eigenen Kleidern kann der Mensch heute lesen. Wenn sich der Rockkragen aufstülpt, so heißt das viel Verdruß im Jahr; wenn sich ein Schuhband lockert und von selbst löst, steht eine Hochzeit in Aussicht. Und so könnte ich euch noch Vieles erzählen, wenn's nicht ein wenig langweilig wäre.

Die neuen Dienstleute, die im Hause sind, sehen heute nur auf Eines, nämlich, wie lange zu Mittag die Mahlzeit dauert und wie viel Gerichte auf den Tisch kommen; das

entscheidet, ob die Bauernleute neidisch oder freigebig sind, und das ist doch eine wichtige Frage für den Dienstboten, den der liebe Gott die wenigen Freuden des irdischen Lebens in der Schüssel zukommen läßt, freilich nur in Gestalt derber Roggenknödel oder eines fetten Heidensterzes.

Doch — ein fein zufrieden Herz,
Und der helle Sonnenschein,
Und dazu ein Heidenterz,
Ist genug zum Glückheim!

Dreikönig.

Man soll's kaum glauben, aber die Dreikönigsnacht ist die wichtigste unter den heiligen Nächten des ganzen Jahres.

Das ist die letzte der drei Weihnächte, in welchen der Bauer in Haus und Hof den Rundgang macht und sein Besitzthum beräuchert und besprengt, auf daß Heil und Segen sei in Stall und Vorrathskammer und Scheune.

Von diesen Rundgängen am Christ- und Neujahrsabend unterscheidet sich der heutige dadurch, daß in demselben nicht blos beräuchert und besprengt, sondern auch auf allen Thüren und Thoren mit der Kreide ein dreifaches Kreuz gezeichnet wird. Das ist gut für jegliche Hexerei, und die Kreide hat außerdem noch die Kraft, daß sie, wenn man mit ihr einen „Drudenfuß" auf die Betten zeichnet, in der Nacht die Gespenster abhält.

Wer ist der beste Zeichner im Hause? Derselbe komme nun und schreibe auf die Stubenthür schön und zierlich die „heiligen drei Könige" mit den dazu gehörigen Kreuzen und der Jahreszahl an beiden Enden, wie es Brauch und Sitte ist seit uralter Zeit.

18 C. + M. + B. 70

Das sind die „heiligen drei Könige", und die bleiben nun stehen an der Thür bis zum nächsten Weihnachtsfeste, wo sie

die Magd mit dem Beſen wegfegt, weil im Laufe des Jahres nicht blos Einer der Weiſen, ſondern gar alle drei ſchwarz geworden ſind.

Nachdem nun die Zeichnung fertig geworden, kommt die Zeit zum Eſſen.

Dieſe Nacht heißt auch die Dreimahlnacht, weil in derſelben drei Mahle auf den Tiſch kommen, welche aus neun verſchiedenen Musgerichten, den „neun Koch" beſtehen ſollten. Da gab es früher Haber-, Roggen-, Weizen-, Milch-, Aepfelmus u. ſ. w., — jetzt zieht man's vor, ſtatt den neun Kochen neun andere Gerichte zu wählen; — wozu der Formenzwang, die Hauptſache iſt doch nur, daß viel gegeſſen wird. Aber gegeſſen — ſagt der Bauer — müſſe heute auch ſo viel werden, daß Keiner im Stande ſei, ſich von ſelbſt in das Bett zu legen, ſondern ſich Einer auf den Andern und der Letzte auf die Ofengabel zu ſtützen genöthiget wäre, um ſo ohne Gefahr für den reichlich verſehenen Bauch auf den Boden zu gelangen.

Für das junge, ledige Volk iſt das übrigens wohl nicht angezeigt, denn das hat heute noch zu ſpäter Abendſtunde ein wichtiges Geſchäft.

Wenn nämlich Eines oder das Andere wiſſen will, ob es in dieſem Jahre heiraten wird — und das will Eines oder das Andere immerhin wiſſen — ſo geht es hinaus in den Hof, wo die Fichtenäſte der zubereiteten Streu aufgeſchichtet ſind. Von dieſen nimmt es einen Arm voll und eilt damit in das Haus zurück. Im Hauſe werden die Aeſte gezählt und da zeigt es ſich. Hat die betreffende Perſon die gerade Zahl erwiſcht, ſo heiratet ſie noch in dieſem Jahre, hat ſie aber die ungerade, ſo — nun, ſo glaubt ſie einfach nicht daran; und wenn man an derlei nicht glaubt, ſo hat es auch nichts zu bedeuten.

Wer viel Geld haben will, der gehe in der Dreikönigsnacht auf einen Kreuzweg, d. h. auf einen Punkt, wo sich die Wege kreuzen. Dorthin kommt ein kleines buckliges Männlein und das muß man ansprechen und beschwören. Das Männlein gibt hierauf neun Fragen, welche man sofort beantworten muß, ohne dabei die drei Wörtlein Ja, Nein und Ich auszusprechen. Trifft man das, so bekommt man einen Hutvoll Thaler. — Aber das Männlein ist Niemand Anderer, als der Böse.

Da ist vor wenigen Jahren der alte Strohdecker Urban auf den Kreuzweg gegangen, und der Urban ist gar schlau und hat stets gemeint, er sei gescheidter, wie so ein dummer Teufel.

Frägt ihn das Männlein: „Weißt du, wer heut' auf den Kreuzweg geht?

„Der Teufel," antwortet Jener.

„Bist du denn der Teufel?"

„Bin ein armer Teufel."

„Höre, wenn du ein armer Teufel bist, so sage jetzt ja oder nein, und ich schenke dir zwei goldene Stiefel!"

„Dann wär' ich ein dummer Teufel."

„Hörst du, jetzt hast du schon verspielt, d u m m darfst du nicht sagen."

„Dumm darf man sagen."

Und so beantwortete der Urban dem Männlein acht Fragen und glaubte schon gewonnen zu haben, da frägt der Böse plötzlich: „Sag' an, um welche drei Worte handelt es sich?"

„Hol' mich der Teufel, wenn ich dir's sag," schreit der Urban.

„So komm denn, bin auch ein armer Teufel," lacht das

Männlein, und der Urban lacht auch, weil er den Schuster Hartl erkennt.

Der Decker Urban mags nicht recht leiden, wenn man dieses Geschichtchen erzählt, aber beim Mahle in der Dreikönigsnacht erzählt man sich's immer und immer wieder. —

Nach derlei Wunderbarem und Geheimnißvollem bricht endlich der Festmorgen an.

Kaum ist die Sonne über die beschneiten Waldberge herauf, so bewegt sich ein neuer sonderbarer Aufzug durch das Dorf.

Es sind merkwürdige Gäste. Voran hüpft ein Junge einher und trägt auf einer langen Stange einen großen „goldenen Stern“. Diesem folgt die jubelnde Schuljugend in ihrem bunten Anzug, und endlich kommen gar drei große Herren in goldenen Gewändern!

Alldem voraus sind zwei weiße Engel mit goldenen Flügeln und diese singen, um die Leute in den Häusern auf die nahende Schaar aufmerksam zu machen:

Haßt he, wos muaß dos sein,
Hazt kema die Zigeiner in unsa Lond herein.

Ih woaß nit, seine Krowotn, ih kenn i nouh nit recht,
's is a gonze Schiwl, daß ma i kaum zähln mecht.

's is a gstraslis Wein, a kezmaßlis Gschrei,
Und wann dos unser Amtmonn hert, so fuhrt er i eini glei.

Se hobn ja a Bockwer, es is schier a Graus,
Ma moant ja, se hann sche viel Dorfa plunad aus!

Se hobn rare Mauner und buglade Rons,
Se mochn lonke Kragner as wia da Franzhons.

Dana, der is a kohlschwoarza Monn dabei,
Just wia da schwoarz Tom in unsern Kälberger.

Dana, der hot a gonz Truherl vull Guld,
Ei, wann er sih denh bsinna that und mirs schenkn wullt!

In Weihrach, den rach ih nit, hon ch gestan gracht,
Und d'Morrn sein ma z'hanti (zu bitter), daß ih ma's Maul vaderbn that.

Und seht, nun stehen sie selbst schon vor der Thür — es sind die heiligen drei Könige aus dem Morgenland, in der Mitte der Mohr mit dem kohlschwarzen Gesicht.

Oft, wenn ein Ueberzähliges mit Schmuck und Kleidung aufkommen kann, sind auch vier „heilige drei Könige".

Nun singen sie den Weihnachtsgruß. Sie singen vom falschen Herodes, von dem Stern, vom holden Jesukindlein; sie singen von Gold, Weihrauch und Myrrhen ... o, nichts sonst haben sie gemeinsam mit den drei Weisen aus Osten, als die Myrrhen — die bitteren Myrrhen. Sie, die da glitzern in Rauschgold und Sonnenpracht, und die da singen von Edelgestein und goldenen Kronen — sie sind nur da, um vor der Thüre des Wohlhabenden ein Stücklein Brot zu erbitten; — es sind die Aermsten der Gemeinde.

Faſching.

Der Faſching iſt auch bei dem Landvolke eine bewegte Zeit. In derſelben kommen die meiſten Hochzeiten vor und die Wirthe räumen ihre Dachböden aus und ſtreuen Federweiß auf den Boden, damit es ſich gut tanzen läßt.

Und am Sonntage, wenn in der Kirche der Nachmittagsſegen vorüber iſt, kommen ſie beim Wirthe zuſammen. Es wäre auch ſchwer, vorüber zu gehen am Hauſe, wo über der Thüre das Tannenreiſig winkt, denn die Bläſer und Geiger ſind ſchon „beim Zeug", und es klingt und hopſt ein Steieriſcher da drinnen, und man jodelt Almer und andere Lieder und wenn's brennt daheim, man muß ins Wirthshaus!

Zwar der Bauer hat's nicht gern, wenn ſeine Leut' zum Tanz gehen, es iſt wegen des Pfarrers, der ſetzt ſich dann zu ſeinem Gläschen, nimmt eine Priſe und denkt ſich: Schau, ſchau, Der und Der läßt ſeine Leut' auch zu ſündhaften Unterhaltungen gehen! und das wirft dann viel Schatten auf den Betreffenden.

Damit die Knechte und Mägde lieber daheim bleiben, ſo läßt ſichs der Bauer angelegen ſein, daß durch die ganze Faſchingszeit hindurch beſſere und reichlichere Koſt auf den

Tiſch kommt. Beſonders in der letzten Woche, welche die „Foaſtwochn" heißt, wird viel Schmalz und Fleiſch verzehrt. Und vor Allem iſt es der „Foaſtpfingſta, Foaſtſunta, Frousmonta" und der allerletzte, der „Foſchnto", an welchem ſich der Bauer erprobt, ob's denn nicht geht:

Olle Tog a Sau und a Kua
Und an Zenggn (Centner) Schmolzkouch dazua.

Es iſt um ſo nothwendiger, an dieſen Tagen möglichſt viel zu verzehren, da denſelben die ſiebenwöchentliche Faſten folgt, in welcher ein wahrhaft chriſtlicher Bauer kein Stücklein Fleiſch und kein Tröpflein Schweinſchmalz über die Zunge laſſen ſoll.

Zwar hat in den letzten Jahren der biſchöfliche Hirtenbrief, der am „Foaſtſunta" immer von der Kanzel verkündet wird, das Schweinſchmalz an den Faſttagen erlaubt, aber „in Geiſtlingan därf mar ah nit olls glabn", meint der Landmann, „ba de hebt der ondere Kriſt zerſcht on, dös hobn die oldn Leut ollaweil gſogg, und s ſe habn s ah gſogg, wer Somſtas a Fleiſch oder a Schweinſchmolz ißt, fü den thuat unſa liabe Frau neama fürbittn und mit den is s aus und is s vabei!"

Iſt da Faſching vorüber und der Aſchermittwoch angebrochen, ſo erwacht plötzlich der Sinn der Nüchternheit und Abtödtung. Das Erſte iſt, daß die Küchenmagd den Faſching hinauswäſcht. Sie reiniget nämlich mit der größten Sorgfalt alles Küchengeſchirr, alle Gegenſtände um den Herd herum, alle Bänke und Stühle in der Stube und beſonders den Tiſch mit dem Eßzeug, damit ja kein Tröpfchen Fett hängen bleibt und die heilige Faſtenzeit entweiht. Die Leute gehen zum Brunnen und ſpülen ſich den Mund aus; knien dann um

den Tisch herum und beten den Kreuzweg und die Litanei vom Leiden Christi.

Eines oder das andere Mädchen lehnt wohl gar am Brunnentrog, wäscht sich immer und immer wieder die Augen aus und singt so vor sich hin:

„Sida, seit n Foschn her,
Schmeckt ma gor nix, gor nix mehr,
Ollaweil, ollaweil kimmts ma für:
Aus is s mit mir!"

Daß wir wieder auf unser Faschingsessen kommen — sind die jungen Leut' halt einmal so, sie ässen euch lieber den ganzen Tag nichts, als daß sie zu Hause blieben. Da gehen sie am „Foastsunta" oder am „Foschnto" (Faschingdienstag) zum Bauer und bitten ihn demüthiglich, daß er ihnen erlaube, ein wenig zum Wirth zu gehen. Da sind nun zwei Fälle möglich, entweder der Bauer erlaubt es, dann gehen sie ins Wirthshaus, oder er erlaubt es nicht, dann gehen sie — auch ins Wirthshaus, aber heimlich, wenn die Bauernleute schon schlafen.

Da fällt mir ein Geschichtchen ein, das sich in unserem Thale einmal zugetragen haben soll, und weil es heiter ist und ein treues Faschingsbildchen gibt, so will ich es sofort erzählen.

Der Josl und die Rosl.

Es war schier zum Verzweifeln.

Im Dorfe drüben ging's so groß zu und im Wirthshause waren alle Fenster beleuchtet, wie die Kirch' in der Christnacht, und alle Geigen und Clarinette waren dort beisammen und die Burschen thaten noch Zither spielen und singen dazu, daß die Spatzen auf dem Dache wach wurden und ordentlich zu tanzen anhuben.

Jetzt konnte man gar den Nachbartlbuben hören, wie er ſang:

„Und heunt is da Foſchnto,
Heunt ſauf ih, wos ih mo,
Morgn moch ih s Teſtament,
's Geld hot an End!“

Und gleich darauf ſchallte, von Zitherklang begleitet, ein Anderes herüber:

Zwoa kuhliſchworze Aerſchkern,
Und s' Diandl hot mih kreuz gern
Und gwoant hots um mih,
Wir ih fuatgonga bi!“

Jetzt fielen wieder die Trompeten und Geigen ein und die Clarinette jauchzten dazu und die Burſchen jauchzten auch.

So war's drüben im Dorfwirthshaus. Anders war es im finſteren Kuhſtalle des Grabenleitnerhofes.

Dort lehnte am Heubarren ein Mädchen, welches ſehr weinte. Es war die Stallmagd des Grabenleitners; die war neunzehn Jahre alt und hieß Roſl. Aber deswegen weinte es nicht, ſondern — ach, es war ſchier zum Verzweifeln!

Dort drüben iſt die Faſtnacht und hier iſt der Charfreitag; dort drüben ſingen und tanzen ſie und hier röhrt die Kuh und ſchellt ſo einfältig mit der Kette!

Und Roſl war eine ſo fleißige Magd und ſie hatte ſich ſchon gar ſo lang gefreut auf den heutigen Tag — aber da hat der Grabenleitner gerade um eine Woche früher eine unheilvolle Predigt gehört. Die Predigt handelte vom Tanze, daß er eine Todſünde und der kürzeſte Weg ins hölliſche Feuer ſei.

Als der Bauer darauf heimging, ſchüttelte er ununterbrochen ſeinen Kopf und redete vor ſich hin: „Is guat, daß ih s woaß; dös war a ſchöne Gſchicht, wann meine Leut zan

Tonz gangadn und ollmitanonder owirumpladn in d'Höll! Wen hät ih dann im Fruajohr zan Onbau!!"

Und als der Grabenleitner nach Hauſe kam, verbot er es ſeinem Geſinde, für die Faſtnacht den Tanz zu beſuchen.

Das traf die lebensluſtige Roſl wie ein ſchwerer Schickſalsſchlag und ſie ging hin zum Knecht, fiel ihm um den Hals und beſchwor ihn, daß er ihr helfe. Und der Joſl ſagte, er wolle ſehen, was ſich da machen ließe. Der Bauer war einfältiger, als man meinen ſollte, aber der Joſl war geſcheidter, als er ausſah.

Als nun die Faſtnacht kam, da trat der Joſl hin vor ſeinen Dienſtherrn und fragte Anfangs, ob er nicht etwa die Ochſen einſpannen und in die Mühle fahren müſſe und dann fragte er noch, was für den nächſten Tag zu thun ſei, ob ſie in den Wald hinausgehen oder auf der Tenne bleiben ſollten. Aber als er darüber Beſcheid hatte, blieb er noch ſtehen vor dem Bauer und zupfte von ſeinem rothen Bruſtfleck durch ein Löchlein die Watte heraus.

„Nu, und wos dann nouh?" fragte der Bauer barſch.

Da trat ihm der Burſche noch einen Schritt näher und ſagte kleinlaut:

„Gelt Baur, Du hoſt nix dagegn, wann ih d'Rouſl heunt auf d'Nocht auf a Stündl ins Wirthshaus übri führ und ihr an Meth und a Tanzl zohl?"

Was nun der Grabenleitner auf dieſe treuherzige Rede wohl geantwortet hat? Juſt nichts Erbauliches.

„Aha!" hat er geſagt, „biſt ſchon do mit deine Flauſn? Wann ih dih biazt han Schoupf nimm und beidl dih, ſo muaßt ma donkn du brauchſt nouh a Zucht. Zan Tonz gehn, zan Tonz! Dös wa s Wohre! Ih ſog da na ſo viel, Joſl,

wer heunt vo mein Haus zan Tonz geht, den full in Wirthshaus auf da Stell da Teufl huln!"

Der Josl hat noch ein Schöppchen Watta aus seinem Brustlatz gezupft und ist dann langsam in den Stall gegangen.

Es war am Abend desselben Tages.

Der Grabenleitner las noch zu später Nachtstunde eifrig in der Bibel. Er hatte auch das Kochem'sche „Leben Christi" vor sich aufgeschlagen und las das Kapitel von der Hölle, wie diese 50 Meilen lang, 50 Meilen breit und 50 Meilen hoch ist. Und er sann darüber nach, wie doch der gute Pater Kochem diese Bemessungen angefangen haben mochte. Doch, noch zu rechter Zeit mahnte ihn eine Stimme: „Grüble nicht, o Staubgeborner, an den Sätzen der heiligen Schrift, denn unerforschlich sind Gottes Rathschlüsse!" Demuthsvoll klappte der Bauer das Buch zu. Es schlug eilf Uhr.

Da, plötzlich fiel es ihm ein, ob sie wohl daheim und nicht etwa heimlich fortgezogen seien, nach den Fleischtöpfen Aegyptens. Zwar hatten ihm der Josl und die Rosl schon manches Jahr treu gedient und stets die Gebote ihres Herrn befolgt, allein schwach ist das Fleisch und groß die Macht der Hölle!

Der Bauer schlich aus seiner Stube und in den Stall, wo das Bett der Rosl stand. Alles in Ordnung, die Magd lag ruhig unter ihrer Wolldecke und schlief den Schlaf des Gerechten. Ganz anders war es, als der Bauer zum Bett des Josl kam. Das war öde und leer. „O, Du schlechter Lump Du!" sprach der Bauer zu sich selbst, meinte damit aber den Knecht, der abwesend war „woat, ih wia da nouh zoagn, wer dei Herr is; heunt ba da Nocht nouh suach ih dih auf, ziach dih ba die Orwaschl hoam ins Bett und morgn vajeik ih dih erst!"

Hinter der Hausthüre lehnte der Mühlstock; nach diesem griff der Grabenleitner und machte sich brummend auf den Weg gegen das beleuchtete und belebte Wirthshaus.

Der Wirth zum „heiligen Florian" — dessen Schutzpatron über der Hausthür seinen Wachtposten hatte — machte große Augen, als er den geizigen und bigotten Grabenleitner daherkommen sah und sagte: „Ei der Tausendschlapperment, ist aber das was Seltsams, Herr Nachbar!"

„Na, daß d e r do is," flüsterte ein lustiger Junge seinem Nachbar zu, „dös bedeudt wos; entweda kriagn mar an Kriag, oder es geht d'Welt z'Grund!"

Die das gehört hatten, lachten laut auf.

Aber der Grabenleitner sah und hörte nicht auf das, sondern er fuchtelte mit dem Stock in der Luft umher, machte äußerst verdächtige Geberden gegen den Schützling des heiligen Florian und gurgelte: „Is er do, oder is er n i t do?"

„Er is n i t do!" rief der Nachbartlbub auf gut Glück, ohne zu bedenken, wie höchst verdächtig dieses schnelle Dreinfahren war. Er lachte und faßte den Bauer an der Hand. Bald waren auch noch ein paar andere Burschen zur Stelle, und nachdem sie sich gegenseitig ins Ohr geflüstert hatten, nahmen sie den Grabenleitner in ihre Mitte und zogen ihn zu ihrem Tisch, der sich sofort mit Unterländerwein und Oberländerfaschingskrapfen deckte.

Als sie ihm nun von allen Seiten zutranken und ihm sagten, daß er eigentlich ein lieber Kerl sei, da legte sich sein Zorn und sein Grollen etwas; er lächelte ein wenig und that endlich Bescheid. Und siehe da, noch weit eher, als es sich die Burschen versahen, haute der Grabenleitner seine knochige Faust in den Tisch und weinselig lächelnd rief er aus: „Seids

ſcho vaflürte Kampl, ös — ös hobts mih dronkriagt, ih moan, ih kriag an Dufl? He?

Na, bringts her a Glos Bradl
Und Wein, a Purzion,
Jo, s Eſſn und s Saufn,
Dös is mei Paſſion!"

Die Burſchen ſchnalzten dem Alten mit den Fingern zu und ſangen dann:

„Und hobn ma glei an Offn,
Wegn den geht Koana ſchlofn;
Mir trinkn nouh a Glaſerl drauf,
Und über an luſtin Lumpn,
Do ſteht amol nix auf!"

„Dös is grechn a luſtige Nocht!" meinte der Bauer, als ihm die Leute auf die Achſel klopften und immer wieder ihre Gläſer brachten. „Ih bin dös Weinl holt nit recht gwohnt; ih trink ſiſt olleweil a kolts Woſſa, wann i durſti bin. Grod an Johanneswein trink ih za Weihnächtn, und vo den koſt ih ſo long und ſo long ollamol, bis ih s'Glaſl zſomſchlog — oftn (dann) is s gmua."

Als hierauf auf dem Tanzboden die Muſik anhub, machte er allerhand Bewegungen im Tact, und als nun gar ein Altſteieriſcher kam, ſchön langſam und gemüthlich und doch voll Luſt und Leben da ſchrie der Grabenleitner: „Jeſtl, a Stoanſteira! Dös is der, den ſ ba mein Brauttonz gſpielt hobn — Buabn, den moch ih mit!"

Sofort ſprang er auf, faßte die Kellnerin an der Hand und eilte mit ihr auf den Tanzboden. Alles wich ihm aus und lachte und wunderte ſich gar über den flinken Alten — er tanzte wie ein Mädchen.

„Ih woaß gor nit, wia ma heunt is!" meinte er nach ſeinem erſten Tanze, „die gonz Weltkugl möcht ih aufn Bugl nehmen und aufn Sterna damit umahupfn. Oba ſogts zu

mein Josl und zu mei Rosl nix — und mei Weib, de därfs ah nit wissn, de is ka guade, wann s bös is!"

Der Nachbartlbub entgegnete:

„Wann ih geh, so geh ih gleih,
Geh ih hoam zu mein Wei,
Wa mein Wei hots ka Ziel,
Geh ih hoam, wann ih s will!"

„He, a u s noah an Steirischn, Spiellent!" rief der Grabenleitner wieder und warf den Musikanten einen Groschen auf den Tisch, aber just wie die Musik beginnt und der Bauer seine Tänzerin um die Hüfte nehmen will, da — o ihr Ewigen! — erfaßt ihn eine kalte, starre Hand — eine Klaue — am Genick und hinter ihm steht der Böse und grinst ihn an voll unendlichen Hohnes und ladet ihn ein zu einem Tänzchen.

Der Bauer schrie auf und wollte für den ersten Moment entfliehen, aber der wackere Gottseibeiuns hatte seine Klauen so innig in den Rockkragen des Grabenleitners gebohrt, daß diesem kein anderer Ausweg blieb, als zu Boden zu sinken.

Nun erst ließ der Unheimliche sein Opfer los, hob sein scheußlich Haupt, winkte mit den Hörnern und fletschte die Zähne.

Es herrschte Todtenstille, welche der Böse sofort mit folgender Kündigung unterbrach: „Dem Hans Jörg Schmutzer, vulgo Grabenleitner, hier, Gruß und Handschlag von meinem Principale Luzifer! Mittelst Vollmacht, die uns besagter Hans Jörg verliehen, indem er Jeden von seinem Hause, der heute zum Fastnachtstanze geht, dem Teufel verschwor, sendet mich mein gnädigster Herr und Gebieter ...."

Eine Maus hätte man jetzt laufen hören können, so still war's, bis der Alte endlich einen hoffnungslosen Versuch machte, um Gnade zu flehen.

Und siehe da! Man hätte sich das vom Teufel nicht gedacht, er war ungemein großmüthig. Nur eine ganz kleine Bedingung stellte er für sein Opfer: Er wolle billig sein, der Grabenleitner möge aus seinen zwei Dienstboten Josl und Rosl ein Paar machen und es für die Jahre, die sie ihm treu gedient, mit einem kleinen Hausstand ausstatten — dann sei er frei; — es sei ohnehin nicht der Rede werth.

„Und nouhamol full mih da Teufl huln, wann dös nit mei Josl is!" lachte jetzt der Bauer plötzlich auf und ein schmetternder Tusch fiel ein —

Und zur Fastnacht über's Jahr
Waren der Josl und die Rosl ein Paar!

Ostern.

Ostern erwartet der Landmann mit doppelter Sehnsucht. Fürs Erste erfreut er sich an dem Auferstehungsfeste Gottes und der Natur, und zweitens bringt ihm Ostern die Erlaubniß, seine Speckknödl und das dünne Stücklein Rindfleisch, welches er schon sieben Wochen entbehren mußte, wieder zu genießen. Der Oberländer hält noch strenge an die vierzigtägige Fasten, und weil er beim lieben Gott durchaus einmal was ganz Besonderes gelten will, so gibt er zu den vierzig Tagen noch neun dazu. Die Bäuerin zwar beklagt sich, daß sie im ganzen Jahre nicht so viel Rindschmalz brauche, als in der Fastenzeit, aber es ist zum Wenigsten nicht „lutherisch".

Seitdem aber der Bischof die Erlaubniß herausgegeben hat, daß anstatt Rindschmalz an den Fasttagen auch Schweinschmalz verwendet werden dürfe, seitdem nennen ihn die Frömmsten den schweinernen Bischof.

Zu Ostern jedoch hört all dergleichen Bedenken auf und die neue Gemeinschaft mit dem Fleische wird durch das „Weihfleisch" eröffnet.

Schon am Charsamstag broddeln am Herde die Töpfe Aegyptens und am frühesten Sonntagsmorgen, der durch Schießen, Musik und Osterfeier verherrlicht wird, begibt sich der Großknecht mit der blank gescheuerten Fleischkübel, oder die Magd mit dem Korb, zur Kirche. Der Herr Pfarrer, der

das Sehnen seiner Gläubigen kennt, verfügt sich schon vor dem Gottesdienst zum Altar und spricht die Weihe und den Segen über die köstlich duftenden Schinken.

Kaum ist er damit unter der Andacht des Volkes fertig, so strömmt letzteres plötzlich mit großer Unruhe dem Ausgange zu. Auf dem Kirchanger scheiden sich nun die Leute in Gruppen; die Zusammengehörigen eines jeden Hauses schaaren sich um den Großknecht, der den kostbaren Gegenstand längst gehegter Sehnsucht in Verwahrung hat.

Hierauf lassen sie sich an der Kirchhofsmauer nieder und unter Erwartung aller Augen und Herzen öffnet der Großknecht das Gefäß und theilt jedem der Seinigen mit einem „Gsegn Gott 's Himmelsbrot!" von der Gottesgabe.

Tag ist nun ein gar fröhlicher Schmaus um die Kirche herum, und wenn nicht noch zu rechter Zeit das Glöcklein zum Gottesdienst riefe, so würde wenig Weihfleisch für den Mittagstisch übrig bleiben.

Der Waldschneider, den ich recht gut kenne, hält aber das „Fleischindiekirchetragen" für sehr überflüssig. Der hängt seine Fleischkübel um Sonnenaufgang an einen Tannenbaum. Auf die Frage, warum er das thue, gibt er zur Antwort: „Jo woaßt, weil da heili Voda z Rom in Ostasunntamorgn auf s Pederskirchndoch auffisteigt und mit boad Händn da gonzn Welt in fleischlichn Segn geit. Derowegn darf ma s Fleisch um diese Zeit nar aufn Bam auffihenkn und da Segn sind s schon on!"

Wenn der Großknecht das Weihfleisch und der Weidknecht am Palmsonntag die Palmtrag zu besorgen hat, so liegt zum Osterfeste auch noch dem Stallbuben eine Pflicht ob. Der hat von der Kirche das „Weihfeuer" nach Hause zu bringen. Der Todtengräber macht nämlich auf dem Friedhofe, der

gewöhnlich um die Kirche herum liegt, aus hinfälligen Grabkreuzen und halbverweſten Sargbretern ein Feuer an, welches der Pfarrer entweder vor oder nach der Auferſtehungsfeier weiht. Iſt der Gottesdienſt zu Ende, ſo eilt von jedem Hauſe ein Bub auf den Friedhof, nimmt ein brennendes oder glühendes Stück Holz vom Weihfeuer in eine Pfanne und lauft damit ſeinem Hofe zu. Sehr ſchlimm iſt es, wenn ihm unterwegs das Feuer auslöſcht, dann ſtirbt im Laufe des Jahres Jemand in ſeinem Hauſe.

Vor wenigen Jahren ließ der Hanſl-Seppl-Toni-Bub unvorſichtiger Weiſe das Feuer unterwegs ausgehen, und in acht Wochen darauf ſtarb ſeine Großmutter! —

Wenn nun der Bube ſeine Glutpfanne glücklich nach Hauſe bringt, ſo werden die Kohlen zum Herdfeuer geſchüttet und ſofort iſt es die Sorge der Bäuerin, daß das heilige Feuer im ganzen Jahr hindurch nicht mehr ganz auslöſche, damit im Hauſe die Flamme wahrer Frömmigkeit lohe und der Todesengel vorüber gehe.

Vom „Antlaspfingſta" — Ablaßdonnerſtag oder Gründonnerſtag, muß ich auch ein paar Worte ſagen.

An dieſem Tage findet an einigen Orten die Fußwaſchung ſtatt. Da wäſcht der Bauer allen ſeinen Hausgenoſſen die Füße und wünſcht dabei Jedem was Beſonderes. Wenn er bei dieſer Gelegenheit ſeiner älteren Tochter Etwas leiſe ins Ohr ſagt, ſo iſt der Gegenſtand ſeines Wunſches nichts Anderes, als ein baldiger Freier.

Aber die Tochter ſagt wohl gar: „Gehts weida, ih mog je koan!" erſchrickt jedoch nach dieſen Worten, denn während der Fußwaſchung darf man am Allerwenigſten eine Unwahrheit ſagen!

Nach der Fußwaſchung folgt der „Grünwaſengang".

Wenn nämlich auf dem Haukanger ſchon der Schnee weg iſt, ſo muß man ſich Abends während der „Todesangſtzeit" baarfuß hinaus ins Freie auf den grünen Raſen begeben. Das iſt ſehr weſentlich, es ſchützt den ganzen folgenden Sommer hindurch vom Blitzerſchlagen! —

Fremde wundern ſich über die vielen Holzkreuzchen, die in unſerem Lande an den Thüren der Bauernhöfe befeſtiget ſind. Es wird nämlich alljährlich am „Heiligenkreuztag" (Kreuzerfindung, 3. Mai) aus den am Palmſonntage geweihten Weiden ein Kreuzlein geſchnitten und an die Thüre genagelt, das iſt gegen die Hexen und gegen die Habergais. Von den Hexen erzähle ich kein Wort, die kennt Jeder — ſchrecklich ſind die Alten, gefährlich die Jungen —. Geheimnißvoller iſt die Habergais. Das iſt ein Weſen mit drei Füßen und einem rieſengroßen Kopf. Trotzdem kommt ſie durch das Schlüſſelloch und geſpenſtert in der Nacht im Hauſe umher und drückt die Schlafenden, indem ſie ihnen den ſchweren Kopf auf die Bruſt legt.

Aber immer hilft das Kreuzlein an der Thür für derlei doch nicht. Des Weichſelbauers Liſe hat ſchier alle Sonntagnächte heftiges Drücken am Magen, und der Weidknecht hat ihr doch in einem Jahr drei Weidenkreuzlein auf die Kammerthür genagelt. Der Hunger, meint man, kann ſie doch nicht drücken, denn gerade an den Sonntagen verzehrt die Liſe ſieben Knödel.

Ein Ostermorgen.

Mild ist die Auferstehungsnacht und der helle Vollmond ergießt seine Silberstrahlen in das stille Schlafgemach.

Plötzlich knallt draußen ein Böllerschuß und nun erwacht um die Mitternachtstunde das Leben im Thal und auf den Höhen.

Das ganze Hausgesinde verläßt seine Lagerstätten und eilt in das Freie. Es schließt sich an die Nachbarsleute und nun wandeln sie lustig plaudernd und singend aufwärts gegen die Kreuzkuppe.

Selbst der Bauer richtet sich im Bette auf, blickt durch die klaren Scheiben hinaus, weckt dann gar sein Weib und sagt:

„Alte, das ist eine wahre Herrlichkeit, was die heute treiben da draußen; schau dir einmal diese Menge Osterfeuer an!“

Er hat wohl recht, es ist eine wahre Herrlichkeit! Da hinter dem Walde leuchtet es auf, als ob ein ganzes Haus in Feuer stünde; unten im Thale flimmern drei rothglühende Pyramiden und jenseits, über den ganzen Hang hinauf, liegt ein riesengroßes, flammendes Kreuz. Und weit hinter den heimischen Höhen, wo sich am Tage der blaue Horizont

hinzieht, sieht man's funkeln, wie goldene Sternlein im dunkeln Grunde.

Die Bäuerin blickt lange durch das Fenster, dann sagt sie: „Jetzt mag ich nicht mehr schlafen" und kniet auf den Betschämmel zum Tisch.

Der Ostermorgen ist eingezogen.

O, kommt mit mir, ihr lieben Menschen, wir eilen gegen die Kreuzkuppe — dort klingt und schallt und flammt Lebenslust und Osterfreude.

Auf der Anhöhe ist ein ebener Waldanger von düsteren, hohen Tannen umgeben. Mitten auf demselben steht ein riesiger Holzstoß, an dem die Burschen des Dorfes wochenlang gebaut und geschichtet haben. Reich bekleidet ist er mit Moos und Reisig und auf seinem Scheitel trägt er einen Kranz von Stroh und Werg und anderen, leicht brennbaren Stoffen.

Um diesen dunkeln Riesen stehen sie in weitem Kreise und die Mondscheibe lächelt nieder auf die Waldberge und auf die weißen Nebel im Thale.

Die müssigen Leute, die da sind, sprechen und lachen; die Musikanten stimmen ihre Instrumente und etwas abseits kauern mehrere Männer und schlagen und stoßen mit Hämmern an Eisen und Gesteine. Diese laden die Böller.

Wie nun Alles fertig ist, stellt sich Einer zum Holzstoß, schlägt Feuer, und bald klebt ein Flämmlein an einem Splitter und das greift in das Reisig, züngelt empor über das Moos, rechts und links und an allen Seiten — und jetzt lobt es auf und der Kranz oben am Scheitel wird eine riesige Flammenkrone — und jetzt schmettert die Musik drein, und jetzt knallen die Böller und jetzt — jetzt bricht in allen Herzen die Freude los. Sie jauchzen und singen und

umarmen ſich — und all überall, ſo weit man hört und ſo weit man durch das Geäſte der Bäume ſehen kann — all überall Licht und Lied und luſtiges Hallen und Schallen!

O Gott, was war das für eine wunderbare Oſternacht, als ich, ein Knabe von zehn Jahren, am flammenden Holzſtoß mitgejubelt habe!

Friedrich, wie hab' ich dich ſo lieb gehabt! — Ich weiß es noch ſo gut, wie wir beiſammen ſtanden vor dem mächtigen Opferfeuer; ich legte meinen rechten Arm um ſeinen Hals und wickelte ſpielend ſeine zarten Goldlocken um meinen Finger.

„Wie ſie hoch fliegen," ſagte er, auf die emporwirbelnden Funken deutend, „ſag mir, Peter, wie iſt denn das, Alles ſonſt, was um uns iſt, fällt zur Erde, nur die Flammen ſteigen gegen den Himmel hinauf?"

Weil die Flammen rein ſind, hätte ich antworten ſollen, aber in dem Augenblick ſchoß ein Burſche neben uns ſein Piſtol ab, das zerſtreute mich und ich entgegnete nichts auf Fritzens Frage.

Ich bat den Burſchen, der geſchoſſen hatte, daß er mir das Ding einmal leihe zum Abdrücken, ich wollte ihm dafür ein rothes Oſterei geben; aber er war nicht zu bewegen, und ſo ſchlug ich meinen Arm wieder um den Nacken Friedrichs.

Der Holzſtoß knitterte und knatterte, und als die Flammen tief in die Scheiter eingefreſſen hatten, da begann es zu brüllen, wie wenn ein Sturm in dem Feuer wühlte. Weithin waren die Tannen beleuchtet und der Mond war bleich und verlor faſt ſeinen Schein.

Die Weiber und Mädchen ſchürten am Feuer und

einige Männer ſtellten ſich um einen Baumſtock zuſammen und ſangen:

Der Heiland iſt erſtanden,
Befreit von Todesbanden,
Wie ſchallt der Engel Siegsgeſang
Dem Starken, der den Tod bezwang!
Nun iſt der Menſch gerettet,
Der Satan angekettet;
Ich werde durch ſein Auferſtehn
Gleich ihm aus meinem Grabe gehn!

„Alleluja!“ jauchzte Friedrich auf, als der Geſang verklungen war.

Da krachten wieder die Böller und dazwiſchen knallten die Piſtolen und die Muſikanten ſpielten einen Feſtmarſch. Aber mitten in dieſem Jubel that mein Gefährte einen gräßlichen Schrei und ſtürzte vor mir zu Boden.

„Jeſus Maria! was iſt das, Fritz!“ rief ich und riß den Knaben empor. Da ſah ich's denn, was es war. Ein entſetzliches Unheil war's — Fritz war ins Antlitz geſchoſſen worden.

Noch heute ſehe ich das ſchwarze Geſicht mit den verſengten Haaren. Aus den tiefen Augenhöhlen floß Blut.

„Wer — wer hat es gethan — daß wir ihn nieder ſchlagen!“ riefen die Leute durcheinander. — Iſt recht, ſchlagt ſie nieder — die Unvorſichtigkeit hat es gethan.

Jetzt wurde nicht mehr gejauchzt und muſizirt und auch kein Schuß mehr losgelaſſen. Der Holzſtoß brach nach und nach zuſammen; der Mond ſank langſam hinter die Wipfel und die Tannen warfen lange Schatten über den Anger.

Es zog ein leiſes Lüftchen und weiter oben im Walde ſchlug der Auerhahn. Einzelne Vögel begannen zu zwitſchern.

Die fernen östlichen Berge grenzten ſich ſcharf vom Himmel ab und es ging die Morgenröthe auf.

Da trug man von der Anhöhe eine Leiche in das Thal hinab. — Noch vor wenigen Stunden ſo jung und ſchön und friſch, wie der neu erwachte Frühling, und jetzt —

Iſt recht, ſchlagt ſie nur nieder, die Unvorſichtigkeit!

Hexengeschichten vom Pfingstsonntage.

Am lichten Pfingstsonntag klebt noch ein rostiger Flecken aus trüben Zeiten.

Wohl kommen die Hexengeschichten mehr und mehr in Vergessenheit, nur das alte Mütterlein erzählt beim Spinnrocken noch davon, aber die Zuhörer schlafen nicht selten dabei ein, weil es immer die alten Geschichten sind.

Am Pfingstsonntag aber wird das Andenken an Hexerei und Zauberei lebhaft aufgefrischt und die Leute erzählen sich am Vorabende oder beim Festmahle wunderbare Sachen, die einst an diesem Tage in der Gegend geschehen sein sollen.

Daheim in meinem Thale kennt der Aberglauben vorzugsweise zwei Gattungen von Hexen, nämlich Wetterhexen und Butterhexen. Die erste dieser Gattungen gründet sich auf Bosheit, die andere auf Habsucht.

Der Raithofbauer solls nur versuchen und der hinkenden Lise etwas in den Weg legen, oder er soll ihr einmal das Stück Brot verweigern, um welches sie zuspricht, oder er soll ein wenig Spott mit ihr treiben und sie ins Gelächter bringen; — wird schon sehen, was geschieht!

Da hat ihr der Bauminger Lenz einmal unbemerkt eine lebendige Kröte auf den Rücken gebunden, so, daß es das ganze Dorf gesehen hat, was hinter der alten Lise krabbelte;

und Alle haben darüber gottlos gelacht, nur ſie ſelbſt nicht; ſie hat, als ſie die Beſcheerung wahrgenommen, den Leuten mit der Fauſt gedroht und geſagt: „Wartet nur, ihr ſollt noch denken an die alte Liſe!“

Und am Pfingſtſonntag, als ein fürchterliches Hagelwetter über die Gemeinde kam und den grünenden und blühenden Saat in den Boden ſchlug, da haben ſie gedacht an die alte Liſe! Die Leute haben die Schloſſen unterſucht und in denſelben Haare und verſchiedene andere Körper gefunden, — ein ſicheres Zeichen, daß das Wetter gehext war.

Die Liſe hat aus dem Fenſterlein ihrer Hütte geguckt und gekichert; freilich war ihr Krautgarten auch verwüſtet, aber das hat ſie nur gethan, um den Verdacht, daß ſie das Wetter gemacht habe, von ſich abzuwenden. Man hat's aber doch gewußt, daß das Unheil von ihr kam, nur konnte man es nicht beweiſen, ſonſt —. Der Kreuzſtindl hatte ſchon geſagt: „Wenn die Gemeinde will, das Holz zum Scheiterhaufen kommt aus meinem Wald; wenn es ſich um was Rechtes handelt, iſt der Stindl kein Knauſer!“

Aber die Gemeinde hat doch nicht recht gewollt, weil der Pfarrer der alten Liſe „die Stange gehalten“ und behauptet hat, die Liſe wäre am Gewitter unſchuldig, die Gemeinde hätte nur zu wenig Wettermeſſen gezahlt, und darum ſei es ſo grob gekommen! —

Rein unglaubliche Sachen werden von den Butterhexen erzählt. Dieſe Butterhexen ſind gewöhnlich betagte Bäuerinen, welche den Butterſegen von den Kühen der Nachbarſchaft auf die Rinder ihrer eigenen Ställe zu übertragen wiſſen.

Da hat die Tipelhuberin jährlich drei Zentner Schmalz verkauft, und ſie hat doch nur zwei Rinder gehabt, eine Kuh und einen Stier. Die Leute haben ſich darüber gewundert

und ſind uf den Gedanken gekommen, die Tipelhuberin könnte eine Butterhexe ſein. Sie haben hierauf durch eine von der Sonne gezogene Bretterfuge (denn nur durch ſolche kann man Hexerei beobachten) geguckt und geſehen, daß die Tipelhuberin nicht blos die Kuh, ſondern auch den Stier molk. Als ſie von Beiden fertig war, hatte ſie eine ſolche Kübel voll Milch, wie ſie ſonſt nur zwölf „jungmölke" Kühe zu geben im Stande ſind.

Die Tipelhuberin, ſagt man, ſoll ſogar die Futtergabel und den Beſenſtiel gemolken haben; — indeß, verbürgen kann ich dieſe Behauptung nicht. —

Solche Buttermilch muß aber den Kühen der Nachbarſchaft abgezapft werden, was nur am Pfingſtſonntag Morgens durch Hexerei geſchehen kann. Da verwandeln ſich die Hexen in irgend ein fliegendes oder kriechendes Thier und ſaugen den Kühen auf der Weide die Milch aus, wodurch ſie auf irgend einen beliebigen Gegenſtand übertragen wird. Da iſt es geſchehen, daß Haſen und Rehe aus dem Walde herauskamen und an den Eutern der Kühe ſaugten.

Darum behalten ältere Leute am Pfingſtſonntag ihre Rinder ſtets im Stalle. Nur der Waldtoni läßt ſie auf die Weide, hütet ſie aber mit einem Schießgewehr und brennt jeden Haſen nieder, den er anſichtig wird. Wenn ihn der Jäger darob zur Rede ſtellt, ſo erzählt er dieſem die Geſchichte von ſeinem Urgroßvater.

Der hat auch einmal am Pfingſtſonntage ſchon zu früher Morgenſtunde im Walde ſeine Kuh gehütet. Da ſieht er plötzlich ober ſeinem Haupte einen Lämmergeier ſchweben. Iſt ein Raubthier, denkt er ſich und ſchießt. Der Lämmergeier fällt herab, und wie er am Boden liegt, iſts kein Lämmergeier mehr, ſondern die Frau Nachbarin, die auf der Stelle verblutet.

Das war eben auch eine Butterhexe, bei der die Zeit aus war! —

Solche Geſchichten erzählt man ſich am freudenreichen Pfingſtfeſte und beim Raithofbauer glauben Alle daran, nur der kleine Schulbube nicht; der ſchüttelt zu ſolchen Dingen ſein Köpfchen und lächelt ein wenig.

„Der Schullehrer verdirbt ihn," meint ſein Vater, „es iſt ſchon ſchrecklich, wie die jungen Leute heut zu Tage ungläubig werden!"

Der Kranzeltag.

Da offenbaren sich zu Neujahr, wenn der neue Kalender ins Haus kommt, zwei Gattungen von Mädchen. Die eine frägt: „Wie lange dauert heuer der Fasching?" und die andere: „Wann fällt Frohnleichnam?"

Diese zwei Gattungen sind wohl zu unterscheiden.

Margarethe denkt an das Vergnügen, die Musik, den Tanz und gar an den Hochmauthnersohn; sie wird an seinen Armen hängen, wird seinen grünen Hut auf ihr Köpfchen drücken und die weißen Federn auf demselben glattstreichen. Er wird mit den Fingern schnalzen, wird sie schwingen und drehen im Tanz, sie mit den Armen emporheben, gar bis zum Himmel! Wer soll da nicht nach dem Fasching fragen?

Barbara ist jung wie Margarethe, und auch so schön, fast noch schöner; aber gleichgiltig schlägt sie im Kalender einige Blätter um und erst im Mai oder Juni bleibt sie stehen und frägt leise: Wann ist denn heuer Frohnleichnam?

Frohnleichnam ist das Fest der Prozessionen, der Jungfrauen, die es an diesem Tage mit dem Kranze auf dem Haupte öffentlich bezeugen, daß sie die Apfelgeschichte unserer ersten Eltern noch buchstäblich glauben.

Am Lande heißt das Frohnleichnamsfest auch: Der Kranzeltag.

Schon zu Pfingſten und am Sonntage der Dreifaltigkeit weiſt der Pfarrer in der Kirche auf das nahe Kranzelfeſt hin und ermahnt alle Mädchen ſeines Sprengels, die nach ihrem eigenen Wiſſen und Gewiſſen der Jungfräulichkeit treu geblieben, dieſelbe nun mit dem Kranze auf dem Haupt vor aller Welt zu bekennen.

Da iſt leider Frohnleichnam der beweglichen Feſte letztes. Ihm weit voran ziehen der wüſte, heidniſche Faſching, das mit Weihſchinken und rothen Eiern beladene Oſtern, die warmen Tage der Maien und die ſtillen, reizenden Pfingſtnächte. 's iſt beinahe ein Wunder der Vorſehung, wenn über all das hinaus das Kränzlein auf den Haaren des Mädchens friſch bleibt. —

Da findet ſich um dieſe Zeit gar manches hübſche Kind in bitterer Bedrängniß.

Auch unſer Gretchen iſt in der Klemme. Der Pfarrer hat ſie eingeladen, daß ſie im weißen Kleide und mit dem grünen Kranze am Altare des Herrn erſcheine; der Vater hat ihr auch bereits weiße, feine Schleſinger Leinwand gekauft und noch ein breites, flammendes Seidenband dazu; die Mutter hat den Rosmarin aufgezogen im Garten und bindet nun Reſede und Herzentroſt dazu, und die jüngere Schweſter hat ſichs ſchon erbeten, daß ſie Margarethe „die Haare machen“ und das Kranzel hinaufheften darf. Und Margarethe weiß nicht, woran ſie iſt. — Da war ſie in den letzten Monaten ſo leichtſinnig geweſen, hat gar ſo viel getanzt und mit den Burſchen herumgejagt; — und wie ſie den Heinrich ſo durch die Futterkammer verfolgt — ſie hatte ihm mit dem Strohbeſen nur einen kleinen Klapps verſetzen wollen über die Achſel — da kehrt ſich der Burſche plötzlich um und drückt ſeinen rauhen Bart ſo recht feſt auf ihren Mund; — ſie hat ſich ohnehin

geſchwind mit der Schürze abgewiſcht, aber jetzt — kurz, 's iſt eine große Frage, ob ſie noch in weißer und grüner Farbe vor den Altar darf.

Läßt ſie 's bleiben, ſo zanken ſie Vater und Mutter fürchterlich aus und der Pfarrer zeigt wohl gar von der Kanzel mit dem Finger auf ſie, ſo wie er es vor einigen Jahren der Feichtner Thereſe, die auch keinen Kranz trug, gemacht hat; ſagt er vor der ganzen Gemeinde: „Schaut's die Thereſe an, aus einem Röſl iſt ein Hetſchepetſch geworden!"

Nun, und läßt es Gretchen nicht bleiben, ſondern ſtellt ſich am Altar in die Reihe der reinen Jungfrauen, ſo denkt ſich der Heinrich, der ja auch in der Kirch' iſt, ſeinen Theil, und ſie könnte gar nicht aufblicken und wenn er ſie anſähe, ſo müßte ſie ja in den Boden ſinken vor Scham und Pein. Aber von all dem läßt Margarethe nichts merken; ſie näht und biegelt an ihrem weißen Kleid, heftet geſchickt das rothe Seidenband an, friſcht den Rosmarinſtamm auf und legt alles bereit in ihren Kaſten.

Doch ſiehe, am Frohnleichnamsmorgen, wie die goldene Sonne heraufleuchtet und Alle die Feſtkleider hervorholen, hat Margarethe den Schlüſſel zu ihrem Kaſten nicht. Sie muß ihn am Herd oder am Brunnen ausgeſchüttet haben; doch er iſt weder am Herd noch am Brunnen; — ſie ſucht im Stall, in ihrem Bettſtroh, im Speisſchrank, auf der Salzſtelle — doch der Schlüſſel iſt nirgends. Jetzt hat ſie ihn verloren und weiß ihre Kleider nicht zu bekommen; jetzt kann ſie den Kaſten aufbrechen laſſen, den ſchönen neuen Kaſten! Nein, da bleibt ſie ſchon lieber zu Hauſe. Der Schlüſſel muß ſich ja noch finden oder ſonſt holt ſie morgen den Schloſſer.

Während Margarethe ihre Alltagskleider anzieht, um in Folge des Mißgeſchicks das Haus zu hüten, zankt ſie derb

und meint, es sei nicht anders, es sitze der Teufel auf dem Schlüssel! — Als aber alle Kirchleute fort sind, zieht sie denselben sofort lustig hinter ihrem Busentuch hervor.

So macht es am Kranzeltag die, welche zu Neujahr nach dem Fasching gefragt hat.

Ganz anders thut Barbara. Während in den Winterabenden die Anderen auf den Faschingstänzen waren, blieb sie zu Hause in ihrer Kammer und spann. Und als dann nach der Fastenzeit die anderen jungen Leute mit den hartgesottenen Ostereiern herumtändelten und scherzten, sich neckten, die Eier aneinander versuchten, welches zuerst breche, dann um dieselben rauften, bis solche ganz verknittet und verdorben waren; — schlug Barbara die übrigen an der Bettecke auf und aß sie ruhig und allein. Und an den warmen Maitagen, wenn ihr ein Bursche einen lustigen oder spöttischen Gruß zuwarf, gab sie ihm keine Antwort, und wenn er gar kam und ihr verschobenes Busentuch ordnen wollte, so gab sie ihm eine Ohrfeige. Und wenn in den stillen Pfingstnächten junge Schwärmer um das Haus schlichen, so schloß Barbara die Fensterläden, zündete dann eine Lichtmeßkerze an und betete zum heiligen Aloisius.

Das Bildniß des heiligen Aloisius, welches über ihrem Bette hängt, hat sie vom Kaplan; ich weiß es nicht, aber der Weidknecht, der ihr den Rahmen dazu gemacht hat, behauptet, das Bildniß sei das Conterfei vom geistlichen Herrn selbst.

Nach einem brünstigen Gebet zum Schutzheiligen der Jungfräulichkeit schläft Barbara stets ruhig ein. So wie sie wachend immer nur an den Kranzeltag denkt, träumt sie auch in der Nacht, wie sie als Braut Christi mit der Krone der Unschuld geziert auf den Wolken thront. An der höchsten Spitze steht Gott, dann der Kaplan, dann sie, und tief unten — tief, und erst die sündigen Menschen. —

So kommt der Frohnleichnamstag.

Die Prozession zieht mit Fahnen und Kreuzen über die frischgrünenden Auen; die Musikanten blasen und trommeln d'rein, daß man nicht einmal die Thurmglocken hört, und doch ziehen die Schulbuben mit aller Lebenskraft an den Stricken und freuen sich heute des guten Klanges ihres sonst so wenig beachteten Daseins.

Nach den Musikanten kommt der Baldachin. Die „Himmelträger", vier würdige Männer in hochrothen Mänteln, halten auf eben so viel Stangen ehrfurchtsvoll den rothseidenen Himmel über den Priester, weil der blaue oben, den der Herrgott schon vor so und so viel tausend Jahren gemacht hat, für den heutigen Festtag nicht gut genug ist.

Die bekränzten Ministranten, welche heute die Engel vorstellen, schellen mit kleinen Glöcklein und spähen in das Gebüsch, ob nicht irgendwo ein Vogelnest auszunehmen wäre.

Der Meßner und die Kirchenpröbste in bunten, kirchlichen Festgewändern, umkreisen den Herrn Pfarrer und hüllen ihn in Weihrauchnebel ein; der Herr Pfarrer ladet sie dafür Abends zu Tische und benebelt sie auch; — eins fürs andere.

Hinter dem Baldachin kommen ein paar Fahnen und ein vergoldetes Bild der unbefleckten Empfängniß auf der blauen Weltkugel. Diesem folgt die Schaar der Jungfrauen.

Das Kranzelkleid der Barbara ist nicht nach eitler Mode mit Spitzen und Seidenbändern behangen, ihr Haargeflecht ist nicht geschnörkelt und gekünstelt wie das der anderen Mädchen; alles an ihr ist einfach und würdig und ihr ist, wie wenn der Rosmarinstamm in ihrem Haar wie durch ein Wunder von selbst zu wachsen und zu grünen begänne.

Barbara blickt die Leute gar nicht an; sie schlägt entweder das Auge demuthsvoll zur Erde oder richtet es auf zum

Himmel, wo ihr Bräutigam thront. — Ach, daß die Mädchen doch immer an einen Bräutigam denken müſſen!

Nicht doch, dort in der zweiten Abtheilung die kleinen Mädchen, denen ihre Eltern nicht einmal ein weißes Kleid gekauft haben, weil ſie davon „hinauswachſen" würden, die nur ein weißes Schürzchen haben und auf dem Lockenköpfchen nur einen bunten Papierkranz tragen — dieſe denken noch an keinen Bräutigam. Sie gucken nur umher, ob nicht etwa Jemand auf ſie hinſieht, weil ſie heute ſo ſchön aufgeputzt ſind; nun und wenn — was ihnen eigentlich unerklärlich iſt — Niemand auf ſie hinſchaut, ſo wenden ſie das Köpfchen und ſchauen ſich ſelbſt an. Dabei beten und ſingen ſie, daß ſie weder die Glocken, noch die Muſik hören.

Den Kranzeljungfrauen ſchließen ſich die Männer und jungen Burſche an. Sie tragen auf drei Stangen eine ungeheuere Fahne, welche ſich mitunter an die Aeſte der Bäume ſchlingt, ſo, daß die Träger zu ziehen und reißen beginnen und gar ausrufen: „No, gehſt nit weida, du Olde!" — Sie geht wohl weiter, aber der Aſt hat den ganzen heiligen Georgius mitſammt den Drachen mitten auseinander geriſſen. Verſchlägt nichts, ſie beten halt derweil durch das Loch, und für ein anderesmal nadelt es der Meßner ſchon wieder zuſammen.

Die Männer und Burſche beten den Roſenkranz, muſtern bei Wegbiegungen die Jungfrauſchaar und machen über eine oder die andere der Kranzelträgerinen ſo profane Bemerkungen, daß man meint, ſie müßten von Dieſer oder Jener etwas Näheres wiſſen.

Nach der männlichen Abtheilung kommen die älteren Weiber welche auf einer Art Tragbahre ein lebensgroßes Muttergottesbild mit ſich ſchleppen. Auch die Weiber beten

und erweiſt ſich an ihnen das Vor- und Nachbeterſyſtem beſonders als vortheilhaft, da ihnen nach jedem Vaterunſer einige Sekunden Zeit bleibt, um ſich unter Andern über den Anzug, das Verhalten und die ſonſtigen Zuſtände der voranziehenden Jungfrauen und Männer zu verſtändigen.

Und iſt endlich die lange Reihe zu Ende, ſo humpelt zuletzt noch ein altes Mütterlein nach. Es hat ein braunes, grobes Kleid an; aber auf dem weißen, ſorgſam geflochtenen Haar liegt ein grüner Kranz aus Tannen- und Lerchenreiſern. Den haben ihm geſtern die kleinen Urenkel gewunden; — mir gefällt er unter allen Kränzen und Sträußen der Frohnleichnamsſchaar am beſten.

Der Sonnwendtag.

Die wahren Zeitabſchnittspunkte ſind eigentlich nur die Tage der Sonnwende. Und wo die Stücke der Zeit aneinander geſtellt werden, da bildet es Fugen, und durch dieſe Fugen kann man hinausſehen in das Wunderland, und durch dieſe Fugen dringt Uebernatürliches herein in unſer tägliches Leben!

So eine Fuge iſt die Thomasnacht und der Johannestag. Die der Thomasnacht iſt unendlich eng und geheimnißvoll, da kann Niemand durch, als die Beſenreiterinen, die gen den Blocksberg ziehen. Bedeutend weiter und heller iſt die am Tage Johannes des Täufers. An dieſem Tage können auch gewöhnliche Menſchen, wenn ſie gerade den rechten Augenblick der Sonnwende wahrnehmen, erſtens die Natur beſchwören, zweitens in die Zukunft ſehen und drittens Geſchehenes ungeſchehen machen.

Da könnte ich lange erzählen, wenn ich genau ſein wollte, aber ich will nur zu beſtimmen ſuchen, in wie ferne meine obigen drei Behauptungen begründet ſind.

Die Natur beſchwören.

Das geht ſo zu: Der Bauer macht zu „Johannes" an einer Ecke ſeines Roggen- oder Haferfeldes, um welches ihm

die kommenden Hundstage mit ihren bösen Gewittern viel Angst bereiten, ein Feuer an und streut Weihrauch von der Christnacht und Weihholz vom Palmsonntag hinein. Hierauf überdeckt er das nun auflodernde Feldfeuer, hübsch kreuzweise natürlich, mit grünem Reisig, feuchtem Moos und Haidekraut. Dabei wird folgendes Gebet gesprochen:

O heiliger Johanni und Donati,
Behüte unser Feld und unser Vieh
Von Blitz und Donner und Schauerwetter,
Auf daß wir euch immer und ewiglich loben, Amen.

Auf diese Art wird die Natur ganz sicherlich beschworen, denn vom Feuer steigt sofort dichter und geweihter Rauch auf, und dieser verbindet sich mit den Wolken und macht folglich dieselben auch geweiht. Daß geweihte Wolken nimmermehr schaden können, liegt wohl auf der Hand.

Gut ist auch das Springen über das Sonnwendfeuer, und wer es zu Wege bringt, ohne daß dabei sein Kleid versengt wird, dem kann im ganzen Jahr hindurch kein Fieber beikommen.

Da pflegt man auch blauen Ritterſporn in das Feuer zu werfen und dabei den Spruch zu sagen:

„Brenn, Krautl, brenn,
Unglück full vageh'n.
Heiliga Sankt Veit,
Schick uns a Scheit.
Heiliga Sankt Florian,
Zund uns a Feurl an!" *)

Etwas komplizirter ist das Sehen in die Zukunft.

*) Früher wurde das Sonnwendfeuer auch im Innern großer Städte angezündet; so tanzte im Jahre 1471 auf dem Reichstag zu Regensburg König Friedrich mit schönen Weibern um das auf offenem Markt angezündete Feuer.

Dazu eignen ſich vorzüglich nur junge Mädchen, die noch nicht verliebt ſind, trotzdem aber gerne etwas von ihrem Zukünftigen wiſſen möchten.

Da begibt ſich ſo ein Töchterlein Evas zu einem Teich oder einem andern ruhigen Waſſer, welches rein ſpiegelt, und wenn das Mädchen anders den rechten Moment der Sonnwende trifft, ſo ſieht es unten im klaren Waſſerſpiegel ſeinen künftigen Liebes- und Lebensgefährten.

Da hat ſich vor ein paar Jahren in unſerem Gebirgsthale ein recht artiges Geſchichtchen zugetragen.

Der Haberhofer Toni hat die Bergertochter, die bildſchöne Sefferl, ſo oft über den Zaun angeſehen, daß er endlich in das Mädl verliebt worden iſt. Er hat ſichs tagelang und Monate lang vorgenommen, es ihr zu ſagen, daß es denn einmal nicht ginge, wenn ſie, die Sefferl, nicht ſein Mädi werden würde. Aber er kam nicht dazu. — Alle zehn Finger hack' ich mir weg, wenn ich es ihr morgen noch nicht ſage! ſchwur er ſich oft in den einſamen Nächten, aber der Morgen und der Tag kam und er hat es ihr immer und immer wieder nicht geſagt.

Zum Glücke kam jetzt der Sonnwendtag und da fiel dem ſchlauen Burſchen was ein. Die Sefferl, denkt er ſich, geht gewiß zur Sonnwende hinaus zum Waldteich, um den künftigen Liebſten zu ſehen, da geh ich auch hin. — Der Teich iſt nur auf einer Seite, wo am Ufer eine große Linde ſteht, zugänglich. Dorthin verfügte ſich der Toni ſchon am Morgen und ſtieg auf die Linde und guckte und ſpähte, und zur Mittagszeit, wie es ſchon ſo heiß und ſtill geworden war ringsum, ſaß er noch auf der Linde und aß ein Stück Brot. Und als er das Brot gegeſſen hatte, ſaß er wieder den ganzen Nachmittag auf der Linde und guckte und ſpähte, ob denn

die Sefferl gar nicht komme und ſich nach ihrem Manne umſehe. Und als es ſchon zu dunkeln begonnen und die Halter ihre Heerden heimgetrieben, da kam ſie. Sie drehte das Köpflein ſehr ängſtlich hin und her und eilte an das Ufer des Teiches. Der Toni ſitzt gerade über ihr auf einem weit vorſpringenden Aſt und ſieht ins Waſſer. Das Mädchen legt ihre beiden Hände an den Buſen, wie wenn ihm das Herz zu ſtark klopfte, und blickt in den Waſſerſpiegel — ſieht aber nichts. Toni beugt ſich auf ſeinem Aſt weiter vor; — ſieht ſie ihn denn noch nicht im Waſſer? — Er legt ſich noch weiter hinaus — da kracht der Aſt und der Toni ſtürzt gerade vor den Augen der Sefferl kopfüber in den Teich. — Da zappelte er nun und zappelte ſich mit großer Noth ans Ufer — und das Mädchen war erſchrocken bis zum Umſinken. Die Liebe des Toni iſt zum Glücke im Waſſer nicht kälter geworden — und Sefferl hat in den Wellen ihren zukünftigen Bräutigam geſehen; — ſie hat eben den rechten Moment der Sonnwende getroffen.

Am Schwerſten, meint man, iſt mein Drittes, nämlich: Geſchehenes ungeſchehen machen. Der liebe Gott kann das freilich nicht, aber der Sonnwendtag bringt es theilweiſe zu Wege, und das iſt in mancher Lebenslage eine große Wohlthat.

Es geſchieht nicht gar ſo ſelten, daß ſich ein Junge ſo ſehr in ſein Mädchen verliebt, daß er von ihm nicht laſſen kann um Alles in der Welt. Da kommen aber ſeine Eltern und ſagen, ſie wollen es nicht, daß er Dieſes hat und heiraten will, und wenn er es doch thue, ſo wollten ſie ihn enterben und ihm ihren Fluch zurücklaſſen auf Erden. Nun hat der Junge zu wählen zwiſchen Entſagung und Elternfluch. Er wählt ſtets das Erſtere, aber er beginnt zu ſiechen an Leib

und Seele und müßte hinsterben in Liebesweh, wenn es nicht ein Mittel gäbe, Geschehenes ungeschehen zu machen — die Liebe ihm und dem Mädchen aus dem Herzen zu vertilgen.

Am Tage Johannes des Täufers, wenn die Sonne schon untergegangen ist, geht der Liebeskranke hinaus in den Wald, nimmt eine Haarlocke, eine verwelkte Blume oder sonst ein kleines Gedenken, das er vom Liebchen, dem er entsagen will, erhalten hat, wühlt mit einem Sargnagel die Erde auf und mit dem Spruche:

„Liebe, ich hab dich,
Lieb ich begrab dich,
Vergeh mir vom Herzen
Mit Freuen und Schmerzen!"

gräbt er den theueren Gegenstand in die Erde. — Ist die Liebe auf diese Art gut und recht begraben, so läßt sie das Herz in Ruh' und Jedes kann sich ein anderes Gespons suchen zum Minnen und Freien.

Nicht selten aber wächst im Walde, wo die Liebe begraben, ein Vergißmeinnicht empor, und das ist nicht gut — dann ist die Liebe schlecht begraben!

Seitdem aber am letzten Sonnwendtag des Feldmaiers Marie und des Jägers Franz, die sich gar so herzlich, aber hoffnungslos gerne hatten, gegenseitig ihre Liebe begruben, und nach dem Begräbniß im Walde zufällig zusammenkamen, weinten, lachten und sich küßten, bis es die Eltern wahrnahmen und die jungen Leute doch noch heiraten ließen — seitdem will man nicht mehr recht an das Liebebegraben glauben, und man nimmt sich allerorts lieber gleich, wo man sich gerne hat.

Das sind die Geschichten und Geheimnisse des Sonnwendtages, und wie man sie beim Spinnrocken erzählt, gibt

es deren noch viel mehr, mitunter recht schrecklich', aber auch lustige. Seitdem aber die Sonne ihre Flecken bekommen hat, scheint sie, trotz aller Wendungen, die sie sich gibt, bei den geheimnißvollen Mächten all ihren Kredit verloren zu haben, und es ereignet sich nicht viel Wunderbares mehr am Tage der Sonnwende.

Der Feierabend.

Dort auf der Wieſe haben ſie ſich der Reihe nach aufgeſtellt und mähen. Voran ſind die Burſche in grünen Strümpfen, braunledernen Beinkleidern und rothen Bruſtflecken. Alle ſind in Hemdärmeln, die Röcke liegen weit, weit draußen am Weg unter einem Futterhaufen. Dort haben ſie um vier Uhr Morgens angefangen zu mähen, und ſeitdem ſind dieſe unzähligen Mahdenſtreifen da herein geworden. Nun, und nach den Burſchen kommen die Mädchen, ebenfalls in Hemdärmeln oder auch nicht, denn viele haben die Arme ganz bloß — haben nur ein Mieder und ein Kittelchen an, alles Uebrige haben ſie von ſich geworfen — die Sonne macht doch gar zu heiß und die Senſe noch heißer. Und wie ſie noch dazu baarfuß ſind — es wundert Einen ordentlich, daß die Halme nicht zu ſehr ſtechen! — Ei ja, ein blaues Schürzchen haben ſie auch um und da ſteckt ein Holzkumpf am Band, und in dem iſt Waſſer und ein Schieferſtein. Mit dem Schieferſtein wetzen ſie zeitweiſe die Senſe. Am Nachmittag und gegen Abend ſchärfen ſie die Senſe öfter, als am Vormittag, erſtens, weil die Schneide wirklich ſchon etwas ſtumpf geworden und zweitens, weil die Mäher müde ſind und ſich beim Wetzen ein wenig aufrichten und ausſchnaufen können

ohne daß es gerade wie ein Raſten ausſieht. Die alte Anna, die ganz hinten nachhinkt, ſchärft heute ſchon in Einem fort. Das Mähen iſt eine gar ſchwere Arbeit und die fünfundſechzig Jahre, die das Weiblein mit ſich ſchleppt, ſind auch nicht leicht! Doch, es wiſcht ſich den Schweiß von der Stirne und denkt dabei: „Nun kommt ja ſchon bald der Feierabend!“

Anna iſt ſchon ſechzig Jahre im Rainhof. Als arme, fünfjährige Waiſe nahm ſie der Bauer ins Haus auf, daß ſie die Rinder und die Schafe weide. Im zehnten Jahre kam ſie zu den Feldarbeiten und that Verrichtungen wie die andern Mägde. Als ſie zwanzig Jahre alt wurde, ſagte der Bauer zu ihr: „Anna, für die Erziehung biſt du mir nun nichts mehr ſchuldig; wenn du willſt, ſo kannſt du zu einem Nachbar in den Dienſt gehen, wenn du aber noch bei mir bleiben willſt, ſo iſt es auch recht, ich gebe dir den Lohn, wie jeder andern Magd.“

Und Anna ſagte: „Vergelt's Gott, Bauer, daß du mir's ſo gut meinſt, wenn es dir recht iſt, ſo bleib' ich da.“

Und Anna blieb noch fünfundvierzig Jahre. Als ſie ſchon älter war, und auch bereits ein kleines Erſpartes in ihrer Flachstruhe hatte, kam einmal ein junger Bauernſohn zu ihr und ſagte, daß er ſie heiraten werde.

„Das kannſt du nicht ſagen,“ gab ſie ihm zur Antwort; „du biſt nur wegen meinen paar Groſchen da und hätteſt dann neben mir noch eine Junge. Ich nehm' dich nicht; ſei nicht böſe, deswegen biſt du ja nicht ſchlechter wie Andere!“

Bis in ihr ſiebzigſtes Jahr will ſie dienen, dann gedenkt ſie ſich in Ruhe zu ſetzen und dem Rainhofer ihren Sparpfennig zu geben, daß er ſie aushalte und verpflege bis zu ihrem Feierabend.

Sie denkt daran, wiſcht ſich den Schweiß und mäht wieder.

„Laßt es heut' gut ſein und macht Feierabend!" ruft es von einem Hügel herab.

Und bald darauf gehen die Leute um ihre Röcke oder was ſie ſonſt in der Arbeit weggeworfen haben, wiſchen die Senſen mit Futter ab und nehmen ſie über die Achſel. So ziehen ſie dann lachend und ſcherzend über den Hügel gegen das Haus.

Ihr kennt doch ſo einen ſteieriſchen Bauernhof, wie er daliegt breit und feſt und ſtolz mit ſeinen halb wagrechten, weit vorſpringenden Schindeldächern, mit ſeinen braunen Holzwänden und kleinen Fenſtern in denſelben! Vor dem Hauſe ſchießt ein kräftiger Brunnen aus der Röhre in den weiten und langen Holztrog — und der Brunnen rauſcht Tag und Nacht, Winter und Sommer gleich fort und iſt ſo friſch und klar und beſtändig und lebendig, wie das ſteieriſche Gemüth. — Hinter dem Hofe ſteht eine Reihe hoher, dichtbeäſteter Tannen, damit der Blitz nicht in das Haus ſchlägt und die Alpenſtürme nicht das Dach davontragen — es gibt wüſtes Wetter da oben in unſeren Gebirgen.

Aber heute guckt die Sonne durch die Tannenäſte und macht die Dächer des Rainhofes ſilberglänzend und den Brunnen goldig wie Wein aus dem Unterlande. Und es kommt eine Magd und trägt Waſſer in das Haus und ſcheuert damit die Bänke und Stühle und den Tiſch und was ſonſt noch allwöchentlich gereinigt wird. Darauf kommt eine Schüſſel mit friſcher Kuhmilch auf den Tiſch und der Bauer ſchneidet Brot hinein, und es kommen nun die Leute von der Wieſe und ſetzen ſich zur Schüſſel. Ei, wie doch das Mähen ſo geſunde Mägen macht!

Und da die Jauſe verzehrt iſt, knien ſie Alle auf Schämmeln um den Tiſch oder an die Bänke und der Bauer zündet eine

geweihte Kerze an. Sofort machen ſie das Kreuz und beten zuſammen laut einen Roſenkranz. — Es ſoll nicht ſein, aber wer dieſes Roſenkranzbeten zum erſtenmale ſieht und hört, dem wird es ſo wunderlich um die Milz, daß er faſt auflachen muß. Das brummt und ſummt wie in einem Hummelneſt. Einige ſchlafen zwar regelmäßig, dafür jedoch ſind die Wachenden um ſo viel andächtiger, nur meine ich, dächten ſie weniger an das Beten, als an das, was heute ſonſt noch Alles kommen ſoll.

Und heute iſt Samſtagabend, da kommt oft gar viel!

Unmittelbar nach dem Roſenkranz, der mit all ſeinem Anhange von Heiligengebeten und Litaneien mindeſtens eine halbe Stunde dauert, wird der Tiſch wieder gedeckt, und das Erſcheinen von Suppe und Sterz bewegt die Leute noch einmal zum Gebet:

„Was uns geſetzt wird auf den Tiſch,
Schickt uns der liebe, gute Herr Jeſu Chriſt;
Und Herr Jeſu Chriſt, ſei unſer Gaſt,
Geſegn', was du uns beſcheret haſt,
Und ſpeiſ' uns mit dem göttlichen Wort,
Daß wir ſatt werden hier und dort
In der ewigen Freud' und Seligkeit, Amen!"

Den älteren Knechten und Mägden ſchmeckt in der ganzen Woche hindurch kein Mahl ſo gut, als das am Feierabend — jetzt kommt wieder ein Tag zu eigen, ein Tag zum Ruhen.

Die Jüngeren aber verſpürren heute nur wenig Appetit zum Sterz und ſie denken auch an keine Ruhe.

Das Nachtmahl iſt vorüber, aber an die öſtlichen Berge ſcheint noch die Sonne und beim Nachbar ſtehen die Burſche ſchon im Sonntagsſtatte auf dem Anger und ſingen den „Dreiſpannigen".

Der Dreiſpannige, das iſt ein wunderherrlicher Gebirgs-

jodler, der von drei Stimmen gesungen wird. Es gibt wenige Menschen, die diesen Gesang gehört und davon nicht ergriffen oder gar entzückt gewesen wären. Die Gesangsvereine in der Stadt singen diesen Jodler wohl auch; sie geben ihm einen prächtigen Namen, thun Kunst dazu, aber das Schönste ist weg. Und die Bauernbursche kennen keine Noten und halten keine Proben. Steht so Einer da, dem hüpft plötzlich, er weiß oft selbst nicht warum, das Herz in die Höhe — es ist eine Freude aufgewacht, und die Freude hebt zu klingen an und es wird ein Jodler daraus. Gleich schlägt der Nebenstehende mit an und ein Dritter noch fällt ein und „singt über". Das klingt hinaus durch das Thal und die Felsen hallen es zurück, und über die Wälder zittert es hin all' das Freudige, das frei geworden im Menschenherzen!

So singen sie auch heute beim Nachbar drüben und die Buben im Rainhofe eilen sogleich auf die Bodenkammer; — nicht lange darauf, so stehen sie auch schon im Feiertag angethan bei den Andern.

Die Mädchen haben wohl länger im Hause und im Stall zu thun, aber sobald sie fertig, machen sie noch in der Dämmerung einen kleinen Ausgang über das Feld. Sie hören den Burschen zu oder singen wohl auch mit diesen um die Wette; nicht Juchhezer und Jodler bloß, auch Lieder — Lieder zum Spott, zum Trotz, zur Liebe.

„Berg auf bin ih s gonga,
Tholo bin ih s greunt,
Und do hot mih mei Diandl
Ja Juchhazu kennt!"

singt Einer beim Nachbar. „Jestl, dös is mei Franzl!" denkt sich die junge Weidmagd, welche gerade ein Maßliebchen erpflückt. Sie sagt nichts darauf, sondern singt:

„Gelt, Büaberl, liabst mih,
Wannst mih liabst, kriagst mih,
Wannst mih treu liabst,
Konnst mih hobn, wannst mih kriagst!“

Diesen Spott läßt sich der Andere drüben nicht gefallen, gleich weiß er eine Entgegnung:

„Host mih vierzehn Tog gliabt,
Host dih drei Wochn gschomt,
Und ih hät s jo de kurze Zeit
Ah nit valongt!“

Hinter dem Rainhofe steht eine Linde mit einer Holzbank. Dort sitzt die alte Anna und horcht dem lustigen Sange zu. Es kam ihr heute kein Schlaf, wie sonst nach dem Essen; Sie hätte schier auch ein wenig über die Felder gehen mögen, aber sie setzte sich nur unter den Lindenbaum.

Es gab nicht Ein Liedlein in der Gegend, das Anna nicht wußte, sie hatte dieselben ja auch alle einst gesungen. Sind oft liebliche Feierabende gewesen — der Ferdl hat eine wunderschöne Stimme gehabt. Nein, das schwarze Schnurrbärtlein und der rothe Brustfleck steht gar Niemanden so gut, als dem Ferdl. Der sitzt neben ihr und thut eine Frage, und sie legt den Kopf an seine Brust . . .

Anna zuckt auf. — „Jetzt hab' ich schon wieder geträumt,“ sagt sie zu sich selbst, „du liebe Zeit — just, als ob er dagewesen wäre und mich um etwas gefragt hätte. Er liegt schon vierzig Jahr' im Grab“

Anna legt die Hände ineinander. Es ist ganz dunkel geworden. —

Der Bauer steht an der Hausthür und schreit nach den Mägden, daß es Schlafenszeit sei. Und diese eilen schäckernd zum Hause zurück und in ihre Kammer.

Das Fenster am Bett läßt Jede offen — die Samstag-

nächte ſind auch immer viel wärmer, wie andere. Es kommt heute aber auch noch Jemand in die Mädchenkammer. Es iſt ein alter Mann, der einen jungen Haslinger bei ſich hat. Er geht zu jedem Bett und hebt bei einzelnen ſogar die Decke etwas auf, macht dann die Fenſter zu und geht wieder fort. —

Das war der Bauer, der in ſeinem Hauſe über die Sittlichkeit wachen muß, beſonders in der Samſtagnacht. — Und wenn auch der Bauer noch jung iſt, er muß in ſolchen Nächten noch in die Mädchenkammer — die Pflicht gebietet es!

Aber für den jungen Leſer ſchickt es ſich nicht, daß er in dieſer Kammer verweile, ich führe ihn alſo wieder in das Freie zu den Burſchen.

Die Sterne oben funkeln und lachen ſich mit ihren glühenden Augen ſo an und rücken zuſammen — iſt denn auch bei Euch die Liebe daheim, ihr holden Sternlein? Im Graſe hüpfen noch die Heupferdchen und ſchreien, und die Grillen geben darauf Antwort und alle Thautropfen ſind lebendig. — Iſt doch das ein heiteres Leben allüberall!

„Hiazt ſchauts amol de Sterndln on,
Wia ſ' gegn oanonda blinzln thoan,
Se kema zſomm, hiazt buſſln ſ' ſchon,
Die Groſſn kimen s und die Kloan!"

So ſingt Einer und ein Anderer zieht eine Holzpfeife hervor und bläſt die Arie nach, daß es weit und breit in den Bergen klingt.

„Na, meina Seel, wanns d Engl hörn,
Daß iwia Hanſl Muſi mocht,
So follt a nutzes (bedeutendes) Trinkgeld aus,
Sie tonzn enk die ganze Nocht!"

So wieder ein Anderer und ſchlägt dem Blaſenden auf die Achſel und jauchzt. —

Jetzt ſtehen ſie einmal ruhig und horchen, ob nicht auch auf den andern Bergen Jemand ſingt, denn in der Samſtagnacht ſollen die Burſche eigentlich alle lebendig ſein, ſonſt gedeiht das Korn nicht.

Heute aber iſt es vorläufig noch ſtill jenſeits des Thales. Von der Waldſchlucht herauf rauſcht der Bach und in einem jenſeitigen Gehöfte ſchlägt der Kettenhund an. —

Es iſt auch ſchon geſchehen, daß die Burſche verſchiedener Dörfer oder Gemeinden, wenn ſie in der Nacht zuſammenkamen, heillos gerauft haben. Wie das zugeht? Ja, das geht anfangs ſo heiter und gemüthlich hin, ſie ſingen, ſie ſcherzen, ſie „heißen einander was"; — plötzlich fordert Einer den Andern heraus, es entſteht ein Streit, ſie raffen Knittel auf, brechen Zaunſpalten ab und hauen auf einander ein. Und wenn Einer todtgeſchlagen iſt, ſo geht der Andere zum Gericht und ſagt: „Sperrt mich ein, ich hab' Einen umgebracht."

„Oho! und warum denn?"

„Ja, ich weiß es nicht mehr recht. Er hat halt geſagt, ſein Mädl, das wäre ſchöner, als mein Mädl, und das meine wäre nichts werth und —"

„Nun, und was hat er denn noch geſagt?"

„Ja, ſonſt nichts mehr, weil ich ihn gleich niedergeſchlagen habe." —

Weit öfter jedoch dient die Samſtagnacht zur ſinnigen, ja oft ausgelaſſenen Freude.

Die ſinnige blüht ſtets am Fenſterlein des Liebchens, deſſen Geheimniſſe nicht verrathen werden dürfen. Die ausgelaſſene Freude ſpielt nicht ſelten Bauernhöfen, an welchen die Nachtſchwärmer vorüberziehen, arg mit. Da kehren ſie entweder den Brunnentrog um, oder tragen einen Leiterwagen auf das Dach und hängen ihn an den Giebel, oder ſie verſtehen

gar, die Hausthür aus den Angeln zu heben und ſie zu verſtecken.

Da haben ſie dem Franzbauer einmal was Merkwürdiges angethan. Der that oft groß mit ſeiner Wachſamkeit, und daß ihm in der Nacht Keiner ins Haus käme. Er ſperre zwar nicht zu, das ſei ihm zu ſchmutzig — ſein Wächter ſei eben der Haſlinger und mit dem anzubinden, habe ſich noch Keiner unterfangen. Und richtig, mit dem Haſlinger hat auch Niemand angebunden, aber ſich ſelbſt und ſein Bett fand der Franzbauer eines ſchönen Sonntagmorgens unter einer großen Fichte im Breitwalde und die Spatzen flogen um ihm herum und pfiffen ihm allerhand Spott in die Ohren.

Am luſtigſten und lauteſten geht es noch in den Herbſtfeierabenden zu, wenn die Burſche ihre „Schnalzgeißeln", Knallpeitſchen, hervorholen. Das klappert und knattert in allen Enden und Ecken mit Hallen und Schallen, lebendig, wie in einer Schlacht und doch regelmäßig, wie Glockengeläute. Das iſt eigenthümlich ſchön. So lange aber das Getreide nicht in den Scheuern iſt, darf keine Schnalzgeißel knallen, denn das erſchwert die Wolken und aus jedem Knall und Wiederhall werden neun Schloſſenkörner. —

Erſt wenn der Morgenſtern aufgeht, wird es ſtill und die Burſchen ſuchen ihre Betten auf. Dann ſchlafen ſie, bis die Sonne in die Kammer ſcheint. Bei den Mägden iſt es anders, dieſe müſſen auch an den Feiertagen früh auf, weil ſie die Melkkühe und die Frühſuppe zu beſorgen haben.

Auch der alte Rainhofer iſt kein Siebenſchläfer; es gibt nichts Geſünderes, behauptet er, als ein goldener Sonntagsmorgen. — Und ſo iſt er auch heute ſchon im Freien. Neu, friſch und grün liegen ſeine Felder und Wieſen da und die Schwalben fliegen luſtig zwitſchernd um den Hof.

Dort an der Lindenbank ſitzt ſchon die alte Anna, lehnt ſich an den Baum und betet ihr Morgengebet. Der Bauer tritt hin zu ihr und redet ſie an, aber ſie gibt ihm keine Antwort.

Anna ruht mit geſchloſſenen Augen am Lindenſtamm; ſie hat Feierabend gemacht. —

Der Feldkasten.

Ein wenig abseits von Haus und Stall und Scheune, unter den Geästen einiger Riesentannen, steht ein kleiner, hölzerner Bau. Er hat eine braune, sorgfältig gezimmerte Wand und ein hohes Giebeldach von Brettern. Der untere Theil des Baues bildet eine Hütte für Wägen- und Ackergeräthe, zu dem oberen führt eine schmale Holzstiege. Dort ist eine Thür aus schwerem Ahornholze mit eisernen Bändern und einem mächtigen Stahlschlosse. Im ganzen Haus und Hof ist kein so wuchtiges und festes Schloß, als an dieser Thüre. Da drinnen hat der Bauer seinen Reichthum aufbewahrt; hier läßt er nur sein Weib, seinen ältesten Sohn und seinen besten Nachbar hinein. Hier ist das Herz seiner Wirthschaft; hierher führt er zuerst seinen Eidam; von hier aus betheilt er den Bettler und den Brandsteuermann. Es ist der Feldkasten — die heilige Stätte der Frucht und des Lohnes für alle Plage, für alle Schweißtropfen.

Warum steht der Bau so abseits vom Hause? Damit wenn eine unglückliche Stunde kommt, und die Flammen aus den Fenstern schlagen und über das Strohdach hinauswirbeln, so daß Alles zusammen brennt und bricht, bis auf den steinernen Herd in der Küche — für diesen Herd noch etwas übrig bleibt zum Kochen.

Und warum steht der Bau so versteckt zwischen den hohen

Tannen? Damit, wenn der Wettersturm heranwogt, das einsame Holzwerk geborgen ist. Und wenn ein Blitz aus den Wolken springt und umherzuckt, ein Ziel suchend, wo es was zum Verderben gibt und endlich niederschießen will auf den kleinen, reichen Bau, so fangen ihn die Tannen mit ihren Armen auf, oder wohl gar mit ihrem Haupte, und der Feldkasten bleibt vom Unglücke bewahrt.

Ihr seht ja den Baum dort mit dem langen Geäste und mit dem kahlen, schwarzgebrannten Strunke? Sein schönes, stolzes Haupt mitsammt der Krone hat er aufgeopfert für den Menschenbau an seinem Fuße.

Das war eine wüste Nacht! Maria Geburt war schon vorüber und die Feldfrüchte eingeheimst. Die Scheunen waren voll des Erntesegens, die Rinder in den Ställen standen fett und schwer und im Feldkasten lag das Korn aufgespeichert zwischen hohen Brettern. Und im Feldkasten war noch Anderes! Da standen neben dem Speicher zwei Truhen voll von feinem Flachs und hinter denselben standen drei große Körbe mit Schaafwolle der reichergiebigen Herbstschur. Und darüber auf schwarzen, festen Stangen hing das Selchfleisch, hingen gewichtige Schmeerlaibe, hingen dicke Speckklumpen, daß man meinte, die starken Stangen müßten doch brechen unter solcher Wucht. Da lehnten ferner an langen Flechtgestellen riesige Laibe von Haber- und Roggenbrot und neben an den Eisenhacken der Wände hingen die Häute von Rindern und Schweinen wohl gegerbt und gefärbt für Schuhwerk, und daneben standen noch mehrere Paare fertiger Schuhe. Auf den Bretterleisten lagen Lodenbündel und schwere Leinwandrollen, und neben der Leinwand standen die Schmalzkübel und die Buttertöpfe, und hinter all diesem stand ein altes Faß mit verbogenen, rostigen Eisenwerkzeugen,

ſtaubigem Spulwerke, zerriſſenen Brotbackkörben und anderen unbrauchbaren Dingen. Und unter dieſen Dingen lagen grobe Roßen und Leinenlappen, und unter dieſen Leinenlappen lag ein dichtes, bepechtes Reiſergeflecht, und unter dem Reiſergeflechte lag eine alte, verſteifte Ledertaſche, und in der Ledertaſche lag vieles, ſchweres Silbergeld.

Da kam die wüſte Nacht.

Seit Wochen hatte die Sonne geſtrahlt und es war Tag und Nacht immer ſehr warm geweſen. Der Löwenzahn hatte ſich dicht zur Erde gebeugt und die Wieſengründe waren fahl und gelb geworden. Es war ſehr ſchwül und keine Vögel hörte man ſingen und kein Lüftchen zog. An jedem Tag ſagten die Leute: „Heute kriegen wir noch ein Gewitter vor dem Abend!" Aber gegen den Abend kam wohl immer ein kleines Lüftchen, doch kein Gewitter.

Da kam ein Tag, an welchem die Sonne nicht mehr ſo hell ſchien, trotzdem kein einzig' Wölklein am Himmel ſtand. Die Temperatur war noch ſchwüler, als an den früheren Tagen. Als der Mittag vorüber war, da war die Sonne nur anzuſehen, wie eine weiße Scheibe und der Himmel war bläulichgrau und endlich ganz grau geworden.

Noch bevor es Abend geworden, kamen die Rinder von den Hinterweiden heim und es hatte ſie doch Niemand gelockt und heimgetrieben.

Der Himmel wurde bleigrau, ſo daß man die Sonne gar nicht mehr ſehen konnte. Hoch über den Wald flog ein Habicht und die Haushühner ſchlüpften unter der Thürſchwelle ängſtlich glucksend in die Lauben. Noch immer ſchien ſich kein Lüftchen zu regen, und doch lenkte der Brunnen, der aus einer hohen Röhre floß, zuweilen ab und ſpritzte über den Trog hinaus.

Die Bäuerin legte geweihtes Holz auf das Herdfeuer und der blaue Rauch, der dadurch über das Dach emporstieg, war gegen den dunkeln Himmel beinahe weiß. Auf der Anhöhe neben dem Gehöfte standen eine Magd und ein Bub'. Die erstere hielt ein braunes, hölzernes Cruzifix in der Hand und machte damit kreuzweise Bewegungen gegen den Himmel, an dem sich nun kleine Wölklein zu schichten begannen, welche aussahen wie Wellen auf der bewegten See. Der Bub' hatte ein Metallglöcklein und schwang und läutete es — dabei spähte er aber immer auf den nahen Kirschbaum, wo ein bunter Nußhäher saß.

Der Bauer ging den Steig zwischen Haus und Feldkasten hin und her und hielt die Hände über den Rücken. Zeitweise stand er still und horchte — es war oft, wie ein leises, fernes Donnern.

Plötzlich begann es in den Tannen über dem Feldkasten zu rauschen und mehrere gelbe Ahornblätter hüpften vom Walde heran. Jetzt war es, wie ein schwaches Aufleuchten durch die Abenddämmerung, dann tanzten wieder lose Blätter über den Anger. Der Bauer wendete sich um gegen das Haus; da rollte über ihm ein heftiger Donner dahin und der Sturm brach los.

Im Walde rauschte es, die Tannen am Feldkasten schlugen die Aeste ineinander, es krachte und die Wipfel bogen sich tief. Vom Stalldache riß sich ein Brett los und das tanzte wie ein Papierblättchen in der Luft und stürzte endlich nieder auf den Gartenzaun, daß die Splitter flogen.

Die Leute eilten in das Haus und in der Stube knieten sie um den Tisch und beteten laut. Eine rothe Kerze vom heiligen Berg Luschari brannte auf dem Tische und warf einen Schein auf die rußigen Wände; sonst war es bereits

finſter geworden. An den kleinen Fenſtern toſte der Wind und die Wände ächzten. Plötzlich ſchwirrte und ſchnalzte es und die Scherben einer Fenſterſcheibe ſchrillten auf die Bank und auf dem Tiſch lag ein Stück Eis, ſo groß, wie ein Hühnerei. Jetzt loſch auch die Kerze aus und die Leute riefen: „O Gott, das kommt grob!“ Darauf öffneten ſie die Stubenfenſter, auf daß keines mehr in Trümmer gehen konnte — und der Wetterwind wogte herein und fachte das Herdfeuer wild auf und peitſchte den Rauch. Draußen auf den Dächern und an der Wand knatterte es und immer und immer ſchleuderte der Sturm Schloſſen durch die Fenſter.

Wie ſie eben wieder zum Gebet knieen wollen, zuckt ein Flammenband in Zickzack am Hauſe vorüber und dem folgt ein gewaltiger Schlag, ſo daß der Bauer vom Fenſter zurücktaumelt und ausruft: „Jeſus, jetzt hat's in meinen Stall eingeſchlagen!“

Die Leute eilen zur Thür, aber es iſt finſter, nur ſchwere Schloſſen ſauſen nieder und ein Gießbach toſt den Hohlweg herab und brauſt an die Wände und rauſcht weiter.

Jetzt knieen ſie nicht mehr an den Tiſch und an den Fenſtern, ſondern um den Herd herum und beten die Litanei von den Heiligen.

Immer wieder leuchten die Blitze und ſchmettern die Donner; — plötzlich fällt ein rother Schein an die Fenſtergeſimſe und der Knecht ſchreit auf: „Auweh, der Feldkaſten brennt!“

Da ſtürzen ſie aus dem Hauſe; aber dem Bauer prallt ein Stück Eis an die Stirne, ſo daß er beinahe zuſammen ſinkt und wieder zurückwankt in die Stube. — —

Den andern Tag war es lautlos um den Hof, wie wenn Alles todtgeſchlagen wäre. Der Himmel war trüb und die

Erde mit Schlossen bedeckt. Um das Gehöfte lagen Stränke und Splitter von den Bäumen und Dächern.

Arg zugerichtet war die Tannengruppe, und der größte, der stattlichen Bäume hatte keine Krone mehr. Nackt bis tief hinab stand sein oben abgerissener Stamm; auf einer Seite war er schwarzgebrannt und auf der andern zog sich ein schneeweißer Streifen hinab. Dort hatte der Blitz eine Spalte herausgerissen. Noch breitete die zum Tode getroffene Tanne ihre untersten Aeste über das Giebeldach des Feldkastens aus, und im Feldkasten auf der Flachstruhe saß der Bauer mit eingebundener Stirne und richtete den Blick auf seine Habe und sann.

Und seitdem steht der Baum dort mit dem kahlen, schwarzgebrannten Strunk — die Krone hat er aufgeopfert für den Menschenbau an seinem Fuße, dafür grünen seine hundert Arme und er streckt sie aus über den Feldkasten:

„Segen, o Landmann, deinem Schweiß, Segen deiner Hände Frucht!"

Das Schnalzen.

„Bartlmei is da Summa vabei!“ ſagt der Oberländer und feiert am Tage St. Bartholomäus den Anfang des Herbſtes.

Die Hundstage ſind vorüber, die Luft weht kühler aus den Alpen, die Blätter der Eſchen und Ahorne werden gelb und die Schwalben ſammeln ſich in Schaaren, kreiſen mit ihren flügge gewordenen Jungen laut zwitſchernd um Haus und Hof und rüſten ſich zum Abzuge.

Der Sommer mit ſeinen Roſen, mit ſeinem Koſen, mit ſeinem Blühen und Glühen iſt dahin; es naht die kalte, trübe Zeit mit ihren langen Nächten.

Darüber grämt ſich nun die Wieſe und das Feld die ganze, froſtige Nacht hindurch, und am Morgen, wenn die Sonne aufgeht, ziehen ſie nicht mehr ihren funkelnden Demantſchmuck an, nein, ſie ſind grau geworden über Nacht vor Gram und Kälte; — auf den Wieſen und Heidegründen liegt der Reif.

Selbſt das einſame Haberfeld, geſtern noch grünlich, hat ſich über Nacht gebleicht und wartet heute der Sichel und ſehnt ſich nach der ſchützenden Scheune.

Aber das Kornfeld bleibt am ersten Herbsttag einsam und verwaist, denn der Bauer sagt:

„Sichel zu Bartholomä
Thut dem Mehlsack weh!"

und hält heute Feiertag mit seinem Gesinde.

So ganz Feiertag eigentlich nicht, die Knechte haben ein gutes Stück Arbeit zu verrichten — es wird der Herbst eingeschnalzt.

Das ganze Haus jubelt, wenn die „Schnalzgeißeln" aus den Kammern hervorgeholt und zugerichtet werden.

Die Schnalzgeißel ist eine riesige Peitsche aus Hanfgarn, welche an einem Ende, das an dem kurzen Stiele befestigt ist, oft die Dicke von zwei Zoll hat, sich aber immer verkleinert und am andern, ganz dünnen Ende mit einer Seidenfranze ausläuft. Diese Peitsche ist nicht selten mehrere Klafter lang, und damit sie auch die dem Zweck entsprechende Schwere habe, wird sie reichlich mit Harz geglättet.

Lagern wir uns ins Grüne im Kirschbaumschatten hinter dem Tannbuberhof und sehen den drei Knechten zu, die dort gegen die Anhöhe gehen und sich auf derselben in einer gewissen Entfernung von einander aufstellen.

Jeder hat eine Schnalzgeißel in der Hand; die kleinste hat der Halterbub', aber die größte ist die vom Großknecht. Dieser nimmt nun den derben Stiel in seine beiden Hände und beginnt ihn zu schwingen. Die Geißel hebt sich in langsamen Schlangenwindungen vom Boden — ein paar Windungen in der Luft, noch eine Schwingung des Stabes und ein pistolenschußähnlicher Knall entfährt dem Seile und wiederhallt hundertfach in den Bergen.

Das ist das erste Zeichen und der Gruß an den Herbst!

Hierauf rüſten ſich auch die übrigen Burſche und das eigentliche Schnalzen beginnt.

Den Anfang macht der Halterbub' mit der kleinſten Geißel, weil dieſelbe den ſchwächſten Knall gibt; nun fällt die mittlere ein und endlich kracht die des Großknechtes dazwiſchen. So knattert es nun in langſamem, gleichmäßigem Takte oft mehrere Minuten lang in Einem fort, und in das rauſcht und verwebt ſich der hundertſtimmige Wiederhall von den Wäldern und Felswänden — es iſt wunderbar zu hören.

Der Tannhuber naht, er lüftet grüßend ſein grünes Sammtkäppchen und ſetzt ſich dann zu uns ins Grüne. „Das ſind die Glocken des Pflanzenreiches," liſpelt er uns zu, während die Schnalzgeißeln knallen. Und nachdem das erſte „Vot" zu Ende iſt, fragt der Tannhuber:

„Wißt ihr das von den Glocken des Pflanzenreiches? Nun ſeht, da hat das Mineralreich einmal zum Pflanzenreiche geſagt: Schäme dich, du haſt nicht einmal Glocken; deine Glockenblumen duften wohl, aber ſie klingen nicht wie mein Metall auf dem Thurme. Da hat das Pflanzenreich zum Hanf geſagt: Du Hanf, diene nicht mehr dem übermüthigen Metall als Glockenſtrick, werde ſelbſt ein Schwengel und ſchlage an die liebe Gotteslust, das wird auch klingen und hallen und das Menſchenherz erfreuen! Und nun läutet der Strick, und die Glocke auf dem Thurme ſchweigt und grämt ſich."

So erzählt der Tannhuber und mit dem Schwengel aus Hanf meint er die Schnalzgeißel.

Das Schnalzen iſt nicht blos am Bartholomäustag üblich; durch den ganzen Herbſt, bis der erſte Schnee fällt, kann man es hören an den Sonnabenden und in den heiteren Nächten.

Was hat uns der Tannhuber noch zu ſagen? Er flüſtert uns ins Ohr: „Seht ihr den Halterbuben dort mit der Leinenhoſe? Der iſt ein rechter Hallodri; in den Samſtagnächten, wenn die Anderen vor dem Hauſe ſchnalzen, ſchleicht er hinter das Haus, wo die Lenerl ihr Fenſterl hat, dort ſchnalzt auch was — das Buſſerl!“

Das Brecheln.

Ih woaß s nit, wia mar is,
Wann da Horocka bluat,
So a Holmerl braucht long,
Bis s a Brautfoadl wird!

Der Brecheltag iſt für manchen Bauernhof der merkwürdigſte Tag des ganzen Jahres. Monate lang vorher wird für ihn vorbereitet in Stube, Küche und Speicher, in den Kleiderſchränken und Mädchenkammern, bis er endlich kommt im Spätherbſt, wenn die Nebel auf den Alpen liegen und der Flachs eingeheimſt, abgekämmt, gebleicht und gedörrt iſt.

Der Flachs vertritt noch jetzt in vielen Gegenden des Oberlandes die Baumwolle und die Seide. Es zeigt von Wohlſtand und von einer guten, ſorglichen Hauswirthin, wenn viel weißes Linnenzeug in den Käſten und Schränken iſt, und das iſt auch der Stolz jeder rechtſchaffenen Hausfrau.

Aber ſo ein Leinſtück, wie es da im Schranke liegt, weiß und glatt und fein — ein würdiges Brautkleid für die reinſte Jungfrau — es liegt viel Arbeit und Sorge darin!

Jo, a boudbeanis Zbeau
Is ſo a Horholmerl ſchon:
Es draht ſih und ſpreizt ſih
Und will nit recht dron.
Und wenn s nouh ſo ſchön bluat
Und ſo blowangad ſchmuzt,
Es ſetzt ſih an Kouvf auf
An dickn, und truzt!

Oha, woat na, du Spitzbua,
Mir kriagn dih ſcho nouh,
Mir reiſſn da d Füaß
Und dein Dickſchädl o!
Oft thoan ma dih auffi
In d Jagadn legn,
So long, bis d kasweiß wirſt
In da Sunn und in Regn!
— Hiazt erſt nit? — Scho recht,
Hiazt muaßt eini ins Haus;
D Oufnhitz ziacht da
Dein Zwida ſchon aus!

Wenn Alles zum Brechen des Flachſes, zum Brecheln, bereitet iſt, ſo ladet der Bauer die ganze Nachbarſchaft ein, trägt aber beſonders Rückſicht auf das junge Volk, daß dieſes wohl füglich zuſammenkommt, wie es ſich unter einander gerne ſieht. Es iſt Sache eines vielerprobten Großknechtes, vor Allem gerade die Pärchen herauszuleſen, die ſich im Geheimen zuſammenfinden, denn die Hauptſache iſt eigentlich nicht das Brecheln, ſondern vielmehr die darauffolgende Abendunterhaltung. Jeder Nachbar ſchickt die von ihm erbetenen Leute gerne zum Brecheln, und geht am Abend wohl auch ſelbſt nach zum Mahle und zum Tanze. Er klopft zuerſt ans Fenſter, wo er nach den Knödeln und Krapfen fahndet, die ihm die Brechler zukommen laſſen. Aber während er noch am Fenſter hockt und ſchmunzelnd ſein Almoſen verzehrt, lauern ihm ein paar kräftige Burſche auf, fangen und führen ihn unter allgemeinem Gelächter in die Stube, wo er natürlich dann an Allem theilnehmen muß.

Schon den ganzen Tag hindurch wird in der Brechelhütte vom Abend geſprochen. Da ſchreien und lachen ſie, und die Burſche werben ſich Tänzerinen und treiben auf Rechnung der Tanzgemeinſchaft allerhand verdächtiges Zeug miteinander. Und während all dem knattern die Brechelſcheiter,

und der rauhe braune Flachs muß ſich beugen und in die Fugen biegen, daß die Agen fliegen, bis er ganz weich und weiß geworden iſt.

Jo, die Brechla ſein Kampl,
De mechn dih ſcho zoan,
Wann ſ dih nehma han Schourf
Und brav eklopfn thoan! —

In der Küche des betreffenden Hofes geht es hoch her. Und endlich, wenn es finſter geworden iſt, kommen ſie Alle, ſcherzen und lachen und ſetzen ſich an die weißgedeckten Tiſche. Da kommt nun zuerſt Milchſuppe mit Roggenbrot (das Haberbrot iſt heute verbannt in den hinterſten Winkel der Tiſchlade), hierauf folgt Sauerkraut mit Speck und Leber, dieſem ſchließt ſich an Erdäpfelmus und Sterz, dann kommen die Krapfen, ſpäter Gerichte von Zwetſchken, Aepfel oder Birnen; dieſe werden verdrängt von Griesmus, Strudel und Schmalznudeln; noch kommen Honigkuchen mit Branntwein, und endlich — endlich ſetzt die Großmagd würdig und ernſt eine verdeckte Speiſe auf den Tiſch.

Die Tiſchgeſellſchaft iſt davon nicht überraſcht, ſie hatte dergleichen erwartet und fällt ſogleich mit bewunderungswürdiger Behendigkeit her, das Geheimniß zu enthüllen. In der verdeckten Schüſſel befindet ſich nichts anderes, als Blumenſträuße, Aepfel, Nüſſe, Dornen und Brenneſſeln.

Um dieſe Koſtbarkeiten beginnt nun unter den Brechlern ein ſehr lebhafter Kampf und wer, die Dornen und Brenneſſel nicht achtend, die meiſten Sträuße, Aepfel und Nüſſe erobert, der iſt Blumen- oder Nüſſenkönig und hat das Vorrecht, mit der Brechelbraut, welche gewöhnlich die Tochter des Hauſes iſt, den Ehrentanz zu machen.

Der Ehrentanz wird unmittelbar nach dem Mahle, gewöhnlich bei Zither und Hackbrett abgehalten. Wohlhabende

Brechelbauern lassen zu diesen Instrumenten auch noch die Dorfmusikanten kommen und das gibt dann einen Abend, wie keinen zweiten mehr im Jahre.

In den Zwischenpausen der Tänze kommen verschiedene Volksspiele zur Geltung, wovon die meisten eine Art Turnerei sind, nur, je nach der Aehnlichkeit der Bewegungen mit dieser oder jener Verrichtung, oder nach der parodistischen Behandlung irgend einer Idee, ihre eigenen Namen führen. So ist das Hobeln, Sonnaufziehen, Ofenausführen, Engerlfliegen Löffelaustragen, Buchenlieben, Fuchsausderhöhletreiben, Bettlerhalsen, Lazarusbegraben u. d. gl., sehr im Schwunge.

Eines der lustigsten Stücklein ist das Bischofeinweihen. In der Brechlergesellschaft findet sich immer Einer oder der Andere, der dieses Bischofeinweihen noch nicht kennt und sich also durch die Wahl der Anderen ahnungslos herbeiläßt, Bischof sein zu wollen. Sofort wird ihm, als langes, weißes Lockenhaar, Werg um den Kopf gewunden und eine papierene Bischofsmütze aufgesetzt. Hierauf muß er sich auf einen Dreifuß niederlassen, und nun beginnen Alle mit brennenden Kerzen unter Lobgesängen um ihn einen Rundgang. Jeder macht vor dem neuen Bischof eine tiefe Verbeugung, bis plötzlich Einer mit seinem Kerzlein hochverätherischer Weise die weißen Bischofslocken mitsammt der Mütze in Brand steckt. So hat alle Herrlichkeit auf einmal ein Ende, glückselig der Gefoppte, wenn er noch seine ureigensten Haare zu retten vermag. Nach der Verbrennung der Bischofslocken wird getanzt.

Beliebt ist nebst dem Steierischen der „Schwabentanz".

Das ist zuerst ein langsamer Rundgang der Paare, welcher aber immer schneller wird und endlich in ein rasches Walzen übergeht.

Dazu wird gesungen:

„Mir kenan mit die Schwobn,
Mir kenzn mit die Schwobn;
Mir sein awer nouh nit eh banond,
Mir muaßn nouh oan hobn.

Von Untaschwobn, Oboschwobn
Kenza sein do;
Wann i wieder amol kemman,
So prugl ma i o'"

Nach all dem ist es spät geworden. Da öffnet sich noch um die Mitternachtsstunde die Stubenthür und die Gesellschaft verstummt, denn hereintritt ein würdiger Kapuziner mit ellenlangem Bart und Rosenkranz. Er streckt segnend die Hände aus und grüßt salbungsvoll:

„Glop sei die ledi Kristl!"

Hierauf bittet er um Nachtherge und sagt, daß er ein Pilger sei, der in das heilige Kropf- und Knödelland gereist komme, um sich hier, einem Gelübde zufolge, mit Knödel und Krapfen und jungen Weibern zu kasteien. Sofort langt er nach den größten und fettesten Bissen, die man ihm vorgelegt hat, und predigt, so gut es bei vollem Munde geschehen kann, gegen das Laster der Völlerei.

Nach dem Labsal steckt der Kapuziner eine ungeheuere Brille auf die bemalte Kupfernase, und beginnt nun die eigentliche Moralpredigt, welche er mit folgendem Evangelium einleitet:

„In der Zeit gingen drei Jungfrauen durch einen Wald spazieren und es begegneten ihnen drei Jäger. Der eine hatte keine Büchse, der andere kein Pulver und der dritte kein Blei, und sie sahen aus wie vacirende Schneider. Hierauf gingen die drei Jungfrauen weiter und kamen in eine Stadt. Vor der Stadt stand ein Thurm und aus demselben gingen heraus drei Leute und ein Schuster. Der eine war blind, der andere lahm, der dritte ohne Kleider. Und der Blinde sah einen

Hasen und der Lahme lief ihm nach und der Nackte schob ihn in seine Tasche — Das," fährt der Prediger fort, „sind die Worte, über die ich heute zu euch reden will. Bevor wir aber darüber etwas Weiteres vernehmen, wollen wir die scheckige Schneidergais um ihren Beistand anrufen!

Geliebte Zuhörer, Zwetschkenröster und Gassenkehrer! Ich will gleich anfangen über die Weibsbilder. Da schaun sie kaum heraus aus der Fatschen, so soll man ihnen schon von den Buben vorquatschen; und ehe ihnen noch thut das Röcklein passen, suchen sie schon Liebhaber auf allen Straßen! Mich wundern nur die Alten, sie sein schon voller Kröpf und Falten, voller Runzeln und Zahnlucken, und doch thut ihnen s Herzl jucken und zucken! Es ist ihnen Keiner zu jung und Keiner zu alt; Keiner zu warm und Keiner zu kalt! Ist Einer krumm oder tropfad, voller Glatzen oder kahlschopfad, hohlwangig und ohne Zähn, schiech oder schön — so heißts: Du kannst mit mir gehn! Und kommt Einer von Schlampampen, so pflegen sie ihm die Wampen. Dann ists gar bös gethan und sie schrein: Was fang' ich an! Sie glauben an keinen Himmel und keine Höll' und kommen vor Liebeln nicht von der Stell; sie hören auf kein Wort und auf keine Lehr', außer sie kommen von lustigen Buben her. Alle Ehr' haben sie verlassen auf Wegen und auf Straßen; sie scherzen im Stall und im Heu und wo nur ein Plätzchen frei! — Vernehmt es mit Geduld und Aufmerksamkeit, meine lieben Zuhörer, Schuhflicker und Kohlenstörer!

Kommt ein Sonn- und Feiertag heran, so ziehen sie sich gar sauber an; da krampeln und schmieren sie das Haar — das Biegeleisen ist ihr Hochaltar. Und kommen sie in die Kirchen, o Graus! im Beten richten sie gar nichts aus. Die größte Andacht haben sie bei Pfeiffen und Geigen, da möchten

ſie die ganze Zeit verbleiben. Tanzen, Liebeln und die Buben verführen, das ſind die drei Haupttugenden, die ſie gſpüren. Falſchheit und Heuchelei treiben ſie auch dabei; und wenn ein Kirchtag iſt, wiſſen ſie ſchon allerhand Liſt, mit Schönheit und mit Lügen die Burſchen um's Andenken zu betrügen. Die Sünden und Laſter, die ſie begehen, kann nicht einmal der Teufel alle ſehen! Ja, alles Schlechte, das ſich gar nicht läßt ergründen, kann man bei den Mädeln und Weibern finden. Jetzt will ich aber aufhör'n, ſonſt möchten ſie verdrießlich wer'n, und das hätt' ich doch nicht gern!

Von den Buben kann ich nur das ſagen, ſie haben oft eine ſchwere Leiter zu tragen; nachher haben ſie noch keine Ruh', es kommt oft der Bauer dazu: und der prügelt ſeinen Schwiegerſohn, das iſt für Alles ſein Himmelslohn, Amen.

— Es iſt ein neues Patent herausgekommen, daß ſich kein Bub' unterſteht und in die Mentſcherkammer geht; und wenn er ſchon glaubt, er **muß** gehn, ſo ſoll es mit großer Vorſicht geſchehn!

— Es wollen ſich zwei verehlichen: Der Bräutigam heißt Johann Einſirn, hat a Naſn wie a Fauſtbirn, und Füß wie a Rußhäber, hab' in meinem Leben noch kein' ſolchen Menſchen gſehn! Die Braut iſt die tugendſame Genovefa, hat a Geſtalt wie ein Kuchelkäſa. Er iſt von der Veitſch und ſie von der Mur; er iſt ein Lump und ſie — da hab' ich eh ſchon gmua. Vorn iſt das Hausſtübl und hinten der Kuhſtall; ſolche Leut' werden verkündet heut' s erſte und s letztemal!

— Zwiſchen Matten und Rättenegg iſt eine Heufuhr verloren gegangen; der ehrliche Finder wird gebeten, ſie heute nach dem Amt im Pfarrhof abzugeben!"

Somit iſt die Predigt zu Ende, allein der „Trotteldienſt"

ist noch nicht aus; der Kapuziner betet nun folgende Litanei, welche die Anderen andächtig erwiedern:

„Erbarme dich unser, du grantiger Dorfrichter!
Du Bauer, der brav aufkochen läßt!
Du Bauer, bei dem die besten Speckknödel wachsen!
Du Bauer, der die schönste Tochter hat!
Beim Reiterbauer, wo die Bäuerin die Suppe versalzt!
Beim Stralegger, wo die Ochsen das Korn und die Knechte den Haber essen müssen!
Beim Hubel, wo die Mentscher dick sein!
Beim Bruzler, wo sie den Sterz mit Inschlittkerzen schmalzen!
Beim Lantschner, wo der Hund begraben liegt!
Du glogner Hartl!
Du fluchender Steffl!
Du abdrahter Stindl!
Du kropfiger Schuster!
Du schiaglender Schneider!
Du kretziger Weber!
Du kraschinkiger (säbelbeiniger) Tischler!
Du zugehackter Sepl in Stein!
Du pechiger Toni beim Boch!
Du beangater (krüppelhafter) Wastl in Eck!
Du auspeitschter Michel in Schlag!
Du anbrennter Hießl beim Zaun!
Du langschinkiger Peter auf der Alm!
Du großaugiger Jockl in der Fresen!
Ihr alle häufigen Kleinhäusler!
Ihr alle häufigen Wucherer und Schmarotzer!
Ihr alle häufigen Trottel und Fexen!
Ihr alle häufigen Leut' die kein Spaß verstehn!

Recht für uns!

Nix für uns!

Schnopp o!

Schnopps o!

Schnopp auf und schnopp nieda,
Friß Katz und spei' s' wieda,
Schnopp o!"

Derlei parodistische Stücklein aus dem Religiösen findet man im Volke ziemlich häufig, allein der Landmann beabsichtigt damit nichts weniger, als das Religiöse zu verhöhnen; nur mit den kirchlichen Ceremonien vertraut, kennt er keine andere Form für seinen Witz und seine zügellose Laune.

Sind endlich die Späße unseres Bußpredigers erschöpft, so legt er seine Maske ab. Der Mann ist gewöhnlich ein Handwerker oder ein Knecht aus der Nachbarschaft.

Die Unterhaltung dauert indeß noch lange fort und nicht selten ist es der Morgenstern, der den lustigen Brechlern heimleuchtet.

Noch erwähne ich die Sitte der Reistenschenke. Es bekommt nämlich jede Brechlerin vom Brechelbauern ein Büschlein feinen Flachses als Geschenk, welches sie in ihrem Schranke wohl verwahrt, so daß sie nach Jahren einen bedeutenden Vorrath davon beisammen hat. Es heißt: Wenn eine Magd so viel Flachs in ihrer Truhe hat, daß sie davon eine Familie zu bekleiden im Stande ist, dann kann sie heiraten.

Ich kenne eine alte Magd, die hatte einen großen Kästen voll „Reisten"; sie hatte ihre Freude daran, es war ihr ganzer Reichthum. Da kam einmal eine arme Wittwe mit ihren vier halbnackten Kindern in die Gegend und dieser schenkte die Magd den ganzen Vorrath von Flachs; nur für ein einzig' Hemd behielt sie sich zurück — für das Hemd der Zufriedenheit. —

Wenn nun der Brechlertag vorüber ist und die Winterstürme hereinbrechen, so holen die Weiber ihre Spinnräder hervor, und während die „Mannleut" auf der Tenne dreschen

oder im Walde Holz fällen, ſpinnen jene unter luſtigen Geſprächen und Geſängen den Flachs, ſei es zum Bahrtuch oder zum Brauthemd — ſie ſingen luſtige Lieder dabei.

Na gelt, hiazt biſt daß,
Spinnradl, ſumm, ſumm;
Und hiazt loßt dih ſchön wicklu
Um an Finga herum.
Oft kimp holt da Weba,
Da kretzade Monn,
Und der draht dih um an Nußbam
Und handlt dih on
Ei, nimmſt es nit wohr,
Wia s Schutzerl ſchlupft ein,
Und dos ſauſende Dingerl
Wird s rechte ſcho fein! —
Und hiazt erſt, mei Liab,
Konnſt a Brautpfoadl wern,
Und ih wunſch da viel Glück,
Daß d fein old wirſt in Ehru!

Der Allerheiligenstritzel.

Die Natur iſt ernſt und düſter geworden nach all dem Grünen und Blühen und Reifen. Jetzt gibt ſie nichts mehr; eine wüſte Zeit der Unfruchtbarkeit und der Stürme — den Winter hat ſie vor ſich. Warum hält ſie noch ein mit dem Schneewehen und Erſtarren, auf wen wartet ſie noch? Ja auf die Wohlthat der Menſchen wartet ſie. Da gibt es Arme, Kranke, Vergeſſene, die wanken noch auf der frierenden Erde und ſuchen — ſie haben noch kein Brod für den Winter. Der Wohlhabende ſoll nun dieſen darbenden Brüdern ſein Herz und ſeine Hand öffnen.

Es gibt im Oberlande ein Volkslied, was arme Leute den reichen gelegentlich vorſingen, wenn der Winter naht. Die reichen lieben dasſelbe nicht beſonders, aber ſie hören doch zu.

Das Volkslied hat eine wunderbar ergreifende Weiſe und heißt:

Das Häuſerl im Oberland.

Es war ein Häuſerl im Oberland,
Maria Mutter Gottes war auch wol bekannt.
Da war ein armes Weib
Mit ihren drei Kindelein,
Groß Hungersnoth mußten ſie leiden!

Sie nahm ihre Kinder wol unter die Händ'
Und ging zu ihren Bruder wol unter die Wänd:
„Bruder bist daheim?
Ich hät' dich gebeten um ein klein Laiblein Brot,
Für mich und für meine drei Kinderlein roth!"

Die Schwagerin beim Fenster 'raus schaut:
„Mein Mann, der ist heut nicht zu Haus;
Er in früh ausg'fahren;
Du hast mich gebeten um ein klein Laiblein Brot,
Das kann ich dir auch wohl versagen!

„Und wenn du versagst mir ein klein Laiblein Brot,
So thu' ich mir selber den bitteren Tod!"
Das kleinste Knäblein stand ihr daneben:
„Ihr dürft mir kein' Bißen Brot mehr geben,
Groß Hungersnoth will ich leiden,
Bis der liebe Gott vom Himmel kommt
Und thut mir das Leben abschneiden!"

Als der Bauer vom Acker heimfuhrt,
Der Tisch, der war ihm schön geziert,
Die erst Schnitten Brot, die er herabschnitt —
Das Blut thät gegen ihm spritzen!

„O Mann, du grimm' dich nicht so sehr,
Das geht von wegen der Schwester her.
Wenn ein armer Mensch um ein Almosen bitt't,
Wol fleißig soll man ihm 's reichen!"

Der Bauer nimmt Brot wol unter die Händ,
Und geht zu seiner Schwester wol unter die Wänd';
„Schwester, bist daheim?",
Ich hätt dir gebracht ein klein Laiblein Brot,
Für dich und für deine drei Kindlein roth!"

Das kleinste Knäblein beim Fenster 'raus schaut:
„Die Mutter ist heut nicht zu Haus';
Sie ist früh ausgangen,
Sie und meine ältesten Brüder allzwei,
Dort drin hangen s' auf der Stangen!"

Das Lied schneidet ins Herz, wenn es von welken Lippen gesungen wird und der reiche Bauer fährt sich über die Stirne und denkt: Man muß doch, so lang 's noch früh genug ist.

Da gibt es nun im Oberlande eine Sitte, welche um dieſe Zeit zum Wohle der Armen ausgeübt wird — das „Heilig'nſtritzelſammeln".

Schon zwei Tage vor Allerheiligen bemerkt man in den Bauernhöfen ein eigenes Leben und Bewegen. Von den Mühlen wird Mehl geſchafft, in allen Oefen loht die luſtige Flamme und jedes Haus ſieht einer großen Bäckerei ähnlich. Der Bauer ſtreicht geſchäftig durch die Vorrathskammern und die Bäuerin in der Küche herrſcht mit beſonderer Würde über die Mägde und ſchafft ſelbſt wacker mit am Kneten und Backen, und das erſte Stück des neuen Brotes, welches ſie erſt am Abend zur Probe in den Mund führt, iſt wohl ihr einziger Biſſen den ganzen Tag über.

Endlich ſind die drei- bis fünfhundert Laibchen kräftigen Roggenbrotes fertig — und fertig zum Vertheilen und Verſchenken an die Armen. Der dürftige Landmann macht die Laibe wohl kleiner und gar von Habermehl, oder er beſtimmt Gemüſe oder Obſt zum Vertheilen, aber er gibt doch was.

Am Vorabende von Allerheiligen nun ziehen die Armen in ganzen Familien ſchaarenweiſe von Haus zu Haus, von Ort zu Ort, und Jedes hat ſeinen Sack oder ſeinen Korb. Sind ſie an ein Haus gekommen, ſo bleiben ſie an der Thürſchwelle ſtehen und grüßen mit dem allſtimmigen Ruf: „Bitt gor ſchön um an Heilinſtrizl!"

Da wird nun getheilt. Jedes bekommt ſein Laibchen, und wenn es ein Kind iſt, das am Rücken der Mutter angebunden trabbelt und keinen Sack und kein Körbchen tragen kann, ſondern ſelbſt noch getragen werden muß, es bekommt ſein Laibchen wie jedes andere. Hat die Bäuerin im letzten Sommer viel Schmalz und Butter gewonnen, ſo ladet ſie die

Strizelsammler auch noch zu Tisch und setzt ihnen — gleichsam zum Dankopfer für den großen Schmalzvorrath — Sterz oder Schmalzmus vor. Die Leutchen lassen sich's stets schmecken, und sind sie satt, so legen sie die Hände in die Schüssel und sagen:

„Schmolzkochbäuerin, mir wünsch'n Dir
Glück und Seg'n zu Deine Kuah;
Und Glück und Seg'n zu Deine Kinda,
— Vergelt's Gott, Schmolzkochbäurin!"

Sind auf diese Weise nun Alle betheilt und befriedigt, so rufen sie wieder im Chor: „Vergelt's Gott, Ollaheilin!" und ziehen ab und zur nächsten Thür, bis sie die schwergewordenen Säcke und Körbe in ihren Kammern leeren und wieder von Neuem beginnen.

Der Bauer gibt dieses Almosen gerne, und je mehr Heilig'nstrizelsammler betheilt werden können, desto freudiger leuchtet sein Antlitz; selbst der „Knicker", der Wucherer, gibt diese Gabe freudig, denn es herrscht der Glaube, daß eine große Anzahl Heilig'nstrizelsammler die Vorboten eines reichgesegneten Jahres sind. — Jedes „Vergelt's Gott Ollaheilin" — sagt der Landmann — ist für das Kornfeld mehr werth, als eine Fuhr Dünger.

Geschieht es aber, daß aus Mangel an Sammlern etwas vom Vorrathe des Brotes übrig bleib: oder gar, daß man das Haus übergangen hat, ohne vorzusprechen, so ist der Bauer gar betrübt, und sein stattliches Mahl, das er sich heute auftischt, will ihm nicht munden.

In manchen Gegenden hat sich der Gebrauch des Heilig'nstrizelsammelns so weit ausgedehnt, daß die Bauern — auch die wohlhabenden — gegenseitig ihre Kinder mit dem Korb schicken, ja sogar selbst gehen, um mit ihrem Sack beim

Nachbar — als Bettler anzuklopfen. Und wenn es der reiche Ortsrichter iſt, — er bekommt einen derben Strißel aus braunem Roggenmehl, wie das Kind des armen Taglöhners, und er nimmt ihn mit frommem Danke, denn der Heilig'nſtrißel bringt Segen für Geber und Nehmer!

Nun backt die Bäuerin aber auch noch Heilig'nſtrißel für das eigene Hausgeſinde und jeder Dienſtbote kriegt ſeinen Laib, mit dem er machen kann, was er will. Da haben Manche einen alten Vater, eine kranke Mutter dafür; aber Viele machen mit dem Brote auch was Anderes. Ja, die Mädchen bewahren den Laib in ihrem Schranke auf wie ein Heiligthum, und wenn einmal der Nachbarsſohn kommt oder ſonſt ein ſchmucker Burſche, der in die Augen ſticht, ſo holt das Mädchen den Heilig'nſtrißel hervor und reicht ihn dem Jüngling, daß er ihn anſchneide und verkoſte. Und dieſes Anſchneidenlaſſen bedeutet euch nichts Geringeres, als:

„Buaberl, Dih hon ih gern,
Du muaßt mei Schoperl wern!"

Und wenn nun der Erwählte vom Laibe wacker „ſein Reanz'n" (ſein Stück) herabſchneidet, ſo iſt die Sache ſo viel als abgemacht und jeder ſpätere Bewerber wird vom Mädchen mit der Bemerkung abgewieſen, daß ihr Heilig'nſtrißel ſchon angeſchnitten ſei.

Die Krapfengarb'.

Wenn im Herbst das Getreide, das Heu, das Laubwerk, das Brennholz, die Streu und Alles unter Dach gebracht ist, und der Schnee um Haus und Hof seine hohen Wälle zieht, dann beginnt das Dreschen.

Aber die Wintertage sind gar so kurz, sie müssen angestückelt werden und das thut der Bauer mit einigen Kerzen des Morgens und des Abends. Schon um 3 Uhr ist der Großknecht zur Dreschzeit aus seinem Bett und geht mit seinem „Weckstock" zu allen Thüren und Schlafstellen und klopft und klopft, bis er Jeden aus den warmen Leinen hervorgeklopft hat. Das ist die einzige Stunde, in welcher der Bauer bedauert, daß er Bauer ist und: „Wann ih wieder auf d Welt kimm, so wir ih a Herr, daß ih bis um siemi in Rest bleibn konn!" ist ein Vorsatz, den er sich ernstlich in die Seele ruft.

In der Tenne wird es lebendig, der Großknecht stellt das Licht in das dazu bestimmte Kästchen an der Holzwand und bald beginnen vom „Uebagschiaß" (Uebergeschoß, Scheune) die Garben herunter zu fliegen, bis der ganze Boden der Tenne belegt ist.

„In Gottsnom gehn mas on!" sagt der Großknecht und hebt seinen Flegel vom Nagel und die Anderen thun es auch und das Dreschen beginnt.

Gewöhnlich geſchieht es mit vier Flegeln, nur der Großbauer, der über ein zahlreicheres Perſonal verfügt, driſcht zu ſechſen. Das iſt nun ein Klopfen auf der Tenne und ein Knurren in den Mägen, und manch ſehnend Auge ſchielt verſtohlen auf die Kerze, ob dieſe denn nicht ſchon herabgebrannt, denn wenn die Kerze gar, wird's zum „Suppneſſn".

Kennt Ihr die ſaure Suppe und das Haberbrot? Die Oberländer wiſſen es gut zuzubereiten; um drei Uhr aufſtehen und dann drei Stunden nüchtern Garben dreſchen, ei, dann ſchmeckt's!

Während des Frühſtücks kommt der Tag und dann wird das Dreſchen wieder fortgeſetzt. Da hält nun der Bauer ſehr viel auf den Takt, „'s muaß zſommgehn!" Er hat für alle Gruppen ſein Sprüchlein! ſo verſinnlicht folgendes das Dreſchen zu Dreien:

„Schnitz mei,
Hund is todt,
's that ins a
Dreſcha noth'"

Luſtiger geht es zu Vieren:

„Schlogts ma s Körndl
Lufti auffa,
Thoan die Driſchln
Luſti kleſchn,
Sullu die Körndln
Porweis ſpringen,
Muaſſn Buabn und
Mentſcha dreſchn!"

Wenn aber gar die Sechszahl voll iſt, dann klappern die Flegel den reinſten Daktylus zuſammen und der Großknecht bringt ſchmunzelnd ſein Sprüchlein dazu:

„Bäurin, hoch Kropfn,
Sechszpfade Zupfn,
Die beangadn, bauchadn
Korndln thoan hupfn."

Und so geht es fort den ganzen Tag hindurch bis in die späte, stockfinstere Nacht hinein. Es gibt auch Lust und Heiterkeit dabei, und wenn die Buben und Mädchen miteinander ringen und sich in das Stroh werfen, so ist das eben auch so viel als gedroschen; es wird dabei das Stroh weich und das Körndl fällt auch heraus. —

Da vier Personen des Tages hindurch höchstens zwölf Schöber (zu sechzig Garben) zu bewältigen vermögen, so dauert das Dreschen oft mehrere Wochen. Gegen Ende dieser Zeit frägt die Bäuerin schon das Eine oder das Andere verstohlen: „Wann werds denn fiati?"

Die Dreschr wissen es gar gut, warum sie frägt und geben zur Antwort: „Oje, dös geht nit so reißend, de Wochn hobn ma scho nouh z thoan!" Dabei lachen sie sich in die Faust, weil sie der Bäuerin einen Bären aufgebunden, daß sie die Thüre nicht verschließt, denn — heute schon geht das Dreschen zu Ende und da muß die Küchenthür offen sein, denn es handelt sich um die Drescherkrapfen!

Das geht so zu. Ist die Garbenscheune leer und die Strohkammer und der Kornkasten voll, und sind die Dreschflegel wieder für ein Jahr auf den Nagel gehangen, so nimmt der Weidbub' die letzte, dazu bereitgelassene Garbe, birgt sie hübsch vorsichtig unter der Jacke und schleicht damit in die Küche. Da frägt er noch ganz harmlos die Bäuerin um Ein oder das Andere, etwa, ob die Kälber heute schon ihren Trank erhalten oder so, aber plötzlich zieht er die Garbe hervor und — „U mei, die Kropfngorb!" kreischt die Bäuerin, aber schon haut der Waidbub' auf alle Häfen und Schmalzpfannen los, daß die Körnlein spritzen, und singt dazu:

„Bäurin, hoch Kropfn,
Die Dreschr sein do,

Sist dreſchn ma dih zſemmt deina
Budapfonn o!"

Wohl verſucht es die Bäuerin mit Hilfe der Küchenmagd, dem Weidbuben die Garbe zu entreißen. Gelingt dieſes, ſo müſſen die Dreſcher für den Abend mit Brotſuppe und Erdäpfel vorlieb nehmen; behauptet der Bub' aber ſeine Garbe, — Halleluja! Dann haben zum Abendmahle ſo viele Krapfen auf dem Tiſch zu erſcheinen, als loſe Körner auf dem Herd, in den Pfannen und Häfen gefunden werden.

Eine brave Bäuerin ringt aber ſelten um die Krapfengarb', oder ſie rauft ſo, daß recht viele Körnlein in die Pfannen ſpritzen, dann erklärt ſie ſich für beſiegt und geht heimlich lachend an das Kochen und Backen; es muß heute wieder einmal gezeigt werden, was eine tüchtige Hausfrau vermag, und die Dreſcher haben es ja verdient.

Das iſt die Krapfengarb', welche aber immer ſeltener wird, ſeitdem die Dreſchmaſchinen in das Land kommen; da braucht der Bauer weniger Knechte, weniger Kerzen und — die Krapfen fallen ganz weg.

Ein Winterabend.

Laßt sie klopfen, die Gespenster
An das Fenster!
Seht, es ist so winzig klein,
Mag kein böser Geist herein!

Schon um vier Uhr ist es in der Stube dunkel, und die hohen Schneemassen um die Hütte lassen nicht einmal das Abendglühen durch die Fenster. Alle Welt ist nun abgeschlossen von des Alplers Daheim; nur das Tosen des Wintersturmes, welches an den hohen Tannen draußen rüttelt, weht noch lockeren Schnee durch die Fensterfugen. Aber halt, Winter, das ist ein verbotener Paß, der wird sorglich verstopft mit Werg und Moos!

Der Bauer bringt von der Küche eine Fackel und steckt sie in den eisernen Spannhaken. Die Dreſcher haben bereits die Tenne geschlossen; sie treten langsam in die Stube, setzen sich der Reihe nach auf die Bank, stopfen ein Pfeifchen und plaudern und lachen dabei. Auch der Ochsenknecht ist fertig, nur hätte er noch einige Strohhalme vom Töperl zu schütteln — doch es verschlägt nichts. Die Kuhmagd hat nur noch die Milch zu besorgen, dann kommt auch sie und der Holzriegel wird vor die Hausthür geschoben.

Und nun entfaltet sich in der Hütte jene Welt, welche in jedem Daheim schlummert, die Welt der Häuslichkeit und Zufriedenheit.

Das Nachtmahl ist verzehrt und nichts davon übrig geblieben als eine Schüssel voll Erdäpfelhäute. Auch Hund und Katze sind gesättigt und die Schwarzwälderuhr aufgezogen. Im Ofen wird die Gluth angeschürt und ein neuer Leuchtspan in das Eisen gesteckt. Um denselben haben die Knechte ihre Bänke zurecht gerückt. Der Bauer sitzt noch am Tisch und blättert in der Heiligenlegende oder in einem anderen wohl eingeräucherten Hausschatz; dabei läßt er sich vom kleinen Buben etwa die Schuhe auflösen. Die Bäuerin näht an einem winzig kleinen Hemdchen und das übrige Weibervolk sitzt auf der Ofenbank und spinnt.

Die Männer beginnen ihre Holzmesser zu schärfen und der Großknecht bringt von der Küche geräucherte Kienscheiter herein, über welche die Knechte allsogleich herfallen, um sie in dünne Leuchtspäne zu zerklieben.

Es beginnt die Spanvesper.

Die langen Abende der Winterzeit werden dazu verwendet, um den Spanvorrath für das ganze Jahr zu liefern. Und der Spanvorrath muß ein sehr bedeutender sein, denn er ist die einzige Leuchte in den düsteren Nächten jener Berge — nicht doch, wöchentlich einmal flackert auf dem Tisch eine Kerze — am Sonnabend zum Rosenkranz.

Diese Spanvesper nun ist die lustigste Arbeit, die man sich denken kann. Man scherzt und lacht und neckt sich gegenseitig und wenn Einer den Span, der noch zu [illegible] ist, nicht geschickt spaltet, und daraus einen abgebrochenen „Spel[illegible]“ macht, so lachen Alle und sagen: „Ei, der hat da Henn in [illegible] rupft!“ Diese mißrathenen Spalten kommen auf den Herd,

während die echten und rechten in Büschel zusammengebunden und auf den Dachboden getragen werden.

Am Spanhaken sitzt der Halter und „leuchtet". Es ist der brennende Span natürlich einer vom vorigen Jahre und es hängt an ihm manche Bedeutung. Brennt er rauchend oder macht er gar kleine pfeifende, zischende Flämmchen seitwärts und abwärts, so ist eine heimliche Liebschaft im Hause, und wenn sich die Kohle „zwieselt" (spaltet), so kommt gar Jemand in der Nacht und da muß man im Interesse der Mägde den „Zwiesel" geschwind anfalzen, daß dieser Jemand das rechte Fenster trifft und der Bauer nicht wach wird. — Der Halter muß die Kohle des Spanes fleißig räuspern, aber mit den bloßen Fingern — der Bauer hält was darauf, er sagt: „Wer eahm koan glüadin Köhler (Kohle) onzgreifn traut, der traut eahm ah ka Glück onzgreifn: Gluat in da Hond bringt Segn ins Lond!"

Meint der Oberländer damit etwa: Wie man's anfaßt, so gelingt's, oder der Mensch ist seines Glückes Schmied?

Sind nun alle Hände bei ihrem Geschäft, so machen sie's schon allein fort und der Gedanke kann inzwischen herumlungern, wo er will.

„Geh', dazähl a Gschicht, Hansl!" wird einer der Knechte gebeten, der aber thut sehr bescheiden und sagt: „Ih woaß koane."

„Se is gstunkn dalougn, ih woaß s wul, daß d oane woaßt. Geh Hansl, moch an Gscheidtn und dazähl die sewi von Raubhauptmonn!"

Diese hat er wohl schon zehnmal erzählt und die Anderen wissen sie bereits besser, als der Hansl selber, aber weil sie's denn wollen, so räuspert er sich und beginnt möglichst hochdeutsch, „wia d Herrn redn"

Die Geſchichte vom Räuberhauptmann.

Iſt einmal ein Bauer geweſen. Und der Bauer iſt rechtſchaffen arm geweſen. Da hat er einmal einen Hut voll Thaler heimgebracht und darauf iſt er gar ſo traurig geworden. Da hat ihn die Bäuerin einmal gefragt: „Mann, warum biſt du ſo traurig?“

Er iſt aber ſtill geweſen und hat ihr's nicht geſagt. Gut. Da hat der Bauer einen Sohn bekommen. Und der Sohn iſt gar ein geſcheidtes Bübel geweſen, und wie er größer geworden iſt, da iſt der Bauer noch immer traurig geweſen.

Da iſt der Bub her und hat den Vater gefragt: „Vater, warum ſeid ihr allweil ſo traurig?“

Hat ihm darauf der Vater geantwortet: „Sei ſtill, du kannſt mir doch nicht helfen!“

Der Bub hat aber nicht nachgegeben und hat alle Tag gefragt: „Vater, warum ſeid ihr allweil ſo traurig?“

Da hat endlich der Vater geſagt: „Mein Kind, mir iſt nicht mehr zu helfen, ich hab mein' Seel dem Teufel verſchrieben!“

„Ach, Vater, das wird doch nicht ſein, und warum habt ihr denn das gethan?“ hat der Bub gefragt.

„Damit er mir einen Hut voll Thaler gebe,“ hat der Bauer darauf geſagt.

Der Bub hat den Kopf geſchüttelt und hat nichts dazu geſagt. Jetzt war's gut.

Der Bub iſt zum Pfarrer gegangen und hat ihm Alles erzählt. Der Pfarrer hat geſagt: „Das geht mich nichts an und ich kann nicht helfen!“

„Herr Pfarrer, ſo gebt mir einen Rath!“

„Mein Sohn, du mußt zum Dechant gehen, vielleicht hilft dir der.“

Gut. Der Bub geht zum Dechant und erzählt ihm die Geschicht von seinem Vater. Der Dechant sagt: „Das geht mich nichts an und ich kann dir nicht helfen!"

„Herr Dechant, so gebt mir einen Rath!"

„Mein Sohn, du mußt zum Bischof gehen, vielleicht hilft dir der."

Gut. Der Bub ist zum Bischof gegangen und hat ihm Alles erzählt. Der Bischof aber hat gesagt: „Das geht mich nichts an, ich kann nicht helfen!"

„Herr Bischof, so gebt mir einen Rath!"

„Mein Sohn, dein Vater wird verloren sein. Aber vielleicht gibt es noch ein Mittel. Geh' in den blauen Wald, dort lebt ein Einsiedler, der ist sehr fromm — so fromm ist er, daß ihm der Engel alle Tag die Speis' vom Himmel bringt. Mag sein, daß dir der noch helfen kann!"

Jetzt war's gut. Der Bub geht zum Einsiedler und erzählt ihm die Geschicht von seinem Vater.

Der Einsiedler war ein gar heiliger Mann und hat gesagt: „Heb dich weg, was geht mich dein Vater an! Ich will mit Sündern nichts zu thun haben!"

„Herr Einsiedler, so gebt mir einen Rath!"

„Mein Sohn, in diesem Wald lebt ein großer Räuberhauptmann, der ist mit allen Teufeln bekannt und sie müssen ihm dienen; vielleicht kriegt der den Schuldschein deines Vaters Seele wieder zurück."

Gut. Der Bub geht zum Räuberhauptmann und dieser ist der Bruder vom Einsiedler gewesen. Der Räuberhauptmann fragt gleich: „Was willst du da, kleiner Knirps?" Darauf hat ihm der Bub Alles erzählt und der Räuberhauptmann hat gesagt: „Gut, werden sehen, was sich machen läßt."

Darauf hat er einen lauten Pfiff gethan und auf diesen Pfiff ist ein Schock Teufel dahergekommen.

„Ihr Teufel," hat der Räuberhauptmann gefragt, „der Bub da sucht die Seel' seines Vaters, hat sie Einer von Euch verschrieben?"

„Nein!" haben Alle geantwortet und sind wieder fort.

Der Räuberhauptmann ruft noch einmal und es kommt noch ein Schock Teufel.

„Ihr Teufel, der Bub da sucht die Seel' seines Vaters, hat sie Einer von Euch verschrieben?"

„Nein!" und darauf sind sie wieder fort.

Der Räuberhauptmann ruft zum drittenmal und es kommt wieder ein Schock Teufel.

„Ihr Teufel, der Bub da sucht die Seel' seines Vaters, hat sie Einer von Euch verschrieben?"

„Nein!" haben auch diese geantwortet, bis auf Einen, der hat nicht geantwortet.

„Warum antwortest du nicht, Pelzbartl?" hat diesen der Räuberhauptmann gefragt.

„Weil ich die Seel verschrieben hab', Herr Hauptmann," hat der Pelzbartl darauf gesagt.

Jetzt war's gut. Der Räuberhauptmann hat den Teufel gezwungen und der hat den Seelenschuldschein wieder zurückgeben müssen; aber das hat er sich ausgenommen, daß der Bub mit ihm in die Höll gehen und das Papier selber holen muß.

Gut. Der Bub geht mit in die Höll.

Da sind alle zwei durch finstere Löcher gegangen und sind in die Höllenküche gekommen. Da hat der Bub allerhand schreckliche Marterwerkzeuge gesehen. Hat auch eine glühende Fleischbank gesehen und zwölf glühende Haken dabei. Da hat der Bauernbub gefragt: „Für wen gehört das?"

„Das gehört für den Räuberhauptmann, wenn die Zeit aus ist!" hat der Teufel geantwortet. Gut. Die Zwei sind weiter gegangen und da hat der Bub auch einen großen Kessel mit siedendem Pech gesehen.

„Für n en gehört das?" hat er gefragt.

„Das gehört für den frommen Einsiedler, wenn die Zeit aus ist," hat der Teufel geantwortet. Gut. Und so sind sie weiter gegangen und der Bub hat die Gnad' Gottes gehabt, sonst wäre er umgefallen vor Angst und Schrecken in der Höll'.

Aber endlich hat er die Unterschrift von seinem Vater gesehen, und der Teufel hat sie ihm nicht geben wollen, aber wegen des strengen Hauptmanns hat er sie ihm doch gegeben.

Und so ist der Bauernbub wieder zum Räuberhauptmann zurückgekommen und hat sich bedankt von wegen des Beistands.

„Nun, und was hast du gesehen in der Höll'?" hat ihn der Räuberhauptmann gefragt.

„O, gar viele schreckliche Sachen."

„So nenne mir was, Bub!"

„Einen glühenden Kessel mit siedendem Pech für den frommen Einsiedler."

„Gut. Und was hast du noch gesehen?"

„Eine glühende Fleischbank mit zwölf glühenden Hacken."

„Für wen, Bub!"

„Ja," hat der Bub zitternd geantwortet, „der Teufel hat gesagt, das sei für den Räuberhauptmann."

Gut. Wie der Räuberhauptmann das hörte, hat er eine große Truhe aufgemacht und da waren lauter scharfe Messer drinnen. Darauf hat er gesagt: „Bub, jetzt mußt du mir auch einen Gefallen thun."

„O, das will ich von Herzen gern thun, Herr Hauptmann."

„So hör' einmal. Mit jedem von diesen Messern da hab' ich einen Mord begangen, und mit jedem dieser Messer mußt du mir nun ein Stück Fleisch aus meinem Körper schneiden! Aber das Herz spare bis zuletzt, und erst, wenn du mich sonst ganz zerstückelt hast, dann schneide mir auch das Herz mitten auseinander."

Auf diese Worte hat der arme Bub gesagt: „Das kann ich nicht thun."

„Aber du mußt, ich hab' dir deinen Vater erlösen helfen, jetzt hilf du mich erlösen!"

Gut. Da hat der Bub doch die Messer genommen und hat den Räuberhauptmann in Stücke zerschnitten. Und wie er zuletzt das Herz durchschneidet, da ist aus demselben eine weiße Taube gegen den Himmel geflogen.

Jetzt war's gut. Da ist am nämlichen Tag beim frommen Einsiedler der Engel mit der Speis' ausgeblieben, und da fragt ihn der Einsiedler am nächsten Tag: „Du Engel, warum bist du g'stern nicht gekommen mit der Speis'?"

„Lieber Einsiedler," hat der Engel darauf geantwortet, „gestern ist im Himmel so viel zu thun gewesen und ich hab nicht Zeit gehabt. Weißt, es ist gestern dein Bruder, der Räuberhauptmann, in den Himmel eingezogen, und da haben wir Alle beisammen sein müssen."

„Was, der Räuber? Und Alle beisammen?" hat der fromme Einsiedler geschrien, „wie viele Engel müssen erst sein, wenn ich in den Himmel fahre?

„Bei dir richte ich es allein, mein lieber Einsiedler!" hat der Engel geantwortet.

Wie der Einsiedler dieses Wort gehört hat, da ist er

zornig geworden und hat geschrien: „Eh ich mit einem Engel in den Himmel fahr', eher will ich mit neunundneunzig tausend Teufeln in die Hölle fahren!"

Da hat sich unter dem heiligen Mann der Boden aufgethan und es sind gekommen die neunundneunzig tausend Teufel und haben den Einsiedler hinabgestürzt in die Höll' und gerade hinein in den glühenden Kessel mit siedendem Pech.

Jetzt war's gut. Der Bauernbub ist mit der Unterschrift glücklich heimgekommen und so ist sein Vater erlöst gewesen.

Ich bin fort darauf und weiß nicht, wie es noch weiter gewesen ist." —

„Dös is aber a schöne Gschicht gwen!" versetzen die Zuhörer dankend, nachdem der Hansl geendet hat, „oba hiazt nouh oane, Hansl, a lustige; die sewi van Stanglputza".

Der Hansl schafft bei seinem Pfeifchen etwas, zündet es an und wie Alles dabei in der Ordnung ist, erzählt er noch

Die Geschichte vom Stanglputzer.

Da ist einmal ein Bauer gewesen. Der war sehr arm und hatte nichts als eine Hütte und drei Söhne. Die Hütte war schon morsch und wollte einfallen, dafür waren die Söhne hoch und kräftig aufgewachsen. Aber keiner von den Dreien hat es verstanden, wie man wirthschaftet und so hat sie der Vater in die Fremde geschickt, damit sie was lernen sollten. Gut. Drei Jahre sind die drei Söhne ausgewesen, dann sind sie wieder mitsammen heimgekommen. Aber der Jüngere ist nicht zu Fuß gekommen, der ist geritten auf einem hohen Roß. Die älteren Zwei hat der Vater gleich gefragt, was sie gelernt — nun, der Eine war Schuster, der Andere Weber.

Gut, war recht! Wie aber der Alte den stolzen Reiter gesehen, da hat er sein Hutlein unter die Achsel genommen —

der muß ein gar großer Herr geworden ſein. Aber der Vater hat ſich die weißen Haare gekratzt und hat nicht recht fragen mögen; er hat ſich ja nicht „Du" zu ſagen getraut. Endlich wagt er aber doch die Rede:

„Nichts für ungut, daß ich frag', aber — was iſt Er denn geworden?"

„Stanglputzer!" hat der Reiter zur Antwort gegeben und dabei ſeinen Schnurrbart geſtrichen.

Stanglputzer? — Jetzt hat der Alte erſt noch ſo viel gewußt, wie früher — was iſt das, ein Stanglputzer? etwas Hohes muß es ſchon ſein — gar kein Zweifel — und ſonſt braucht er derweil auch nichts zu wiſſen.

Jetzt war's gut. Das Bäuerlein iſt in großen Freuden herumgelaufen und hat's Jedem erzählt, daß ſein jüngſter Sohn hoch zu Roß gekommen und ein Stanglputzer geworden iſt. Begegnet ihm einmal der Verwalter aus dem Schloß, hat's ihm der Alte ſogleich geſagt, von wegen dem ſeinen Reiter und — weil ein Verwalter gar ein hochſtudirter Mann iſt und alles weiß — ſo hat ihn das Bäuerlein auch gefragt, was denn das iſt, ein Stanglputzer, ſo ſein jüngſter Sohn geworden.

Darauf hat der Verwalter nur geſagt: „Alter, das wirſt ſchon noch ſehen; ſag aber deinem Herrn Sohn, er ſoll zu mir kommen."

Gut. Der Alte lauft ſogleich nach Hauſ' und ſagt es dem Herrn Sohn. Richtig, der geht ſchön langſam zum Verwalter. Dieſer ſchaut ihn finſter an und ſagt: „Ich weiß, wer du biſt und ſoll dich eigentlich einſperren laſſen, möcht aber doch wiſſen, ob du deine Sach' gut gelernt haſt. Willſt du mir eine Probe ablegen? Wenn nicht, ſo laß ich dich ſogleich in das Gefängniß führen!"

„Gut, will schon eine Probe ablegen," sagt der Stanglputzer darauf und der Verwalter hat ihm aufgetragen: „Hörst, wenn du dein Handwerk gut gelernt hast, so stiehlst du mir heute Nacht mein Reitpferd aus dem Stall!"

„Gut, Herr Verwalter, das wird geschehen!" antwortet der Stanglputzer und geht heim.

Du bekommst aber mein Roß schon lange nicht! denkt sich der Verwalter und läßt für die Nacht sechs Wächter zum Pferd stellen; zwei beim Schweif, zwei an der Stallthür und zwei vor derselben, und tragt diesen auf, sie sollten wohl Acht geben, daß ihnen der Schimmel nicht wegkäme. Gut. Da hat's in derselben Nacht ein gräuliches Regenwetter angefangen, daß es im Freien kaum auszuhalten war. Die zwei Wächter vor der Stallthür haben sich gut in die Mäntel gehüllt und weil sie bis Mitternacht Niemanden wahrgenommen, haben sie sich schon in den warmen Stall begeben wollen. Da hören sie auf einmal kläglich seufzen und es hinkt ein gar armes, mühseliges Männlein daher und bittet, daß man ihm doch erlaube, unter das Bretterdach über der Thür zu gehen, es sei ihm so schlecht und er könne es nimmer aushalten in diesem bösen Wetter.

Warum sollen wir das dem armen Teufel versagen? dachten sich die Wächter und haben es dem Männlein erlaubt, daß er unter's Dach gehe. Gut. Darüber ist das Männlein so froh und vergnügt und kann die Leute nicht genug loben, daß sie gar so gut — aber — es sei ihm wohl noch ein wenig kalt und er habe das Fieber. Wenn er das Fieber hat, meinten die Zwei, so müssen wir ihn schon gar in den Stall hineinthun und dann mag er sich auf dem trockenen Stroh niederlegen. Richtig, sie lassen das Männlein hinein, und das ist so dankbar dafür, daß es den Brantwein, den es just bei sich

hat, brüderlich mit den sechs Wächtern theilt. Natürlich, die laben sich die warmen Tropfen in der kalten Nacht schmecken. Und dann legen sie sich auch ein wenig nieder auf's Stroh — kommt ja so kein Dieb in solchem Unwetter. Aber schau, sie schlafen allesammt bald ein, denn der Branntwein ist ein Schlaftrunk gewesen und das arme, mühselige Männlein — der Pferdedieb — der Stanglgupfer. Wie der sieht, daß sie alle schlafen, ist er nicht mehr alt und mühselig — husch, hat er das schöne Reitpferd beim Zügel — jetzt sitzt er schon darauf und sprengt lustig davon.

Gut, das war sehr geschickt angestellt. Und den andern Tag ist der kecke Besen gleich auf dem gestohlenen Pferd zum Verwalter geritten und hat diesen gefragt, ob er keinen Schimmel kaufe.

Da hat nun der Verwalter selber lachen müssen und hat gesagt: „Stanglgupfer, das hast du fein gemacht. Ich sehe, du hast was gelernt und man darf dich nicht frei herumgehen lassen. Ich werfe dich ins Gefängniß, außer du bringst mir ein zweites Kunststück zuwegen. Also: Wenn du in der nächsten Nacht meiner Frau den Brautring vom Finger bekommst, so magst du frei sein!"

„Gut, Herr Verwalter, wird geschehen!" antwortet der Stanglgupfer und geht heim.

Und wenn du noch so fein bist, Spitzbub', das gelingt dir nicht; ich steh' gut dafür! denkt sich der Verwalter, verschließt am Abend das Schlafzimmer, richtet sich noch ein paar Pistolen an's Bett und legt sich zu seiner Frau.

War gut; aber er liegt nicht lang — sieht er schon einen Kopf am Fenster, wie der guckt und in die Schlafkammer späht. „Aha, ist schon da, der Range!" sagt der Verwalte still und schießt zum Fenster hinaus, daß der draußen gleich

sprachlos hinabstürzt. — Gut, jetzt war der Stanglputzer hin. „Aber du sollst ihn doch wegtragen gehen," meint die Frau, „wenn morgen die Leut' vorbeigehen und sie sehen den Todten liegen, so ist das eine dumme Rederei, wir hätten wen umgebracht und so — du weißt ja."

„Hast recht, Alte," sagt der Verwalter und geht hinaus, aber gleich kommt er wieder in das Zimmer zurück und bemerkt der Frau, es wäre doch gut, sie gäbe ihm den Ring, er halte sich mit dem Fortschaffen der Leiche doch eine Zeit auf und derweil — man könne nicht wissen — solche Leute haben allerhand Gehülfen — Richtig, das ist auch ganz vernünftig, die Frau sieht es ein — und gibt ihrem Manne den Brautring.

Aber schau, kaum ist der fort gewesen, geht er schon wieder herein und schreit: „Du Alte, jetzt denk dir, hab' ich den Kerl noch nicht erwischt! liegt dir ein halbverbranntes Strohmandl vor dem Fenster und eine Stange dabei — aber vom Schelm keine Spur. Ich wette, der kommt noch einmal — es ist besser, du gibst für diese Nacht den Ring mir, daß wir sicher sind." „Was, den Ring?" schreit die Frau, „hab' ihn dir ja schon gegeben." „Mir?" „Ja, dir, bist nicht vor zwei Minuten dagewesen darum!" „Ich?" „Ja, du!" „Das ist nicht wahr!" — Und so haben sie eine ganze Stunde gestritten und der Stanglputzer — er hat sich ja den Ring selber geholt, als der Verwalter draußen war — der ist jetzt schon lang daheim im Bett gewesen. Gut.

Den andern Tag, da geht er richtig wieder in das Schloß, fragt nach der Frau Verwalterin und bringt ihr einen goldenen Ring zum Geschenk.

„Bist schon ein verfluchter Kerl, du!" pelteri ihn der Verwalter an, „am Ende stiehlst du mir noch das Bett unter

dem Leib, ohne daß ich's merk' — aber daß du just Alles kannst, ist auch erlogen. Ich geb' dir noch Eines auf, und kannst du das, dann bist du mein Leibbursche und meine Tochter geb' ich dir auch noch!"

Denkt sich der Stanglputzer — was der Tausend das für eine Aufgabe werden wird, und der Verwalter sagt: „Stanglputzer, in der nächsten Nacht bringst du mir in einem Sack den Pfarrer und den Schulmeister ins Zimmer!"

Der Stanglputzer sagt nichts dazu und denkt ein wenig nach; auf einmal schreit er: „Schon recht, Herr Verwalter, werd' sie schon bringen!" und geht heim.

Nein, jetzt hat er sich wohl zu viel vorgenommen, gelt, Hansl, das kannst du nicht? Aber der Stanglputzer — nu, laßt mich nur auserzählen.

Der Stanglputzer hat am selben Tag' gar viel zu thun gehabt. Da hat er zu allererst den Sack für die Zwei machen müssen und hat zehn Ellen Leinwand dazu gebraucht. Der Pfarrer hat halt ein hübsches Bäuchlein gehabt. Dann ist er in den Wald gegangen und hat Schnecken gesucht. Hernach hat er auf die Schneckenhäuser Kerzlein befestigt, hat sie so in der Nacht auf den Friedhof getragen und angezündet. Er selber hat sich einen weißen Bart angebunden, ein weißes Tuch umgehangen und so ist er hingegangen auf den Kirchplatz und hat geschrien mit einer tiefen, feierlichen Stimme:

„Auf, auf, ihr Frommen,
Der jüngste Tag ist gekommen,
Wer der Erste will sein
In den Himmel hinein,
Der [illegible] allen Pack
Und komm' in den göttlichen Sack!"

Zuerst schaut der Schulmeister zum Fenster heraus: „Was ist denn das für ein Teufelslärm da unten?" will er schreien,

da verfällt ihm die Red' — er ſieht auf dem nahen Friedhof die vielen Lichtlein wandeln — ja, ja, die Todten ſtehen auf! und er eilt nur noch zum Pfarrer: „Hochwürden, auf, auf, der jüngſte Tag iſt gekommen, die Todten ſind ſchon alle wach und der Petrus wartet auch ſchon auf uns da unten!"

Mein Gott, Hochwürden haben noch einen kleinen Weindufel gehabt und die Hoſe nicht geſchwind gefunden; aber wozu? der liebe Gott ſchaut nicht auf das Aeußere — ſo ſind die Zwei herabgewankt über die Stiege — hinum — herum — bis ihnen der Petrus zum Glück entgegenkommt und den weiten Sack der Gebenedeiten offen darhält.

Gut. Und wie ſie darin geweſen, der Herr Pfarrer und der Schulmeiſter, bindet der Stanglputzer fleißig zu und beginnt nun zu ſchleppen und zu zerren, daß ihm ſchon der bitterſte Schweiß über die Stirne rinnt.

Der Weg gegen das Schloß iſt nicht gut und voll Lachen geweſen, und ſo oft die beiden Herren im Sack das Naſſe geſpürt haben, ſind ſie beinahe kritiſch worden und der Schulmeiſter hat fürchterlich über die Menge Regenwolken geflucht, die da zu paſſiren.

Nun richtig. Endlich iſt der Stanglputzer mit ſeiner Laſt doch zum Schloß gekommen, und wie er den Sack über die Stiege hinaufzieht und die zwei Köpfe an den Stufen knattern — da ruft der Schulmeiſter vor Zorn ſchon alle Teufel an zu einer ſolch' halsbrecheriſchen Himmelfahrt, aber der Stanglputzer tröſtet: „Nur Geduld, meine lieben Auserwählten, das iſt ſchon die Himmelsſtiege, wir ſind gleich daheim!"

Und ſo hat er den Sack in den Saal hineingeſtellt, hat den Beiden geſagt, ſie möchten ſich nur noch ein bischen ruhig verhalten, der Herrgott ſei unten mit dem Gericht noch nicht ganz fertig und käme erſt zum Frühſtück — und iſt abgefahren.

Schau, und den Morgen darauf, wie der Verwalter durch den Saal geht, ſieht er den Sack. Da fällt ihm der Stanglputzer ein; — geſchwind öffnet er und, meiner Sir! alle zwei ſind ſie da, der Pfarrer und der Schulmeiſter!

Ich bin dann fort und hab's nimmer gehört, was die beiden Herren geſagt haben und ob ſie gut nach Hauſe gekommen.

Der Stanglputzer aber hat ſeinen Sack wieder zerſchnitten und ſich eine gar prächtige „Bettblachen" daraus gemacht.

Nächſtens feiert er ſeine Hochzeit mit der Verwalterstochter und ſein Alter, der legt alleweil den Finger an die Naſe und ſagt zu ſich: „Aha, jetzt kann ich mir's ſchon denken, was das iſt, ein Stanglputzer!" —

Ich möchte nur, daß ich all die Geſchichten und Schwänke wüßte, die bei der Spanveſper erzählt werden; ich wollte euch unterhalten eine lange Zeit und ihr müßtet lachen und ſchaudern zugleich, wenn ich euch vom Wünſchhütel, vom Natterkrandel, vom Fünfguldenbeutel, von der Habergais u. ſ. w. berichtete. Ja, von der Habergais, die in den Mondnächten den Haber ſchwarz macht und dem Wanderer auf die Achſel ſitzt und ihm den Tod ins Ohr bläſt! Und wißt ihr, wie der „Oneweigl" — das iſt eine arme Seel — „herumſtromert" auf der ganzen Welt und allerlei ſchreckliche Sachen treibt? Zwiſchen Eilf und Zwölf eilt er gerne über Wald und Feld als Lichtlein, und dem Baumer-Zepp iſt er gar einmal als Schimmel auf die Schultern geſeſſen, ſo, daß ihn der Arme eine ganze Stunde hat tragen müſſen, bis er zu einem Kreuzweg gekommen, wo das Geſpenſt zurückblieb. Der Zepp war in Todesangſt und er iſt ſeit derſelben Nacht nicht mehr recht geſund geworden.

Wie war's denn mit dem Haberleitner — der hatte vor wenigen Jahren noch einen großen Bauernhof und viele Reichthümer. Man ſagt, in ſeinem Hauſe ſei Geld verſteckt geweſen, weil man auf dem Dachboden und in den Holzwänden oft ächzen gehört hat. Da hat man einmal ſpät am Abend eine weiße Geſtalt über den Hof ſchweben geſehen und bald darauf bemerkte der Bauer am Fenſter einen Schein; das war kein Geſpenſt, der Stall brannte und am Morgen darauf war der ſchöne, große Haberleitnerhof ein Schutthaufen. Ja, es war im Hauſe halt von irgend einem ſchon Verſtorbenen Geld verſteckt und das zündet!

Die Mädchen auf der Ofenbank rücken bei ſolchem Erzählen näher zuſammen und der kleine Bub' hält ſich zitternd an den Hemdärmel des Vaters und weint beinahe, denn er hat ſich bei all den ſchrecklichen Geſchichten das Höschen naß gemacht.

Fragt ihr nun den Bauer, warum er es zugibt, daß man ſeinen Kindern die Furcht vor Geſpenſtern ſo in die Seele legt, ſo weiß er darauf gut Beſcheid: „Dös vaſteht's ös nit," ſagt er: „Hiazt wa's freili leicht rod, oba, wann meine Buabn amol gröſſa wern, ſo will ihs nit, daß ſie ſih vo nix fürchtn und daß ſ' ba da Nocht in da gonzn Nochbarſchoft umaſtrawanzn. Derowegn ſogt mar eahna von Ohneweigl vor, daß ſ' ſchön dahoam in eahnan Bett bleibn!"

Alſo, als Wächter der Sittlichkeit wird die Geſpenſterfurcht aufgeſtellt; nun, das lohnt ſich allerdings eines naſſen Höschens, aber der Mann ſoll aus Erfahrung wiſſen, daß es eben die Furcht vor Geſpenſtern ſein mag, welche den Jüngling von ſeinem einſamen Lager aufſcheucht, um ſich eine traute Genoſſin zu ſuchen!

Auch davon wird bei der Spanveſper erzählt, doch

in ſolcher Form, daß es der kleine Bub' nicht verſteht und der Alte nicht merkt.

Iſt nun auf dieſe Art genug geſchaudert und gelacht, ſo kommt der Geſang an die Reihe. In jedem Hauſe iſt Jemand, der ſingt. Zwar wird das zuerſt gerne aus Beſcheidenheit von Einem auf das Andere geſchoben und: „ih konn nit, mir is da Stimmſtock ſchon umgfolln," iſt der gewöhnliche Vorwand, — aber zum Singen kommt es trotzdem.

Sehr gerne gehört iſt

Das Lied vom falſchen Rittersmann.

Es war einmal ein Rittersmann,
Der ritt wol in ein ſchönes Land,
Er ritt über grünende Auen,
Da that er ein Fräulein ſchauen.

Er nahm es wol in ſeinen Schoos
Und ſchwang ſie auf ſein hohes Roß;
Sie ritten ſo ſchnell und ſo balde
Wol in einen finſteren Walde.

Sie ritten vor ein' Hollerſtaudn,
Da ſchauten heraus zwei Turteltaubn,
Sie thaten ſo wunderlich girren:
Jungfräuerl, laß dich nicht verführen!

Sie ſtiegen dann vom hohen Roß
Und ſetzten ſich ins weiche Moos:
„Jungfräulein, thu du mich laufen,
Mein goldfarben Haare aufkraufen!"

Und als ſie d' Haar auseinander that,
Da fangt ſie gleich zu weinen an.
Er ſchauet ihr unter die Augen:
„Jungfräulein, was thut dich bedauern?

Bedauert dich dein ſelber Muth,
Bedauert dich dein' Vaters Gut;
Bedauert dich dein' Treu und dein' Ehre,
Jungfräulein, bekommſt nimmer mehre!"

„Ich bedaure nicht den ſtolzen Muth,
Ich bedaure nicht mein' Vaters Gut,
Ich bedaure die ſelbige Tannen,
Wo alle Jungfrauen drauf hangen!"

„Jungfrau, liebs Jungfräuelein,
Das darf dir gar nit ſeltſam ſein;
Die Zwölfte, die mußt du heut werden,
Im Wald dahier mußt du heut ſterben!"

„O Ritter, liebſter Ritter mein,
Drei Schrei erlaube mir zu ſchrei'n!"
„Drei Schrei, die erlaub' ich dir gerne,
Iſt Niemand im Wald, der dich höret!"

Den erſten Schrei, ja, den ſie ſchreit,
Den ſchreit ſie ihrer Mutter zu:
„Mutter, komm eilends und balde,
Sonſt muß ich jetzt ſterben im Walde!"

Den zweiten Schrei, ja, den ſie ſchreit,
Den ſchreit ſie ihrem Vater zu:
„O Vater, geh eilends gekommen,
Sonſt wird mir mein Leben genommen!"

Den dritten Schrei, ja, den ſie ſchreit,
Den ſchreit ſie ihrem Bruder zu:
„Bruder, komm eilends zu wenden,
Sonſt muß ſich mein Leben jetzt enden!"

Ihr Bruder war ein Jägersmann,
Der alle Thierlein ſchießen kann;
Sein Schweſterlein hörte er ſchreien,
Sein Hündelein hieße er ſchweigen.

Er kam und ſpannt' ſeinen Hahn
Und ſchoß den ſchönen Ritter zuſamm':
Hast wollen mein Schweſterlein hangen,
Jetzt hast du den Lohn ſchon empfangen!"

Dann nahm er ſie bei ihrer Hand
Und führte ſie ins Vaterland:
„Jetzt Schweſter, thu hauſen und bauen,
Kein' Ritter dürfſt du nicht mehr trauen!"

Großes Interesse erweckt stets auch

Das Lied vom erschossenen Soldaten.

Zu Preßburg, zu Preßburg
Stell ichs mein Unglück ja wol an,
Da wollt ich desenter'n
Zu einem andern Herrn,
Sollt aber nit lang währn.

Um ein Uhr bei der Nacht
Haben s' mich gefangen eingebracht:
Sie stellen mich vor's Haus,
Auweh, mit mir ists aus,
Was wird werden daraus!

Meine Brüder alle drei
Sind auch wol alle drei dabei:
Sie schießen her auf mich,
Das Blut, das spritzt auf sie,
Und das war meine Bitt:

Wann ich erschossen bin,
Legts mich auf Rosen und Marin,
Das Grab von Marmorstein,
Das Kreuz von Elfenbein,
So schlaf ich ruhig d'rein.

„Gehts, hörts mar auf mit enkere traurin Gsanka," greint die Bäuerin, „singts a mol a Gscheits. — Lusti sein, lusti sein, muaß d Engl selba gfreun!"

Sofort schnurren die Räder frischer und in einer gar heiteren Weise erklingt

Das Lied vom Lustigsein.

Seids fleissi, seids fleissi, thuats singen und hupfn,
So konn enk da Teufl koa Harl ausrupfn;
Vageßts nur aufs Betn und Oabatn nia,
Dos mocht enka Herz jo so guat und so freudi,
In Leib ah so ruhri, so stork und so schneidi,
Und s Essn und s Trinkn, dös schmeckt oft scho wia!

Und will unsa Herrgott enk immeramol juckn,
So muaßts schön gedulti enk biagn und enk duckn;
A Narr, wer sih uber an Uebl beklogt; —

Wer d Schlimme nit kennt, kann ab d Guade nit gniaffn,
Wann ka Nocht nit wa, müaffad da Tog Oan vadriaffn; —
Dös hot scho mei Voda, mei Abndl scho gsogt.

Und kimts oft zan Urlaubnehm, lusti müaßts roafn,
Da heilige Veda thuat ah nouh gern gspoafn,
Und singt nouh und tonzt, daß gor d Engl sih gfreun.
Drum, tonzt Oana lusti wul auffi zan Himmel,
Gleih mochn a kreuzlustis Gschall und Getümmel,
Oft loßt er n mit Freudn da da Himmelsthür ein!

Oba, fiacht er an zopfadn, traurign Loppn
Mit henkada Nosn in Himmel znatoppn,
Den leacht er wul owi ins Louch, dös is gwiß!
Und schleicht eahm an olda Bettbruader in d Nähn,
Lonkweili, mit Anwazn, Sindln und Pfnechn,
Den schmeißt er wul gleih olle Sterner ins Gfriß!"

So klingen ernste und lustige Weisen aus dem tiefen Herzen heraus und bis in die tiefe Nacht hinein und dabei schnalzen die Späne und schnurren die Spindeln. Und wenn's nun gar an den Spanvesperſegen kommt, ſo klappt ſelbſt der Bauer ſeinen Hausſchatz zu und ſtimmt mit ein:

„Laßt ſie klopfen, die Geſpenſter
An das Fenſter!
Draußen herrſcht die böſe Zeit,
Drinnen die Gemüthlichkeit;
Draußen liegt die ſchwarze Nacht,
Drinnen wird der Span gemacht,
Damit Licht im Hauſe ſei
Und der Segen auch dabei.
Laßt ſie klopfen, die Geſpenſter
An das Fenſter!
Seht, es iſt ſo winzig klein,
Mag kein böſer Geiſt herein!"

Das Eisschiessen.

Das Schlittschuhlaufen kennt der Oberländer nicht; er weiß eine schöne Eisfläche zu ganz was Anderem zu benützen. Er hält auf derselben eine Taubenjagd. Aber er braucht kein Pulver und Blei, sein Schuß wird angeschlagen in der Bruſt und geht aus freier Hand und seine Taube bleibt am Platze, wenn sie nicht getroffen wird, und wird sie getroffen, so eilt sie davon.

Das Ding heißt Eisschießen und ist so, wie ich es euch nun erzählen will.

Das erste Erforderniß zum Eisschießen ist nächst der Eisbahn von 8—12 Klaftern Länge für den Schützen der Eisstock, und sind für die ganze Gesellschaft die sogenannten Tauben.

Der Eisstock ist aus hartem Holze, meist aus Eisenblöcken gedreht und gleicht einem riesigen Petschaft.

Die glatte Grundfläche desselben mißt im Durchschnitte einen Fuß, und da der Rand, wenn man das Absplittern verhüten will, mit einem Eisenreif beschlagen ist, so wiegt der Eisstock 10—12, ja bei starken Eisschützen zuweilen 20 Pfund.

Die Tauben, wohl so genannt, weil sie ein Paar sind und ein Schießziel bilden, sind zwei viereckige Holzpflöckchen oder Holzkegel, von einem halben bis zwei Schuh hoch. Die

eine Taube bezeichnet den Anfang der Bahn, den Standplatz, über den hinaus man nicht beginnen darf, die andere ist das Ziel, nach dem geschossen werden muß.

Die Spieler müssen nun in zwei Mannschaften oder Helferschaften getheilt werden und beginnen zu diesem Zwecke das „Zusammenschießen". Der Eisstock wird an der Habe mit der Rechten gefaßt, und es kommt nun auf den Schuß, auf den geschickten und kraftvollen Wurf oder Vorschub an, daß der Eisstock auf die Bahnfläche hinausgleite ohne Wanken und Springen und der Taube zunächst anlange.

Derjenige, der das Ziel am Nächsten erreicht, ist der „Engmor", oder das Haupt des ersten Theiles, der zweitnächste ist der „Weitmor", oder das Haupt des zweiten.

Die Anderen werden nach der Reihenfolge der Stöcke in die „Engen" und „Weiten" getheilt, heißen Helfer, auch Knechte und haben nach der bestimmten Folge zu schießen.

Den ersten Schuß im eigentlichen Spiele hat, um Gleichheit und Gerechtigkeit zu erzielen, der Weitmor, diesem folgt der Engmor und nach dem kommt der erste Helfer des Weiten, und sofort abwechselnd Einer der beiden Theile.

Die Stöcke bleiben unberührt am Orte stehen, wo sie angelangt sind und es hängt von der Geschicklichkeit ab, den Stock eines Gegners wegzuschießen und sich dadurch einen besseren Platz zu erringen oder gar die Taube zu treffen und vorwärts zu schleudern, wodurch natürlich die anderen Alle noch entfernter vom Ziele sind.

Das ist aber nicht so leicht.

Jeder schießt nur einmal und sobald er geschossen hat, geht er zum Ziele hinaus. Der Eng- und der Weitmor haben jeder noch einen Schuß, den sie zu beliebiger Zeit anbringen können, wenn ihnen eine Stellung günstig scheint; sie schießen

aber meist zuletzt, um für ihre Mannschaft zu entscheiden.

Eigentlich soll das Spiel gewonnen sein, wenn die gesammten Engen oder Weiten voraus sind; da dies aber nur bei einer kleineren Zahl von Spielenden leicht möglich ist, so wird bei größerer Zahl bestimmt, „wieviel" eine Mannschaft haben muß. Geld oder Zeichen ist gleichgiltig und hängt von dem Belieben der Spielenden ab. Erreicht eine Mannschaft die bestimmte Zahl beim ersten Schießen, so hat sie gewonnen und es beginnt das Spiel von Neuem mit abermaligem Zusammenschießen oder Hervorthun eines Eng- und Weitmors. Ist die nöthige Zahl keinerseits erreicht worden, so wird, da die Spielenden sämmtlich beim früheren Endpunkte stehen, die Bahn umgekehrt und das Spiel wird fortgesetzt, indem der Schuß nun nach der andern Taube geht. Und so wird fortgefahren, bis ein Spiel zu Ende ist.

Bei einer großen Anzahl Schützen kann auch durch eine kleinere Zahl von Eisstöcken Genüge geleistet werden, indem der Platz, auf dem ein Stock angelangt ist, bezeichnet wird, der Stock aber nach der Wegnahme anderen Schützen dient.

So ist dieses Spiel und so geht es an den Sonntagen fort auf der Eisfläche bis in den späten Abend hinein. Und folgt diesem eine mondhelle Nacht, so wird auf das Aufhören vergessen; ja, es geschieht zuweilen, daß die Eisschützen von der Morgenröthe überrascht werden.

Da ist es dem Großlechner einmal passirt, daß er, nach einem ganznächtigen Spiele plötzlich die Morgenröthe erblickend, ausrief: „Du liabe Zeit, is dann heunt d Sunn schon owi (hinab)?"

Nikolausabend.

Sanct Nikolaus war ein Bischof, wie es deren wenige gibt. Da ist er in den Winterabenden durch die finsteren Gassen gegangen und hat den Leuten zu den Fenstern hineingeguckt, was sie machen und was sie haben. Wo es lustig und hell war in den Häusern, da ging er vorüber, aber wo es still war in der Stube und nur ein Oellichtlein brannte, da sah er lange durch die kleinen Scheiben. Hier ist ein Fensterlein, durch welches er in eine öde Kammer guckt. An der Wand gerade vor einem Strohlager hängt die Lampe und daneben sitzt ein Weib und näht an einer weißen Leinwand und die Nadel will nicht recht durch, es sind die Finger so steif. Warum setzt sich das Weib nicht an die Ofenbank? Weil der thönerne Ofen kälter ist, als die Holzwand am Bette. Oder warum sitzt sie nicht bequem am Tischlein, wie es Rätherinnen geziemt? Weil ein leeres Tischlein gar so traurig aussieht. Doch sie denkt ja nicht daran, sie blickt auf das Strohlager — dort schlummert ein Wesen, für das sie lebt und arbeitet und darbt — ihr Kind. Sanct Nikolaus sieht es und wirft ein Goldstück durch das Fenster.

Dann geht er weiter und guckt durch eine andere Scheibe. Da sieht es nicht mehr ganz so einsam aus. Alte Granbärte sitzen am Tisch und an den Bänken herum; nebenan

leinen Krücken. Aber am Schranke dort kauert Einer, der hat eine frische Bruſt und kräftige Beine und kann doch nicht gehen, er hat ein paar rührige Hände und kann doch nichts thun — er iſt blind. Und wie ſie Alle heiter ſind! Da erzählen ſie ſich luſtige Geſchichten aus der Jugendzeit, aus dem Soldatenleben und lachen dazu. Sanct Nikolaus ſieht und hört es und wirft ein Goldſtück durch das Fenſter.

Dann geht er weiter und guckt durch eine andere Scheibe. Hier wohnt eine Familie: Eltern und Tochter und der Unfriede in einer Stube. Der Vater flucht und ſchreit: „Du mußt ihn nehmen, den Kaufmann, was ſoll ſonſt aus Deinen alten Eltern werden!“ „Bei Gott im Himmel, ich kann ihn nicht lieben, Vater!“ weint das Mädchen, „glaubt mir, der Tiſchler iſt beſſer und braver und wir werden ſchon arbeiten, um Euch zu ernähren.“ „Beſſer, braver! ein Habenichts iſt er, und weil Dir der lockere Junge beſſer zuſagt als der erfahrene Mann, ſollen wir hungern!“ Ihr ſollt nicht hungern und das Kind nicht unglücklich werden, denkt Sanct Nikolaus und wirft ein großes Goldſtück durch das Fenſter.

Wieder in einem anderen Stübchen ſitzt noch ſpät in der Nacht ein Jüngling am Arbeitstiſche. Er ſieht recht bleich aus, aber ſeine Augen ſind geröthet. Er darf noch nicht zu Bette gehen, muß arbeiten für ſeine kranke Mutter. Sanct Nikolaus wirft ein Goldſtück durch das Fenſter. —

Und ſo ging der heilige Biſchof herum und blickte durch die Scheiben, und wo die Armuth und die Tugend daheim, da warf er ein Goldſtück durch das Fenſter.

Aber Dank der Wohlthätigkeit und Menſchenliebe, Sanct Nikolaus wandelt noch heute durch die Welt, er wirft manches Goldſtück in die Wohnungen der Armen; und wer noch klein iſt und auf dem Lande draußen wohnt, der kann ihn wohl gar

auch einmal ſehen, den heiligen Mann im vollen Ornat, mit Stab und Biſchofsmütze, denn der „Niklo", wie ihn die Städter aus Gebäck und Tannenzapfen haben, zieht draußen auf dem Lande wirklich und wahrhaftig herum in Fleiſch und Blut! Mit den Großen macht er ſich indeß nicht mehr zu ſchaffen, wie einſt, dafür iſt er ganz Kinderfreund.

Am Nikolausabend, da wird er ſichtbar und geht in die Häuſer und frägt nach den Kindern, ob ſie brav ſind, fleißig beten und etwas lernen. Dieſe haben den Beſuch wohl erwartet und ſind ſchon ſeit einigen Tagen her beſtrebt geweſen, ihre Tugenden in das günſtigſte Licht zu ſtellen; beſondere kommen in der Nikolauswoche unter den Kleinen auffällig wenig Händel vor und auch Kleider und Bücher oder Geräthe werden verhältnißmäßig ſehr geſchont. Es geſchieht das aus wichtigen Gründen, denn der Niklo, wenn er kommt, hat nicht bloß rothe Aepfel, goldene Nüſſe, verzuckerte Zwetſchken u. ſ. w. bei ſich, ſondern auch einen ſchwarzen, ſehr verdächtigen Begleiter! Ich meine den „Bartl", der wie der Teufel ausſieht und von dem man nicht weiß, wie er zum heiligen Biſchof gekommen und mit ihm ſo intim iſt.

So kommen ſie beide am Abende, wenn der Span ſchon angezündet iſt. Der Niklo, der ein gar alter, ehrwürdiger Mann mit ſchneeweißen Haaren und Bart iſt, geht voran und ſagt:

„Do Niklo, da Niklo
Und da Bartl is do.
Und mir ſchaun, wo die Kina
Recht brav ſein und wos kinna;
Die Braven, de kriagn rothe Aepfelein,
Die Schlimmen, de foßn mar in die Buttn ein!"

Und ſiehe, da tritt auch ſchon der Bartl hervor. Der hat einen grauen Pelz an und iſt kohlſchwarz im Geſicht, bis auf

die rothe Zunge, die weit heraushängt. Hörner trägt er auch und am Rücken hat er die unheilvolle Butte und eine große, klirrende Kette daran!

Da müſſen nun die Kinder laut beten oder etwas aufſagen und ſofort beſcheert der Niklo ſeine Gaben. Der Bartl muß gewöhnlich unverrichteter Dinge abziehen, denn fängt die Situation auch wirklich an, bedenklich zu werden, ſo führt ſtets die Mutter ausgleichende Einſprache und die Sache iſt geſchlichtet. Aber des Bachbauers Hanſerl hatte keine Mutter gehabt, die für ihn ein gutes Wort eingelegt hätte; er war ein Waiſenknabe, und als der Bartl an dem armen Knaben ſeinen Muthwillen ausübte, entſetzte ſich dieſer ſo ſehr, daß er die Fraiſen bekam, und noch heute, nachdem er alt geworden, trägt er die Frucht des Nikolausabends mit ſich herum — er hat die fallende Sucht!

Da iſt's dem Lechner-Buben glücklicher gerathen, der hat den unheimlichen Geſellen, welcher mit dem Niklo gekommen, bei den Hörnern gepackt und ihm dieſelben mit ſammt der Maske dermaßen herabgeriſſen, daß nichts übriggeblieben, als das gutmüthige Antlitz des alten Großknechtes.

Wenn nun der Niklo und der Bartl wieder fort ſind, iſt den Kleinen ein Stein vom Herzen und ſie wagen wohl gar im Geheimen irgend eine profane Bemerkung zu machen, daß z. B. der Niklo gerade ſo eine Warze auf der Naſe gehabt, wie der Ochſenknecht. Nichtsdeſtoweniger gibt dieß keinen Anlaß zu irgend einem begründeten Zweifel an der Heiligkeit des Niklo und es wird im Laufe des ganzen übrigen Abends noch die ſtrengſte Ruhe und Sittſamkeit beobachtet. Unmittelbar vor dem Schlafengehen werden erſt von Jedem die kleinen Schuhe oder eine Kopfbedeckung an das Fenſter geſtellt, denn der Niklo geht in der Nacht noch einmal zu allen Häuſern,

und weil er es den Schuhen oder Hüten absieht, ob die betreffenden Eigenthümer brav oder schlimm sind — füllt er dieselben je im Verhältnisse mit Obst, Lebzelten oder wohl auch mit Steinen und Tannenzapfen und legt letzteren obendrein noch eine zierlich geflochtene Birkenruthe bei.

Das geht nun für die Kleinen, so lange sie daran glauben, was nicht selten über das Kindesalter hinaus geschieht. Ich habe in meinem zehnten Jahre noch die Schuhe an das Fenster gestellt und war stets voll des frommen Preises für den heiligen Bischof Nikolaus, wenn ich meine Schuhe vollgepfropft fand mit den verschiedensten Süßigkeiten.

Mein jüngerer Bruder aber war denn immer viel schlauer als ich, der hatte es einmal bemerkt, wie die Mutter in der Nikolausnacht unsere an das Fenster gestellten Schuhe mit Obst und Lebzelten füllte und der Vater die Birkenruthe dazusteckte — er theilte mir das sofort mit, doch ich konnte es schier nicht glauben. Von Seite Sanct Nikolaus aus war es allerdings denkbar, denn ich fand es ohnehin außerordentlich merkwürdig, daß der himmlische Bischof in einer Nacht und meist bei schlechtem Wetter zu allen Häusern so herumkommen konnte; aber geradezu unglaublich fand ich, daß uns die Eltern so hintergehen konnten. Am Ende — dachte ich — ist auch manches Andere nicht so, wie es uns die Mutter von den Engeln und Heiligen erzählt.

Weihnacht.

Es iſt der heilige Abend.

In der Stube brennt heute ſtatt des rauchenden Kienſpans eine geweihte Wachskerze. Auf dem weißgeſcheuerten Tiſche iſt aus Amuleten und Heiligenbildern ein Altar aufgerichtet und inmitten ſteht das berußte, hölzerne Crucifix — das iſt ſo heilig, daß man den Ruß und das daran klebende Spinngewebe nicht herabwiſchen darf! In der Stube iſt es feierlich und ſtille, aber draußen in der Nacht bläst der Nordwind und pfeift und poltert in der heiligen Stunde wie ein Heide. Aber auf den Fenſterſcheiben blühen die herrlichſten Blumen und Roſen. Kennt ihr die Geſchichte davon?

Da ſtanden ſie einſt im Mai auf dem Fenſterbrette, die Blumen und Roſen, und ſie waren zart und friſch und blühten und dufteten — denn die Jungfrau pflegte ſie und ſie hatte ihre Freude an den Kindern des Frühlings. Aber da kam der heiße Sommer und die Blüthen wurden welk und es kam der trübe Herbſt und die Blätter wurden bleich und fielen ab — eines nach dem anderen. Langſam ſtarb der Blumenſtrauß dahin. Als nun kam jene Nacht des Heiles und der Erlöſung, in welcher die Todten in den Gräbern lebendig werden und die Geiſter ſingen: Ehre ſei Gott in der Höhe, — da erſchien auch der Geiſt des Blumenſtraußes

am Fenſter und entfaltete ſich in unzähligen Zweigen und Roſen. Aber ſie ſind bleich und kalt und werden nicht mehr, wie im Mai, weil ſie der Heide geküßt, der draußen klopft und ſtürmt!

So denkt ſich das Mütterlein, das am Ofen kauert und betet, daß das Jeſukindlein komme. Neben dieſem kniet ein Knäblein, das zittert in Angſt und Erwartung und betet ebenfalls: „Lieb' Jeſukindlein, komme!"

Da geht die Thür auf und der Bauer und der Großknecht treten herein. Erſterer trägt ein Kohlengefäß, aus welchem Weihrauchwolken emporqualmen, letzterer einen Topf mit Weihwaſſer und Sprengreiſig.

So ziehen die Beiden in Haus und Hof umher, mit dem geweihten Rauch den böſen Geiſt erſtickend, mit dem Reiſig den Segen Gottes in alle Kiſten und Käſten und Kammern und Ställe ſprengend. Selbſt Rind und Schaf und Schwein wird beräuchert und beſprengt — es iſt wegen den Anfechtungen des Fleiſches. Nicht ſelten wird heute das ganze Grundſtück umgangen und auf dieſe Art eingeſegnet, — dabei darf aber kein Wort geſprochen und der Blick nicht nach rückwärts gewendet werden, denn — der Teufel hat um dieſe Zeit freies Spiel!

Dieſes Rauchen und Sprengen wird auch in der Neujahrs- und Dreikönigsnacht wiederholt. Es iſt auch ſchon geſchehen, daß man in den Strohkammern den Teufel nicht genugſam beſchworen hat, dann iſt über Nacht der ganze Hof weggebrannt, — aber Feuer hat man keines geſtreut!

Nach dem „Rauchen" wird vor dem Hausaltare der Roſenkranz gebetet, und darauf kommt ein heute beſonders feſtes Nachtmahl. Die herrliche Sitte des Chriſtbaumes findet man in den Gebirgen nicht. Der Hausaltar und der Roſenkranz ſoll ihn erſetzen — in Wirklichkeit aber vermags nur

der fette Heidenſterz, welchen die Bäuerin zum Nachteſſen auf den Tiſch bringt.

Nach demſelben wird gewaſchen und geputzt und gebürſtet, und ſind die Leute mit Allem fertig, ſo ſetzen ſie ſich zu Tiſche, leſen die drei Evangelien zum Chriſtfeſte oder ſingen Weihnachtslieder.

Ich wollte, ich könnte euch zu folgendem Weihnachtslied auch die wunderliebliche Weiſe auf das Papier legen.

Juchhe, Buabn, bitt euk ſchöan,
Stehts na bold auf.
d' Uhr hot ſcho zwelfi gſchlogn,
Laßt friſch auf.
Seids olle neune do,
Lafts na brav zua,
Der Uaberl muß vorausgehn,
Is a luſtiga Bua.
Schaute na, wias funkeln thuat,
Schaute na hine.
Fliogn zo wia d Fledamäus
Uebas Doch e.
Sein ſou kloane Kinder und
Kinnen icho fliagn:
Joudl (Joſef) topp nochh,
Wern ma ſchaun, daß ma j kriagn.
Mioſchtl (Martin) gib Oubocht,
Da Joudl is groub,
Er möcht ins s Kind ſchreckn,
Dos war ins ka Loub.
Franzerl nimm s Ranzerl
Und bſinn dih nit long,
Stich o a foaſts Lamperl
Und woug na den Gong.
Buck dih fein ſchöan und ſchöan,
Buck dih fein ſchöan,
Ruck flux drei Huaderl,
Wonnſt eini wullſt gean.
Haderl und Regerl,
Des Mentſcherla zwoa,
Nehmts in an Zegerl (Korbchen)
An iodn a por Oar (Eier);

Douscht in Stoll steht die Kua,
Nehmts a Milch ah dazua,
Gehts na fein gschwind
Zu den gruserlkloan (winzigen) Kind.
D Huat legts auf d Seitn
Und d Steckn auf d Erd,
Daß mar ins bekennen
Vor Goud insan Herrn.
Häts jo mei To nit glabt,
Bin douh schon old,
Daß mar an oldn Stoll
Son schöan ausmolt;
Silber und Guld gibts ja gmua,
Musi dabei,
Daß ma schier moant,
Ma muaß kugln ins Heu.

Hiazt, herzis Kindl, gruaß dih Goud,
Du thuast ma namla gfolln,
Bist nit mit Geld zan zohln,
Ih sog da s truß!
Hon selba ah viel Kina ghobt,
Oba koans hot son mei Herzl globt,
Glaub, ka Kini auf da Welt
Wird son an Prinzn zähln,
Der n son wul that gfolln,
Wia du mei Schoß!
Wos wird dei Voda sogn,
Wann er dih sehn werd,
Son orm und bloß auf Erd
Vul Noth und Plogn!
Er wird vor Herzload ohnmächti wern,
Wann dih gstott d Leut thoan d Viecha verehrn.
Er wird dih gwiß bitta biwoan (beweinen),
Wannst son viel Schnee und Wind
Va wegn insa Teufelsfund
Leidn muaßt alloan! —
Drum, o Muada, mit dein Kind,
Geh, moch dih eilends auf,
Mit mir mein Haus zualauf,
Vasteck dih gschwind.
Ih will mei Weib hoamla stiftn brav on,
Daß s a Schmolzkouch in a Kropfuffenn
Fur enk olizwoa zuarichtn sull,
Dos hobs ba mir olle Tog
Son viel, as s kloan Schiperl na meg,
Gelts, dös is tull!

Wanns oft wirkli gschehn sullt,
Daß da Herr Voda dein,
Dih, o liabs Jesulein,
Zan eahm nehma wullt,
Son streck aus dei Handl und nimm ins ban Schoupf,
Oba gib Ocht, daß d ins nit wegreißt in Koupf.
Du bist kloan, mächtigsta Gond,
Wannst wulltst, du warst da Ries,
Der ins zan Tuifl schmieß
In die ewi Nont'"

Mittlerweile wird es Zeit zum Mettengang. Festlich angethan stehen die Leute um den Herd und zünden sich eine Fackel an. Diese voraus, eilen sie nun von ihren Bergen in die Thäler, vereinigen sich dort mit Anderen und ziehen hinaus gegen das Dorf zur Pfarrkirche. Viele sind weit von dieser entlegen und kommen oft erst um zwölf Uhr, wenn schon alle Glocken klingen, bei derselben an. Es ist schön, wie von allen Seiten die Lichter herbeikommen und endlich um das Gotteshaus einen förmlichen Kranz bilden. Aber auch aus den hohen Kirchenfenstern strahlt heller Glanz und die Glöcklein klingen am Altare und die Orgel tönt, — schmetternde Musik erschallt vom Chore mitten in der Nacht und liebliche Weihnachtslieder wiegen dazwischen.

Auf, auf, du Schloufjoudl,
Du rantiga (starker) Bua,
Wos ih da oazähl;
Ih will da flux sogen,
Wos sih hot zuatrogen,
Sei friedsum mit Rua
Und lous ma na zua'

Die heuntige Nocht
Um die oanlafte Stund,
Do hör ih schon singa
In ollahond Stimma,
A liablis Gesong,
Es wahrad nit long!

Hiasl, wia hobn s' dann gsunga?
Ei, sog na mirs ah!
Schön lusti und mannisch,
Schön dasi und weibisch,
Und wonn ih s nit konn,
— Jongs nouh amol on!

Hon Baschtl aufgweckt,
Hot gschlofn so fest,
Hon grupft, hon gstössn,
Hot d Housn vagessn,
Wird munter auf d Lest,
Hot d Augn ausgwetzt!

Oft that ih eahms holt sogen:
A Kind is geburn
In Stoll, in da Betlehemstodt;
Es liegt gonz dafrurn,
Es is jo son kolt —
Sulltn owigehn bold!

Wia mar owi sein kemma
Gehn mar eini in Stoll,
Oft wern ma holt sehn,
Wer oller is do:
An Ouchs und an Esl
Is ah nouh dabei,
s Kindlein is zort
Und liegt auf an Heu!

Da Voda stoanold,
Und d Muada bluatjung,
Schön weiß, as wia Kreidn,
Schön mild, as wia Seidn,
A mächti schöns Wei,
Demuati dabei!

Ehs m i r thoan weggehen,
O göttliches Kind;
Thua uns douh beistehen,
Vazeih uns die Sünd;
Wann mir werden sterben,
Thua uns Gnod erwerben,
Und vor deinem Gricht
Vadomm uns douh nicht!

Das ist ein gemüthliches Wiegen und Jodeln in der Kirche — selbst die ältesten Leute singen heute mit. Und während der Wandlung hört man gar den Kukuk und die Nachtigall — es ist die liebe, die süße Christnacht!

Wer aber zu Hause bleibt in den einsamen Gehöften, der hat eine gar wundersame Stunde zu durchleben. Er denkt heute auch nicht an den Schlaf, sondern befleißt sich des Gebetes und frommer Uebungen. Nun, und zwischen eilf und zwölf Uhr ist die Zeit zum „Losen". Ja wohl, zum Lauschen an den Stallthüren und an den Krippen, denn zu dieser geheimnißvollen Stunde redet das Vieh! Aber mit Weihwasser müssen sie gut ausgewaschen werden die Ohren des Lauschenden, dann kann er es hören und verstehen, wie sich die Thiere gegenseitig in menschlicher Sprache Freud' und Leid klagen und mitunter auch menschliche Verhältnisse besprechen.

Da hat sich im „Jougilond" *) einmal ein ganz artiges Geschichtchen zugetragen, welches ich hier erzählen muß.

Der alte Reitbauer hatte nebst einer jungen Tochter auch einen jungen Knecht, der sehr fleißig und arbeitsam, aber auch ziemlich genau und streng in seinen Forderungen war.

Nun war aber der Reitbauer nicht bloß reich, sondern auch ein bischen geizig, und er sann auf Mittel, den Ansprüchen seines Knechtes Schranken zu setzen. Dazu sollte ihm nun die Weihnacht und der Aberglauben helfen und eine „Zauberstimme", wie sie aus dem Vieh sprechen sollte, brächte er — der Reitbauer — wohl auch noch zuwege. Die Weihnacht kam, der Bauer gab vor, in die Kirche zu gehen, bewog aber den Sepp, seinen Knecht, in der „Mettenstunde"

*) Das Land zwischen dem Murzthal und dem Wechsel.

um zwölf Uhr „losen" zu gehen, denn bei ihm redeten alljährlich die Schafe und das geschähe sicher auch heuer wieder. Der Knecht sagte, daß er doch wissen müsse, wie das eigentlich sei und ob er die Thiere denn wirklich auch verstehe. Sofort ging der Bauer vergnügt — wenn auch nicht in die Kirche, so doch in den Schafstall und legte sich in die Heukrippe, um hernach, bei Erscheinen seines Knechtes mit verstellter Stimme das himmelschreiende Unrecht unbilliger Forderungen Seitens der Dienstboten zu rügen und es mit allen zeitlichen und ewigen Strafen zu bedrohen.

Der Sepp wollte nicht kommen, und als man unten im Dorfe schon längst zur Mette geläutet hatte, war er noch immer nicht da. Dem Bauer in der Krippe bekam's schier wie Grauen, und es stieg in ihm der Gedanke auf, daß er eigentlich ein Frevler sei in der heiligen Nacht, indem er — ein armer Sünder — in der Krippe liege, wie einst der menschgewordene Gott! Wenn er nun zur Strafe — Gottes Urtheile sind gerecht — in seinem ganzen Leben kein Wort mehr reden könnte oder gar in ein Schaf verwandelt würde! Das Beste wäre schon, er ginge. Halt, das war . . . war das nicht . . . etwas, dort im Winkel? Und die Schafe werden unruhig — sie beginnen einen förmlichen Umgang um die Krippe, da — schlägt es zwölf Uhr.

„Geht's porweis, geht's porweis!"

Heiliger Gott, wer ist denn da, wer spricht denn da? Ich will verd — ummt sein, wenn das nicht der Widder ist! — Der Bauer in der Krippe fühlt Todesangst, er wagt es kaum, zu athmen; er betet im Herzen, er schließt einen Contract mit allen Heiligen des Himmels, daß er fasten wolle jeden Samstag und Almosen geben von Allem, was er besitze, wenn sie ihm beistehen in dieser Stunde.

„Gehts vorweis, geht's vorweis!" wiederholte die merkwürdige Stimme.

„Iwe dann vorweis, Voda?"

„Weil's boi i Hohzat gibt in Haus."

„Ah, wos d nit sogst! Na, gscheidtaweis, sul dös wohr ah sein?"

„Vasteht sih, oba's woaß 's nouh Neamt, als wir ih — und dena wird's recht gleih gschehn. Woaßt, da jung Knecht, da Seppl, der heirat die Tochta von Haus."

„Ah, geh plausch nit a Weil, Du virwitziga Widda; da Baur mog in Knecht eh nit leidn, hiazt sull er eahm lacht sei Tochter ah nouh gebn? Jo Schneggn, dös gschiacht nit und dös gschiacht amol nit!"

„Geh, wos woaßt dann du, wann die jungen Leut holt bschoffn sein zsomm, so gschiachts, und bschoffn sein s' zsomm, se is an olde Gschicht! Wia moanst, wos wurd dann gschehn, wann da Baur sein Wille nit dazua gab?"

„Mei, wos kunt dann ah gschehn, vajeikn (verjagen) konn er 'n Knecht."

„Vajeikn moanst? Na, do wurd sih gonz wos anders zuatrogn! Ih sog da's, Lamperl, wann die Zwoa auf's Johr nit schon a kloans Büaberl hobn, so frißt der old Reitbar in da nächstn Kristnocht Heu und hot so longe Ohrwaschl, wir insa Mühlesl!"

„Du, dös war a Hetz, Widda, oft liaß er gwiß d' Misthölzl awenk auskloubn von Heu, daß ma sih nit gor a sou ins Maul und in d' Nosn stach."

„Derawegn gehts vorweis und loßts enk d'Wull schön weiß woschn, de kimmt zan an Wiagntuach." —

Noch Manches ist davon gesprochen worden und auch Anderes. Der Sepp jedoch ist nicht gekommen.

Als aber im Dorfe die Mette aus war, da hörte der entsetzte Reitbauer nichts mehr, als das Blöcken der Schafe wie vor und eh. Und seitdem haben sie nimmer gesprochen.

Aber in drei Monaten darauf, da waren der Sepp und die Tochter vom Hause ein Paar. Der Bauer hatte keinerlei Hindernisse in den Weg gelegt, je nun — sie sind für einander geschaffen, wer soll sich der ewigen Fürsehung widersetzen! —

Die Schafe haben bei der Winterschur eine ganz besonders reine, weiche Wolle zum Wiegentuch geliefert.

Und über ein Jahr bei der Taufe — die gerade auf den heiligen Abend fiel — wie sie da ganz fröhlich um den Tisch sitzen, der alte und der junge Reitbauer, der Gevatter und Andere, da ruft es plötzlich unter dem Tisch:

„Geht's porweis, geht's porweis!"

Der Alte springt auf, glotzt den Sepp an, wie dieser durch eine Art Bauchrednerkunst jene bekannten Töne vom Schafstalle hervorbringt und brummt dann: „Oba na, der hot mih dronkriagt!" dann bricht er in ein ungeheures Gelächter aus und schreit: „Auf d' Letzt hon ih dena nouh längere Ohrwaschl, wia mei Mühlesl!"

Seitdem man sich dieses Geschichtchen erzählt, will man nicht mehr recht an das Losen und seine Wunder glauben....

Um drei oder vier Uhr Morgens kommen die Leute von der Mette heim. Hier erwartet sie Fleisch und „Kletzenbrot", damit in dieser segensreichen Nacht auch dem Leibe Heil widerfahre!

Stefaniwasser und Johanneswein.

Sanct Stefanus und Johannes sind enge Nachbarn, es liegt nur eine Nacht dazwischen. Aber sie sind nicht gut Freund, sagt man. Johannes und Christus sind von jeher Busenfreunde gewesen und so hat sich auch der Johannestag fest an den Christtag angemacht. Da kam aber der Stefanus und drängte sich zwischen die beiden, und den Braten und die Krapfen, welche der Christtag übrig läßt, bekommt jetzt der Stefanus. Darum ist der Johannes sehr böse auf diesen. Aber der Evangelist sucht seinen Gram im Weinglase zu ersäufen und schlürft hinter dem Rücken des Eindringlings, welcher beim Wasserkruge sitzt, seinen Humpen köstlichen Weines.

Und jetzt will ich es näher erklären, wie das ist.

Der Stefanus sitzt beim Wasserkrug. Wenn die Leute am Stefanitag in die Kirche gehen, so stecken sie ein Fläschchen mit frischem Wasser zu sich. Der Bauer aber, oder der Großknecht hat ein weit größeres Gefäß aus Ton oder Zinn und noch obendrein ein Stück Salz bei sich. Und wenn nun die Predigt mit der Steinigungsgeschichte des Erzmärtyrers vorüber ist, nimmt der Priester ein großes Buch und den „Sprengel" zur Hand und ertheilt im Namen St. Stefani allem in der Kirche vorräthigen Wasser die Weihe. Dieses

Stefaniwasser ist ein ausgezeichnetes Mittel gegen Hexerei und den Teufel. Es wird auch am Charsamstag Wasser geweiht, aber das ist bei Weitem nicht so wirksam, wie das Stefaniwasser; um die Charsamstagweihe scheeren sich die wenigsten der Bösen, aber vor den Stefanitropfen muß jede Hexe fliehen und der Teufel hat bekanntlich gegen nichts eine solche Abneigung, als gegen den „Weihbrunn"!

Deshalb werdet ihr in jedem christlichen Haus am Pfosten der Stubenthüre das Weihwassergefäß hängen sehen. Taucht demüthiglich die Finger ein und benetzt wohl die Stirne, sonst wird euch noch einmal der Teufel holen, oder es wirft euch der Bauer zur Thür hinaus, ihr Unchristlichen! Unbedingt nothwendig ist das Weihbrunngefäß auch am Bette der Jungfrauen! Vergißt die ehrsame Maid nur ein einzigmal, sich vor dem Schlafengehen zu besprengen — sogleich klopfen die Gespenster an das Fenster, steigen gar noch herein in die Kammer und dann ist der Teufel schon los!

Die Vorräthe in den Speichern und Scheunen sollen stets besonders in den Weihnächten — fleißig besprengt werden, daß der Segen Gottes dabei bleibt; und vor Allem im Frühjahre, wenn das Vieh zum erstenmal in das Freie getrieben wird, ist nicht zu vergessen, demselben ein in Stefaniwasser geweihtes Stück Brot und Weihsalz zu verabreichen, sonst wird es im Sommer hindurch krank und rutscht wohl gar wo ab!

Geradehin unerläßlich ist das Besprengen der Kühe am Pfingstsonntage, denn da kommen die Hexen und melken die ungesprengten Kühe auf der Weide, und diese geben dann bis in den Herbst hinein rothe Milch und keine Butter. Gegen gezauberte Wetter gibt es auch nichts Vorzüglicheres als den Weihbrunn! Und so wird das Stefaniwasser zu Nutz und Frommen für Haus und Hof.

Deshalb ist es so unverzeihlich gottlos, wenn Einer an so was nicht glaubt und Frevel damit treibt, wie's der Almhofer Toni einmal gemacht hat. Dem war die volle Zinnflasche in der Kirche zu unbequem und er hat, um doch noch Weihwasser beimzubringen, sein Gefäß erst beim Nachhausegehen am Halterbrunnen angefüllt. Was geschieht? Drei Monate nach Weihnachten hat des Bauers ledige Tochter „zur Tauf' geschickt"!

Soviel aus dem Wasserkrug des heiligen Stefanus. Aber nun kommt was Besseres, denn hinter dem Rücken des Erzmärtyrers schlürft Sanct Johannes köstlichen Wein.

Am Johannistag haben die Leute auch ihre Gefäße bei sich, wenn sie zur Kirche gehen, aber dießmal mit goldfarbigem Inhalte. Zudem sind die Gefäße auch bedeutend größer; und wenn Viele über das Stefaniwasser auch sündhaft gleichgiltig dahingehen, an den Johanneswein glauben sie Alle!

Heute hat auch der Pfarrer seine Flasche auf der Kanzel und mit wahrer Innigkeit spricht er den Segen über sie und über Alle, die da erfüllt sind vom heiligen Geiste!

Nach dem Gottesdienste eilen die Leute heim, und bei Tische, wenn die Knödel kommen, erhebt der Bauer das Weinglas, sagt: „G'segn Gott, Johannesseg'n!" und trinkt. Darauf macht das Glas die Runde um den Tisch und Jeder ruft seinem Nachbar zu: „G'segn Gott, Johannesseg'n!"

Der Johanneswein macht die Glieder stark, schützt vor dem Taubwerden; bei den Kindern fördert er das Wachsthum, bei Mann und Frau heilt er die Gicht; der Greis, der ihn trinkt, bedarf des Stabes nicht!

Das ist das einzige Mal im Jahre, daß um den Bauerntisch im Oberlande das Weinglas kreist. Und es geht gar feierlich dabei zu; das ist Opferwein, wie man ihn ja auch den Göttern dargebracht einst in alten Zeiten.

Nach dem Essen aber gehen sie Alle aus und das Haus wird zugesperrt. Der Wirth hat ja auch Johanneswein! Hier geht's nicht mehr so ernst zu, da singt man:

„Voron geht da Stefani,
Da wassert Mann!
Und oft (dann) kimmt da Johanni
Und dufft sih on!"

Aufkindeln.

In den Weihnachtsfeiertagen reiste ich einmal zu meinem Vetter in das „Jenzlland". Es war ein heilloser Schneesturm und am Abende des Johannestages mußte ich unterwegs bei einem Bauer um Herberge zusprechen.

Ein altes Mütterlein saß am Ofen und hielt die Hand über die Augen und sagte zu einem Mädchen, welches eben Kuchengeschirr scheuerte: „Schau, Kathl, was es mit ihm ist, und daß er uns etwa nichts anthut!"

Das Mädchen ließ das Geschirr ins Wasser sinken, stellte sich vor mich hin und den nassen Hadern in der Hand, sah es mich so an. Zuletzt nahm die Kathl noch einen brennenden Span und leuchtete mir unter die Hutkrämpe, dann sag'te sie zur Alten: „Mich deucht, er wird uns nichts thun, 's ist noch ein junges Bubel."

„Dann bleibt nur da, wenn euch nicht zeitlang wird bei uns, die Mannleut' sind all' beim Johannessegen."

So ließ ich mich nieder, machte mich bequem und sah der Kathl zu, die mir eine Suppe kochte. Es ist sündhaft, daß mir alle schönen Mädchen gar so gefallen, aber ich weiß mir nicht zu helfen, die Kathl gefiel mir auch. Indeß setzte ich mich vor der Hand zur Alten und sagte: „Müßt nimmer jung sein, Mutter?"

„Ja wohl nicht," antwortete diese und deutete auf das Mädchen, „das ist meine Enkelin und jetzt könnt Ihr Euch's schon denken!"

„Ja, ihr seht ihr auch ähnlich; seid sicher auch einmal so schön gewesen."

Das Mütterlein hielt sich die Schürze vor das runzlige Gesicht und kicherte:

„Nathl, aber nein, wie der aber spaßig ist! — Und noch was, wenn ein Knödl übrig geblieben von Mittag, so wärm' ihm's auf, der Hascher ist gewiß recht hungrig. Wißt," fuhr sie zu mir gewendet fort, „unsere Mannleut' sind all' im Wirthshaus, wo habt denn ihr euern Johannessegen getrunken?"

„Ich war in keinem Wirthshaus heute; es geht ja auch ohne Johannessegen."

„Jesus Maria, jetzt hat der noch keinen Johannessegen! Nein, da können wir euch nicht behalten, daß ihr uns am Ende noch den Bösen ins Haus brächtet? Nein, jetzt geht nur gleich! Das wär' so das Wahre! Du heiliger Georgi, was es doch heut' zu Tag für Leut' gibt auf der Welt, jetzt nehmen sie nicht einmal einen Johannessegen!"

„Großmutter, es ist noch einer im Glas."

„Dann bin ich rechtschaffen froh; trag' ihn gleich her!"

Und jetzt deckte mir die Nathl den Tisch, brachte die Suppe, die Knödl und ein Glas Wein. Dieses erhob sie und sagte: „Siegn dir Gott den Johannessegn!"

Und ich trank.

„Und jetzt segn auch dir Gott den Johannessegn!" rief ich lachend und hielt ihr das Glas hin.

„Dein dummes Lachen jetzt! Weißt, beim Johanneswein darf man gar nicht lachen, der ist in der Kirche geweiht worden!" versetzte sie und trank.

„Wenn er gegessen hat," meinte die Alte, „dann kannst du ihn ins Handwerkerbett hinausführen, aber gib ihm den Pelz mit!"

Ich sagte der Alten gute Nacht und die Kathl zündete eine Laterne an und führte mich in die Futterkammer hinaus.

Hier stand ein hohes, schneeweißes Bett und das Mädchen drängte, ich soll machen, daß ich ins Nest käme, sie könne mit dem Licht nicht so lang dastehen.

Und bald war ich unter Decke und Pelz in der finsteren Kammer allein.

Und jetzt fiel mir ein, ich hätte der Kathl doch die Hand geben sollen, bevor sie fortging mit der Laterne. — Das Mädchen ist so freundlich und lieb, ich wette, das hätte mir noch ein Busserl gegeben, wenn ich es recht treuherzig darum gebeten!

Mit solchen Gedanken schlief ich ein und träumte — weiß Gott — vom Johannessegen. —

Durch die Fugen der Bretterwand schimmerte schon der Tag, als ich noch tief vergraben unter den Decken im Halbschlummer lag. Da — plötzlich fliegt die Thür auf und die Kathl stürzt herein mit losen Haaren und, eine mächtige Birkenruthe in der Hand, auf mich zu, reißt mir die Decke hinab, schwingt die Ruthe und haut nieder auf meine arme Wenigkeit — eins, zwei, dreimal, daß ich entsetzt aufspringe und in der Kammer umhertanze. Allein, sie mir nach: „Kindl, Kindl auf! schön frisch und g'sund! Kindl, Kindl auf, schön frisch und g'sund!" ruft und kichert sie und setzt die Geißlung fort, bis ich wieder mein Bett gewinne und mich unter dem weichen Pelz wohl verwahre.

Erst jetzt fiel mir ein, daß heute der unschuldigen Kinder Tag, an welchem man, nach der Volkssitte, alle Siebenschläfer in obiger Weise „aufkindelt", auf daß sie schön frisch und

gesund sein durchs ganze Jahr. Nun, ich war sehr frisch, und auch von der Birkenruthe dürfte beiläufig dasselbe zu bemerken sein — wenigstens, behaupte ich, war sie eben ganz frisch geschnitten worden.

Als ich mich in dem gastlichen Hause beurlaubte, sagte die Kathl: „Also, behüt dich Gott und nur schön frisch und g'sund!"

„Oh, wart, die Ruthe bleib' ich dir schuldig!" entgegnete ich und eilte davon. —

Noch an demselben Tag kam ich zu meinem Vetter; als ich mich am Abend auszog, fragte dieser: „Was hast du denn für blaue Striemen auf dem Rücken?" —

Das Aufkindeln, wie ich es hier erzählt habe, ist ziemlich weit verbreitet und wohl auch in mannigfaltiger Form.

In vielen Orten laufen am 28. Dezember, als am Gedächtnißtage des herodianischen Kindermordes, die Kinder armer Leute, mit Birkenruthen bewaffnet, auf den Gassen herum und versetzen Jedem, der ihnen begegnet, mit den Worten „frisch und gsund, frisch und gsund!" einige Streiche um die Beine. Selbst in die Häuser der Nachbarn eilen sie und verschonen weder den Hausherrn noch die Hausfrau, ja sogar der Dorfrichter und der Pfarrer kriegt seine Tracht Schläge, bis er sich mit einem Geldstück von den kleinen Tyrannen losgekauft hat.

Peinlich ist das offene Betteln an den Thüren, darum hält sich der Arme an dergleichen alt hergebrachten Sitten und Gebräuchen, um sich durch dieselben auf möglichst harmlose und heitere Art ein paar Heller oder einen ersehnten Kirtuchen zu erjagen.

Das Ausnahmhäusl.

Viele der größeren Grundbesitzer im Gebirge haben nebst dem eigentlichen Haus und Hof auch noch ein ganz kleines Bauerngut, welches etwas abseits von den anderen Wirthschaftsstücken liegt und streng für sich abgegrenzt ist.

Das ist das Kleingut mit dem Ausnahmshäusl.

Der Großbauer, so sicher und fest er auch eine lange Zeit hindurch das Szepter seines Reiches führt, weiß gar wohl, daß es einmal anders wird. — Die Kinder sind schon da und der älteste Bub klettert aus Uebermuth draußen auf den Zäunen umher wie ein Eichhörnchen. Just hat er sich am Höschen ein arges Loch gerissen, so daß die Franzl-Toni-Hiaslbäuerin*) durch das Fenster hinausruft: „Wart', Hansl, ich komm' mit der Ruth, wenn du nicht gleich herabsteigst!"

Ei freilich steigt er gleich herab und schleicht hinter die Stallungen, weil er Strafe fürchtet.

Aber es kommt eine Zeit, wo der Hansl nicht mehr die Ruthe scheut, wo er fest hintritt vor die Mutter und sagt: „Mutter, ihr habt mich nicht mehr zu schlagen!" — ihr dann

*) In der östlichen Steiermark werden als Vulgärbezeichnungen eines Gehöftes die Namen des Besitzers, dessen Vaters und Großvaters beigefügt.

den Birkenzweig aus der Hand reißt und denselben in viele Stücke zerbricht und zerknittet!

Da nimmt die Bäuerin wohl die Schürze vor das Gesicht und schluchzt. Aber der Sohn faßt ihre Hand: „Nein, Mutter, so war's nicht gemeint; schaut, es ist mir nur so gäh gekommen und ich bin halt kein Kind mehr!"

Es ist wieder gut; aber am Abend, wenn die Bäuerin allein bei ihrem Mann im Stübel ist, sagt sie: „Alter, unser Hansl wird scharf! Ich mein', wenn er einmal die Wirthschaft hat, so werden wir Alten recht zum Kuschen kommen."

„Dann gehen wir ins Ausnahmhäusl, Alte; wir haben ja noch was, und vom Buben lassen wir uns nicht unter die Füße treten!"

Und gleich den andern Tag schickt der Franzl-Toni-Hiatlbauer um den Maurer, den Zimmermann und den Dachdecker und läßt das Häuschen auf dem Kleingute ausbessern. Dann schickt er ein paar Knechte, daß sie die Zäune herrichten und Dünger auf das kleine Grundstück führen.

Da kommt wohl der Hansl zum Vater und sagt: „Vater, ich kenn' mich nicht aus, was das zu bedeuten hat; mit so was hat's ja Zeit. Ihr seid noch stark und könnt noch allweg der Wirthschaft vor sein. Wenn ihr mir sie dann einmal übergeben wollt, so ist's schon recht; aber deswegen bleiben wir noch Alle, wie wir sind, beisammen im Hause, und ihr könnt schaffen und rechten, wie ihr wollt, und der Mutter folg' ich auch. Nein, da bin ich nicht so, Vater!"

Der Alte steht da, hängt den rechten Daumen an den Hosenträger, starrt zu Boden und schüttelt langsam den Kopf.

„Werden's schon sehen, jetzt können wir noch nichts sagen," entgegnet er endlich und schreitet gegen den Feldkasten.

So vergeht eine Zeit. Alles ist ruhig und fügt sich, aber der Bauer läßt nichts destoweniger im Ausnahmhäusel fleißig vorbetriebn.

Da sagt die Bäuerin einmal zu ihrem Mann: „Du Alter, was ist denn das mit unserem Hansl, er ist ja in keiner Nacht daheim!"

Der Bauer beißt sich in die Lippen, kratzt ein wenig den weißen Kopf und meint: „der Bub' wird mir doch nichts anfangen!"

Dann geht er in die Futterkammer, wo sein Sohn Heu mischt, und sagt zu diesem: „Hansl, ich hab' ein wenig was zu reden mit dir — schau, du kommst jetzt so in die Jahre — wenn's dich angeht, so sag' mir's. Kannst ja heiraten; — wegen mir schon; bin nicht mehr jung, und ich übergeb' dir Haus und Grund, wann du willst; mein Vater, der Karl-Franzl-Tonibauer, hat's mit mir auch so gemacht."

Der Hansl mischt das Heu, daß der Staub fliegt, aber er sagt kein Wort, er sieht den Vater gar nicht einmal an.

„Sag' mir's, Hansl, mir ist's lieber, wie wenn du so heimlich mit Einer herumthust; — schau nur, daß sie brav ist und ein wenig was hat!"

„Die Krautschlager Tochter wär' halt so Eine," bemerkt der Junge und mischt eifrig das Heu.

„Die Traudl?" fragt der Alte, „geh', die ist wohl gar ein wenig zu jung."

„Nein, Vater, sie ist nicht mehr kindisch und groß ist sie mir auch schon genug."

Die Bäuerin hat vom Kuhstall durch die Bretterwand geguckt. Sie eilt jetzt in das Haus zurück und wie sie auf

dem Herde Feuer macht und das Mittagmahl kocht, lächelt sie immer bei sich und meint: „Die Traudl, die ist mir schon recht!"

Der Bauer läßt ein paar Einrichtungsstücke in das Ausnahmsstübel befördern, und wenn er jetzt dem Hansl was befiehlt, so setzt er immer hinzu: „So, das ist meine Meinung; kannst aber thun, wie du willst."

Dann kommen auf einmal die „Schätzleute", und die essen und trinken und schreiben dann alles auf, was liegt und steht, und fragen zuletzt den alten Mann ernstlich, ob er nicht sonst auch noch was habe? All sein geheimes Walten muß er jetzt offenbaren, die geheiligten Räume seiner Habe, die Frucht jahrelangen Fleißes und Kummers muß er fremden Blicken darlegen und Rechenschaft geben über Alles — es gehört nicht mehr sein.

Was sich der Franzl-Toni-Hiaslbauer vorbehält? Das Ausnahmhäusl mit dem dazugehörigen zwei Joch Ackerland auf lebelang, für den Fall, daß das Zusammenleben mit den jungen Leuten etwa nicht gut ginge.

Ferner jährlich auch noch drei Metzen Korn und zwanzig Pfund Schmalz von der großen Wirthschaft und die Kleidung wie sonst. Das lasse er nur so anmerken aber er wolle nicht hoffen, daß es so weit kommen sollte; mit ihm und seinem Weib sei es ja leicht auszukommen, und die junge Hauswirthin werde wohl nicht gar so scharf sein und der Hansl werde auch nicht auf seine Eltern vergessen.

So wird es geschrieben und der Hansl setzt seinen Namen darunter und der alte Bauer und sein Weib machen mit der Feder nur so ein Kreuz auf das Papier, weil sie nicht schreiben können. Von der Zeit an haben die Alten im Hause nichts

mehr zu ſchaffen; der Hansl iſt Beſitzer und der Hof heißt nun: Beim Toni-Hiasl-Hanselbauer.

Der Hansl ſagt wohl: „Thut nur anſchaffen, Vater, wie ihrs haben wollt," — wenn es aber an die Sache ſelbſt kommt, ſo thut der Junge doch nach ſeinem eigenen Kopf.

Die Bäuerin fragt ihren Sohn, was ſie für die Mahlzeiten kochen müſſe, und da läßt der junge Bauer den Tiſch gewöhnlich mägerer werden, als es beim alten war.

Und endlich kommt die junge Braut ins Haus. Sie iſt gegen Alle ſehr freundlich und zu den Ausnahmleuten, wie das alte Ehepaar nun heißt, ſagt ſie: „Grüß euch Gott, Vaterleut, wir werden ſchon auskommen miteinander; ich fürcht mich gar nicht. Ein wenig geb i ch nach und ein wenig gebt i h r nach, und ſo werden wir ſchon zuſammenziehen."

Aber gleich am nächſten Tag ſtellt ſie ſich an den Herd und ſagt zu der alten Bäuerin: „So, jetzt probir ichs, wenn ich auch nicht v i e l kann, ein wenig kann ich doch was."

„Aber nein," entgegnet die Alte, „das Kochen kann ich doch nicht auslaſſen; du weißt es ja noch nicht, Trandl, wie's bei uns der Brauch iſt."

„Das macht nichts," ſagt die Trandl, „ich werd mirs ſchon einrichten, wie's am klügſten iſt — wir ſind juſt nicht ſo reich, als daß wir ſo viel Mehl und Schmalz verpraſſen könnten!"

Das trifft die Alte faſt ins Herz; ſogleich geht ſie zu ihrem Mann: „Du, Hiasl, jetzt haben wirs ſchon; zu wenig Vermögen iſt der Jungen da und jetzt wirft ſie mirs ſchon vor; ſie ſeien nicht reich, meint ſie, und kochen kann ich ihr auch nicht recht! Nein, das hätt ich mir von der Trandl nicht gedacht — die hat jetzt bei mir ſchon ausgedient!"

„Laß sie nur gehen, Alte, wir bleiben schön beisammen in unserem Stübl — thun sie was sie wollen", beschwichtigt der Ausnehmer; hängt dann aber seinen Daumen an den Hosenträger und starrt zu Boden.

So sind die Ausnahmleute die längste Zeit in ihrem Stübel.

Aber das ist der Jungen auch nicht recht; „die Vaterleut' sind noch nicht gar so schwach", meint sie, „und ein wenig könnten sie schon was arbeiten; da sitzen sie zusammen d'rin und wollen nichts als essen und gut leben. — Und unser Bett, Hansl", sagt sie dann zu ihrem Mann, „unser Bett oben auf dem Dachboden ist mir auch nicht ganz recht; hab's doch mein Lebtag nicht gesehen, daß die Bauernleut' (der Bauer und sein Weib) auf dem Dachboden schlafen. Wir könnten den Vaterleuten ja in der Küche beim warmen Herd ein Bett herrichten, daß wir in das Stübel kämen. — Die Mutter steht sonst auch allweg am Herd, wenn ich koche, und ich kann ihr schier nichts recht machen. Und dann hält sie gar mit den Dienstboten und schimpft über die Kost und daß ich so schlecht koche. Nein, Hansl, das hätt' ich wohl nicht glaubt, daß deine Mutter so ist, und wenn's nicht anders wird, so halt' ich's gar nicht aus und ich geh' dir noch fort!"

Das junge Weib weint heftig und der Hansl geht sogleich ins Stübel und sagt zu den Ausnahmleuten: „Habt's auch nicht noth, daß ihr mir die Trandl so schlecht macht! Seid's froh, daß ihr euch um die Wirthschaft nicht mehr zu sorgen braucht und daß ich euch zum Arbeiten nicht zwing'. Ihr habt dieselbe Kost, die wir haben; wenn sie für uns Arbeiter gut genug ist, wird sie für euch auch nicht zu schlecht sein. Ihr hab't ein warmes Stübel und auch ein besseres Bett als andere Leut'. Wenn ein Auskommen mit euch gewesen wär',

ſo hätt' ich euch das Stübel mit Willen gelaſſen, aber wenn's euch nicht recht iſt, zwingen will ich euch nicht, daß ihr dableibt!"

So hat er geſprochen, der Hansl, und wie er fortgeht, wirft er die Thüre hinter ſich zu, daß das ganze Haus erzittert.

Der alte Ausnehmer erhebt ſich langſam vom Stuhle und ſagt zu ſeinem Weibe: „Alte, wir gehen ins Häusl!—"

So kommt es und das Ausnahmhäusl ſteht nicht umſonſt da.

Das alte Ehepaar beginnt in demſelben nun wieder eine neue Wirthſchaft. Jetzt, in ſeinen alten Tagen, muß es ſchwerer arbeiten als je; es hat ja keinen Dienſtboten, der den Spaten führte, und kein Zugvieh, das den Pflug zöge und die ſpärliche Ernte unter die Scheune brächte. Freilich wohl ſollte der junge Bauer die gebrechlichen Leutchen ſtützen; aber der denkt nur an die Nachkommen und nicht mehr an die Vorfahren.

Und die Ausnehmer rechnen ihm das gar nicht an, iſt er doch ihr Kind, und ſie haben ja wieder ein eigenes Heim; der Alte darf ſeinem Weibe wieder befehlen, und dieſes kann für ihren Mann wieder kochen.

So verleben ſie die letzten Lebenstage ruhig und zufrieden in ihrem engen, einſamen Kreiſe.

Sagt die Ausnehmerin eines Tages ganz geheimnißvoll zu ihrem Manne: „Du Alter, ich weiß was — hab' was wahrgenommen: Die Traudl wachſt an!"

„Schau, ſchau!" meint der Alte, „iſt's doch! Nu, mich hätt's wol gewundert, wenn's nicht wär!"

Und als nun gar im Stübl des Toni-Hiasl-Hanslbauer ein kleiner Seperl ſchreit, da wirds der Alten zu einſam in ihrem Häusl, und es läßt ihr keine Ruh am kleinen Herd.

„Gehſt halt den jungen Hiasl-Hansl-Seplbauer angucken!“ ſagt ihr Mann ſchmunzelnd, aber das Mütterlein zupft am Rockärmel und entgegnet: Geh weiter! meinſt, ich bin auch ſo neugierig wie du? Das gar nicht. Aber hinüber muß ich doch zum Hansl, weil ich im Stübl beim Einpacken eine Stecknadel vergeſſen hab'.“

Aus dem Leben des Kleinbauers.

Auf den rauhen, knorrigen Tannen- und Fichtenbäumen der Alpenwildniß wächst auch Brot.

Und wenn das Feld nach all der Arbeit und Plage des Landmannes die Frucht versagt, und wenn die sorgsame Pflege der kleinen Heerde im Stall und auf der Weide segenlos bleibt; — so starrt der Landmann wohl düster vor sich hin und kratzt seinen struppigen Bart, aber dann nimmt er die Axt auf die Schulter und geht in den Wald hinaus.

Da grünt und blüht und duftet es, da schallt Vogelsang und alle Aeste winken und grüßen und flechten Kränze in aller Lebensfreudigkeit.

Das Brot aber, um das der darbende Landmann gekommen, das wächst erst aus den Kohlen, aus der Asche dieses schönen, herrlichen Waldes empor.

Vom frühen Morgen bis in die späte Abendstunde hallt die Axt im Walde. Die Bäume geben dem Holzhauer Schutz und Schatten, noch während dieser das scharfe Beil an ihren Fuß und Lebensnerv setzt; sie haben wohl schon eine leise Ahnung, was unten an ihnen vorgeht, aber sie schütteln das Haupt — sie können es nicht glauben vom Menschen, dem sie so manch' Freundliches und Liebes gethan, daß er die Wohlthaten so schnöde vergelten sollte. Aber

schon fährt ihnen der blitzende Stahl in das Herz und sie brechen zusammen.

Geschäftig eilen die Leute nun hin und her, hauen die Aeste und schneiden die Rinden von den Stämmen, und Andere sägen und hacken wieder an anderen Bäumen, und bald liegen vom schönen Wald nur die bleichen, zerbrochenen Glieder mehr da.

Doch, an derlei empfindsame Geschichten denkt der Bauer wohl nicht, wenn er im Geschläge arbeitet; an die fertigen Holzkohlen denkt er und wie viel Geld er wohl dafür einnehmen wird. Das Mehl und Schmalz für daß Mißjahr, die Winterkleider für seine Familie, das Schulgeld und das Zehend und die Steuer — das Alles steckt noch da drinnen in den rauhen Baumstrünken.... Der Mann sägt und hackt und spaltet, bis ihm Hände und Füße zu zittern anfangen vor Mattigkeit. —

Aber endlich nach Wochen steigt über dem schwarzen Meiler der weiße Rauch auf, der Köhler schürrt aus der Lösche die grauen, mattglänzenden Kohlen hervor, gießt Wasser darauf und wacht Tag und Nacht dabei, daß nicht etwa ein Funken lebendig werde unter dem geschichteten Haufen. Noch tagelang knistern die Kohlenstücke, aber es ist kein Feuer mehr darin und endlich spannt der Bauer seine Ochsen ein und führt die hochgeschichteten Kohlenwägen stundenweit hinaus gegen das Thal bis zum Eisenhammer.

Und im Eisenhammer sprüht die blaue Flamme — Pflug oder Schwert, die Kohlen glühen für Beides, sind sie doch am Ziele, und die Hauptsache ist nun, daß der Bauer hingeht zum Werksherrn, sein Merkbrett zeigt und sagt: „Euer Gnaden, so viel Wägen voll hab' ich gebracht."

Der Werksherr sieht ihn kaum an, nur auf das Merkbrett,

den Rosch, wirft einen Blick, dann nimmt er ein Packet Banknoten aus einer Lade und zählt dem Holzbauern einige davon vor. Es sind dreißig Gulden! Das Bäuerlein schielt verstohlen und ein wenig lächelnd auf die Banknoten, so viel Geld hat es schon lange nicht mehr gesehen.

„Habt gut gemessen, Alter," sagt der Werksherr und wirft dem Bauer noch einen Gulden hin. „Vergelts Gott zu tausendmal!" ruft dieser aus und will dem reichen Mann die Hand küssen; aber der Werksherr brummt: „Schon gut!" und winkt gegen die Thür.

Das ist denn heute nach so vieler Mühe und Plage ein Freudentag für den guten Landmann. Ein Gläschen Wein darf er sich wohl vergönnen. Er eilt ins Wirthshaus und setzt sich an den hintersten Tisch, damit er mit seiner Freude allein ist. Er zählt das Geld; das sind drei neue, große Banknoten und noch ein kleiner vom guten Herrn extra. Das reicht aus über den ganzen Winter, der vor der Thür ist, und der Mann braucht jetzt wochenlang nicht mehr zu sorgen und zu darben. Aber der Wein will ihm gar nicht munden, weil er so allein dabei sitzt, 's ist besser, er nimmt ihn mit heim zu Weib und Kinder. „Herr Vater!" ruft er dem Wirth zu, „füllt mir eine Maß Wein ein und leiht mir die Flasche dazu, zum nächsten Samstag bring' ich's schon zurück." Auch einige Semmeln steckt er noch in die Tasche, dann zahlt er und wandelt seinem Hochgebirge zu.

Daheim veranstalten sie nun ein kleines Fest. Das Weib kocht einen Erdäpfelschmarn, die Kinder decken den Tisch auf und streiten sich schon um den Platz bei Vater und Mutter, und der Mann legt die Semmeln hin und stellt die Flasche Wein dazu; so haben es die Kinder noch nicht gesehen auf ihrem Tische! Endlich steht die frische Milchsuppe

und der dampfende Sterz da; die Kleinen knien auf der Bank, weil sie sitzend nicht in die Schüssel langen könnten, schielen aber während des Essens immer und immer auf die schwitzende Flasche, bis die Mutter endlich einen kleinen Hafen bringt und Wein in denselben schänkt.

„Gsegn euchs Gott, Kinder! Gsegn dirs Gott, Weib!" ruft der Mann lächelnd, „Morgen geh' ich ins Dorf um Lebensmittel und die Kleinen kriegen jedes einen Lodenrock."

„Und ich brauch' eine Fibel, Vater," sagt das kleine Mädchen, und Alle drängen sich nun schmeichelnd um den Alten und Jedes braucht sehr nothwendig etwas Besonderes für sich.

„Nur ruhig," meint der Vater, „Lerno hab' ich auch just keinen gemacht, aber was nothwendig ist, werd' ich euch schon kaufen".

Jetzt klopft es an der Thür. Alle schweigen und horchen — es hat in ihrem Leben noch Niemand an diese Thür geklopft; Alle haben sie ohne diese Höflichkeitsform kurzweg geöffnet, wie es Sitte ist auf dem Lande. — Wenn's ein Bettler ist, denkt sich das Weib, so muß ich ihm einen Löffel Sterz aufwarten, ein anderesmal, wenn ich keinen hab', kann ich's auch nicht thun.

Nun öffnet sich die Thür — der Amtsdiener vom Bezirksgericht tritt in die Stube. Einen kalten guten Tag, sagt er, dann hält er dem Bauer einen Brief hin: „Es ist zum Steuerzahlen".

„Ist schon recht," sagt der Bauer, werd' wohl zahlen, wie viel machts denn?"

„Ist man blind? stehts doch da! neunundzwanzig Gulden achtundneunzig Kreuzer machts!"

„Neun — neunundzwanzig, meint ihr?" versetzt der

Bauer und erhebt sich langsam, „da laß ich den gestrengen Herrn wohl um Nachsicht bitten, so viel kann ich nicht zahlen. 's wird auch ein Irrthum sein; die Grundsteuer beträgt bei mir nur zwölf Gulden."

„Wenn man's nicht versteht, so thut man am Besten zu schweigen; heißts nicht im Brief: Außerordentliche Zuschlag'!"

„Aber grad heuer, wo mir der Schauer das Korn in die Erde geschlagen hat und meine beste Kuh in der Seuche gefallen ist. Ich weiß mir ja nicht zu helfen!"

„Helf' euch Gott! Ich bin um das Geld da; aber wegnehmen werd' ich's euch nicht, — man hat schon andere Mittel, in zwei Tagen ist die Auspfändung."

„Pfänden!" ruft der Bauer, „was wollts mir denn pfänden? Etwa die kleinen, halbnackten Würmer da?"

„Respekt, Alter, oder ich zeig' euch was Anderes! Man hat noch eine Kuh, ein Haus!"

„So? Mein Dach also wollt ihr mir wegnehmen; vor die Thür wollt ihr uns stoßen, jetzt, zur kalten Winterszeit... will das der Kaiser haben? wenn er d a s will, so..."

„Sei doch ruhig, Mann," beschwichtiget ihn das Weib, „und gib ihm, was du hast, man kanns nicht ändern, es ist ein Elend!"

Hast recht, armes Weib, e s i s t e i n E l e n d. Gearbeitet ruhlos, gedarbt in Geduld, gegrämt, gehofft und endlich errungen ein kleines Stück Existenz; — da tritt ein fremder Mann in die Hütte und ruft: „Wir wollen Geld! gib her!" — und dann hingeben das kleine Stück Existenz. Der Fremde eilt fort mit den blutigen Hellern — und zurück in der Hütte bleibt die Noth, der Hunger, die Verzweiflung. — Es ist ein Elend!

Ja, wenn es die blutigen Heller draußen den leichtſinnig verſchwendeten Millionen erzählen wollten, daß ſie von der Arbeit eines ganzen Sommers in der Hütte für den Winter nur zwei Kreuzer zurückgelaſſen haben! — aber ſie erzählen es nicht, lautlos fallen ſie in den grundloſen Schlund, und die arme Familie? — Der helfe Gott!

Dienstbotenleben.

Die Menschen, wie sie auf dem Lande leben, scheidet man in drei Hauptklassen: den Bauer, den Dienstboten und den Handwerker.

Der Bauer steht obenan, der hat Haus und Hof und ein Stück Land dazu, ist gleichsam ein kleiner Fürst, ein absoluter Monarch, oft Chef einer alten Dynastie mit ununterbrochener Erbfolge. Die beiden anderen Klassen sind ihm untergeordnet; der Dienstbote ist sein Leibeigener, der Handwerker sein Vasal.

Leibeigener? Das scheint etwas stark gesagt, aber daß es nicht so unrichtig ist, das wird man mir zugeben, wenn ich einige Züge aus dem Dienstbotenleben erzählt haben werde.

Der Dienstbote ist frei geboren, er ist das Kind eines Bauers, der aber deren mehrere hat, doch nicht jedem Haus und Hof abtreten oder kaufen kann. Der Bauer, welcher mehrere Kinder hat, gibt sein Haus nur dem Bravsten, Fleißigsten, zum Wirthschaften Geschicktesten; die Uebrigen bekommen als Erbtheil eine gewisse Summe ausbezahlt und haben dann, wenn sie unter dem regierenden Geschwister nicht dienen wollen das Heimathshaus zu verlassen und sich zu fremden Bauern in den Dienst zu begeben. Das geschieht

denn auch in der Regel, denn Geſchwiſter vertragen ſich unter ſolchen Verhältniſſen ſelten gut mit einander.

Mit dieſer Zeit des Verdingens als Dienſtbote hört die Freiheit auf.

Im Herbſte, gewöhnlich um „Micheli", iſt der „Leukauftag". Das iſt ein Feiertag in der ganzen Gegend, ein Jahrmarkt, ein — Menſchenmarkt. Da geht Jeder, der für's nächſte Jahr noch keinen Dienſt hat, in das Dorf, zeigt ſich in der Kirche, auf dem „Platz" oder im Gaſthauſe und iſt zur Verfügung.

Der Bauer nun, der weiß den Tag gar gut, er hat ſich mit der Bäuerin längſt ſchon darüber beſprochen. „Ih brauch a Kuamenſch und a Saudirn und a Kuchlmenſch muaß ih ah hobn!" ſind etwa die Anforderungen der Bäuerin, nun und „a neuga Moar und an Ochſnknecht muaß ah ſein, weil die oldn in Deanſt aufgſogt hobn. — Wann der und der z kriagn wa, der is a Fleißiger und iſt nit hoagl in da Koſt; oda wann ma de und de hobn kunnt, de hot an Kropf und is old und ſchiach! De wa ſcho recht. — Je, wegn wos muaß ſ dann old ſein und an Kropf hobn? Mei, 's is wegn die Buabn, ſiſt gehn ſ kan Fried da da Nocht und ztretn gor ſo viel Bettgwond!"

Das beiläufig ſind die Erörterungen daheim, bevor der Bauer ſeine Brieftaſche zu ſich ſteckt und auf den Leukauftag (Leutkauftag) geht.

Da wird nun geſucht und gefeilſcht. Bei der Semmelkrämerin ſteht Eine und kauft nicht; vom Wetter ſpricht ſie und knüpft an ihrem Mieder und zupft an dem hochwattirten Aermel ihres „Banirſpenſers"; ſie weiß nicht recht, was ſie machen ſoll, und fort geht ſie doch nicht.

Die Angeſprochene thut aber ſehr unentſchloſſen und

ſagt: „Jo, ih woaß 's nit!" „Geh ghoaß mas, Miazl, mir wern ins leicht vatrogn, ih bin hiſch und die Bäurin is ah nit zwida, a guate Koſt hobn mar ah und d' Dabat is nit gor ſo ſtork, ſe ſogn ſ' oll; in Lohn bin ih dar ah nit z' klua, dreißg Guldn gib ih dar, und a zwoa por Schuah und drei rupfane Pfoadn ah nouh, ih moan, ſe is gmua!"

„Ah, vierzg Guldn muaßt ma wul gebn, Baur, 's Johr is long und da Michlbar gabad mar ah ſo viel."

„Mei, vierzg is zviel, 's hot a ſtorka Knecht nit mehr, der hulzhockn muaß, und ös Weibaleut kinnt's in Winter in da Stubn bleibn und ſpinna. Leukauf gib ih da fünf Guldn, do ſeh!"

Und ſo werden ſie handeleins und der Bauer beſtellt die neue Kuhmagd in das Wirthshaus. Nun wirbt er noch die Uebrigen an. Oft geht das nicht ſo leicht und die Knechte ſind ſehr zähe und ſagen, ſie hätten ſich bereits verdungen. Aber der Bauer bietet viel auf und am Ende, wenn ſonſt nichts me'r fruchtet, greift er zum äußerſten, gewöhnlich ſehr wirkſamen Mittel, er ſagt dem Knecht ins Ohr, daß er auch die „Miazl" bereits habe, ſie wolle nur ihn, den Knecht da, zum Jahresgeſpan, und da müſſe er denn doch.

Hat nun der Bauer auf dieſe Art ſeine Zahl voll, ſo verſammelt er das neue Perſonal in das Wirthshaus. Da gibt es heute Muſik und ſchmorende Braten und der Bauer beſtellt einen gar vollen Tiſch und ſchreit und ſingt und ſchellt mit dem Silbergeld — er läßt ſich her! Er will ſeinen Leuten zeigen, was ſie jetzt für einen tüchtigen und luſtigen Herrn haben. Er iſt zwar noch nicht ihr Herr, ſondern wird es erſt vom nächſten Neujahr an; bisdin haben ſie noch auf ihrem alten Platz zu bleiben. Aber auch ſeine bisherigen Dienſtleute, deren Bleiben für das nächſte Jahr noch beſtimmt iſt,

nimmt der Bauer heute mit in das Wirthshaus und zahlt ihnen Leukaufwein und Leukauftanz und tanzt auch selbst mit und plaudert heimlich mit der jungen Magd, er freue sich schon aufs nächste Jahr, wenn sie unter einem Dach, und es werde sich schon machen! — Und wie das so fortgeht — bei Gott, es ist ein Glück, daß die Bäuerin nicht da ist!

In die tiefe Nacht geht das hinein mit dem Leukauftanz. Erst am andern Tag, wenn die Dienstleute wieder bei ihrer Arbeit sind, kommen sie zum rechten Bewußtsein, was sie sind, und wem sie sich verdungen. Viele freuen sich wohl auf die Wanderzeit zu Weihnachten und auf den neuen Platz, von dem ihnen alles Gute versprochen wurde; aber viele sind überlistet und bereuen es tief, daß sie Dem oder Dem in die Falle gegangen.

Aber, wenn sie einmal das Leukaufgeld angenommen haben, so ist es nicht mehr rückgängig zu machen; sie haben ihre Kräfte, ihre Person verdungen, verkauft für ein ganzes Jahr; und wollten sie sich sträuben und den neuen Dienst nicht antreten, so kämen zwei Gendarmen und führten sie zu ihrem gesetzlichen Herrn!

So geht nun der Rest des Jahres hin unter Hoffen oder Fürchten und endlich kommt die Weihnachtszeit. Den Christtag halten sie noch im alten Dienst; vom Stefanitag aber, bis zu Sylvester sind die „Wandertage".

Da schickt der Bauer seine besten Pferde aus und die lustigsten Knechte mit, um das neue Dienstpersonale heimzuführen. Fuhrmann, Pferd und Wagen oder Schlitten sind hochzeitlich geschmückt und gar stolz anzuschauen! Ein Bauer, der keine Pferde hat, spannt ohne viele Umstände ein paar Ochsen an den Wagen und wer auch keinen Wagen hat, der nimmt einen Holz- oder Streukarren.

So fährt der Fuhrmann in den Hof, dem der Dienstbote bisher angehörte. Dieser läßt nun seine Arbeit liegen und stehen und geht an's Einpacken. Aber das ist bald geschehen; entweder er hat einen eigenen Kasten, so kommt dieser mit allem was darin, auf den Wagen, oder er hat keinen, so bindet er seine Habe in ein großes Tuch — ja, das Tuch muß groß sein, ein fleißiger Dienstbote hat viele Sachen!

Die weiblichen Einpackenden haben indeß eine andere Sorge; der Hut ihres Fuhrmanns bekommt von ihnen ein neues Band und einen Strauß — auch die Pferde und Ochsen haben für ihre Ohren, resp. Hörner, die gleichen Ansprüche.

Ist nun Alles zur Abfahrt fertig, so geht's früher noch zur „Wanderjause". Die Bäuerin läßt sich nicht spotten und hat sie auch einen Groll gegen den Dienstboten, der sie verläßt, so sorgt sie doch für ein tüchtiges Mahl, sie will damit gleichsam sagen: Schau, wärst geblieben, wir haben noch Mehl und Schmalz im Haus und Keine kocht so gut, wie ich!

Nun hört man irgendwo im Hofe wohl auch das Liedchen:

Koch Bugerl, koch Säck,
Muaßt wendern, muaßt weck,
Muaßt Urlaub nehma,
Dürft neama kemma!

aber man weiß nicht, wer es singt, es gibt allerhand böswillige Leute im Haus.

Nach dem Essen ruft der Bauer die Scheidenden in sein Stübchen und zahlt ihnen den Jahrlohn, der für Mägde nie über 30, für Knechte selten über 50 Gulden ausmacht. Die Schuhe, Hemden, Lodenjoppe und dergleichen, was nebst Lohn und Kost noch der Gebrauch erfordert, hat der Dienst-

bote im Laufe des Jahres schon bekommen. — Darauf kommt das „Bhüatgottnehma". Der Dienstbote gibt dem Bauer die Hand: „Und hiazt vagelts Gott, Bau'r, vagelts Gott für Alls mitanonder und ho ma nix f'r Uebl! Und du ah, Bäurin, vagelts Gott, warst a guats Mensch; deine Sterz und Knödl vagiß ih nit — na, de vagiß ih nit! immer amol host freili a Wengerl greint, mei Gott, ih bin ah nit ohne Fahla gwen, thua ma nix f'r Uebl hobn, Bäurin! Und hiazt bhüat enk Gott, Allmitanonda; die Küa und 's neug Kuahmensch ah, und in Holta, den liabn Norrn ah; und thuats ma schön gsund bleibn, oll, ih suach enk scho wieder amol hoam!"

Und wenn auch im Jahre hindurch — es kommt oft vor! — Zwist und Hader unter den Leuten herrschte, zur Wanderstunde ist Alles vergeben und vergessen, in Frieden und Herzlichkeit scheiden sie und Thränen fließen auch!

Freilich — es wäre besser, ich hätte es nicht zu sagen, es wirft viel Schatten auf mein Bildchen — aber es werden auch Thränen vergossen, die nicht Gottes Segen, sondern Gottes Fluch niederrufen. Ein Dienstmädchen, welches für die Interessen seines Herrn stets treu und redlich eingestanden, hatte das Unglück, für einige Wochen auf das Krankenlager geworfen zu werden, dafür zieht ihr der Bauer jetzt die Hälfte des Lohnes ab, und für all' das Arbeiten und Abmühen eines langen Jahres bekommt es nur wenige Gulden. Das, ihr Dienstherren, thut wehe, so wehe, wie e u ch es thäte, wenn im Spätherbste nach all' den Arbeiten und Sorgen und Hoffen und Ernten euer Haus und Hof sammt den Scheunen und Speichern und Viehställen plötzlich ein Raub der Flammen würde!

Sonst heute nichts davon, denn schon knallt die Peitsche

des Fuhrmannes, der Dienstbote steigt zu seinen sieben Sachen (er hat in der Regel wirklich nicht mehr) auf das Gefährte und fort geht's unter Jauchzen und Bänderfliegen — einer neuen Heimat entgegen.

Dort ist der neue Dienstbote nun für eine Zeit der Hahn im Korbe. Essen muß er zu allererst, und die Bauernleute sitzen um ihn herum und machen freundliche Gesichter und schöne Worte — aber derlei wird im Laufe des Jahres oft sehr, sehr vernachlässigt.

Aermere Leute machen mit dem Wandern weniger Umstände; da wird die ganze Habe in einen „Buckelkorb" gethan und fortgetragen vom Dienstboten selbst, ohne Sang und Bänderfliegen; in Schnee und Unwetter keucht er mit seiner Last über Berg und Thal — immer geplagt, überall gedarbt, nirgends daheim!

Und da thut der Halter oder sonst einer der Bleibenden dem Fortziehenden zu guter Letzt noch etwas an. Er schiebt, etwa während jener bei der Wanderjause sitzt, ein paar Steine in den Korb, und der Wandernde wundert sich nun baß über die Schwere seines Eigenthums, bis er beim Auspacken die Bescheerung findet.

So geht der neue Dienst an. Das Befinden des Dienstboten liegt ausschließlich in der Hand des Bauers. Der Dienstbote hat nichts einzuwenden, wenn die Kost schlecht, die Arbeit stark, die Schlafenszeit kurz ist. Er hat im Laufe der Woche keine Erholungsstunde, selbst der Sonntag gehört nicht ihm; er muß in die Kirche und die übrige Zeit soll er zu Hause bleiben und sich die Kleider ausbessern — und daß er ja zum Rosenkranz nicht fehlt!

Der Feierabend und die Samstagnacht ist die einzige freie Zeit, die er den geselligen Vergnügungen widmet. Aber

ſelbſt das will der Bauer nicht leiden, mitten in der Nacht ſteht er auf und unterſucht in Begleitung eines Haslingers die Betten der Knechte und Mägde, ob erſtere nicht etwa zu leer und letztere zu voll ſind.

O, der Bauer kennt ſie, dieſe Schliche, — kennt ſie ſchon von ſeiner Jugend her!

So verlebt der Dienſtbote ſeine Jahre. Manche ſind auch glücklich und bringen es durch Fleiß und gute Aufführung gar zu einer reichen Heirat und ſtehen nun plötzlich obenan — an der Spitze der Geſellſchaft! Ja wahrhaftig, ein reicher Bauer glaubt der Haupt- und Mittelpunkt der Welt zu ſein, und hält alles Andere nur für eine Randverzierung um Haus und Hof.

In der Regel indeß kommt der Dienſtbote nicht zu ſolchem Glücke, — genug, wenn er ſich ſo viel erſpart, daß ihn in ſeinem Alter das Los des „Einlegers“ nicht trifft und wenn er ſich noch dazu ein fein leinenes Bahrtuch kaufen kann ... Herz, was willſt du mehr?

Ein Liebespaar.

In der gebildeten — ich meine, in der feinen, geſchliffenen Welt gibt es für die Jugend eine ſchreckliche Zeit. Da geht eine Seuche herum, und die packt den Knaben, und juſt zur Zeit, wo er zum Jünglinge werden will. Es gibt nichts Erbärmlicheres auf Erden, als Einen, den dieſe Geiſteskrankheit erfaßt hat; er magert ab, legt die Hand ans Herz, ſagt nichts als Ach und Weh, leidet furchtbar und iſt namenlos unglücklich. Es gibt kein Mittel dagegen; indeß läßt die Qual nach abgelaufener Zeit gewöhnlich von ſelbſt wieder nach; doch es iſt auch ſchon geſchehen, daß ſie zum Tode geführt. Da gehen oft ſo zwei ſterblich Verliebte hinaus auf das Feld und erweiſen ſich die Liebe, einander niederzuſchießen; auch jagt ſich in Ermanglung eines ſolchen Gleichgeſinnten wohl der eine Partner allein ein Stück Blei in den Kopf. Nicht gar zu ſelten endet die „Jugendliebe" auf ſolch' hitzige Art.

Draußen im Landvolke herrſcht dieſer Zuſtand nicht; die Leute hätten auch viel zu wenig Selbſtbeherrſchung, ſich aus Liebe zu einem Andern niederzuſchießen. Dieſe da draußen „lieben" ſich eigentlich gar nicht, ſie „haben ſich nur gern". Wohl findet ſich Männlich und Weiblich auch auf dem Lande

trefflich zuſammen; ich wüßte keinen Burſchen, der kein Mädchen bekäme, und umgekehrt; indeß wird Eines oder das Andere auch wirklich einmal angeführt, es iſt der lieben Abwechslung wegen und man macht beiderſeits nicht viel Aufhebens. Und trotzdem hält Alles viel feſter.

Beſonders unter dem Dienſtvolke ſieht eine Liebesgeſchichte ganz eigen aus, und es iſt gewiß ſeltſam, wenn ich hier ſo ein Liebespaar vorüberführe.

Der Waldhofer Michel, ein Burſche von zwanzig Jahren, der alle Samſtagnächte mit den Anderen auf der Gaſſe iſt, aber ſich noch nicht recht zum Fenſterl traut, weil er eben noch kein beſtimmtes hat, trifft ein paarmal nach einander Sonntags auf der Kirchgaſſe zufällig die Kathl, welche Kuhmagd beim Sonnleitner iſt.

Sie reden vom Wetter zuerſt, von der Wirthſchaft, von dem und dem Bauer, von den Kleidern, wie man ſie jetzt trägt und wie ſie am beſten ſtehen, da fragt der Michel auf einmal:

„Wer nagelt dir denn deine Schuh, Kathl?"

„Mein Gott, der Bauer halt, aber er thuts nicht gern."

„Ich will ſie dir nageln, wenn es dir recht iſt."

„Geh weiter, was würden denn die Leute ſagen!"

„Gehts wen was an?" ſagt der Michel. Sie führen wieder das gewöhnliche Geſpräch fort, aber am nächſten Feierabend kommt der Burſche richtig in den Sonnleitnerhof und bringt Wäſche mit und bittet die Kathl, daß ſie ihm waſche. Sie ſagt es zu und bringt ihre Schuhe zum Nageln. So geht es nun fort, ſie wäſcht und flickt für den Michel und er nagelt ihr zu Zeiten ihre Schuhe.

Ihr kennt ſie doch, dieſe Schuhe, wie man ſie auf dem Lande trägt; um den Rand der Sohle ſind ſie mit einem Kreiſe ſcharfer Nägel beſchlagen, das gibt Feſtigkeit für den Schuh

und für das Bein an den ſteilen Hängen. Seht und dieſe Nägel für den Fuß der Kathl muß nun der Michel beſorgen, weil er ihr „Bub" geworden iſt.

Auf dem Kirchweg kommen ſie jetzt allſonntäglich zuſammen und bald gehen ſie gar ins Wirthshaus und der Michel zahlt die Zeche. Da ſtecken zwar anfangs die Leute ihre Köpfe zuſammen und munkeln: „Lieber Gott, jetzt gehn die miteinander!" aber das legt ſich.

Nun bleibt der Michel in der Samſtagnacht ſchon gar nicht mehr zu Hauſe. Er geht mit anderen Burſchen aus und jauchzt und ſingt mit ihnen — er hat eine gute Stimme; — gegen Mitternacht aber ſchleicht er davon und läßt die Anderen allein ſingen, ſo lang ſie wollen.

Der Michel eilt dem Sonnleitnerhofe zu, beſchwichtigt den Kettenhund und ſchleicht zum Kammerfenſter der Kathl. Da klopft er leiſe an der Scheibe. Er klopft mehrere Male, endlich hört ſie's und ſagt:

„Was iſt denn das für ein Unfried heut!"

„Der Michel iſt da," liſpelt er.

„Was will er denn und warum geht er denn ſo herum in der Nacht?"

„Wo wird ih umagehn!"
„Dos ſullſt du eh vaſtehn,
Zu dir vom Fenſterl her,
Du ſullſt aufſtehn da da Nacht,
Klopf ih dan Scheibelein,
Loß mih hinein!"

„Geh weiter, wenn du nicht ſchöner ſingen kannſt, ſo bleib lieber daheim."

„Kathl!"

„Gib Ruh jetzt, ich laß dich doch nicht herein!"

„Wenn ich dich aber ſchön bitt, Kathl!"

„So leg' ich mich auf die andere Seit' und ſchlaf. Ich lach' dich nur aus, Michel, und ich mag dich nicht."

Das hört ſich wohl etwas derb an, aber der Michel kennt das, er weiß ſchon, wie es gemeint iſt. Zwar hinein kommt er wirklich nicht in die Kammer, aber durch das Fenſter plaudern ſie lange, halten ſich feſt bei der Hand und — auf Ehre! — er ſteckt den Kopf zu ihr hinein und da hebt es zu ſchnalzen an und will gar nicht mehr aufhören.

Auf einmal ſagt die Kathl:

„Du, Michel, wenn jetzt der Bauer draußen mit dem Ochſenziemer käm' und du brächteſt den Kopf nicht hinaus!"

„So blieb' ich halt ſtecken in meinem Himmelfenſterlein!"

„Ja, aber der Buckel iſt draußen und der Ochſenziemer auch und du brächteſt von deinem Himmel ein ganzes blaues Firmament mit in dein Bett!" —

Indeß, ſo heillos kommt es nicht; am Morgen iſt das Fenſterlein wieder fein zu, und man ſieht es ihm nicht an, daß in der Nacht des Michel's Kopf darin geſteckt drei volle Stunden.

Wenn ſich nun der Michel im Laufe des Tages ſeine Wäſche holt, ſagt er:

„Bin doch recht froh, Kathl, daß du mich heute Nacht nicht hineingelaſſen haſt, wer weiß, wie es gekommen wäre; und dich unglücklich machen — nein, das will ich nicht!"

Er entſchuldigt ſich ordentlich, daß er keck war; zur nächſten Samſtagnacht aber kommt er doch wieder und bittet um Einlaß.

Trefflich geht es auf der Kirchweih zu. Da kauft der Michel der Kathl ein ſeidenes Halstuch oder ſo was zum „Riata", und am Abend finden ſich die Beiden im Wirthshauſe zuſammen, und auf dem Tanzboden tönen die Pfeifen

und Geigen! Da gibt es aber auch tolle Händel auf dem Tanzboden. Wenn sich der Hansel ein Bischen auffallend um die Kathl zu schaffen macht — gleich ist der Michel in Hemdärmeln da und schreit:

„Was willst, Hansel, was willst? Wer mit der Kathl tanzen möcht', der hat mich zu fragen, und einmal erlaub' ich's; wer aber mehr möcht', und viel möcht' und allerhand möcht', den schlag' ich nieder! Hörst mich, Hansel?"

Da stürzt der Hansel auf die nächste Bank zu, bricht einen Stuhlfuß und schwingt ihn:

„Wen schlagst nieder? Mich? Michel, schau, daß dich die Mucken nicht umblasen, du Krautmandl!"

„Himmelsaggera!" flucht der Michel wild auf; da eilt schon die Kathl herbei: „Jesus Maria, Michel, wirst doch nicht raufen!"

Und wenn sie ihn beschwichtigt hat, setzt sie noch hinzu: „Bist aber ein rechter Wildling, bringst Einem kein' Ehr auf der Kirchweih, und mit dir geh' ich nicht mehr, das kannst dir merken, und ich mag dich nimmer, das kannst dir auch merken!"

„Und ich lauf' dir nicht nach, der Waldhofer Michel kriegt Andere auch noch!"

Dem entgegnet die Kathl nichts, aber gleich darauf sagt sie:

„Nein, was du für ein Reißzusammen bist, jetzt ist dein Hemd schon wieder hin unter der Achsel, das mußt du mir morgen gleich bringen, sonst wird das Loch noch größer."

So ist die Aussöhnung, und dann wird gegessen und getrunken und — heimgegangen wird erst nach Mitternacht. Aber dieses Heimgehen ist das Allergefährlichste im ganzen Jahre — da gibt es allerhand Wurzeln auf dem finsteren Boden und da ist schon oft Eine gefallen und hat sich ein

Glied oder die Ehre gebrochen und ist ein Krüppel geblieben für's ganze Leben. Aber der Michel ist wachsam und führt die Seine glücklich nach Hause.

Ist der Michel indes einmal über die Dreißig hinaus, so nimmt er's mit der Kirchweih' und mit der Samstagnacht nicht mehr so genau; — allemal muß es ja nicht sein! Da geht er am Feierabend nach dem Nachtmahle gleich ins Bett und gähnt und meint zu sich selbst: „Ja ja, so ist's, und ich bin doch froh, daß ich daheim bin!" Aber auf dem Kirchweg ist er stets bei der Kathl. Da schmollt sie: „Lieber Gott, Michel, wie schaust denn heut wieder aus, so bürst doch dein Gewand aus und putz dich z'samm — ich schäme mich frei mit dir! Wie geht's dir denn sonst, bist gesund?"

So geht es durcheinander; in der Jugend wird viel gegrollt, im Alter viel geschmollt, aber Eines kann ohne das Andere nun nicht mehr leben.

Heiraten! — das dürfen sie nicht, so lange sie nicht ein Gütchen erwirthschaftet haben, und das gelingt dem Michel nun und nimmermehr; er raucht ein wenig und kann Sonntags sein Gläschen nicht lassen. Aber die Kathl spart. Sie besitzt bereits einen Buschen Flachs in der Truhe und ein Mutterschaf im Stalle, ferner — ja, drei Frauenbildzwanziger hat sie auch noch!

Trotz alldem dürfen sie nicht heiraten. Sie müßten mindestens dreihundert Gulden zusammen haben, sonst gibt's die Gemeinde nicht zu. Dreihundert Gulden! — Ja, gesehen haben sie wohl schon so viel in ihrem Leben.

Und dennoch lassen sie nicht von einander, und wenn sie siebzig Jahre alt sind, so sieht man sie noch zusammen auf der Kirchgasse und auf der Kirchweih' im Wirthshaus.

Und wenn gerade einmal eine schöne, warme, sternhelle

Herbſtnacht iſt, ſo könnt ihr dem alten Graukopf, dem Michel, wohl gar im Freien begegnen, er muß ein wenig nachſchau'n, wie's der Kathl geht, und klopft an's Fenſterlein. Und ſeht, jetzt läßt ſie ihn auch ein und ſagt: „Nimm den Stuhl, Michel, und ſetz' dich an mein Bett, ich muß dir was ſagen. Weißt, Michel, ich bin nicht mehr jung und auf der Bruſt hat's mich auch — mag nicht mehr recht rennen, wenn ich die Küh' austreib' und da hab' ich ſagen wollen, wenn's mich etwa einmal packen ſollt — das Schaf gehört dein, Michel, und was in meiner Truhe iſt, auch; — eine heilige Meſſ' zahlſt und ſonſt laß' es gut ſein!" —

Das iſt die Liebe im Volke. So lernen ſie ſich kennen, ſo gehen ſie mit einander durch das Leben, als ob es eben ſo ſein müßte, und ſie haben nicht näher darüber nachgedacht. Kein einziges Mal haben ſie ſich Liebe geſtanden und geſchworen, das Geſchwätz von Sehnſucht und ewiger Treue war ihnen unbekannt — wacker geſcholten haben ſie ſich und es bieder und ehrlich mit einander gemeint. — Das Vorurtheil hat ihnen freilich die Ehe verweigert, aber ſie haben auch nichts gefragt darnach, freiwillig haben ſie an einander gehalten bis zum Tode — ſie ſind ein Ehepaar geweſen, das Gott zuſammengefügt in ſeiner Liebe.

Die Handwerker.

Das ist kein rechter Bauer, der um seine Lebensbedürfnisse auf den Markt laufen muß und nicht für Alles seine Mittel und Industrie im Hause hat.

Eigen
Erzeugen,
Und Sachen in Haufen
Verkaufen!

ist die Regel des Landmanns. Was dem Bauer auf eigenem Grund und Boden wächst, das hat er und von dem lebt er. Das Haber- und Roggenfeld liefert ihm das Hausbrot, die Knödel und den Sterz; der Kraut-, Rüben- und Kartoffelacker versorgt ihn reichlich mit Gemüse; für den Fleischtopf, der ohnehin nicht groß ist, finden sich jährlich wohl ein paar fette Schweine, oder eine „golte" (gealtete) Kuh, die keine Kälber mehr wirft, und die anderen Kühe, die tragen noch das Beste — Milch und Butter. Einige Hühner liefern mittelst Eier oder in eigener Person die Leckerbissen und ein paar Bienenschwärme sammeln die Süssigkeiten des Frühlings und Sommers für den Gaumen des Landmannes zu den Festtagen.

Das wäre der Tisch. Aber der Kleiderschrank ist nicht minder versorgt. Die Wäsche wächst auf dem Leinfeld und innerhalb der Grenze des Eigengrundes wird der knorrige Flachsstamm zum schneeweißen Hemde für Jungfrau Töchter-

lein! Die Schafe laſſen ſichs nicht nehmen, ihrem Brotherrn Rock und Beinkleid aus Eigenem zu ſpenden, auch tragen ſie Sorge für Hut, Haube und Strumpf. Was das Schuhleder anbelangt, ſo laſſen die Rinder mit Vergnügen ihre Haut dazu. — Das Haus des Landmannes ſelbſt, vom tiefſten Steingrunde an bis zum zierlich geſchnitztem Holzgiebel am Strohdach, iſt auf eigenem Boden gewachſen und die meiſten Einrichtungen ebenfalls: die Seile dreht ſich der Bauer ſelbſt aus eigenem Hanfe, die Schüſſeln und Teller aus eigenem Holze, ſogar die Löffel verſteht er aus den Hörnern der geſchlachteten Rinder zu formen.

Zudem richtet es der Bauer noch ſo ein, daß er das Beſte, was auf dem Eigengrunde wächſt, im Haushalte erſparen und verkaufen kann. Den ſchwerſten Haber, die vollſten, friſcheſten Gemüſe, die fetteſten Kälber ſucht er an den Mann zu bringen und von den Schſen wird kein einziger zu Hauſe geſchlachtet, ſondern die werden für den Fleiſchhauer gemäſtet — das wirft im Jahre eine gute Summe!

Was ein rechter und wahrhaftiger Bauer iſt, der ſoll nichts Fremdes im Hauſe und am Leibe tragen. Aber da gibt es auch ſchon Neuerer, welche die Schafwolle verkaufen und Kleider aus Baumwollſtoffen tragen. Das iſt nun nichts! ſagt der rechte Bauer, wenn man auch zuerſt anſcheinend dadurch gewinnt, weil Baumwolle viel billiger kommt, als Schafwolle, ſo iſt doch kein Segen in dieſem fremden gekünſtelten Zeug — ſo was iſt für die Stadtleut', Unſereinem aber ſteht Hauswuchs und Hausarbeit an!

Indeß, ganz kann er das Fremde doch nicht entbehren. Wenn wir auch den Schmied, den Sattler, den Wagner, den Binder nicht erwähnen, weil der rechte Bauer dieſe Geſchäfte ebenfalls ſelbſt verſteht, ſo gibt es ſchon noch andere Bedürf-

niſſe, die auf dem Eigengrunde nicht wachſen. Der Bauer merkt es gar nicht, wenn er ſein Pfeifchen ſchmaucht und ſtolz dabei durch das Fenſterlein in den wohlbeſtellten Hof hinausſchaut, daß der Rauch, den er behaglich aus dem kurzen Pfeifchen ſaugt, von einem weltfremden Kraute kommt, und daß die Scheibe, durch welche er blickt, bei Weitem nicht auf ſeinem Eigenboden gewachſen iſt. Und das Kleinſte und doch Unentbehrlichſte, was er täglich auf den Tiſch bekommt, das liebe Salz — es iſt fremdes Erzeugniß!

Aber er braucht darum nicht auf den Markt zu gehen, das Salz bekommt er in die Küche, vom Greisler zugeſchickt, und der Glaſer geht hauſiren und auch der Bandlkrämer mit ihm, und den Tabak hat der Ungar auch noch vor wenigen Jahren ins Haus getragen.

Nun, und die Anderen, die Handwerker? Ei, die ſind ſelbſt Bauern und in der Gegend daheim; ſie gehen nur auf die „Ster" herum, von einem Hauſe zum andern und machen dem Bauer die Bedürfniſſe für ihn und das ganze Geſinde.

Aber wichtige Perſonen ſind ſie, die Handwerker — wohlbedeutend und einflußreich! Die Bäuerin fühlt es und erwartet ſie nicht ohne Herzklopfen. Mit einer wahren Angſt reinigt und ſcheuert ſie die Stube, füllt die Schmalzkübel mit friſcher Butter und den Speicher mit feinerem Mehle — es kommen die Handwerker!

Oben im kühlen, luftigen Dachboden ſteht das Handwerkerbett, das wird neu eingeſtroht und friſch überzogen. Und ſo muß Alles in Ordnung ſein, denn mit den Handwerkern darf ſichs die Bäuerin nicht verderben, oder ihr guter Ruf iſt geſchädigt in der Nachbarſchaft, ja in der ganzen Gegend. Eine Bäuerin, welche ſich den Handwerkern gegenüber in Allem wohl herbeiläßt, was Haus und Küche zu

liefern vermag — die ist eine gute, tüchtige Hausfrau für ein und allemal — der Handwerker besorgt ihren Ruhm, wohin er kommt und muntert die übrigen Wirthinen dadurch zugleich auf, ähnliche Ehre und Auszeichnung anzustreben.

So ein Handwerker hat aber auch abgesehen von seiner industriellen Seite, manch anderes Praktische an sich. Er ist die beste Zeitung, die man sich denken kann; ein Organ welches mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit alle Tagesvorfälle zur Notiz bringt, in die tiefsten und dunkelsten Familiengeheimnisse einzudringen versteht und sie veröffentlicht, Alles einer rücksichtslosen, unbestechlichen Kritik unterzieht und die Tagesfragen des Dorfes auf das Klarste und Scharfsinnigste erörtert und selbst löst. Daß Politik und Feuilleton gebührende Würdigung erfahren versteht sich von selbst. Die Eintheilung dieser Gegenstände ist ungefähr folgende: Im Laufe des Vormittages, wenn die Bäurin in der Stube anwesend, werden die Neuigkeiten und Tagesvorfälle der Nachbarschaft auseinandergesetzt; beim Mittagstisch, wenn Bauer und Dienstvolk zugegen, wird Politik getrieben, wobei der Handwerker stets das Wort führt. Am Nachmittag, wenn das Gesinde die Stube längst verlassen und die Bäurin am Rocken oder Nähtische sitzt, kommen Gerüchte und Familiengeheimnisse zur Erörterung, welche beim Nachtmahle, wenn Alle anwesend, gewissenhaft wiederholt werden. Nach dem Abendbrote kommt nun erst das Feuilletonistische, welches stets in Räuber- und Gespenstergeschichten, Sagen und Märchen besteht und besonders auf das jüngere Publikum große Anziehungskraft übt.

Die Handwerkerzeit ist für das Gesinde eine gute, heitere Zeit, abgesehen von der lebhafteren Unterhaltung bei Tische

und an den Abenden, sind in diesen Wochen die Knödel weißer und der Sterz fetter geschmalzen.

Um die Winterszeit sucht der Bauer die Handwerker soviel als möglich zu entbehren, denn da sind die Tage kurz und es wird, trotz des sich in allen Jahreszeiten gleichbleibenden Taglohnes, nicht viel ausgerichtet. Mit dem Frühjahre wird es anders und der Bauer sieht sich nach Leuten um.

Zuerst kommt gewöhnlich der Weber.

Der Flachs und die Wolle des letzten Jahres sind über den Winter durch Kamm, Spinnrad und Haspel umgearbeitet worden und harren nun des Schiffchens. Es kommt also der Weber.

Ich bestelle mir den erst besten, der in der Nachbarschaft sein Häuschen und sein Weib hat. Das Häuschen wird am Montag zugeschlossen und bleibt die Woche hindurch leer stehen, das Weib geht auf Tagwerke aus, nun und er selbst kommt zu uns. Er ist ein großer, ziemlich untersetzter Mann, hat keinen Bart aber am Scheitel eine beträchtliche Glatze und an den Füßen ein wenig die Gicht, denn im Handwerke liegt viel Aerger und Verdruß, und davon kommt sie.

Der Mann hat nur einen Stock und eine kleine Ledertasche bei sich. Wo hat er aber den Webstuhl? Ja, da hat wohl jeder Bauer seinen Webstuhl, nur der Weber hat keinen. Er braucht auch keinen, eben weil jeder Bauer, der ihm Arbeit gibt, selbst einen hat.

Der Weber richtet viel Unordnung an in der Stube; die Betten, die Kästen, der Tisch und die Stühle müssen verrückt werden. Dann wird vor Allem der große Haspel aufgerichtet um die Strähne abzuwinden; das heißt das Schweifen. Erst wenn diese Arbeit verrichtet, wird der Webstuhl aus der Rumpelkammer hervorgeholt und in der Stube aufgestellt.

Iſt nun Alles in das Geleiſe gebracht und eingefädelt, dann beginnt in Gottesnamen das Weben. Aber immer bleibt der Mann nicht ſo heiter, wie er begonnen — es zieht nicht ſelten ein böſer Geiſt durch die Fäden und reißt ſie ab oder verwirrt ſie und wirft das „Schütz" (Schiffchen) aus. Da ſpringt der Weber wohl gar auf und ſchreit: „Bäurin, du biſt a lüaderlis Menich, wia beſt dann meh gſpunna?" Aber nur, daß er damit die Hausfrau zu halbtodt erſchreckt, ſonſt hilft das nichts und es iſt das Beſte, der geplagte Mann ſetzt ſich wieder ruhig an die Arbeit und knüpft ſeine Geduld und die Fäden wieder zuſammen. Dann wenn der Sturm vorüber, mag er ſeine Schiffahrt durch die leinernen Wellen neuerdings beginnen.

Iſt endlich der Flachs zur Leinwand geworden, ſo kommt die Wolle an die Reihe, daß ſie zu Loden werde. Bis der Weber mit Allem fertig, wird er förmlich zum Hausfreund; eingeweiht in die Verhältniſſe weiß er beizuſpringen in Rath und That. Hat er nun doch endlich die letzte Elle auf dem Rollbaum, ſo backt ihm die Bäuerin „'s Fuatgchkoch", irgend eine fette Mehlſpeiſe, gibt ihm für ſein Weib den üblichen „Sterloab", einen rieſigen Brotlaib, mit, ladet ihn für den nächſten Sonntag zum Mittagsmahle und ſagt: „So bhüat dih Gott, Weba, ho ma nix ſr Uebel und vared' da 's nit ban ins!" das heißt, er ſoll ſie und ihr ganzes Haus in gutem Andenken behalten, bis er übers Jahr wieder komme.

Die Leinwand wird nun zur Bleiche auf die Wieſe gelegt und fleißig begoſſen. Bleiben dabei einzelne Fäden braun, ſo heißt es von ihnen: „do ſteckt da Weba drein!" Dieſer aber webt ſchon längſt bei einem andern Bauer, und webt immer und verwebt ſein ganzes Leben und aus all den Fäden von Fleiß

und Geduld wird nicht selten ein Hungertuch und zuletzt ein Bahrtuch. —

Im Laufe des Sommers kommen nun einmal die Schneider.

Das geht aber nicht so schnell. An einem Sonntag geht der Bauer „Schneider anhalten".

Der Meister sagt ihm's mit größtem Wohlwollen zu: „Auf d' Wochn kimm ih, Baur, konnst dih valoffn drauf".

Aber es vergeht eine, es vergehen zwei Wochen und der Schneider kommt nicht.

Da geht der Bauer noch einmal bitten: „Thua ma den Gfolln, Moaster und kimm ma, die kloan Buabn hobn scho ka Hosn meh".

„Jo du, morgn kimm ih da — hon so viel gnädig ghobt hiazt uma, oba morgn kimm ih da!"

Und am nächsten Tag ist im Hause schon Alles bereitet. Das Handwerkerbett ist schneeweiß, auf dem Herde schmort eine Eierspeise, auf dem Tische liegt der Loden bereitet und daneben steht der Halterbub in äußerst zweideutigem Beinkleide und harrt der Maß — aber es vergeht der Vormittag und der Nachmittag und der Schneider kommt nicht. Und so gehen noch Wochen vorüber — denn es lügt auf der ganzen Welt Niemand so, wie ein preßirter Schneider. Uebrigens trägt der Halterbub durch den ganzen Juli den langen Pelz von seinem Vater und Alles geht den gewöhnlichen Gang. Aber eines Morgens ist ein allgemeiner Allarm im Hause: „d' Schneida sein do!" der Bauer läuft schnell um den Loden, der Halterbub muß her, die Bäuerin schießt in der Küche herum und weiß nicht, wo ihr der Kopf steht; die Schneider sind da und jetzt hat sie erst keinen Zwirn in Bereitschaft und nichts zu essen.

Es ist ein herbes Bedrängniß für eine sorgende Hausfrau, wenn sie von Handwerkern überrascht wird!

Aber endlich kommt Alles in Ordnung und die zwei Schneider sitzen am Tisch; Scheere, Biegeleisen, Nadel, Stemmeisen und ein par andere Kleinigkeiten sind ausgepackt und die Werkstatt ist eingerichtet. Der Meister nimmt zuerst die Maß mit einem Faden und umarmt dabei jedes Einzelne im ganzen Hause, selbst die Bäuerin und die Tochter, die der Aloisiusbruderschaft angehört; damit ist mit Allen die Freundschaft eröffnet. Beim Zuschneiden pfeift der Meister einen „Landler" und der Geselle, der den Zwirnsträhn abwickeln soll, mag schon nimmer ruhig sitzen es zucken ihm die Beine, hat er auch die Gicht? Nein, den Landler hat er in den Beinen und das Allerbeste wäre schon, er würfe den Zwirnknäuel zum Teufel und hüpfte sich einmal recht aus. — Aber das Biegeleisen mußt du dir anhängen, sonst verträgt dich der Wind! denkt sich der Halter und pfeift das Liedchen:

Dreizehntheilb Schneida
Wegn vierzehntheilb Pfund
Und wann s' dös nit wegn,
So fein s' mit recht gsund!

Doch, das Handwerk in Ehren! es öffnet sich die Küchenthür und die Bäuerin naht mit einer Schüssel Krapfen!

Was ein rechter Schneider ist, der muß sechsmal des Tages essen können. Zum Frühstück hat er Milchsuppe und Haberbrot mit den Anderen, am Vormittag bekommt er seinen Kaffee; zu Mittag muß er beim gemeinsamen Mahle mit Hand anlegen; zum frühen Nachmittag kommen die Krapfen; die Jause und das Nachtmahl hat er mit den Hausleuten — ergo sechsmal essen.

Das Essen ist aber auch seine einzige Erholung, die halbe Stunde der Abenddämmerung ausgenommen. Das ist die

Zeit „zwischn Liachtn", die stets außer Haus zugebracht wird; der Meister verbetet, der Geselle vertändelt sie gewöhnlich mit den Mädchen in den Futterkammern. Alle übrige Zeit, von fünf Uhr des Morgens bis neun oder zehn Uhr Abends wird genäht. So kommt endlich der Samstag, die Bäuerin kocht das „Fuatgehkoch" und es ist Feierabend.

Der Handwerker kennt kein schöneres, freudenreicheres Wort, als dies: Feierabend! darin liegt alles Glück, was er auf Erden zu genießen hat.

Der Feierabend beginnt gewöhnlich um vier Uhr Nachmittags. Das vorgesetzte Mahl schmeckt nicht mehr, der Handwerker sehnt sich schon zu sehr in das Freie. Und dieses Hinfliegen dann durch Wald und Au, dieses Gefühl der Freiheit!

Und die Samstagnacht wird nicht geschlafen, da gesellt sich der Handwerker zum Bauernburschen — er hat ja auch sein Fensterl in der Gegend!

Der Vormittag des Sonntags wird der Kirche geweiht, der Nachmittag gewöhnlich dem Wirthshause oder man bleibt dort, wo man eben auf der Stör ist und zum Mittagsmahle geladen wurde. Für den, der ein Häuschen hat, ist es freilich besser; der weiß, wo er daheim und wo er nicht Handwerker ist, sondern einmal Mensch sein kann, bei Weib und Kind in trauter Sonntagsruhe. —

Im Spätherbste, wenn das Leder gegärbt ist, was der rationelle Bauer immer selbst thut, die Gärbsäure dazu hat er in den Baumrinden — so kommen die Schuster. Die versprechen zwar auch das Kommen monatelang, ohne es zu halten, aber der Bauer ist gewitzigt und wirbt schon um einige Monate früher, als er sie braucht. Wehe ihm aber, wenn die Schuster kommen, und er hat das Leder und das Drahtgarn

noch nicht fertig! Die Schuster sind nicht so harmlos wie die Schneider. Es ist schon geschehen, daß sie über den Bauer hergefallen, und ihn in die nasse, halbgegärbte Haut eingenäht!

Sie sind Herren im Hause und beanspruchen täglich ihren Braten und Wein und allerhand Anderes und der Bäuerin liegt ein Stein auf dem Herzen, so lange die Schuster im Hause. Deren sind gewöhnlich drei bis fünf, möglichst bepecht in der Kleidung, bleich im Gesicht, aber gewöhnlich jung. Auch sie schleppen ihre Werkstatt auf der Achsel stets mit, in einem Holztrühelchen haben sie ihr ganzes Werkzeug, und den Transport der Laisten muß der Bauer besorgen.

Der Schuster ist auch witzig. Ein gangbarer Schwank ist der: Er bittet ein Mädchen, wenn möglich, die Tochter des Hauses, daß sie ihm den schmutzigen Pechlappen, mittelst welchem er den Draht glättet, auswasche. Die Unerfahrene thut es, aber mit vergeblicher Mühe, denn der Lappen wird im Wasser immer schmutziger und klebriger und endlich verpecht sie sich die Hände dermassen, daß sie für Wochen gekennzeichnet ist. Das ganze Haus lacht dazu, aber der Schuster, der lacht noch am allermeisten, es gefällt ihm auf der ganzen Welt kein Witz so gut, als sein Pechlappenwitz. Nebstbei hat er noch den Vortheil, nun mit der Tochter des Hauses in einem ungezwungeneren Verhältnisse zu stehen, denn sie hat Pech und gehört nun halb und halb zu den Schustern.

Der Bauer muß überhaupt im Laufe der Schusterzeit ein wachsames Auge auf sein Weibespersonale haben; ist schon das leidige „Anmessen" sehr bedenklich, so sind die Pechgeschichten von entschiedener Wirkung.

Das ganze Haus athmet auf, wenn das letzte Paar Schuhe fertig am Nagel hängt. Die Bäuerin schleppt noch

den Sterlaib herbei, und legt ihn dem Meister vor — als Dank- und Bittopfer, daß er anderwärtig ihres Hauses wohlwollend gedenke.

So wäre mit dem Schuster die Handwerkerzeit vorüber. Zwar kommt im Laufe des Winters wohl noch die Näherin, der Tischler, aber die machen kein besonderes Aufsehen und unterscheiden sich im Allgemeinen nicht von den früheren.

Eigen ist es, wenn die junge Näherin mit dem Schuster oder Schneider gleichzeitig bei einem und demselben Bauern arbeitet, zwar der Tisch und das Handwerkerbett hat stets für Mehrere Raum, aber — sonst ist es eigen.

So läßt der Landmann Alles im eigenen Hause produciren, verwandelt dasselbe nach Bedürfniß zur Werkstatt und die Menschen müssen kommen und ihm dienen.

Aus den Tauern.

Im August des Jahres 1869 machte ich eine Fußreise in die Gebirge der westlichen Steiermark zwischen dem oberen Mur- und Ennsthale. Es ist ein verlassenes Stück Welt voll Ursprünglichkeit und düsterer Schönheit. Da fand ich kein gemeinsames Dorfleben und kein freundliches Kornfeld; da liegen einzelne Hütten fernab von einander, zerstreut in den Wäldern, Geschlägen und Firnen. Da hörte ich nicht die lustigen Lieder klingen, wie an der Mürz und an der Raab, sondern nur hier und da einen weithinhallenden Schuß und das ewige Rauschen der Wildbäche, die von den grauen zackigen Felswänden niederstürzen.

Kein Holzzaun scheidet am Waldessaum das Mein und Dein und keine Straße zieht durch das tiefe Thal; nur schmale Fußpfade haben hier einsam wandelnde Menschen getreten. Hier zieht der stämmige Holzhauer mit seiner Axt und dem schwerbeschlagenen Grieobeil, der berußte Köhler, der kühne Speiker, der gemüthliche Halter, der schmucke Gemsjäger und wohl auch der verwegene Wildschütze.

Da treibt das Töchterlein eines Holzhauers Ziegen über den Hang durch den Wald der Hütte zu. Diese ist ein stattlicher Bau, aus rohen Stämmen gezimmert. Weit steht ihr flaches, weißes Schindeldach über die Wand hinaus und

schützt den aus Baumrinden gebauten Ziegenstall und verschiedene Geräthe. Die Fugen der Wand sind mit Moos und Erde belegt und auch das Dach muß glatt und fest sein, denn es gibt häufige Stürme — es sind wenige Monate im Jahre, die nicht ihre Wintertage haben — selbst im August bin ich noch über klaftertiefen Schnee geschritten, den der nächstvergangene Winter in Schluchten und Niederungen zusammengeweht hatte.

Auch damals — ich denke mich noch lebhaft in eine solche Holzknechtwohnung hinein — war ein unwirthliches Wetter in den Bergen und ich war froh, daß ich ein Obdach hatte und einen Topf mit frischer Gaismilch. Gegen Abend kamen mehrere Männer in Regenmänteln mit Säge und Axt und anderen Werkzeugen, welche sie in die Ecken lehnten und dabei über das Unwetter fluchten. Das waren die Holzknechte. Nachdem sie sich bei meiner Wirthin erkundigt hatten, wer ich sei und was ich wollt, kümmerten sie sich nicht mehr um mich. Einige schärften an einem Schleifstein ihre Beile, Andere zogen ihre Bergschuhe aus und schlugen Nägel in die Sohlen, Andere besserten sich Rock und Beinkleid aus, während dem ein kleines, dickes Männlein auf dem Herd, der mitten in der Hütte stand, behend Feuer angemacht hatte. Das Innere der Hütte war ein einziger großer Raum. An den Wänden ringsstanden der Reihe nach die Pritschen angebracht, unter welchen die Mehl- und Schmalzbehälter und andere Möbel und Bedürfnisse ihren Platz hatten. An der Wand hat Jeder seinen Nagel mit der Lodenjacke und dem Wettermantel, hinter welchem der Unvorsichtige auch noch seine Büchse verbirgt, denn Wildschützen sind sie alle, die Söhne des Waldes hier.

Die Männer haben nun ihre verschiedenen Arbeiten beendet und stellen sich sofort um den Herd auf und schüren das

Feuer, daß es hoch aufflammt im dunklen Raume und die finsteren, bärtigen Gesichter grellroth beleuchtet. Hierauf stellt sich Jeder an der Gluth seinen „Gogg" (Pfannenhalter) zurecht und steckt die Schmalzpfanne an denselben, bis er brodelt und zischt. Inzwischen wird Mehlteig bereitet, der nun in die Pfanne kommt; das wird noch gerührt und gebraten und das Brennkoch ist fertig. Wer Eier hat, der kocht sich „Spatzen" oder „Hirschen"; noch ein Anderer brät sich auf die Gefahr der Einkehr des Jägers hin einen Rehschlegel. Indessen, der Jäger kehrt wohlweislich sehr selten in die Hütte des Wilddiebes ein — es ist schon Vieles geschehen und die Gegend birgt manches Grab erschlagener Waidmänner. — Es ist unheimlich anzuhören, wenn die wilden, düsteren Gestalten am Abend um den Herd sitzen und von Wilddieberei, Rauferei und noch Aergerem sprechen. In dieser Gesellschaft vermißt man alle steierische Gemüthlichkeit. Später erfuhr ich von einem Gutsbesitzer, der in jenen Gegenden Wald und Kohlenstätten hat, daß die wenigsten dieser Wildschützen Steirer, sondern eingewanderte Krainer, Tiroler, Italiener ꝛc. sind. Jedenfalls aber müssen sich die Meisten davon schon sehr lange in Steiermark aufhalten, denn die Mundart verräth ihre Abstammung kaum mehr.

Als das Nachtmahl gekocht war, setzten sich Einige mit ihrer Pfanne auf die Pritsche oder auf die Mehlkiste, Andere auf die Thürschwelle oder blieben gar am Herde stehen, um die „Hirschen" und die „Spatzen" gleich an der Stelle ihrer Entstehung zu verzehren. Ein langer, hagerer Bursche aß sein „Brennkoch" nicht allein, sondern in Gesellschaft des Gaismädchens, welches die Tochter des kleinen Dicken und die Geliebte des großen Hageren war. Dieser war in der Hütte aber auch der einzige Glückliche, der heute das Nachtmahl

mit der Trauten verzehren konnte. Zwar hat Jeder dieser Gesellen sein „Mensch", nur wohnt es oft weitab draußen im Mur- oder Ennsthale bei einem Bauer und trotz der schweren, ermüdenden Arbeit die Woche hindurch, läßt sich's der Holzknecht nicht verdrießen, am Sonnabend den oft fünf bis acht Stunden langen Weg zur Erwählten zu machen. Nur wenige Holzleute haben ihre Mädchen bei sich und leben in ihren Hochwäldern in wilder Ehe und ihre Kinder wachsen auf mit den Thieren. Es war ein merkwürdiges Weilen und Empfinden für mich in jener bedürfnißlosen und doch so unheimlichen Menschenwohnung. —

Heiterer sieht es in der Almhütte des Halters aus. Zwar hängt auch dort das Gewehr an der Wand, aber der Jäger läßt es ruhig hängen, weiß er doch, daß es nur zum Schutze gegen Raubthiere und schlechte Menschen da ist. Der Jäger kehrt gern beim Halter ein, hier findet er im stürmischen Unwetter gastliches Dach. Der Halter denkt nicht an das Dieben und Tödten; — lustig singend treibt er seine Herde über die saftigen Hochweiden und nichts in der ganzen Tonwelt würde wohliger zu seinem Gesange stimmen, als die hellklingenden Almglocken, welche vor ihm herziehen. Das geht gar herrlich zusammen, wenn der Halter singt:

Wann ih geah, geah ih schnell,
Wann ih sing, sing ih hell,
Wann ih janz, gibts an Holl
Zu mein Diandl in Thol!

Und volli aus is s mit mir,
Seit ih weg bin von dir;
Seltn kema ma ziomm,
Weil ma gor so weit hom!

Wie Heimweh weht uns das entgegen, es bringt uns Kunde, daß auch im Herzen des rauhen Alplers der Liebe

Lust und Weh daheim. Aber er läßt sich nicht tief ein in schwärmerische Empfindelei — plötzlich schlägt er um; es gibt ja nicht bloß ein Diandl: In langgezogenen jauchzenden Tönen singt er:

> Ih woaß nit, sul ih auffi, sul ih owi,
> Oda, sul ih ba da Mitt durchi gehn,
> Die Diandln sein obn und sein untn,
> Ba da Mittn und uberoll schön!

Der Halter hat eine Welt von Liedern und Gedanken, einen Vorrath von praktischer Weisheit und Entsagungskraft in sich! Es ist ihm wie angeboren und er muß das haben, denn er kommt oft wochenlang nicht in die Gesellschaft der Menschen und muß sich in der starren Natur allein zu helfen wissen. Ihm ist die Religion unentbehrlicher, als Einem, und er weiß sich dieselbe auch so eng seinen Verhältnissen anzupassen, als sei sie einzig nur für den Halter gegründet worden. Gerade der Aberglaube ist es aber hier, der sein Wesen und Walten poetisch verklärt; die Natur unterstützt ihn hierin durch ihre Erscheinungen, die er sich stets nur auf dem Wege des Wunderbaren zu erklären weiß. So lebt sich sein Gemüth in einen eigenen Anschauungskreis hinein und im Herbste, wenn er in das Thal zurückkehrt, ist er oft ein wahrer Seher und Prophet geworden, und weiß gar geheimnißvoll Alles zu deuten.

Der Halter hat mehr als ein anderer Alpenbewohner zu kämpfen mit den Elementen; in allem Unwetter muß er auf seinen Höhen ausharren als treuer Hirt seiner Heerde, und manch schreckliche Naturerscheinung lernt er kennen, welche dem gewöhnlichen Gebirgsbewohner fremd bleibt. Eben zur Zeit, als ich in jenen Bergen weilte, hatte dort die Macht der Elemente ein seltenes Unglück angerichtet. Ueber die Hochwarte (7455 W. Fuß hoch, in den Sölkeralpen) war eines

Tages um die Abendzeit ein Wetter im Anzuge und die Rinder flüchteten sich von ihren Weiden in den „Pfrenger", einen von einer Mauer umgebenen, dachlosen Raum. Der Halter sah die bleigrauen Nebel sich heranwälzen, hörte das Getöse des nahen Sturmes und suchte das Vieh noch schnell aus dem schutzlosen Pfrenger gegen die Halterhütte zu treiben, da lodert ein Blitz auf . . Als der Halter wieder zum Bewußtsein kommt, liegt er an der Umfriedung des Pfrengers und neben ihm liegt eine Anzahl todter Rinder. Ein Nebelmeer hüllt ihn ein, ein Regenstrom saust nieder auf seinen wirren Kopf. Erst später gewahrt er zu seinem unbeschreiblichen Schrecken, daß der Blitz aus seiner Heerde zwanzig Rinder erschlagen hatte.

Ich habe den Halter gesehen, er trägt jetzt einen gedörrten, am Palmsonntage geweihten Weidenkranz auf dem Hute — das schützt vor dem Einschlagen des Blitzes. —

Auch in der Hütte der „Brentlerin" (Sennerin) bin ich gewesen. Die Brentlerin hat kein Haus für sich, sie wohnt gewöhnlich mit dem Halter, dem Speiker oder mit dem Pechsammler zusammen, der nicht selten auch ihr „Loter" (Geliebter) ist. Die Almen gehören gewöhnlich zu großen Bauerngütern, die in fernen Thälern liegen und zu Anfang des Monats Juni ihre Heerden mitsammt einer Magd und einem Halter zur Milch- und Schmalzgewinnung hinaufschicken. Da führen sie nun ein freies, lustiges Leben oben, ein Leben, wie uns jenes der alten Hirtenvölker beschrieben wird. Mehl und Salz, ein paar Töpfe und einen dicken Lodenkittel nehmen sie mit hinauf; damit wissen die guten Leute nach ihrem Geschmacke das üppigste Wohlleben zu führen. Die Rinder werden förmlich zur Familie gezählt und oft klagt die junge Brentlerin all' ihr Herzwohl und Weh

einer Kuh, und findet richtig Beruhigung und Erleichterung, wenn dieſe ſie mit treuen, gutmüthigen Augen anglotzt, und ihr das dargereichte Futter traulich aus der Hand frißt.

Die Frömmigkeit und die Liebe ziehen ſtets mit auf die Alm und richten ſich recht bequem ein in der armen Hütte. Da iſt auf dem beſten und ſchicklichſten Platz in der Tiſchecke ein förmlicher Altar aufgerichtet, ja nicht ſelten findet man an der Wand eine wahre Bildergallerie, und es gibt im ganzen Himmelreiche keinen Vieh- und Wetterpatron, deſſen Conterfei nicht hier in wahren Flammenfarben auf dem Glaſe prangte. Dieſe Heiligen entbehren auch des Opfers nicht. Da finden ſich auf der Alpe verſchiedene buntfarbige Steine, Tannenzapfen, Blumen, Hagebutten u. ſ. w., Gegenſtände, die den anſpruchsloſen Gottheiten von jeher willkommen waren. Manche Almerin hat außerdem noch ihren ganz beſonderen Patron, dem ſie einen bunten Wachsſtock oder ein paar rothe Aepfel aus dem Thale mitbringt. Da iſt es vor Allem St. Florian mit den hohen, rothen Juchtenſtiefeln, der ſich der meiſten Verehrerinnen erfreut.

So viel von der Liebe zu den Göttern. Was nun die Liebe zu Menſchen betrifft, ſo kann von der hübſchen Brentlerin am Ende wohl Jeder ein „Buſſerl" bekommen, wer aber mehr verlangt, wird derb zurechtgewieſen, und wer wirklich keck werden wollte, der — die Brentlerinnen haben tüchtige Fäuſte!

Indeß, dem einzigen Herzliebſten, dem die Almerin ſtets treu bleibt, ihm wird — wenn er kommt — nichts verſagt.

Und er kommt nicht allzuſelten. Iſt er ein Holzhauer oder ein Jäger, oder ein Bauernſohn aus dem Thale — ſein ganzes Denken und Sinnen bleibt die Alm und die Brentlerin. Iſt er auch weit von ihr und wäre er gar auf

einem Holzfloß gegen die Stadt, so geht stets seine Lieb' auf und er singt das Almlied:

Wann da Schnea holt von den Olmen wecka geaht,
Wonn der Auswärt ah scho wieda grean dosteaht,
Frisches Lab und Gros wochst fur die Küa und Kolm,
Muaß mar auffi wieder auf die Olm!

Wou holt d Sunn liabäuglt auf da greanan Hold,
Wou holt d Vogerl singen schon in dickn Wold,
Wou da Gugaz aufn hoachn Bam sih meldt,
Is holt s schoanste Platzl auf da Welt!

Wou da Gamsbouck lusti uban Felsn springt,
Wou die Brentlerin allweil schoane Liadla singt,
Kuah und Kolman gumpyn (hupfen) lusti ah dabei,
Is fur n Jaga wul die groste Freud!

Kas und Buda bringt mar oft mei Brentlerin gmua,
Brot und Henik, Schmolzkouch gibt s mar ah dazua,
Und nouh s Beste z leßt, — vo den do bin ih still,
A Jeda kann sich denkn, wos er will!

So schickt es sich dann wohl auch, daß manches Mädchen, welches beim „Auftreiben" ein blühendes Kränzlein in die Haare geschlungen hatte, beim „Abtreiben" im Herbst, wenn Alles sonst wieder bekränzt und geschmückt in das Gehöfte zieht, mit einem Strohkranz heim muß. Dann bleibt sie wohl gar mitten im „Haltersegen" stecken, den sie ihren Bauersleuten vorsagen soll.

Sonst aber ist der Tag, an welchem Menschen und Thiere von der Alm bekränzt und munter in das Thal zurückkehren, ein wahres Fest. Die Krippen in den Ställen werden gefüllt mit dem fettesten Klee und der Tisch mit den auserlesensten Fleisch- und Mehlspeisen für die Heimkehrenden. Was den Freundschaftsbund zwischen Brentlerin, Kuh und Halter betrifft, so bleibt er auch im Thale fest und treu. Der Winter geht hin unter schönen Erinnerungen und Hoffnungen, und

im Frühjahre, zur Zeit, wenn die Tannen blühen, ziehen Brentlerin, Kuh und Halter, neu verjüngt, wieder hinauf auf die schöne, grüne Alm. —

Ich hatte auf meiner Wanderung in den Tauern zum Glücke sehr ungünstige Witterung; zwischen den Felsmauern von dichten, bleischweren Wolken eingehüllt, fand ich mich wie in einem düsteren Kerker. Zum Glücke! denn dadurch wurde ich längere Zeit an jene Menschen zum Studium ihrer Lebensweise gefesselt, während ich bei heiterem Himmel vielleicht zu bald über jene Gegend hinausgeeilt wäre.

So mußte ich auch eine Nacht wegen heftigen Regens und Schneegestöbers in einer Köhlerhütte zubringen. Am Köhler, der mich freundlich und mit einem gewissen Humor aufnahm, war sonst nichts Weißes, als seine Haare unter dem breitkrämpigen Filzhut. Als er mir einen braunen Laib Brot vorgelegt und einen Krug Wasser dazu gebracht hatte, sagte er: „Seids froah, daß 's do seids; übers Gamsgebirg war heunt ka Mügligkeit, schauts en den steckfinstan Nebl, der war grod recht zan okugln. Na, man därf ih nit gspoaßln, 's vageaht ka Summa, daß nit wer owolgg (abrutscht) — werds die hülzeran Kreuz scho sehn, wanns übri geahts übers Gamsgebirg. — Na, na, schauts nit so vazogg, so long, bis 's schöan wird, bleibts ba mir do; a Goasmilch, a Bret und aweng a Schmolz hon ih ah, und liegn thuats ba mir in mein Bett, ih gib eng schon a Pfoad, daß engere nit schwarz wird.

Nach dergleichen gewiß sehr liebenswürdigen Anerbietungen verließ er die Hütte und in wenigen Minuten darauf sah ich ihn durch das Fensterlein am vorüberrauschenden Wildbach kauern. Er achtete es nicht, daß ihm die eiskalten Regentropfen in das Genicht schlugen, war dieses doch bald

ſelbſt ſo hart und verwittert, wie die zerklüfteten Felſen oben, an deren Fuße die Tannen im Winde rauſchten. Der Mann beugte ſich nun gar über den Bach und griff mit weit ausgeſtreckten Aermeln in das Waſſer. Was er doch thun mag? dachte ich mir, aber bald ſah ich es, er fing Forellen. Sehr heiter kam er mit mehreren Stücken in die Hütte zurück und ſagte, daß er nun ſchon ein rechtes Nachtmahl für mich bereiten werde. Aber man müſſe bei derlei Zeug auf der Hut ſein, der Teufel führe den Fiſcher oft juſt im ärgſten Unwetter daher und ſo weit könne es gleich kommen, daß er, der Köhler, als Fiſchdieb ſeiner Stelle entſetzt würde!

Der Mann hat auch einen Sohn, der aber Tage lang nicht nach Hauſe kommt. Der, erzählte mir der Alte, klettere oben bei den Gemſen herum und grabe Speik; er lebe oft gerade nur von Wurzeln und Kräutern. Ich äußerte meine Beſorgniß, daß es in ſolchem Wetter für den Sohn auf den Felſen ja auch gefährlich wäre. „Ah, geahts weida!“ verſetzte hierauf der Köhler: „Wos enk nit einfollt! Glaubts, weils han enk nit geaht, geahts han uns ah nit! Mir ſein mit die Gamſn geburn und aufgwochſn und an Einhoamiſcha kennt ſein Bodn und ſein Steig und ſollt nit. An oanzigsmol hots mih gworfn, in mein Lebn, ſelm aufn heiln (ſchlüpfrigen) Stodtpfloſta, wir ih ols Jößer amol z' Graz bin gweſn! Derowegn grimts enk um mein Buaba nit, der is heunt guat obn in ara Klupfn (einer Kluft) und mocht eahm a Fuir. Morgn wird er ſcho kemmen, und wanns wöllts, führt er enk üba d Olm.

Ich habe den Alten auch gefragt, wozu die Menge von Speik, die auf den Alpen gegraben wird, denn eigentlich verwendet werde? Darauf entgegnete er mir:

„Jo mei, zu wos wird er dann braucht wern! ins

Wällische und ins Türkische geht unsa Speik do holt eini; hörts, dös is a so: da Wällische mocht eahm davon a guate Speiksolm und schmiert sih on damit, sist kimmt er z schmeckn in der Hitz, no und da Türk braucht gsunde Speikbäda, sist dedlt er o! (sonst verwelkt er!)"

Der Alte hat auch seine Gedanken, dachte ich mir.

Als es schon finster war und die Forellen bereits lustig am Herdfeuer kochten, sprach noch ein großer, bärtiger Mann mit dichtem Lodenmantel und einem umfangreichen Korb auf dem Rücken ein. Er stellte den Korb auf den Boden und machte sich auch sonst bequem. Der war ein Pecherer. Das ist Einer, der in den Wäldern das Tannen- und Fichtenharz sammelt und daraus durch eine Art Destillation das Pechöl bereitet. Auch der treibt unerlaubtes Gewerbe, denn das Anhacken der Bäume, um daraus das Harz zu gewinnen, ist verboten, weil dadurch das Wachsthum des Baumes sehr leidet, ja oft sogar das Absterben desselben herbeigeführt wird. Pecherer, die den Händen der Förstergehilfen entgehen, werden wohlhabende Leute, sonst aber werden sie als Waldfrevler bestraft.

Der Mann, welcher noch so spät in die Hütte gekommen war, hatte dem Köhler mancherlei zu erzählen, unter Anderen auch, daß man oben an der hohen Wand das Gerippe eines Verunglückten gefunden habe.

„Hon mas wul denkt," meinte der Alte darauf, „daß Oana leit (liegt) obn, weils Wetta gor koan Fried geit (gibt). Schaufst's 'n ein wes (bald), daß mar a schöane Zeit kriagn, der Monn do will ah üba d Olm!"

Es herrscht dort nämlich der Glaube, daß, so lange ein unbegrabener Verunglückter im Gebirge, kein günstiges Wetter zu erwarten sei. —

Es gibt viel wilde Leidenschaft unter den Bewohnern

jenes verlornen Gebirges. Die Menſchen leben zwar zuſammen in ihren Hütten, aber ſie lieben ſich nicht. Ihr Weſen iſt rauh; aber Eines lieben ſie in ſchrankenloſer Leidenſchaft und in dem ſind ſie Alle gleich, ihr einzig Sinnen und Sehnen hängt an der Büchſe und an der Gemſe. Wer einen Wildſchützen in der Dämmerſtunde lauern ſieht, wie er kniend, ſeinen „Stutzen" in der Hand, durch das Dickicht ſpäht, der wird das merkwürdige Bild nicht vergeſſen. Es iſt ein Unſtätes in allen Gliedern, ein Zucken in den rauhen, finſteren Zügen und aus den blitzenden Augen flammt eine Mordluſt — nicht zu beſchreiben!

Jetzt kommt ſein Gegenſtand in die rechte Stellung, er fährt mit dem Stutzen langſam an die Wange — ſein Finger liegt am Hahn, aber noch bevor er abdrückt, kracht ein anderer Schuß und die Gemſe ſtürzt. Er ſpringt auf und ſtößt einen Fluch aus. Hat ihm der Jäger das Wild weggeſchoſſen? Gut denn, ſo gelte es den Jäger — er will nicht umſonſt geladen haben! Aber es war kein Jäger, ein Gefährte war's aus der Hütte. Den mag er nicht tödten, aber haſſen muß er ihn und zu guter Stunde ſich auch noch rächen. Und eben vom Wildern kommen die meiſten Feindſchaften zwiſchen den Holzleuten, Köhlern, Speikern u. ſ. w.

Und dieſe Feindſchaften ſind gar zähe, die halten — wenn ſich die Feinde nicht früher todtſchlagen — bis in die Greiſenzeit feſt. Glüht doch der Greis ſelbſt wieder auf, wenn er an das Wildern denkt, und wenn er ſich zum Todbette einen Prieſter herholen läßt, ſo iſt wohl ſeine erſte Frage an denſelben: „Hobs do auffa ka Gamſl nit gſehn?"

Ja, ſie ſagen es keck heraus, ſie machen kein Hehl, daß ſie „ſchießen". Gott habe das Wild einmal für die armen Leute erſchaffen und nicht für die Großköpfe draußen, die

ohnehin im Ueberfluß leben, und die Jäger seien nichts anderes als Diebe — die eigentlichen Wilddiebe, und wenn ein Jäger und eine Gemse nebeneinander stünden, so solle man eigentlich zuerst den Jäger und dann erst die Gemse niederbrennen! Das ist so die Ansicht dieser Leute und bei Gott, es ist ihnen Ernst damit!

Der Jäger ist ihr Todfeind. Er ist nicht bei ihnen aufgewachsen, sondern kommt gewöhnlich immer von draußen herein. — Alle halten sie zusammen, um ihn zu verfolgen, es sind sogar Preise darauf gesetzt: „Bua", sagt der Vater zu seinem Sohne, „Bua, so long, as d ma kan Jaga durchprügelt host, därfst ma ka Mensch hobn!"

Aber dergleichen muß stets in strengstem Incognito gehalten werden, denn wenn der Jäger einen Wildschützen erkennt, so macht er sofort die Anzeige beim Gutsbesitzer und der Mann wird verhaftet und für Lebenszeit außer Arbeit gesetzt.

Der Jäger des Tauern ist wohl durchaus nicht zu beneiden. Er gehört zwar zu den zahmeren, gebildeteren Menschen draußen im Thale, aber er darf bei ihnen nicht bleiben. Seine Waidtasche wird ihm angestopft mit Speck und Brot und Schnaps, und so muß er fort hinein ins Gebirge auf Tage lang, muß die Hirsche und die Rehe und die Gemse oder den Auerhahn ausspähen und hüten und wahren, — muß für die nächste Lustjagd des Gutsbesitzers sein Leben einsetzen. Ach was! der Jäger hat schon auch seine gehörige Portion Trotz bei sich; wenn er Pulver und Blei in die Waidtasche steckt, so denkt er dabei nicht an das Wild, welches er ohnehin nicht schießen darf, sondern an die Wildschützen! Er weiß gar wohl, daß er in Feindesland zieht und kehrt, mit Ausnahme beim Halter oder bei der Sennerin in keine Hütte ein. Er hat in

den Felsen seine Höhlen und Klüfte, da hinein begibt er sich, wenn die Nacht kommt. Er macht nicht einmal Feuer, denn das könnte ihn verrathen; auf einen Stein setzt er sich, verzehrt ein Stück Brot mit Speck und spricht der Schnapsflasche zu, — da drinnen ist Wärme und Leben, — Alles, was er sich von den geselligen Menschen mitgenommen hat für dieses einsame Schlafgemach im Gebirge.

Nach solchem Abendbrote greift er noch einmal nach seiner Büchse, ob sie wohl in gehörigem Zustande. Sie ist sein Erstes am Morgen, sein Letztes am Abend, sein Freund und Liebchen; er hält sie noch lang' und fest in den Händen, bevor er sie nebenan hinlehnt. Dann schlägt er sich tief in seinen Lodenmantel und, das Haupt an den Felsen gelehnt, schlummert er ein. — —

So leben sie, die Menschen dort oben, in ihrer eigenen Welt voll Ursprünglichkeit und düsterer Größe — kalt und abgeschlossen für Alles, was uns erfreut und beseligt. Mit finsteren Blicken haben sie mich beherbergt und doch gastlich.

Ich habe ihnen für die großartigen Eindrücke, die ich mitnahm, nichts zurückgelassen, als einen Wunsch:

Für euch, ihr Männer des Waldes, sind die dunkeln Hütten, in denen ihr wohnt, gut genug, aber eueren Kindern bauet feste, lichte Häuser — Schulhäuser!

Wildschützen.

Mitternacht iſt vorüber. Es iſt eine Frühlingsnacht, aber über die Alpen zieht eiſig kalte Luft und die Hochwartſpitze iſt in dichten Nebel gehüllt. Man ſieht in zweifelhaftem Schimmer einzelner Sterne nichts, als die matten Umriſſe der Hochgebirge und hört nichts, als das ferne Rauſchen des tief unten ſtrömenden Wildbaches. Aber nun wird es plötzlich in einer Felſenkluft lebendig; ein Mann kriecht hervor und horcht. Noch ſchlägt der Auerhahn nicht, noch bricht auch der Tag nicht an, aber der Mann nimmt einen Schluck aus ſeiner Waidflaſche, zieht den Ueberrock feſter, hängt das Gewehr um und wandelt einen wohlbekannten Fußſteig über ſeichten, aber gefrorenen Schnee aufwärts.

Das iſt der Förſtergehilfe Joſef. Er geht „auf den Hahn", nicht, um zu ſchießen, das ſteht dem Gutsbeſitzer zu, der zu einer großen Hahnenjagd auch bereits Gäſte aus der Stadt geladen hat; Joſef hat zu bewachen und geht heute eigentlich auf Wildſchützen aus. Wohl ſchläft zu ſo früher Morgenſtunde der Hahn noch, aber der Wildſchütze iſt ſchon wach und ſicher auch ſchon irgendwo auf der Lauer; davon kann der Jäger überzeugt ſein. Wildſchützen gibt es gar viele in der Gegend und auch ſolche, die den Jäger mit derſelben Kaltblütigkeit niederſchießen wie das Wild. Joſef paſſirte eben die Stelle,

wo man vor zwei Jahren seinen erschlagenen Kameraden, den Jäger Simon gefunden. Der hatte einen Schuß in der Brust und die Splitter seines Gewehres lagen um ihn herum und steckten theilweise im zerschmetterten Schädel des Unglücklichen. Josef stieß hier den Stock etwas fester in den Boden und ging ruhig weiter. Erst ein paar hundert Schritte davon blieb er stehen und horchte. Der Hahn meldete sich noch nicht, aber unten, unten in der Schlucht, da war es wie das Klopfen eines Ladstocks im Rohr. Josef beschloß, hier zu warten — er muß ja kommen. Plötzlich rauschte es über ihm in den Fichten und ganz nahe bei ihm meldete sich der Hahn. Das währt nun eine halbe Stunde, bis der Wildschütze heraufkommt, denn er kann sich nur während des Pfalzens nahen und muß in der Zwischenzeit stillstehen. Während dem bricht der Tag an, es wird lichter und Josef verbirgt sich hinter einem Baum. Der Hahn pfalzt lustig weiter, der Jäger horcht nur den Schritten, die ihm immer näher kommen — er hört sie — hastig eilt ein großer, stämmiger Mann den Steig herauf und zieht die Büchse von der Achsel. In diesem Augenblicke schweigt der Hahn. Josef kann dem Wilderer in das Gesicht sehen — er erkennt ihn, es ist der Köhler Hans. Der Hahn pfalzt wieder; nun findet es der Jäger an der Zeit, hervorzutreten — plötzlich steht er vor dem Wildschützen und sagt kurz und fest: „Guten Morgen, Hans!"

Der ist etwas überrascht, faßt sich aber im Augenblick und erwidert ebenso kurz und trotzig: „Guten Morgen!"

„Du wirst nicht recht sein, da, Hans", meint der Jäger „was willst denn hier thun?"

„Den Hahn werde ich mir schießen", entgegnet der Andere und will langsam weiter.

„Wirst mir aber deine Büchse geben müssen!"

In dem Augenblick schwieg der Hahn und flog ab.

Der Wilderer hatte seinen Stock zum Schlage gefaßt. Schon will der Jäger an das Gewehr greifen, da fühlt er sich getroffen; er ist wüthend — eine glückliche Wendung, ein fester Griff und niedersauft sein Kolben auf des Wilderers Rücken und Glieder, daß dieser das Gewehr ächzend fallen läßt und zu Boden taumelt.

Da liegt er und windet sich und das Blut fließt auf die Steine.

Josef starrt finster auf sein Opfer. „Hast jetzt genug, Hans!"

Keine Antwort.

— Ist er denn so schuldig, daß man ihn zu Grunde richten darf? so frug es in ihm. — — Vielleicht hat den Mann die Noth getrieben, er hat viele Kinder zu versorgen. Die werden jetzt erwachen und sich um den Vater und um ein Morgenbrot umsehen, und — „steh' auf, Hans, es wird so arg nicht sein!" rief der Jäger. Er bedauerte seinen Gegner; er kannte die Leidenschaft des Wilderns auch! War er doch selbst einer der berüchtigtesten Wilddiebe bis ihn der Gutsverwalter nach aller fruchtlosen Strafe zum Forstgehilfen machte.

„Aber mach' keine blöden Possen, Hans, und geh' — sieh', da hast meine Hand, ich helfe Dir auf die Beine."

„Nein, Josef, das wird wohl genug sein, Du hast mir viel gethan!" preßte der Wilderer heraus und tappte wie ein Halbblinder nach der Dargereichten: „Das geht Alles so herum jetzt — ach, das ist arg — Du hast mir gar den Kopf eingeschlagen"

Der Jäger richtete ihn auf und ließ ihn wieder niedersitzen, daß er das Haupt an einen Rasen lehnen konnte.

„Der Hahn ist schon fort, gelt?" fragte Hans, aber seine Stimme bebte.

Josef antwortete nicht, er trocknete das an der Hand hervorströmende Blut und legte Feuerschwamm in die Wunde.

„Ja, das hab ich gar nicht gewußt, daß Du so gut bist, Josef, und einen Schluck Branntwein, gelt, den gibst Du mir auch?"

Der Jäger reichte dem Wilderer seine Flasche, dann verband er ihm die Hand und fragte: „Ist Dir nun besser, Hans?"

„Viel besser", murmelte dieser und schloß die Augen. Seine Brust wogte hoch — seine scharfen Mundwinkel zuckten.

Josef netzte die Schläfe des Verwundeten mit Branntwein. Hierauf richtete sich dieser langsam auf. „Aber gar so schlagen, Josef!" sagte er traurig und faßte des Jägers Hand: „Das ist wohl beinahe zu viel gewesen und Du kannst mir glauben, wir kommen auf der Hahnenpfalz nicht mehr zusammen".

„Laß das gut sein und geh jetzt heim; wir haben nicht anders gekonnt und wollen das Heutige vergessen. Nur die Büchse, die mußt Du mir lassen, Hans, es ist meine Pflicht".

„Nein, Jäger, das mußt Du mir nicht anthun, schau und wenn ich Dir's abkaufen muß, ohne den Stutzen da —"

Er griff langsam nach dem Gewehr, sein Arm war noch matt — „Du weißt ja, wie das ist, Josef — ich könnte nicht leben; — es ist ein Erbstück und immer meine Freude gewesen — so habe ich Dir — mit diesem Gewehr auch — den Jäger Simon niedergeschossen . . ." In diesem Moment kracht es und mit einem matten Schrei sinkt Josef zur Erde.

„Ha, er stürzt ein prächtiger Auerhahn — ihr Hunde!“ krächzt Hans, der nach dem Jäger geschossen, in wilder Lache auf. Da knallt ein zweiter Schuß, aber oben im Dickicht dießmal that Hans den Aufschrei und machte einen hohen Sprung — stürzte dann zu Boden. — Jetzt brauchte er die Ohnmacht nicht mehr zu heucheln — ein dichter Blutstrom quoll aus seinem Schenkel.

Aus dem Dickicht eilte nun ein Mann in Holzhauerkleidung auf den Jäger zu; die Flinte ließ er sinken und riß sein Halstuch zum Verband entzwei. Dem armen Josef war nicht mehr zu helfen — mitten aus dem Herzen sprang der Strahl. Fort vom Todten, mit einem schweren Fluch zum Sterbenden hin stürzte der Holzhauer. Er hatte Alles vom Dickicht mit angehört. Auch er war Wildschütze und sicher kein Freund des Jägers, aber solchen Frevel mitanzusehen, empörte ihn — sein Rachegefühl wuchs zur wilden Leidenschaft — hoch schwang er den Kolben und schmetterte ihn nieder auf den Schädel des Köhlers.

Den Jäger mit durchschossener Brust, den Wilderer mit zerschmettertem Schädel — so hatte man die beiden Leichen im Walde gefunden. Nach Jahren erst hat jener Holzhauer, als ein zum gemeinen Dieb herabgesunkenes Individuum eingebracht, vor den Gerichten den wahren Sachbestand der Begebenheit geoffenbart.

Eine Waldwanderung.

Ich und die Zugvögel, wir haben in Vielem die gleiche Manier. Im Winter, da sieht und hört uns Niemand draußen im Alpenlande; den nackten Lärchenbaum und die eisige Tanne überlassen wir stets der Ammer, den Schneemeisen und den Gimpeln. Kommt aber unser goldener Lenz, da ziehen wir mit jungem, frischem Leben laut jubelnd in unsere nördlichen Wälder.

Aber wenn ich dann so zwischen hohen weißbemoosten Stämmen dahinstreiche, zeitweise einen eben erwachten Schmetterling verfolge, wie ein achtjährig' Büblein, dann mich aber doch wieder stillsinnend in das blühende Heidekraut niederlasse, so komme ich mir, mitten in der lebendigen Natur doch oft vor, wie ein einsamer Spatz. Mit den bunten Maiblumen am Bache, mit den Finken auf den frischgrünenden Aesten und mit den Lerchen im Himmelsblau, ist eigentlich doch nicht so viel anzufangen, als die Dichter fabeln. Die Wesen des Waldes, scheint es, leben ganz von Frühlingsäther, sind entzückt von einander und von der Natur und wollen mit Unsereinem nicht viel zu thun haben. Selbst der Kukuk kümmert sich den Kukuk um das Krümmchen Menschheit am Fuße des Baumes.

Dergleichen mag ich gedacht haben, als ich, ein Wanderbursche, im Moose unter einer Schwarzfichte ruhte, den lustig

ernsten Kukukerufen zuhörte und dabei halb träumend nachzählte, wie viele Jahre mir einsamem Spatzen noch beschieden.

„Hallo! hab' Geld bei mir!" hörte ich plötzlich hinter mir rufen. Es war eine helle Stimme und ich wendete mich nach der Seite hin, um zu sehen, wer denn der sei, der Geld bei sich habe.

Ein Mädchen kam herangesprungen, sein buntes Kleidchen und sein loses, goldfarbiges Haar flatterte lustig in der Mailuft.

Mit einem Lederbeutelchen hoch in der Rechten eilte es gegen mich zu und rief in einem fort: „Hab' Geld bei mir, hab' Geld bei mir!"

Ich richtete mich auf und sagte: „Grüß dich, Diandl!"

Da blieb es stehen, sah mich groß an und sagte halblaut: „Was will denn der da? — Alles kann ich Ihm nicht geben, denn ich muß zum Kaufmann um Bänder. — Wenn Er mit einem Groschen zufrieden ist?"

„O du Goldkäfer dein Geld brauch' ich nicht, aber mit dir gehen will ich ein wenig, weil ich den Weg verloren habe."

„Das ist mir schon recht; wenn man so ganz allein durch den Wald geht, wird Einem völlig die Zeit lang, und dort drüben — sieht er die schwarze Buche dort? in derselben soll eine verlorne Seel' sein; und in der Nacht sieht man oft ein Lichtlein da herumschwimmen, das ist der Geist vom verstorbenen Halterbauer, weil der immer die Grenz' gefälscht hat. Aber jetzt fürcht' ich mich gar nicht mehr, hab' heut' ein närrisch' Glück."

Ich glaubte, mit dem närrischen Glücke meinte sie das Begegnen mit mir und ich wollte, ein klein wenig zärtlich werdend, ihre Hand fassen. Doch diese hatte einen frischen Lerchenzweig und schlug mir damit auf die Finger.

„Bin aber ſo froh, daß ich gerade heut' den Kukuk hör' und Geld bei mir hab'; aber warum ſchaut Er mich denn ſo an? Das wird Er doch wiſſen, daß es viel Glück und Geld in der Zukunft bedeutet, wenn man im Frühjahr, am ſelben Tag, wo man den Kukuk zum erſtenmal hört, Geld bei ſich hat!"

„Ei? Nu, ſieh, ich hab' auch Geld bei mir."

„Und hört Er den Kukuk heut auch zum erſtenmal in dieſem Jahre?"

„Das nicht, aber dich ſeh' und hör' ich zum erſtenmal."

„Das bedeutet nichts, man muß den Kukuk hören," ſagte ſie und hüpfte fort. Ich ſtolperte hintenher und rief ein um das andere Mal: „Mädchen, ich komm dir ja gar nicht nach!"

„Möcht' heut' ſchier am liebſten tanzen, weiß Er, ich —" jetzt eilte die Kleine auf mich zu und rannte mir ins Ohr: „Ich heirathe!"

„Wirklich! und wohl gar mich, was?"

„Nein, Ihn nicht, aber den Keulhauſer Vartl; ja, und geſtern ſind wir ſchon beim Pfarrer geweſen und da hat mir der Herr Pfarrer was zum Auswendiglernen aufgegeben, wart Er nur, wie fängt das an, ja: das Sacrament der Ehe iſt eine unauflösliche Verbindung, durch welche zwei ledige chriſtliche Perſonen, Mann und Weib — Mann und Weib — ſo fängt es an und weiter kann ich's noch nicht."

Das Mädchen war heiter, wie die Lerche.

„Und jetzt geh' ich einkaufen für's Brautkleid," erzählte es, „und da ſoll Er einmal ſehen, was ich für ein ſchönes Kranzl hab'; das iſt ganz ſchneeweiß und hat grüne Blätter und am Frohnleichnamstag bind' ich immer noch einen Stamm Rosmarin dazu. Weiß Er, was dumm iſt? Daß man, ſobald man einmal einen Mann hat, kein Kranzel mehr haben darf.

-- Ei, ſchau Er doch, ſo ſchau Er!" -- Das Mädchen blieb ſtehen und hielt mir die flache Hand vor. Ein Marienkäfer ſtand darauf und kroch gegen den Daumen.

„Das mißt mir jetzt die Brauthandſchuh' an," jubelte das reizende Kind und hielt die Hand lange unbeweglich vor ſich hin. Dann hob das Mädchen langſam die andere Hand und mir mit dem Zeigefinger Ruhe gebietend, begann es, gegen das Thierchen gewendet: „Himmelkäferl, ich frag' dich, wie lang ſoll ich noch leben? Ein Jahr? — Zwei Jahr? — Drei Jahr? — Vier Jahr?" Und ſo zählte es fort. So viele Jahre man zählen kann, während das Marienkäferchen auf der Hand iſt, ſo viele hat man noch zu leben.

Als das Mädchen ſchon bei vierzig und fünfzig war, krabbelte das Thierchen noch immer auf der flachen Hand.

Und als die Kleine gar ſchon bis zu ſechzig gezählt hatte und der Käfer noch immer nicht fortfliegen wollte, ſagte ſie: „Jetzt zähl ich aber nicht mehr weiter, länger mag ich nicht leben. Für meinen Bartl gilt's jetzt; du liebes Himmelekäferl, ich frag dich, wie lang —"

In dieſem Augenblicke breitete das Thierchen ſeine bunten Flügel aus und flog davon.

Es flog luſtig hin und hoch auf gegen die Kronen der Bäume und das Mädchen ſah dem Käferchen lange nach und war betrübt, daß ihm über ſeinen Bräutigam keine Kunde geworden war.

Ich pflückte ein rothes Blümlein, das man bei uns daheim Herzenslieb heißt und legte es der Jungfrau auf die noch immer offene Hand. „Das gib deinem Bartl," ſagte ich, „es bedeutet auch ein langes Leben."

Als ich wieder allein war, hatte ich allerhand merkwürdige Gefühle im Herzen und ich ſuchte nach einem

Marienkäferchen, auf daß es mir die Brauthandschuhe anmesse. Hab' aber keines gefunden. —

Es war an demselben Tage, als ich auf meiner Wanderung durch den Wald zweien Männern begegnete. Der eine hatte einen schneeweißen Bart, beim andern stach der blonde noch kaum hervor.

Da es schon gegen Abend war, bat ich den Alten, daß er mir den Weg in den nächsten Ort zeige.

„Kommt's halt mit uns," sagte er, „wir gehen ja auch nicht mehr lang' im Wald herum und zum Feierabend sind wir daheim.

So ging ich mit. Allein, die zwei Männer kümmerten sich wenig um mich und ließen mich nur so nebenher mitkommen.

Sie sprachen eifrig miteinander und der Junge blickte mit seinen blauen Augen den Alten immer so treuherzig an und nannte ihn Vater; dabei fuhr er sich nicht selten mit der Hand über die linke Wange, die etwas geschwollen war.

„Und halte mir ja Zucht und Ehren im Haus, wie ich es gethan hab'" sagte der Alte, das Gespräch fortsetzend, „thu', wie ich gethan hab' und wie dein Großvater und Urgroßvater gethan haben. Schaffe dein Hauswesen recht. Hof und Wald und Feld regiere du, im Hause aber lasse deinem Weib das Vorrecht, da versteht es mehr als der Mann. Sonst sei Herr über dein Weib, und die Kinderzucht behalte selbst im Aug'. die Mutterhand versteht die Ruthe nicht zu führen. 's wird mir schon recht sein, Bartl, wenn ich Enkel krieg' und — aber jetzt pass' auf, da ist wieder ein Stein. Es ist der fünfte und da drüben ist der Gerstmeiergrund, merk' dir's!"

Bei diesen Worten erhob der Alte seine Hand und gab dem Jungen eine Ohrfeige.

Dieſer verzog keine Miene dabei, blickte zu Boden und ging wieder ruhig neben ſeinem Vater her.

„Und thu' mir auch gegen die Nachbarn recht," fuhr der Greis fort, als ob der Zwiſchenfall gar nicht geweſen wäre, „und hüte dich wohl vor unrechtem Gut! Schau, die alten Leut' haben geſagt:

Wer ſtiehlt einen Arm voll Streu,
Dem ſchneidet ab den Daumen;
Und ſtiehlt er ein Büſchel Heu,
So nehmt ihm der Daumen zwei;
Und ſtiehlt er neun Aehren vom Feldesſaum,
So hängt ihn auf den höchſten Baum;
Und ſtiehlt er dem Nachbar ein Stücklein Brot,
So ſtraf ihn Gott in der höchſten Noth!

Und das vergeſſe auch nicht, mein Sohn: wer an der Grenze einen Merkſtein verrückt, der hat keine Ruh' im Grab, und ſein verwünſchter Geiſt iſt mit neunmal neuntauſend Ketten an den Merkſtein gefeſſelt und hat keine Erlöſung, ſo lang der Stein nicht wieder auf ſeinem rechtmäßigen Platz ſteht."

Ich verſuchte ſanft auf den Boden zu treten, daß das Geräuſch der zertretenen Reiſer mich um keines der merkwürdigen Worte brachte.

So waren wir eine Zeit gegangen, als wir plötzlich wieder vor einem viereckigen, aber bemooſten Grenzſteine ſtanden.

„Das iſt der ſechſte und da drüben iſt der Hofbauerngrund, merk' dir's," ſagte der Alte und gab dem Sohne eine Ohrfeige.

„He, warum ſchlagt ihr ihn denn?" frug ich erſtaunt, aber ohne mir Antwort zu geben, gingen ſie weiter.

Fort und fort gab der Greis ſeinem Jungen Lehr und

Rath. Wir gingen durch Wald und Felder und noch zu drei Steinen kamen wir, bei welchen der Junge ſtets ſeine Ohrfeige erhielt.

Als wir ziemlich ſpät am Abend in das Dorf kamen, gingen uns viele Leute entgegen und mehrere heitere Burſchen nahmen den Bartel in ihre Mitte, lachten über ſeine hochaufgeſchwollene Wange und umarmten ihn.

Endlich kam gar das Mädchen, dem ich im Walde begegnet, herangehüpft, faßte den Bartel an den Händen und ſagte neckend: „Nu, haſt du es gemerkt?"

Der Bauer, mit dem ich gekommen, war der alte Keulhauſer. Er trat nun ganz nahe zu mir und bot mir eine Nachtherberge in ſeinem Hauſe an; wenn ſie mir nicht zu ſchlecht wäre, ſo ſollte ich nur mit ihm gehen.

Ich ging mit ihm und als wir durch den Baumgarten gegen ſeinen Hof ſchritten, ſprach er: „Ihr habt mich oben im Walde gefragt, warum ich meinen Buben ſchlage. Auf dem Grenzgang kann man auf ſo was nicht Antwort geben, aber jetzt ſchon, wenn ihr's wiſſen wollt. Schlechtes hat der Bub nichts than, das dürft ihr mir glauben. Schaut, es iſt bei uns da herum halt einmal ſo der Brauch. Wenn ein Bauer ſeinem Sohn Haus und Grund übergibt, ſo führt er ihn um ſeine ganze Beſitzung herum und bei jeder Grenzmarke gibt er dem Jungen eine Ohrfeige, zum Zeichen, daß ſich dieſer die Grenze wohl merken und dieſelbe in Zukunft nicht verrücken ſoll. Unſere Alten haben es ſo gemacht und wir machen's halt auch ſo. Mein Bub, das iſt ſo ein Elementer, der hat ſich eine Hauswirthin ausgeſucht, da die Steingraber Liſerl — bin ſelber verbrennt in das Teufelsmädel — nun und da gibt er euch jetzt keine Ruh', ſo lang ich ihm nicht zur Hauswirthin das Haus geb'. — Ja, und daß ich euch

vom Grenzweg noch was erzähl', bei den Gemeindegrundstücken kommt das alle zehn Jahre vor, so oft die Grenze erneuert wird. Da gehen die Aeltesten der Gemeinde aus und nehmen die Jungen mit und diese suchen die Merksteine, wie sie an den Endrainen und Rändern verschiedener Grundstücke aufgestellt sind. Für jeden Merkstein, den ein Bub im Walde, auf der Alm oder auf den Wiesengründen findet, bekommt er von den Aeltesten einen Silberzwanziger und eine Ohrfeige; ein Merke, wie es sich seit uralten Zeiten zu uns fortgeerbt hat und noch weiter forterben wird. — So, das hab' ich euch erzählen wollen, weil ihr gar so neugierig seid. Und jetzt sind wir daheim, das ist mein Haus, geht mit hinein in die Stub', die Bäuerin wird uns wohl was zu essen bringen."

Es war schon dunkel, aber im Hause ging es noch lebendig zu. Da wurde gewaschen und gescheuert und gekocht und in allen Winkeln und Ecken auf die Hochzeit vorbereitet.

Als wir beim Essen waren, erhob ich den Mostkrug und rief: „Die Brautleut' sollen leben!"

„Ja, ist schon recht," entgegnete die Liserl, „schau Er nur, daß Er bei seinem närrischen Herumfuchteln den Krug nicht zusammenschlägt!"

Ein Sohn des Waldes.

Es war im Hochgebirge.

Ich saß auf einem grauen Stein und starrte auf den braunen, moosigen Boden vor mir. Nur einmal blickte ich hinaus in die Berge und Thäler.

Heute, da ich bequem in meiner Stube sitze, kommt mir die Aussicht, die ich damals vom grauen Stein aus hatte, wunderbar schön vor. Dieses herrliche Alpenland mit seinen lichten Höhen und goldenen Felsenkanten, mit seinen dämmernden Wäldern, mit seinen düsteren Schluchten und mit dem Fernblick in das Hügelland und in die blaue Ebene hinaus, wo die Menschen wohnen — es ist eine Hochstätte der Glückseligkeit!

Und damals saß ich auf dem Stein und stützte den Kopf in die Hand und starrte gar trüb auf den braunen Boden.

Ich hatte so brennenden Durst. Kam heute schon von unten herauf, von der Köhlerhütte, wo ich mich für die Nacht auf die Strohpritsche gelegt hatte, weil die Hütte sonst unbewohnt war. Ich hörte die ganze Nacht ein Wässerlein rauschen und dachte dabei an die Gipfel der Alpen, die ich ersteigen wollte.

Und gegen Morgen, als das erste Vogelzwitschern durch das offene Fensterlein drang und kühle Luft hereinströmte,

brach ich auf und eilte frisch und munter aufwärts durch Geschläge und Wald, über Blöße und Heideland, bis ich am hohen Vormittag dort ankam, wo das Gebirge kahl zu werden beginnt und wo zwischen Moos und Federgras die grauen Steine liegen.

Der Himmel war dunkelblau, die Sonne erschien mir kleiner, als sonst, aber ihre Strahlen waren glühender, als ich sie je gefühlt. Kein Lüftchen zog; kaum hörte ich die Stimme eines fernen Vogels — es war so still und einsam.

Das ist die Weihestunde und hier ist die Stelle, wo sich Himmel und Erde küssen.

Ah was, Albernheit! — Ist denn kein Schluck Wasser zu haben!

Ja freilich, wer noch eine Stunde aufwärts gehen könnte, dort oben läge vielleicht in einer Niederung ein Rindchen Schnee — da könntest du dich laben, mein Herz, und dann erfrischt hinwandeln über die Felsenkanten und die Herrlichkeiten der Erde schauen!

Ich zog ein Stück Brot aus der Tasche, schob es aber wieder zurück, denn so ein Bissen reizt den Durst noch mehr.

Ich raffte mich auf und die schiefe Richtung gegen eine Felsengruppe einschlagend, wandelte ich durch Steinklötze und Wachholdergesträuche weiter.

Aber als ich zwischen den Felsen stand, hinter denen ich, nach einer früheren Orientirung, sanft aufsteigenden Boden vermuthete, senkte sich vor mir ein tiefer Abgrund. In der Tiefe war eine Gruppe von Tannen und Laubgebüschen und aus demselben schlug Wasserrauschen an mein Ohr.

„Da ist ja ein Bach!“ rief ich aus und fand bald einen Steig, der mich in die Schlucht hinabführte.

Da stand ich denn plötzlich in einem dunkeln Wäldchen,

welches an drei Seiten von Felswänden umgeben war. Am Boden wuchs Heidekraut, blauer Enzian, Brombeergesträuch und anderes Waldgestrüppe. Und als ich noch einige Schritte weiterging, da sprudelte vor mir aus grün bemooſtem Gesteine eine Quelle — und da sank ich nun hin und trank.

Als ich mich erhob und mir den Mund trocknete, dachte ich: Das Wasser ist doch das Beste in der Welt!

So sehr die Quelle sonst entlegen und versteckt schien, so mußte sie doch öfters besucht werden, denn das natürliche Steinbecken war sorglich von Waldkresse gereinigt und nebenan fand sich gar ein aus Baumrinde niedlich geformtes Schöpfgefäß.

Eher, als ich wohl ahnen konnte, sah ich meine Vermuthung, und zwar zu meiner äußersten Ueberraschung bestätigt.

Vor mir stand eine Gestalt, die ich in meinem Leben nicht vergessen werde. Ein Mensch war's, das sah ich wohl, ein Mann mit hageren Gliedern, ausgezehrtem, sonnverbranntem Gesicht und wüst struppigem Barte.

Ein grobes, braunes Hemd trug er am Leib, welches ihm bis über die Knie ging. Die Fußbekleidung war von Baumrinden, und Schürze, Brustlatz und Kopfbedeckung war aus Binsengeflecht. Sein Auge war hohl und matt und rollte unstätt umher. In der Hand hielt er einen knorrigen Stab. So stand er vor mir.

„Bist durstig geworden?" sprach er mich an.

Dieses freundliche, fast weich ausgesprochene Wort aus dem Munde der wilden Gestalt überraschte mich von Neuem und ich weiß nicht, was ich darauf geantwortet habe.

„Wirst dich fürchten vor mir," sagte er dann langsam und ruhig, „aber wenn du Brot oder ein Stück Käse magst,

ſo kann ich dir damit aufwarten. Du gehſt wohl auf die Alpe oder kommſt gar ſchon zurück?"

Ich ſagte, daß ich erſt hinauf wolle. Hierauf ſprach er den Wunſch aus, daß ich mit in ſein Haus kommen möge, weil ohnehin ſo ſelten Jemand käme, dem er etwas Gutes thun könne.

Ich folgte ihm durch das Wäldchen gegen die Felswand und dachte bei mir: Wie das wohl zuſammenhängen mag!

An der Felswand lehnte eine Reihe von Brettern und breiten Baumrinden, deren Fugen durch Moos und Erde verdeckt waren. Ueber dieſelben lag in ſchiefer Richtung ein glatter Baumſtamm, welcher die Bretter und Rinden zuſammenhielt.

Wir nahten dieſem ſeltſamen Bau; mein Gefährte ſchlüpfte durch eine enge, dunkle Oeffnung an der Seite und winkte mir, daß ich ihm nachkomme.

Weiß Gott, da gehe ich nicht hinein, dachte ich und wollte umkehren.

„Wenn du ein Haſenfuß biſt, kriegſt auch kein Brot," rief der Mann heraus, „gar luſtig iſt's freilich nicht bei mir, aber gefreſſen wird man auch nicht."

Ich ſchämte mich meiner Furcht und ſchlüpfte ſofort durch die Oeffnung.

Anfangs war es ganz finſter, ſo daß mich der Mann führen mußte. Wir gingen einige Schritte vorwärts, bis er mich mit ſeiner kalten Hand auf einen Stein niederdrückte, damit ich raſte. Dann ſchob er an der Bretterwand eine Baumrinde ſeitwärts, daß das Tageslicht hereinfiel.

Jetzt ſah ich, was um mich war. Ich ſaß in einer Felſenhöhle von der Größe einer mittleren Bauernſtube; die Wand war rauh und bildete an einigen Stellen Niſchen, in welchen

verſchiedene Geräthe ſtanden. Der Fußboden war mit grünen Tannenäſten belegt. Neben mir lag auf zwei Steinen ein Brett als Tiſch. Dieſem gegenüber an der Wand war der Boden mit Kieſelſteinen belegt und weiter abſeits war eine Feuerſtelle, an welcher ein zugedeckter Hafen ſtand.

Mir gegenüber in einer räucherigen Niſche befand ſich eine rohe Holzſchnitzerei, an der nicht auszunehmen war, was ſie vorſtellen ſollte.

„So, das iſt mein Haus, Vetter," ſagte der Mann.

„Mag gar nicht ſo unwohnlich ſein, aber wo ſchlaft Ihr denn?"

„Da," antwortete er und wies auf die Kieſelſteine.

„Auf den Steinen hier?"

Der Mann legte mir Käſe und Brot auf das Brett: „Eſſ'gn dir's Gott!"

Ich holte mein Taſchenmeſſer hervor und aß Brot und Käſe. Ich glaub', ich hab' Hunger gehabt — ſchnitt recht wacker drein und mein Wirth ſah mir zu und lächelte ein wenig. Er hatte ſeine Binſenkappe abgenommen und da ſah ich, daß er ſehr viele graue Haare hatte.

Als er mir ſo zuſah, ſagte er plötzlich: „'s thut Einem doch gut, wenn ſo ein Menſch kommt, dem man was geben kann; — biſt gerade ſo groß, wie mein Bruder Jakob war. Lebſt leicht irgendwo da draußen in der Ebene?"

Ich entgegnete, daß ich von der fernen Hauptſtadt käme. Er ſtutzte Anfangs und warf einen unſicheren Blick auf mich, dann ſagte er: „Reden ſie noch von mir? — Wirſt es nicht wiſſen, aber geſchlagen haben ſie mich, das muß ich dir ſagen. Will dir's ſchon noch zeigen an meinem Rücken, wie mir die Hautlappen herabgehangen ſind."

Plötzlich blickte der Mann auf ein weißes Steinchen am

Boden, auf welches durch eine ſchmale Bretterfuge gerade ein Sonnenſtrahl fiel.

„Jetzt iſt's ſchon Mittag," bemerkte er, „in Zell werden ſie zum engliſchen Gruß läuten, und wenn du gegeſſen haſt, ſo wollen wir beten."

Darauf falteten wir die Hände und beteten: „Der Engel des Herrn bracht' Maria die Botſchaft, daß ſie empfangen vom heiligen Geiſt. Gegrüßt ſeiſt du, Maria! —"

Es war mir wunderlich zu Muthe, als ich ſo daſtand neben dem halbwilden Mann und betete, und erſt gar, als er plötzlich vor mir auf das Knie fiel, die Hände gegen die Schnitzerei in der Niſche aufhob und laut, wie im Klagetone, ausrief: „Gegrüßt ſeiſt du, Maria!"

„Was habt ihr da?" frug ich nach dem Gebete, „und was wollt ihr mit dieſem Stück Holz?"

„Sei ſtill, das iſt die Mutter Gottes!" unterwies er mich, „weißt du, in hundert Jahren wird hier eine große Kirche ſtehen und auf dem Hochaltar wird dieſes heilige Bild thronen, gekleidet in Gold und Silber. Dann werden ſie Alle, die da draußen in den Ländern und Städten geſündigt haben, kommen, und Hundertauſende werden an dieſem Bilde knien und beten: Gegrüßt ſeiſt du, Maria!"

Der Mann lag auf dem Angeſicht und bebte.

Unglücklicher Greis, dachte ich mir, jetzt weiß ich, woran ich mit dir bin.

Ich nahm meinen Stock und wollte mich fortmachen, aber da ſah er mich ſtarr an und ſagte: „Schon gehen willſt du? Ich hab' gemeint, du bliebſt eine Zeit bei mir. Allein und immer allein, das iſt wohl ſchwer!"

Laß die Alpe mit ihrer Fernſicht; hier erſchließt ſich dir ein anderer Blick — zutiefſt in ein Menſchenherz!

„Ja, Alter, ich bleib' bei euch, bis die Sonne sich neigt; ich liebe die Menschen, die grau geworden sind und viel gelitten haben. Ihr habt wohl auch viel gelitten — müßt mir davon erzählen."

„Was soll ich dir denn erzählen, Vetter? was ich weiß, das siehst du gleich — vor zwanzig Jahren war's völlig so wie heute, nur war dieses Brot nicht da und du auch nicht. Und jetzt eß' ich mein Mittagsmahl: das haben mir die Engel vom Himmel gebracht, ich hab' es nur holen dürfen im Walde."

Der Greis nahm den Hafen von der Feuerstelle, griff nach einem halbzerkauten Holzlöffel, der in einer Nische lag und begann zu essen. Im Hafen befanden sich gekochte Schwämme.

Nach dem Essen nahm er wieder seinen knorrigen Stab und führte mich aus der Höhle.

„Erzählen, meinst du, soll ich dir was?" sagte er dann langsam, als wir gegen die Quelle schritten, „ja ja, geh' nur hinein in deine Stadt und sag' es ihnen, die mich gegeißelt haben — der Mathias lebt noch und der alte Gott auch!"

Später setzte er sich auf einen Stein neben der Quelle und sprach: „Wenn ich dir was erzählen soll, Vetter, so kann es nur hier beim kalten Wasser geschehen, damit ich mir allweg die Stirne benetze, es steigt mir das Blut so zu Kopf. Das Hirn ist auch ein wenig schwach — dem Mathias ist's sein Lebtag bitter gegangen. Du schaust mich an, gelt, ich bin ganz anders, als sonst die Menschen aussehen? Aber ich bin doch ein Mensch, da drinnen bin ich's noch, da drinnen! — Alt bin ich wohl auch schon; der Köhler da unten sagt, seit der großen Kriegszeit sei's schon mehr, als zwanzig Jahre — ist das wohl wahr? Ja, schau einmal, und zu derselben

Zeit bin ich so ein Bursch gewesen, wie du jetzt — 's hat mir just der Bart zu wachsen angefangen!

Jetzt hielt der Mann die hohle Hand zur Quelle und fuhr sich dann über die Stirne, daß die hellen Tropfen über sein Gesicht herabrannen.

„Bin der Sohn vom Riedenhofer aus der Thalau," fuhr der Greis fort. „War einmal ein glücklicher Junge, hab' eine gute Mutter und einen reichen Vater gehabt. Der Vater hat auf meinen Mund gesehen und auf meine Hände, daß ich was arbeite; aber die Mutter hat mir in's Herz gesehen. Sie hat mir oft die Haare aus den Augen gewischt, mich auf die Stirne geküßt und gesagt: Der Junge muß was lernen, 's wird ein Pfarrer aus ihm. Aber der Vater hat gesagt: Hat mir noch nicht fünf Groschen in's Haus bracht, der Knirps und jetzt sollt ich tausend Gulden für ihn ausgeben? Ist nichts, der Matthias bleibt daheim und arbeitet! Wer weiß, was noch geschehen wäre, Vetter, aber die Mutter ist mir halt zu früh gestorben. Trotzdem sind noch schöne glückliche Zeiten gewesen; mein Gott, wo ist der Mensch, der in seinen Jugendjahren nicht freudig ist! Einen jüngern Bruder hab ich gehabt mit dem bin ich an den Sonntagen nach der Kirche in Wald und Feld herumgegangen und habe Alles wunderbar gefunden, was um uns und in unserem Thale war. Nur Ein Gedanke ist es gewesen, der mir meine Jugendträume getrübt hat, der Gedanke an das Soldatenleben. — Da mußt du fort in das fremde Land hinaus, mußt viel hungern und dürsten; bei Tag mußt du exerciren und dich treten lassen, wie ein Wurm, und in der Nacht mußt du vor dem Thore deiner wilden Vorgesetzten Wache stehen in Kälte und Sturm. Dann mußt du wandern in schwerer Rüstung tag- und wochenlang auf heißen, staubigen Straßen oder in wüsten

Moorgründen oder auf troſtloſen Schneeſteppen mit erfrorenen Gliedern. Und wenn du endlich in ein Dorf kommſt, ſo mußt du die Hütten berauben, daß du nicht Hungers ſtirbſt, und wenn du in Städte kommſt, in denen du ausruhen möchteſt, ſo mußt du ſie anzünden und wenn ſich die Menſchen wehren um ihr Gut, um Vater und Mutter, um Weib und Kind, um ihr eigen Daſein, ſo mußt du ſie niederſtechen, wie einen Hund, bis endlich — Gott Lob! — dich ſelbſt die Kugel trifft.*) — Muß mir ein wenig die Stirne netzen, jetzt." —

„Ja, ſo haben ſie's erzählt, Vetter, als ich noch ſo ein kleiner Bub' war daheim bei meinem Vater. Und daran habe ich tagelang gedacht, hab' halbe Nächte lang' gebetet: Maria, Mutter Gottes, ich opfere dir auf Leib' und Seel', laß mich nur nicht Soldat werden! Und ſo bin ich älter und größer geworden und die Zeit iſt herangekommen. Da bin ich einmal im Kornſchnitt auf dem Felde vor meinem Vater niedergekniet und hab' ihn gebeten: Vater, ich will für dich hauſen und bauen mein Lebelang, nur kauf' mich los vom Soldatenleben! Verzeih' ihm's Gott, mein Vater hat eine handvoll Geld lieber gehabt, als ſeinen Sohn. Heiraten magſt meinetwegen, hat er geſagt, dann biſt du auch frei vom Militär. Und da iſt eine junge Häuslerin geweſen, die hab' ich geheiratet aus Angſt vor dem Soldatenleben. Mein Weib war ſo alt wie ich, und ich hab' es lieb gehabt, weil es mich gerettet hat vom Militär. Höre nur weiter, Vetter: Jetzt iſt die Stellung gekommen und da haben ſie mir eine Vorladung geſchickt, weil ein Häusler keine Befreiung habe. Da hab' ich verflucht Vater und Weib, Gott und mich ſelbſt, aber gegangen bin ich nicht. So verfloſſen Tage und Wochen und ich dachte, es wird gut ſein".

*) Dieſe Anſicht vom Soldatenleben findet man im Landvolke noch ziemlich häufig.

Der Mann netzte sich wieder die Stirne, dann fuhr er fort:

„s ist an einem stürmischen Winterabend, — schaut mein jüngerer Bruder zum Fenster hinaus und schreit: Mathias, versteck dich geschwind, die Fanger sind da! — Gottes Kreuz! denk' ich mir, die Fanger! Jetzt helf' mir die heilige Maria, wo geh' ich doch nur geschwind hin? — Verkriech' dich zwischen die Dächer hinauf! raunt mir mein Bruder zu, und ich eil' auf den Dachboden, schieb' von der Verschalung ein Brett seitwärts und zwäng' mich so zwischen das Schal- und Strohdach hinein; findet mich kein Mensch, denk' ich und bin ruhig. Da hör' ich sie schon schreien unten in der Stub', wo ich bin? — Bin nicht zu Haus. — Wollen warten! — Komm erst in drei Wochen heim, bin übers Gebirg zur Base. — Wär' erlogen! Die Gerichtsdiener nehmen eine Hausuntersuchung vor. Sie kehren das Unterste zu oberst; sie stechen mit ihren Spießen in die Betten, in's Stroh, in's Heu — bin nirgends! Jetzt hör' ich gar, wie sie meinen Bruder herumzerren. Sie setzen ihm das Messer an die Brust: Wo ist er, der Hund! sag' es, oder wir stechen dich nieder! — Ich will aufschreien, aber der Junge sagt trotzig: So stecht mich nieder! Eine Dachlatte hätte ich mögen herausreißen und den Schelmen damit die Köpfe zerschmettern. Aber endlich wird es still. Meinen Bruder hör' ich draußen in der Stallung und mein Weib schreit in der Küche: Geh' nur her, Mathias, sie sind schon fort! — Das dank' ich der Mutter Gottes zu Zell, denk' ich und kriech' hervor. Und wie ich in die Küche komm' und meinem Weib die Hand gib, da — —. Wie wird doch mein Kopf allweg so heiß!" — Nachdem der Greis sich wieder gelabt hatte, sagte er: „— stürzen hinter der Thür zwei Kerle hervor, reißen mich nach rückwärts, binden mir die Hände und schleppen mich fort in der Nacht, wie einen Spitzbuben! —"

„Und wie war es weiter?“ frug ich, als der Mann eine Zeit lang schwieg.

„Weiter? Nichts war's weiter. Zwei Zähn' hab' ich mir ausgebissen unterwegs. Vetter, die Schmach, wenn sie Einen gebunden forttreiben wie einen Schelm — kennst du sie? — Junge, du hast noch keine böse Stund' gehabt. Geschworen hab' ich's bei Ehr und Seligkeit, daß ich willig mitgeh', wenn sie mir die Hände loslassen; mit Füßen getreten haben sie mich, die Schergen! — Ist recht, denk' ich mir, sobald ich ein Gewehr hab', schieß ich euch nieder! —

Aber 's ist noch besser gekommen, Vetter; da haben sie mich in der Stadt durch zwei lange Reihen Soldaten getrieben — Spießruthenlaufen heißt das Ding, wirst es wohl schon gesehen haben; warst gar dabei, als die Stadleut' über die Planke gegafft und gelacht haben, wie mir die Hautlappen über den Rücken gehangen sind? — nein, 's ist schon lange her; sind auch wieder vernarbt, die Löcher, die sie mir geschlagen; nur da drinnen, da wollen sie nicht vernarben, — jeder Streich ist mir tief ins Herz gegangen. Da schlagen sie dich, weil du daheimbleiben und hausen und bauen hast wollen in deinem Land! — Und wenn dich gar dein Weib verrathen hat — dein eigen Weib . .“

Der Mann goß mit der hohlen Hand Wasser in das Gesicht, daß die hellen Tropfen durch den Bart niederrieselten. Ob sie wohl alle aus der Quelle waren, diese Tropfen, ob nicht auch salzige darunter gewesen sind?

„Erzählt mir, wie ist es dann geworden?“ bat ich.

„Anders ist's geworden,“ sagte er. „Kaum geheilt, bin ich fort mitten in der Nacht, bin heim und hab ihr die Narben zeigen wollen — war dir die Schlange nicht mehr da; über die Alpen ist sie hinüber ins Oesterreicherland. Hab dem

Vater die Narben zeigen wollen, hab's bleiben laſſen, bin gar nicht zu ihm gegangen. Wenn dich dein eigen Weib verräth, ſo traust du keinem Menſchen mehr in der Welt! Nicht einmal meinen Bruder hab ich ſehen mögen — Niemanden! ſchau, — ſag mir, wie das iſt, und doch hätt ich nicht fort ſein mögen von meinem Heimatland!" —

„So bin ich," erzählte der Alpeneinſiedler weiter, „da herauf in die Wildniß, hab' mir das Haus gebaut und hab' gelebt von Kräutern und Waldbeeren und vom Fleiſche der Thiere, die ich in Schlingen gefangen hatte. Mit einem alten Köhler da unten bin ich bekannt geweſen, und der hat mir eines und das andere, was man doch ſo braucht, zukommen laſſen. Auch Gebete hat er mir gebracht von Zell heraus und ein hochgeweihtes Amulet, weil ich gar ſo viel Anfechtungen gehabt hab'. Stundenlang hat der Köhler oft mit mir gewacht und gebetet, aber verrathen hat er mich nicht; er iſt auch ein Flüchtling geweſen in ſeinen jungen Jahren. Lang' haben ſie mich geſucht da draußen, weil der große Krieg geweſen iſt, weißt du! — oft werden die Fanger meinen Bruder das Meſſer noch an die Bruſt geſetzt haben . . . Endlich iſt aber doch Alles ſtill geworden und in der Thulnau haben ſie mich wohl Alle für todt gehalten. Mein Vater mag auch vergeſſen haben auf mich — ſag' Vetter, iſt eine handvoll Geld nicht allweg mehr werth, als ſo ein Sohn? Iſt recht, die Zeit iſt vergangen; ich hab' da gelebt als Einſiedler und die Engel haben mir die Speiſ' vom Himmel bracht, und jeden Samſtag iſt die Mutter Gottes zu mir kommen . . ."

Plötzlich brach der Alte ab und ſchüttete ſich mit einer ſonderbaren Haſt ein Rindengefäß voll Waſſer über den Kopf.

Später blickte er mich wieder ruhig an und ſagte langſam: „Der Köhler hat ein Buch, da ſteht die Geſchichte von

den Wiedergetauften drin. Schau, Vetter, ich bin auch so ein Wiedergetaufter. Da hab' ich immer Anfechtungen und meine, ich bin ein heiliger Mann und die Mutter Gottes hat mich auserwählt, daß ich hier eine Kirche baue. Oh, das sagt mir nur der böse Feind, daß ich eitel und hochmüthig werden soll; dem heiligen Antonius hat er's auch so gemacht. Aber ich bin ein armer Sünder und wenn die Anfechtung kommt, so übergieße ich mich mit Wasser und es ist wieder gut. Ich mein', es gibt nur ein einzig' Mittel, daß ich selig werde, mein Bruder hätt' es gewiß gehabt; und du siehst fast so aus, wie mein Bruder. — Vetter, wenn ich wüßte, so möchte ich dich bitten!"

„Lieber alter Mann, und wie habt ihr denn sonst gelebt, diese lange Zeit her?" frug ich.

Da setzte er sich in das Moos, lehnte sich an einen Stein und sagte: „Jetzt wird's wieder ruhig und jetzt kann ich dir meinen Lebenslauf ganz auserzählen. — Wo bin ich denn stehen blieben? ja, daß sie mich für todt gehalten haben. — Da ist einmal, gerade, wo du heute herabgestiegen bist, ein Jäger herabgekommen, hat hier getrunken, hat mein Haus und mich angesehen und hat es gesagt draußen in der Thulnau. Darauf sind meine Verwandten gekommen, ist auch mein alter Vater gekommen und die haben mich wollen fortschleppen hinaus in das Land. Geht nur wieder, hab' ich gesagt, und ich kenn' euch nicht und ich mag nichts mehr wissen von der falschen Welt; ich will als Einsiedler da in der Wildniß leben und sterben. Dann hab' ich noch nach meinem Weib gefragt und nach meinem Bruder; sagt mir mein Vater: Dein Weib, Mathias, ist unschuldig; die Jager haben einen Feuerbrand vom Herd gerissen und haben mit dem Hausanzünden gedroht, wenn sie nicht schreie: Geh' nur her, sie

ſind ſchon fort. Und wenn Alles niederbrennt, ſo erwiſchen ſie ihn doch oder er geht im Feuer zu Grund, hat ſie gedacht, und hat geſchrien. Sie hätt' ſich kreuzigen mögen deswegen, und, weil wir geglaubt, ſie haben dich erſchlagen, ſo iſt ſie aus Gram fort ins Oeſterreicherland. — Und dein Bruder — hat der Vater weiter erzählt — iſt Soldat geworden und iſt weit drin im Wälſchland. Er hat oft über dich geſchrieben und hat gemeint, er werde dich draußen in der Welt irgendwo finden. Vor ein paar Wochen ſind bei uns Soldaten durchgezogen und die haben den Jakob geſehen, er ſoll ein goldenes Kreuz und ein Sternlein auf der Bruſt tragen. — Das hat mir am ſelben Tag mein Vater ſo erzählt und heut' weiß ich ſchon mehr von meinem Bruder. Er iſt ſo einer von den Oberſten geworden und er ſchreibt, er geh' nicht mehr weg von den Soldaten. Die Leut', hör' ich, reden viel von ihm und ſagen, er habe ſeinem Heimatland große Ehr' gemacht. Sehen möcht' ich ihn ſchon noch einmal, meinen Bruder."

„Und wenn er nun einmal käme zu Euch und ſagte: Sei gegrüßt, Mathias, ich ſeh' dich wieder. Schau, ich bin der, dem ſie das Meſſer an die Bruſt geſetzt haben wegen dir und ſpäter wegen des Vaterlandes und ich hab' euch geliebt und nicht verrathen. Aber jetzt bin ich wieder daheim und ich bitte dich, daß du mit mir hinabgehſt in unſer Vaterhaus und dich mit uns wieder erfreuſt, wie einſt in den heiteren Tagen der Kindheit. — Mathias, was thätet ihr dazu ſagen?"

Als ich ſo geſprochen hatte, fiel der Mann auf ſein Knie, und, die Hände hoch gegen die Felswand erhoben, rief er aus: „Führe uns nicht in Verſuchung!"

Dann verbarg er ſein Antlitz in das Moos und bebte am ganzen Körper.

Endlich tauchte er seine Hand wieder in die Quelle und benetzte seine Stirne. —

Die Sonne war hinter die Felsen gesunken, nur die höchsten Kronen des Urwäldchens waren noch golden.

„Sie haben mir Geräthe heraufgestellt," begann der Arme nach einer Zeit wieder, „und in jeder Woche kommt ein Bote mit Nahrung und Kleidung aus der Thulnau — mag nichts davon; nur was ich für den hungernden Fremdling brauche, der sich in mein Haus verirrt, behalt' ich, das Andere schick ich Alles wieder hinab. — Alles ist falsch hienieden, Alles ist Nacht, nur dort oben ist Licht und ewige Wahrheit. Meine Stunde ist gekommen, ich gehe zu Jesus und Maria. Nur Eines bitte ich dich, Vetter, und wenn du der Rechte bist und bist so rein, wie mein Bruder, so wirst es thun, wirst mich erlösen: t a u f e m i c h!"

„Armer Mann," entgegnete ich tief erschüttert, „ihr seid krank; kommt mit hinab zu den Menschen und in das Haus, wo ihr geboren worden, wo euere Mutter gewaltet und euch geliebt hat — dort ist Erlösung; und wenn euch euer greiser Vater die Hände auf das Haupt legt und die Thräne des Vatersegens auf euch fällt, das ist die Taufe!"

„Weh', weh', du bist die Versuchung!" rief der Mann mit dumpfer Stimme. Dann erhob er sich, tappte nach seinem knorrigen Stab und ohne sich noch einmal nach mir umzusehen, wandelte er langsam und gesenkten Hauptes seiner Höhle zu.

Ich blickte ihm nach, bis er im Schatten des Waldes verschwand. Und als ich ihn nicht mehr sah, netzte auch ich meinen Kopf mit Quellwasser und eilte die Schlucht hinaus und wieder den schmalen Steig hinan, auf dem ich niedergeklettert war. Und endlich stieg ich abwärts über Hänge und

Heideland, durch Wald und Geſchläge, der Köhlerhütte zu. — —

Tief erſchütternd iſt es, wenn man in ſtolzer, ſprudelnder Jugendluſt lichten Alpenhöhen zujagt, um jubelnd die Herrlichkeiten der Natur zu erblicken — und man ſtarrt plötzlich in die dunkeln Gründe eines verlorenen Lebens!

Zum Schluss eine Mähr'

meinem Volk zu Preis und Ehr'!

Der Steinwald Sepp war der reichſte Mann im Dorfe. Er beſaß einen großen Bauernhof, die fruchtbarſten Aecker und Wieſen weit und breit und ein ſteinhartes Herz. Es geht die Sage, daß ſein Herz ſeiner Zeit Wohlthaten gethan habe, aber daß es ſteinhart war, davon wußten ſeine Nachbarn und Andere zu erzählen. Seine Nachbarn waren arme Häusler und arbeiteten im Steinbruch oder im Bergwerk. Die Luſtigſten und Leichtſinnigſten unter ihnen litten zu Zeiten Hunger und kamen dann zum Steinwald Sepp, um ihn um ein Anlehen zu bitten. Der Steinwald Sepp aber ſagte: „Ich will in Fried' und Freundſchaft leben mit meiner Nachbarſchaft," und lieh ihnen nichts. Und wenn doch Einer in wahre Noth kam, ſo ſchenkte er dieſem etwas, ſpähte aber mit Argusaugen, ob ſein Geſchenk wohl auch zum Rechten verwendet werde.

Wenn ein zerlumpter, verkommener Fremder an Sepp's Thür klopfte, ſo öffnete ſie dieſer und ſagte: „Helf' euch Gott, wendet euch an e u e r e Gemeinde, dieſe wird ſich der Ihrigen ſchon annehmen."

Oder wenn ein Ordensbruder ins Haus kam und um Unterſtützung für ein Kloſter, für einen Dombau oder um

einen Peterspfennig bat, ſo hieß ihn der Steinwald Sepp freundlich niederſitzen, legte ihm einen weißen Laib Brot vor: „Nehmt euch ein Stück, Hochwürden, nehmt, mich freut's; — ein recht großes Stück, Hochwürden, daß ihr nicht umſonſt zu mir heraufgekommen ſeid."

Sonſt ſagte er nichts und er gab auch nichts für das Kloſter, für den Dombau und für den heiligen Vater. —

Nach all dem war der reiche Mann als Geizhals bekannt.

Der Steinwald Sepp zählte ſein Hab nach Tauſenden, trotzdem konnte er um einen Groſchen in Hitze und Schweiß gerathen und jede handbreit Erde ſeiner Beſitzungen ſollte ihm nutzbar ſein. Da war aber zwiſchen ſeinem Haus und dem Dorfe eine Stelle, die ihm nicht nutzbar ſein wollte. Hier ragten zwiſchen dem braunen Moos nur graue Steine hervor und die wenigen Grashalme, die ſich auf der kleinen Heide herauszudrängen verſuchten, trat die lockere Jugend des Dorfes in den Boden zurück. Der Steinanger diente zum Spielplatz für die Kinder. Dieſe tummelten ſich aber auch wacker darauf herum und ſpielten Steinklopfer und Bergmänner; zum Arbeiten ſelbſt waren ſie noch viel zu ſchwach. Sie lagen ſich auch oft in den Haaren, warfen den Nachbaren die Fenſter ein und fürchteten ſich vor Geiſtern. — Die werden jetzt aufwachſen und arbeiten und Hunger leiden; dann werden ſie ſelbſtſüchtig werden und einander betrügen und zu Grunde richten; dann werden ſie fortgeführt und fortgetragen in große, graue Gebäude; — auf der Heide fangen ſie an und in Zucht- und Siechenhäuſern hören ſie auf. — Solche Gedanken hatte der Steinwald Sepp, wenn er von ſeiner Stube auf den Steinanger und auf die Kinder hinausſah.

Dann ſagte er einmal zu ſeinen Nachbaren: „Glaubt ihr

denn, daß nichts wüchse da draußen auf diesen Steinen? 's ist Schade, wenn der Anger so wüst daliegt und ihr werdet sehen, ich bau' etwas an d'rauf.

Da lachten die Nachbarn und das ganze Dorf lachte und sagte: „Unser Geizhälz will auch die Steine zu Geld und Brot machen, aber da wird sich der Alte schön verbeißen; nur daß er den armen Kindern den Spielplatz verdirbt!"

Allein der Steinwald Sepp wußte, was er wollte. „Heuer noch," rief er, „will ich auf diesem Anger säen, und heuer wird es noch aufwachsen — bis aber die Frucht reif wird, liegen wir schon in den Gruben; ernten werden unsere Kinder nach vierzig Jahren!"

Da sagten die Leute zu einander: „'s ist Schad' um den Alten, er hat den Verstand verloren; das ist die Strafe für seinen Geiz!"

Dann gingen sie wieder in ihre Steinschlägereien und in ihre Bergwerke und rangen wieder wochenlang mit dem Hunger und mit dem Tod, und gruben ihr spärliches Brot aus den Steinen und aus den finsteren Grüften der Erde. Aber als sie wieder heimkamen ins Dorf, da stand auf dem Anger zwischen dem Steinwaldhofe und dem Dorfe ein schönes, geräumiges Haus und der Baumeister auf dem Dachgiebel schwang just das Glas auf das Wohl der Gemeinde und der Schuljugend und warf es dann nieder auf die Steine, daß es in tausend Scherben zerschellte.

Und das Haus war ein Schulhaus und im Schulhaus lag ein reicher Fondbrief für den Lehrer und für das Fortbestehen der Anstalt, und neben dem Fondbrief lag die Schenkungsurkunde: Die Schule gehört der Gemeinde, dafür ist diese verpflichtet, ihre Kinder von deren sechsten bis zwölften Jahr unterrichten zu lassen, und wer es nicht thut, dem ver-

fällt das Anrecht am Schulhause und am Fonde! — So stand es in der Urkunde und das war der Anbau des reichen Geizhalses.

Das Schulhaus steht auf dem festen Grund des Steinangers, wo früher der Spielplatz war, und es wird fleißig besucht. Die Jungen liegen sich nicht mehr so derb in den Haaren und werfen auch kein Fenster mehr ein. Der Steinwald Sepp lebt noch und harret der Ernte, doch die vierzig Jahre sind noch lange nicht vorüber.

Wenn sie aber vorüber und wir noch Alle zusammen sind in diesem herrlichen Lande, so werde ich wieder schreiben ein Buch vom steirischen Volke, und das laß ich dann drucken mit goldenen Lettern.

Druckerei der Leykam in Graz

Schriften in obersteierischer Mundart von **P. K. Rosegger,** im Verlage des „Leykam" in Graz.

Zither und Hackbrett.

Gedichte in obersteierischer Mundart, mit einem Vorworte von **Robert Hamerling.** Preis 1 fl. ö. W.

Robert Hamerling schreibt über Zither und Hackbrett: Ich habe die Lieder meines jüngeren Landsmannes aus den steierischen Bergen mit Sympathie und Freude durchgelesen und glaube es rechtfertigen zu können, wenn ich in dieser meiner Herzensfreude das Liederbüchlein des jungen Freundes in die Oeffentlichkeit einführe. Es ist unbenkbar, daß nicht jeder Leser in dieser Sammlung auf Lieder stoße, die ihm zu den frischesten und lieblichsten Blüten volksthümlicher Alpenlandespoesie zu gehören scheinen. — **Anastasius Grün** sagt über Rosegger: Der Entwicklung dieses schönen Talentes seit dessen erstem Auftauchen in der Oeffentlichkeit mit aufrichtiger Theilnahme folgend, begrüße ich mit inniger Freude die reichere Entfaltung und künstlerische Klärung, welche dasselbe unbeschadet seines frischen und ursprünglichen Gemüthsbornes durch dessen seitherige Bildung erfahren hat und wovon „Zither und Hackbrett" ein so sprechendes, liebenswürdiges und poesievolles Zeugniß abgibt. — **Schufelka** schreibt in der „Reform": Rosegger ist durch und durch ein echter Dichter, und weitaus die Mehrzahl seiner Lieder gibt Zeugniß von der wahren Weihe des Genius der Poesie. Es sind in „Zither und Hackbrett" Gedichte, bei deren Lesung man geradezu vor Freude aufjauchzen muß. So ist es nicht nur uns selbst ergangen, sondern auch Solchen, welche sonst für derartige lyrische Poesie wenig Empfänglichkeit haben. — **Die Triester Zeitung:** Das ist ein frischer Kranz köstlicher Alpenblumen, wie sie nur gedeihen können auf lichter Bergeshöhe und in gesunder, freier Gottesluft. Zu eigenthümlich empfunden, zu reflexirend, um in wirklichem Sinne Volkslieder zu sein, quellen diese Gedichte doch aus dem reichen Born eines unverfälschten Dichtergemüthes und springen mit einem lustigen Satz über manch tiefes Problem des Lebens hinweg, an welchem die, von des Gedankens Blässe angekränkelte Zeit sich müde grübelt, oder lösen es mit der sinnigen Einfalt einer gesunden Menschennatur. Der Pulsschlag des gesunden Menschenlebens ist es, der uns wohlthuend in diesen Liedern entgegenklopft, manchmal sinnlich und derb, aber dafür ohne falsche Prüderie, gemüthstief, ohne kokette Aufdringlichkeit, religiös, ohne heuchlerische Frömmelei. — **Oelschläger in „Europa":** Die beiden Dialektdichter waren überall diejenigen, welche wohl mit dem Kopf über das Volk hinausragen, aber mit dem Herzen in dasselbe festgewachsen waren. Zu diesen gehört auch Rosegger. Daß er trotz aller verlockenden Winke der hochdeutschen Lyrik, dem Volksliede seiner Heimathssprache nicht untreu geworden, ist ein Gewinn, für die Dialektpoesie, die in ihm einen ihrer besten Vertreter gefunden hat.

Tannenharz und Fichtennadeln.

Geschichten, Schwänke, Skizzen und Lieder in obersteierischer Mundart. Preis 1 fl. 20 kr. ö. W.

Ueber dieses Buch sagt **Robert Hamerling** in der Grazer **Tagespost:** Durch dieses neue Werkchen beweist R. daß er nicht blos eine originelle, lyrische Ader, sondern eine ebenso ursprüngliche, quantitativ noch ergiebigere Ader als Prosaist, Erzähler, Humorist besitzt, eine Ader, die sich

in mannigfachster Weise ausbeuten läßt, und den Leser befähigt, das Interesse des Publikums beständig für sich wach zu erhalten. — Das Originellste und Gemüthvollste in dem ganzen Büchlein ist das kleine Lebensbildchen „'s Schwoagerin und die Kuah". Trotz des ländlichen Stallgeruches, den dieser Titel um sich verbreitet, wage ich zu behaupten, daß, wenn die Griechenidylle eines Theokrit im steierischen Oberlande zur Verkörperung gelangt wäre, sie kein hübscheres Idyllchen, als dieses, producirt haben könnte. Heitere Sittenbilder des ländlichen Treibens schließen sich an, wechselnd mit originellen Landschaften und Naturbildern, die sich zum Theil in humoristischen Allegorien und Personificationen entwickeln. — Eine ganz eigene Art hat sich der Autor geschaffen in der parodistischen derb realistischen lebensfrischen Wiedergabe griechisch-mythologischer und biblischer Erzählungen. — **Die Neue freie Presse:** Für Personen, welche mit dem steierischen Dialekt vertraut sind, und des Verfassers köstlichen Humor, sein Gemüth und seine derben Witze, welche in diesen Geschichten und Schwänken sich verrathen, kennen, ist das Buch ein wahrer Schatz, sowohl an Lebensanschauung als wie an Schärfe der Charakteristik des Landvolkes. — **Der Mährische Correspondent:** Was wir an R. bei Besprechung seines „Zither und Hackbrett" bereits rühmlichst hervorgehoben haben, daß er den echten Volkston trifft und seine Geschichten sich nicht lesen, als ob er sie selbst erfunden, nein, als ob er sie dem Volke abgelauscht hätte, das findet sich auch in seinen „Tannenharz und Fichtennadeln", dazu ein überaus gemüthlicher steierischer Zug, welcher dieser Sammlung einen besonderen Werth verleiht. — **Die „Bohemia":** Dieses Buch muthet den Leser in der That wie Waldduft und Alpenluft an. Nicht blos die Mundart ist charakteristisch, der ganze Ton, das ganze Wesen des Buches ist echt unverfälschter Volksnatur. In ihrer urwüchsigen Denkungsart, in ihrer, bald zu poetischen, bald [illegible] Anschauungsweise, mit ihren Sitten und Unsitten treten die Obersteirer in diesen Erzählungen, Schwänken und Liedern vor uns, wie sie leiben und leben, denken und sprechen, scherzen und zanken, frömmeln und sündigen, bei allem leisen Anhauch von Idealisirung so wahr und naturgetreu, daß wir die Gunst die Mal, die uns der Dichter so wundersam schildert, rauschen zu hören und schauen zu sehen vermeinen. So freundlich „Zither und Hackbrett" bei seinem Erscheinen begrüßt wurde, und ein so warmes und poetisches Gemüth, eine so frische Dichternatur aus denselben sprach, so glauben wir doch die Skizzen und Geschichten in „Tannenharz und Fichtennadeln" noch etwas höher stellen zu müssen und somit einen bedeutenden Fortschritt des Dichters konstatiren zu können. Rosegger hat das Zeug in sich, der Berthold Auerbach von Obersteier zu werden. — **Die „Kölnische Zeitung":** Auch in diesem Werkchen sehen wir die Beobachtung bestätigt, daß die süddeutschen Volksdichter in der schriftlichen Darstellung ihrer Mundart und Volksweisen die Grenzen der Natürlichkeit und wahren Volksthümlichkeit weit besser inne zu halten wissen, als viele ihrer norddeutschen Kollegen, welche mehr von dem modernen, städtischen gebildeten Wesen angegriffen sind. — **Die „Allgemeine Familienzeitung":** Dieses neue, anspruchslose, aber höchst anmuthende Werkchen von R. ist ebenso heiter und wird in Prosa wie in Versen, denen das Gewand der Dialektik nichts von ihrer Naturfrische, ihrer reizenden Gemüthlichkeit, ihrem anziehenden Humor raubt. Unter den Prosaaufsätzen sind manche, die als treuere [illegible] oder Photographien aus dem obersteierischen Volksleben sich mit dem Besten messen dürfen, was unsere Literatur gerade im Bereiche solcher Schilderungen, Novellen und [illegible] besitzt. — In vielen Dingen Hebel, Reuter und anderen Meistern ebenbürtig, ist dieses Talent naturwüchsig, frisch und originell.

In ähnlich günstiger Weise sprechen sich über Rosegger's bisher erschienenen Schriften viele andere Journale des In- und Auslandes aus.

Stimmen

über P. K. Rosegger's Erzählung:

„In der Einöde".

Die „Presse" sagt unter Anderem: Wie meisterhaft Rosegger den Ton österreichischer Gebirgsbewohner trifft, ist längst bekannt. Die Gestalten, welche er in kühnen Zügen zeichnet, erscheinen so lebendig, daß man gewissermaßen mit ihnen zu denken und zu fühlen wähnt. — So auch im vorliegenden Buche. — Die zwar einfache, doch anregende Handlung ist mit den reizendsten Naturschilderungen durchwoben, darunter ganz einzige Bilder, wie sie nur ein sinniger Beobachter, wie der Verfasser, dessen Blick den Schönheiten der Natur mit bewundernder Verehrung folgt, auszumalen versteht. Die „Tagespresse": Rosegger ist als Schilderer des Volkslebens nahezu unübertrefflich, und nicht landsmännisches Vorurtheil ist es, wenn wir behaupten, daß er, was Naturtreue, Schärfe und Wahrheit der Charakteristik und poetisch schöne Sprache betrifft, Auerbach, wenn nicht überflügelt, so doch vollständig einholt. Alle Vorzüge des Autors treten in dem genannten Buche (In der Einöde) in künstlerischer Vollendung uns entgegen. — Wir müssen ehrlich gestehen, daß wir seit Langem nichts mehr zu lesen bekamen, was uns so innerlich befriedigte, was uns so erfreute, wie dieses Buch, auf welches die österreichische Literatur stolz sein kann. (Ganz Aehnliches sagt der „Pester Lloyd".) Die „Europa": Der Verfasser hat unstreitig ein sehr hübsches Erzählertalent und bewährt dasselbe auch in vorliegendem Werke. Die Charaktere sind eigenartig gezeichnet, die Schilderungen des Volkslebens sehr anschaulich durchgeführt. — [illegible] „Literarische Unterhaltungen": Diese neueste Dichtung [illegible]

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Einöde" geht in ihren Intentionen weit über alles bisher von demselben Verfasser Geschaffene hinaus. Die „Linzer Tagespost": Den Verehrern Roseggers, und deren Zahl ist Legion, da Jedermann, der nur eines seiner Werke, wie: „Geschichten aus Steiermark", „Gestalten aus dem Volke der österreichischen Alpenwelt" ꝛc. ꝛc. gelesen hat, zu seinen erklärten Freunden zählt, wird es zur Freude gereichen, ein neues und zwar umfangreiches Werk Roseggers in die Hand zu bekommen. Wie plastisch und voll lebenswarmer Natürlichkeit, wie anmuthsvoll und von einem gewissen sittlich ästhetischen Empfinden geleitet Rosegger zu schildern und zu erzählen versteht, ist allzu bekannt, als daß es eines weiteren Nachweises bedürfte. Denn Rosegger steht in seinen Schilderungen aus dem Volke neben Auerbach unerreicht da. Mit dem vorliegenden Werke hat sich Rosegger in einer umfangreichen Erzählung versucht, und ist dieser Versuch ebenso eminent gelungen, wie wir es an seinen kleineren Erzählungen gewohnt sind. Die Erzählung ist ganz aus dem Volksleben gegriffen und fesselt von Anfang bis zu Ende das spannendste Interesse, daher wir überzeugt sind, daß dasselbe für Jedermann eine Lieblingslektüre bilden wird. — Aehnliches sagen die „Politik", „Grazer Tagespost", „Laibacher Tageblatt", „Wiener Vorstadtzeitung" u. s. w., u. s. w.

Geſchichten aus den Alpen.

Geschichten aus den Alpen.

Von

P. K. Rosegger.

Erster Band.

Pest.

Verlag von Gustav Heckenast.

1873.

BIBLIOTHECA
MONACENSIS

Buchdruckerei des Frankfurter Vereins.

Inhalt.

I. Band.

	Seite
Die Hatze im Walde	1
Die Pfingstnacht	39
Der rothe Rotz und die ewige Jüdin	69
Die neue Bahn	83
Ländlicher Liebe Lust und Leid	165
Das Kreuz am Dornstrauch	179
Die kalte Braut	195
Die beiden Trommler	227
Der Mann mit den dreizehn Thalern	239
Maria unter der Linde	295

Die Harfe im Walde.

Unser Herz in zwei Hälften,
Eine Hälfte mit zwei Saiten
In der einen jauchzt die Freude,
Und der Schmerz weint in der zweiten,
Und des Schicksals Finger spielen
Kundig d'rauf die ewigen Klänge,
Heute frohe Hochzeitslieder,
Morgen dumpfe Grabgesänge.

Wenn in der verlorenen Thalschlucht über dem dämmernden Nichtenwald nicht dichter, weißer Rauch aufstiege, wir fänden die kleine Menschenwohnung nicht, zu der wir heute unsere Zuflucht nehmen müssen, weil es schon dunkel im Gebirge und weil sich über den Almen und Felswänden dichtes Gewölk zusammenschiebt.

Als ob sie schliefen all' in schwüler Hochsommerszeit, so still sind die Bäume, nur tief unten rauscht der Wildbach. Aber es ist nicht gut, wenn der Wildbach so rauscht, da kommt gewiß ein Sturm; — faßt heute den Speik und die Alpenrosen, und kommt, es fallen schon schwere, eckigte Tropfen.

Jetzt war ein sanftes, plötzliches Aufleuchten zwischen den Stämmen; nun rollt es hoch oben tief und schwer, es ist, als könne sich der Donner durch das dichte Gewölk kaum

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

durcharbeiten. Und jetzt — sind sie wach, die Bäume, jetzt schlagen sie mit den Aesten und wecken die letzten Schlummernden auf — jetzt rauschen sie alle. Ein Habicht kreist hoch über den Wipfeln dahin, der bringt den Sturm. Eilen wir abwärts!

Eine Gestalt huscht an uns vorüber, ein Mann, wild und schwarz und bärtig, mit gespannter Flinte. Plötzlich kauert er zusammen und fährt mit dem Laufe aufwärts; sein Auge glüht, das Rohr sprüht, der Habicht stürzt getroffen nieder.

Langsam fällt das Thier durch die Aeste von einem zum andern, und jetzt bleibt es gar hängen gerade über dem Schützen.

Schon rauscht und braust es nieder von den Wolken, aber der Mann murmelt: „Du Rabenaas, ich krieg' dich doch!" und er klettert auf den Baum wie ein Eichhörnchen, faßt den todten Vogel mit den Zähnen und ist schon wieder auf dem Boden.

Das Gewehr über der Achsel, die Beute hoch in der Hand, so eilt er nun durch Wald und Wetterſturm der Hütte zu.

Zwischen hundertjährigen Fichten steht sie, vor sich die rauchenden Meiler und die Kohlenschütte mit dem Ziegenstalle und hinter sich den tosenden Wildbach. Durch die kleinen Scheiben schimmert ein rötlicher Schein heraus, die Thür ist zu. Der Mann rüttelt und schreit: „Milian, du alter Bärenhäuter, du!"

„Wie's der Hans?" ruft es von innen und schon fliegt die Thüre auf: „Geh' nur her, Hans!"

„Behältst mich heut' bei dir, ich geb' dir eine Pfeif' Tabak!"

„Die Pfeif' Tabak nehm' ich schon, aber für's Dableiben wirst nichts schuldig."

Der Köhler, der das sagte, war eine große, derbe Gestalt, deren Gesichtszüge man vor Kohlenruß kaum erkennen konnte. Er stak in einem weiten Lodenkittel, die Schenkel deckte eine enganliegende, verschossene und verfetzte Lederhose, vom Knie abwärts waren die Füße nackt bis auf die Holzschuhe.

So stand er vor dem mächtigen Feuer seines Herdes und warf Aeste und Kohlen in dasselbe. Unten am Lehmboden war ein Holzbalken, und so oft der Mann auf diesen trat, sprühte und lohte das Feuer in heftiger, blauer Flamme auf und prasselte dabei. Auf der schwarzen, räucherigen Holzwand hingen unter verschiedenen Haus- und Küchengeräthen große Hämmer und Zangen, und im Winkel neben dem Herde stand ein kleiner Amboß.

Der Kilian ist ein gewerblicher Mann, nicht blos daß er die paar Meiler draußen versorgt, er schmiedet den Holzleuten im Edelwald auch ihre Aexte und Beile und schärft ihre Steigeisen und Sägen. Und hinter seiner Küche und Werkstatt hat er eine recht geräumige Stube, der Kilian, und in dieser Stube stehen unter Anderem sechs oder acht Stühle und ein langer Tisch. An der dunkelbraunen Holzwand zwischen den kleinen Quadratfensterchen sind Reh- und Hirschgeweihe angebracht, von denen Agnes, des Köhlers Töchterlein, seinerzeit behauptete, sie seien aus der Wand hervorgewachsen. An der Ecke über dem Tisch, steht das

Heiligthum — ein Muttergottesbild, aus Föhrenrinden geschnitten — vom Großvater her noch. Um dieses Bild hängt allweg ein Kranz, im Frühjahr aus Tannenzweigen oder Preißelbeerſträuchen, im Sommer aus Wildfarren und Alpenrosen, im Herbſt aus Enzianblüthen und Edelweiß und im Winter ſchlingt ſich das wunderbare Gewebe bunter Moose um das Heiligthum des Hauses.

In dieſer Stube nun treibt Vater Kilian noch ein drittes Gewerbe. — Dort im reichgeſchnitzten, ſchwarzen Kaſten, hinter den kleinen Trinkgläſern ſtehen ſie, die vollen Flaſchen!

Wie und wodurch ſie voll geworden ſind? Das läßt ſich kurz erzählen. Da iſt in den Herbſttagen Agnes hinaus in das Geſchläge und auf die Heide gegangen, hat „Moſchbeeren" und andere Früchte und Gewächſe geſammelt und heimgebracht. Und der Vater hat neben den Meilern einen kleinen Ofen gebaut und einen Thonkeſſel mit einem langen Halſe darüber gemauert. In dieſen Thonkeſſel hat er die Moſchbeeren und die anderen Früchte und Gewächſe gethan, und hat dann Alles feſt verſchloſſen bis auf die Halsröhre, die in einen Hafen mündete. Hierauf hat er in dem Ofen unter dem Gefäß ein kräftiges Feuer gemacht und hat ausgerufen: „Jetzt, wenn ein Geiſt d'rin iſt, ſo komm' er heraus, ich beſchwör' ihn!" Und richtig — er kam heraus durch den ſchmalen engen Kragen und ſo lang' und ſo viel, bis all' die Flaſchen voll geworden, die jetzt dort im reichgeſchnitzten, ſchwarzen Kaſten ſtehen.

Und wenn nun die Holzleute, oder die Pecherer, oder die Spreiſer kommen, oder wohl auch ein Wildſchütze, und ſie ſetzen ſich um den langen Tiſch und reden von Geſchichten

und Angelegenheiten, wie sie im Walde sind, so tritt der Kilian herbei und fragt: „Mögt's Einen?“ Und gleich sagen Alle: „Nu, hast einen rechten Beißer? Gib nur her!“

Dann schlagen sie für das volle, funkelnde Gläslein gleich eine Münze hin auf den Tisch, als wollten sie dieselbe noch früher, als sie sie dem Wirthe hingeben, im Holze abtragen; — wahrhaftig, bei Manchem thät es auch noth, daß er sich vom letzten Groschen, den er in der Köhlerhütte ausgibt, ein Abbild behielte, denn er kommt oft nicht so bald wieder zu einem.

Und so sitzen sie zusammen stunden-, ja oft tagelang, die rauhen, wilden, bärtigen Männer; jeder hat sein derbes Streitbeil (Bergstock) neben sich lehnen und in der rechten Lodertasche sein langes, blitzendes Messer. Manchem wäre auf dem finsteren Waldweg nicht gut begegnen, am wenigsten, wenn man ein Jäger ist.

Den Jäger hassen sie, weil er ihnen den Braten fortträgt aus dem Walde, den der liebe Gott doch für sie, die Armen, erschaffen! Sie geben Steuer und Abgaben, sie verrichten redlich ihre Robotdienste, aber das Neue verhöhnen sie und dem Jagdgesetze trotzen sie bis auf's Messer. Wildschützen sind sie und wenn sie einander aus Jähzorn erschlagen, so verfolgen und morden sie den Jäger aus Verfatz und Rachegefühl. Heute fromm wie ein Lamm, morgen wild wie ein wüthender Tiger — so sind sie, die sonderbaren Menschen, wie sie da wachsen mitten in der Wildniß.

In die Stube nun, wo diese Gesellen stunden- und tagelang zechen, die aber heute leer war, hieß der Köhler den Angekommenen eintreten. Dann nahm er ihm die Klinte ab

und verbarg sie unter einer Diele des Fußbodens, denn oft verlaufen sich auch Forst- und Jagdgehilfen in die Hütte.

„Magst einen Beißer, Hans?“ frug Kilian und steckte einen brennenden Span in den Haken am Ofen, „na, hörst, wenn du heut' sonst nichts kriegt hast, wie den Wettergeier da, dann bist wohl keinen Tropfen werth!“

Da fuhr der Hans auf: „Ja, glaubst du denn, man fängt die Rehböcke so unter den Steinen heraus, wie die Regenwürmer? Ei ja, wenn diese kreuzverfluchten Jäger nicht wären! Aber heut' sind sie dir wieder umhergestreift im Edelwald, wie räudige Füchse. Und wenn Einer einmal sechzehn Jahr im Kotter sitzt, wie ich, dann fährt er nicht mehr so hitzig d'rein. Probir's nur selbst! — Wär' dir heut' schön einmal zu Schuß kommen; steht so seine achtzig Schritt vor mir ein sakrischer Sechzehner. Ich — mich gleich hinter den Busch niederlassen und zur Wange fahren ist das Erst', aber — paff! schnalzt es an einer andern Seite und der Rehbock kugelt hin. Vermaledeit! denk' ich, ist gewiß ein Jäger da! — und schau', gleich unten an der Wand springt der Franzinger vorüber und dem Thiere zu. Heut' kommst mir recht, Franzinger, denk' ich, heut' zahl ich! und leg' den Finger schon an den Hahn. — Teufel, fällt's mir ein, Franzinger, wenn mir nicht deine Kathl erbarmen thät und deine stubenvoll Kinder, du kämst nicht vom Fleck, aber so — ! — Hab' dann abgesetzt und bin fort durch den Anwachs herab; 's ist schon dunkel geworden. Was schieß' ich heut', denk' ich mir, daß die Kugel im Rohr nicht faul wird; — nu, da seh' ich dir gerade den Geier da und den brenn' ich herab. Magst ihn haben, Kilian, nagl' ihn an die Wand

wenn du willst: nur ein paar Federn behalt' ich mir und die Augen, die brauch' ich."

Der Kilian drehte den Habicht eine Weile bei den Flügeln hin und her: „Ein schöner Kerl' mag ihn schon; dank' dir Gott. Und jetzt trink', ich muß hinaus zu meinem Feuer."

Darauf, wie Hans allein war in der Stub', zog er sein Messer aus der Tasche, stach dem todten Thiere die Augen aus und verzehrte sie.

Habichtsaugen genossen gelten dem Schützen einen sichern Blick. Auf hundertfünfzig Schritt schießt der Hans, wenn er will, einer Gemse in die Nüster, weil er Habichtsaugen ißt.

Mit diesem Werke fertig, wirft der Wilderer den Vogel unter die Bank. Dann zündet er sich ein Pfeifchen an, läßt es aber wieder ausgehen; — er starrt finster auf den Tisch. Die Spanflamme flackert hin und her, als sei sie nicht recht einverstanden mit dem, was der Wilderer denkt.

Draußen tost der Wettersturm. Die Bäume krachen, die Wände des kleinen Hauses ächzen, der Wildbach braust und beim Leuchten der Blitze sieht man es, wie er anprallt an das moosige Gestein und aufschäumt. Wenn alles Andere wüthet und vernichten will, so wüthet der Wildbach am ärgsten, auch er ist ein Sohn des Waldes, ist mächtig und frei. — Die ganze tiefe Schlucht ist sein Gebiet. Wer hat dem Köhler gesagt, daß er da seine Meiler und seine Wohnung hinstellen darf? Weg, fort hinab mit Allem! — Er thät's, der übermüthige Wildbach, aber eine Felswand nimmt sich der armen Hütte an; der Rasende zerschellt an dem herrischen Wächter und schäumend vor Wuth stürzt er weiter. — Aber diese Wuth währt nicht an; vielleicht schon morgen wieder rieselt

das Bächlein luſtig plätſchernd dahin, hilft dem Köhler arbeitſam die Kohlen löſchen und gibt ihm zu trinken, ſo viel er will. Sie ſind alle ſo, die Söhne des Waldes.

Der Kienſpan war ausgelöſcht, aber in der Seele des Mannes glühte es noch fort.

Draußen in der Werkſtatt wurden mehrere Stimmen vernehmbar.

„Seid's da? Na, Gott ſei Lob und Dank!“ rief Miran und hielt einem jungen Mädchen und einem jungen Burſchen, die in triefenden Wettermänteln hereingeſtolpert kamen, die Hand hin. Na, heut wohl, Agnes, heut hat's dir das Brautkranzl wohl aufgefriſcht! Was hab' ich denn geſagt zu Miran? Nicht's acht, hab' ich geſagt, 's kommt wos, heut; 's riegen die Weiſen ſo in's Heuer! Na, iſt gut, daß ihr da ſeid's, ihr Letterer, ihr! Macht's euch zurecht, jetzt; du Baldi hängſt da über den Herd deinen Wettermantel auf; du Agnes weiſt ſo den Hausbrauch!“

„Aber nein,“ ſagte das Mädchen, „ich bin ganz zuſammengeſchlagen, der Schrecken! jetzt denk' dir, Vater, es gruſelt ſchon wieder oben bei der Kapelle. 's iſt die Nacht und der Regen ſchon da, wie wir vorbeigehen. Stehen wir unter da! ſagt der Baldi. Bin juſt nicht dafür, denk' ich mir noch, 's ſchlägt gern ein bei der Kapelle, aber wenn er's denn g'rad will, ſo iſt's mir auch recht. Und wie wir juſt unter's Dach ſpringen wollen, da kracht's und poltert's d'rin, wie wenn der ganze Altar zuſammenfallen thät, und ein Poſaunenklingen haben wir auch gehört. Mein Baldi da will nachſehen, was es iſt; — Jeſus, ſag' ich, thu' mir das nicht an! und zieh' ihn beim Rock mit fort im ärgſten Regen!“

„Na ja, weil du halt ein kindisches Diandl bist, ein guter Geist thut Niemand was und ein schlechter mag Niemand was thun," sagte der Bursche und wischte sich Schweiß und Regen vom Gesicht.

„Wo habt's denn den Pechhacker gelassen?" frug der Köhler.

„Je, der muß jetzt und jetzt da sein," entgegnete Agnes, „der hat nur einen Seitensprung zu seinem Mardereisen gemacht, das er oben beim Holzsteg gelegt hat."

Drüben in der Feichtau waren sie heute, die Agnes, der Baldl und der Pechhacker; beim Pfarrer waren sie.

Der Baldl ist unter den Holzleuten im Edelwald der Meisterknecht. Er ist im Walde geboren und hat schon seit seiner Kindheit im Holze gearbeitet. Er hat sich selbst den Sterz und die „Hirschen" gekocht und das Beinkleid geflickt, wie jeder Andere. Wie er nun aber auf einmal Meisterknecht wird und einen höheren Arbeitslohn erhält, fällt's ihm ein: Ich koch' mir meine Hirschen nicht mehr selber und mein Beinkleid richt' ich mir auch nicht mehr selber; ich nehm' mir so ein Weibsmensch in die Hütt'; — die Agnes unten, die geht mir schon herauf und die thut mir's schon. — Darauf haben sie lange hin und her geredet in der Köhlerhütte. Der Kilian hat manches Gläslein Beißer dabei eingeschenkt und der alte Pechhacker, der Agnes ihr Pathe, hat bei diesem Rathen und Sinnen und Grübeln drei Pfeifenröhrchen zerbissen, bis er endlich ja gesagt hat.

So sind sie heute drüben beim Pfarrer gewesen und in acht Tagen haben sie einen kleinen Freudentag in der Feichtau beim Wirth.

Das Unwetter hatte etwas nachgelassen, nur von den Bäumen rieselte es noch nieder. Der Kilian ging nachsehen, wie es mit seinen Meilern geworden war. — An diesen ist gar alles Waschen vergebens, sie sind noch so schwarz, wie früher; nur der Rauch, der aufsteigt, ist jetzt in der Nacht schier noch weißer, wie sonst.

Endlich kam der große, hagere Pechhacker. Aber er kam nicht allein: ein Mann und ein Weib in fremdländischer Kleidung humpelten ihm nach durch die Thür und stießen mit den steifen, breiten, seltsamen Päcken, die sie mit sich schleppten, an den Füßen, daß es klirrte.

„Halla, auf, Hochzeitleut', die Musikanten hab' ich schon bei mir!" schrie der Pechhacker lachend und warf seinen nassen, breiten Filzhut auf die Bank, daß es spritzte, „da eben in der Kapelle hab' ich sie gefunden, die Liedermänf': ganz naß und schier erfroren sind sie gewesen. Haben im Gebirg den Weg verloren und haben in der Kapelle übernachten wollen. Das geht nicht! sag' ich, ihr seid's naß, 's geht ein eiskalter Wind und die Nacht ist lang. Das Mutterl schaut ob' schon so krank aus. Kommt, sag' ich, herüber mit herab zum Köhler Kilian, der hat schon eine Zapp' und ein Lager für euch. Der Kilian ist ein guter Kerl, sag' ich."

„Eine Zapp' hab ich schon," versetzte Kilian, „aber mit dem Bett wird's wohl schlecht ausschauen, heut."

„Ach, ich bitt' euch," flehte der Mann in fremdländischer Kleidung, „für mich ist's überall gut, aber die Meine da, die ich mir so krank geworden; 's wird doch wo ein warmes Plätzchen für sie sein, wenn wir bitten dürfen um Gottes willen?"

Agnes wußte Rath: „Das Mutterl da soll oben auf dem Dachboden in meinem Bette schlafen, hab' schon zwei schwere Decken, daß ihm mudwarm ist; ja, aber ihr Mann — ich hab' schon gesehen was ihr da in eurem Sack d'rin habt, ihr müßt uns aufspielen dafür die ganze Nacht! gelt, Baldi?"

Und es blieb dabei. Das fröstelnde Weiblein trank eine hölzerne Schale voll gekochter Haismilch, dann stellte es sein Instrument vorsichtig in einen Winkel und sagte ihrem Manne und Allen eine gute Nacht. Und dann führten sie die Kranke hinauf auf den Dachboden zum Bette der jungen Köhlerin und trugen auf dasselbe alle Decken und trockenen Kleider zusammen, die in der Hütte aufzutreiben waren.

Hierauf aßen noch die Anderen Suppe und Brot dazu, dann wurde ein frischer Span in die Stube getragen und dann setzten sich Alle um den Tisch und schenkte der alte Kilian Jedem Branntwein ein.

„Hans!" polterte der Pechhacker den finsteren Gesellen an, der immer fast unbeweglich in seiner Ecke kauerte, „wann erwürgen wir den Franzinger? mir hat er heut' das Marder-eisen ausgenommen. Ich sag' dir, der gibt nicht Ruh', so lang' er seine Bohnen nicht im Bauch hat!"

Der Wilderer ließ ein paar Blicke unter der abwärts-gebogenen Hutkrempe hervorschießen und murmelte: „Hätt's noch thun sollen, heut', hab' ihn schon auf der Rück' gehabt. 's ist Einem verteufelt langweilig am Abend, wenn man nichts geschossen hat."

Das Mädchen war in eifriger Unterhandlung mit dem fremden Mann, daß er endlich doch die Harfe aus dem Sack

ziehe — 's war ihm schon so wunderlich in den Füßen, als ob alle zehn Zehen zu Rädchen geworden wären. Und kaum, daß der Mann die Finger nun an die Saiten legte, haschte Agnes schon nach dem Baldi, aber — weh! die Saiten klangen nicht: — der heftige Regen hatte sie gar heiser gemacht.

„Werden schon trocknen," sagte der Kilian zu dem Harfner, „kommt' jetzt und setzt euch da zum Tisch und kostet einen Beißer. Wo des Weg's zieht ihr gar her?"

„Je nu, wir zieh'n halt so herum in der Welt und musizieren den Leuten was vor. Wo es lustig zugeht, da bleiben wir: wo sie gern tanzen, da spielen wir leicht auf und wo sie nicht tanzen, da singen wir Lieder. Die Meine hat wohl einmal eine recht schöne Stimme gehabt und wenn sie gesungen hat in den Gassen der großen Städte, so haben Fürsten und Grafen die Fenster aufgemacht. Seit wir aber vor einigen Jahren unser Kind begraben haben, ist meinem Weib der Stimmstock umgefallen. 's will nicht mehr recht gehen jetzt, und wenn wir singen in den Städten, so geben uns die Leute wohl Geld, aber sie geben es uns nicht, daß wir singen, sondern daß wir nicht singen sollen. Ich hab' im Spaß noch gesagt, wenn sie uns das Aufhören lohnen, ist's auch recht, brauchen wir die Saiten nicht zu stimmen. Aber der Meinen war's gar nicht recht, sie hat geweint, gehen wir halt fort, hat sie gesagt, und gehen wir hinein in die Gebirge, wenn's Brot auch schwärzer und härter ist, wenn uns die Leute nur zuhören. Mir auch recht, antwort' ich, nu, und d'rauf sind wir da in die Berge hinein."

„'s ist eine arme Sach'," meinte der Kilian und trommelte auf dem Tisch, „und wo seid ihr denn daheim?"

„Im Böhmerland," antwortete der Mann.

„Im Böhmerland," sagte der Pechhacker nach und füllte aus einem Blasenbeutel Tabak in sein Pfeiflein — „im Böhmerland hab' ich einen Sohn unter der Erd'." Er drückte mit dem kleinen Finger den Tabak sehr fest hinein. — „Meinen Albert." Es ging immer noch Tabak in die Pfeife. — „Bei Königgrätz haben sie mir ihn erschossen."

Jetzt stand der große, hagere Mann auf und ging zum Ofen, wo der Span brannte, dort zündete er sein Pfeifchen endlich an. Dann ging er wieder zurück zum Tische, zog eine alte Brieftasche aus dem Sacke und nahm zwischen einigem Papier ein zerknittertes Briefchen hervor: „Der wird's wohl sein, ja, der wohl! Das ist der Brief, den mir mein Albert vom Böhmerland aus geschrieben hat; thut ihn lesen, Vetter."

Und als der Alte das Briefchen dann wieder in die Tasche schob, sagte er leise: „Ist das Einzige das, was ich hab' von ihm."

Das Briefchen wird bald nicht mehr zusammenhalten; 's ist schon so zerrissen an den Bugen. Der Pechhacker zeigt es Jedem, der ihm begegnet, und wenn er hinüber in die Feichtau kommt, so muß es ihm der Schulmeister immer und immer wieder vorlesen. Es ist das Einzige, was er hat von seinem Sohne!

„Und was gibt es sonst Neues draußen in der Welt?" frug der Köhler den Musiker, da Gevatter Pechhacker schon lange nichts mehr gesagt hatte, sondern mächtig rauchte.

„Just nicht viel Lustiges, wahrhaftig," entgegnete der Harfner, „wie's halt schon ist in der Welt, die Franzosen kommen wieder."

Ueber dieſes Wort richteten Alle ihre Köpfe auf; auch der finſtere Hans den ſeinen. Und der Köhler verſetzte: „Das wird doch eine Lug ſein, Vetter!“

„Bei Leibe nicht, ſie rücken ſchon in's Preußenland ein.“

Jetzt hörte man eine Zeit nichts, als den Wildbach draußen: aber plötzlich ſchlug der Pechhacker mit ſeiner derben Knochenfauſt auf den Tiſch, daß die Gläſer tanzten. „Sakera!“ fluchte er, „die Franzoſen kommen! Dieſe Leut' geben aber doch gar keine Ruh' in der Welt! Sag', Kilian, ſind ſie nicht bei uns da auch ſchon geweſen? Haben ſie dir nicht deinen letzten Laib Brot davon getragen, haben ſie nicht dem Voglſepp das Weib aus dem Hauſ' geſchleppt und zu Grund' gerichtet! — Flüchtlinge ſind wir alleweil geweſen, Vetter; wir gehen nicht zur Stellung, wir Holzleut', wir warten, bis ſie uns holen. Wir mögen unſer Heimatland nicht verlaſſen und zum Leuterſchlagen geben wir uns nicht gern her. Damals aber, zur Franzoſenzeit, haben wir wohl gewußt, was es zu thun gibt, da ſind wir freiwillig gangen, wir Bauern und Holzleut'! Aber gebeten haben wir nicht erſt draußen im Kreisamt: gebt uns einen Säbel! und gefragt haben wir nicht erſt: wo anſtehen, wo hinſchlagen? — Gleich unſere Holzhacken und unſere Beile haben wir mitgenommen und die franzöſiſchen Schädel ſind auseinander geſprungen, wie die Krautköpf'! — Und wir gehen noch einmal! Sind zwar ſchon alte Teufel, wir, aber ein wenig Mark und Bein haben wir noch, und wenn's wahr iſt, daß ſie anrücken — Edelwaldleut'! wir geh'n noch einmal! Sind denn dieſe elendigſichen Franzoſen unſere Herren? Das möcht' ich wiſſen, ich! — Kreuzſakrament!“

Der Mann war aufgesprungen, hatte sein langes Messer aus der Tasche gerissen und dasselbe fluchend tief in den Tisch gestoßen.

Es war Keiner sitzen geblieben während der feurigen Worte des Pechhackers. Der Hans hatte die Diele aufgerissen, unter welcher seine Flinte lag; der Köhler hatte an die Wand nach einer blitzenden Axt gehascht, als stünde der Feind schon vor der Hütte; selbst der sanftere Waldl erraffte fluchend die roth flackernde Fackel.

In diesem Moment rief Agnes: „Ei, Herr Vetter, jetzt wird die Harfe wohl schon [illegible]en sein!"

Dieses Wort war wie Rettung für den geängstigten Musiker, schnell nahm er sein Instrument, die Finger zitterten, die Saiten klangen . . .

— Du heiliger Harfenklang, mögest du ewige Versöhnung singen den Menschen auf Erden! —

„Ihr dummen Leut', sie sind ja noch lang' nicht da!" lachte Agnes und umfing ihren Bräutigam zum Tanze. Ein lustiger Ländler klang; und ein lustiger Ländler dämpft wildes Blut allweg nieder.

Das junge Paar walzte durch die Stube, der Köhler pfiff bald mit, schnalzte mit der Zunge und mit den Fingern den Takt, faßte endlich gar den Pechhacker: „He, Gevatter, wenn auch die Franzosen nicht da, sind wir halt unter uns wieder jung! — Spielmann, einen Altsteirer auf, einen Steinsteirer!

Wann ma z'[illegible]schlog'n
[illegible] ma [illegible],
Wann ma [illegible] [illegible]'n.

[illegible]

Tonz'n ma hoansteirisch
Wann ma Diandl hab'n.
So hab'n ma 's hoansteirisch,
Und hoansteirisch san ma 's g'wohnt.

Schwoaf hoansteirisch,
Schwoaf hoanbäurisch,
Trog'n ma Rock und Kropf,
So trog'n ma 's hoansteirisch.
Sein ma guat banand,
So sein ma 's hoansteirisch.
Und hoansteirisch wir'n ma 's Schlag!

Der Harfner aus dem Böhmerlande konnte die steirische Weise nicht spielen, aber sie tanzten nach dem Liede, das der [illegible] sang. Wie die zwei alten Männer, der eine in grauen Strümpfen und hohen Bergschuhen, der andere mit nackten Wadenschenkeln und in Holzschuhen, so zusammen tanzten, das war heiter zu sehen. So eine herrliche Verlobungsfeier war im Gebirge nicht bald dagewesen; der Musiker mußte aber auch den Weg verfehlen, daß er in diese Thalschlucht kam.

Nur der Hans that nicht mit. War ihm der Jäger Franzinger noch im Kopf oder gar der Franzose, oder stand sein Sinn nach einem fetten Rehbock oder nach einem lustigen Gemslein hoch oben auf dem Felsenkamm; — in seiner Augen Gluth war's nicht zu erforschen und seinen Mund hielt er so fest zusammengepreßt, daß zeitweilig gar die Zähne krachten.

Er lugte durch das kleine Fensterlein. Draußen über den schwarzen, finsteren Tannen stand der klare Sternenhimmel, nur weiter hin gegen Mittag zog sich noch ein Gewölke.

Hans zog ein braunes Horn aus der Tasche, schüttete Pulver auf seine hohle Hand und that dasselbe in das Rohr seiner Flinte, dann ließ er eine Bleikugel hineinrollen, stieß mit dem Ladestock einen Papierballen nach und prüfte den Hahn.

Dann starrte er wieder durch das Fensterlein.

„Könnt Ihr denn kein steierisches G'sangel, ihr böhmischen Vetter, ihr langweiliger?" rief der Kilian dem Harfenspieler zu, „jetzt spielt mir einmal nach:

D' Liab is a Vogerl,
Im Mai nur fliag[illegible]er,
Dös Vögerl muaßt fongen,
Dös Vögerl muaßt fongen,
Sunst fliagt's wieder weiter,
Ni kummt's neamamehr!"

Leicht und lustig spielte der Harfner die liebliche Weise nach. Dann sang der Köhler weiter:

„Und 's Vögerl is hoamlich,
Im Herz is sei Haus,
Harz, wenn ih di aufmoch,
Harz, wenn ih di aufmoch,
Ner gruberl koans Vögerl
Fliagt neamamehr aus!

Und d' Liab is a Bleamerl,
Muaßt's allaweil pfleg'n,
Schau, d' Liab braucht a Busserl,
Schau, d' Liab braucht a Busserl,
A Busserl, zan Wachsn
Wia's Bleamerl an Reg'n!

Und d' Lieb is a Bacherl,
Kimmt unta die Bruck.
Und mei Herz is a Schifferl,
Mei Herz is a Schifferl,
Fahrt hin in's groß' Wassa,
Kimmt neamamehr z'ruck!

Und d' Lieb is a ....."

Plötzlich schrillte die Harfe — dann war sie still. Drei Saiten auf einmal waren gesprungen.

Auch der Gesang war verstummt und der Pechhacker meinte, das Saitenspringen jetzt auf einmal, das müsse was bedeuten.

„'s wird der Nässe wegen geschehen sein," sagte Kilian und schenkte dem Musiker frischen Branntwein ein.

Dieser sann, was jetzt zu machen, er hatte keine neuen Saiten vorräthig; Agnes war für das Zusammenknüpfen der alten und hielt immer den Baldl fest, daß er ihr mittlerweile nicht etwa entlaufe.

„Das Wetter ist vorbei," bemerkte Kilian, durch das Fenster blickend, „ich muß jetzt zu meiner Kohlstatt hinaus, es ist am Meiler die Lösch abgerutscht."

„Und für mich ist's auch Zeit, daß ich zu meiner Hütt' hinausgeh'," sagte der Pechhacker, „mein Weib wird schon auf sein und noch vor Tags wird unter's Pech geheizt. Seh', Vetter, da habt einen Groschen für's Aufspielen und Euer Weib lass' ich noch einmal grüßen! — Je, wo ist denn der Hans?"

Der Hans war nicht mehr in der Stube; während des Tanzes hatte er die Flinte unter die Jacke genommen und unbemerkt die Hütte verlassen.

„Dann sind wir gar allein, ich und der Baldi," warf das Mädchen besorgt ein, da sich auch der Musiker anschickte, zu seinem Weib auf den Dachboden zu gehen.

„'s wird schon das Best' sein," meinte der Kohler, „ihr geht auch zur Ruh', Kinder, müßt halt heut' auf meiner Strohpretsch da ein wenig schlafen. Ich hab' so beim Meiler zu thun bis am Morgen."

Der Baldi that etwas an der Harfe, er wollte just versuchen, ob sie denn gar keinen rechten Ton herausbrächte. Agnes aber schrie: „Nein, und das thu' ich nicht und beim Baldi schlaf' ich nicht!"

„Aber du kindisch' Diandl," beruhigte der Pechhacker, „ihr gehört's ja schon bald zusammen."

„Nein, und das thu' ich nicht!" schrie das Mädchen wieder und war glühend roth im Gesicht.

„Du meine Zeit," lachte Kilian, „was wird dir denn in meinem Bett geschehen, 's ist ja der Baldi bei dir, und wenn's doch, so schrei, ich bin ja g'rad vor der Thür'."

„Aber meine Mutter hat oft gesagt, das Schreien sei schon recht, aber wenn die Anfechtung einmal da sei, verfall' Einem die Stimm'! — Nein, Vater, das thu' ich nicht, da geh' ich schon lieber zu der fremden Frau hinauf und der Musikant schläft beim Baldi da in der Stub'."

Und so thaten sie. Der Pechhacker ging hinauf zu seiner Hütte, um noch zur Morgenfrühe unter das Brennpech zu heizen; der Harfner und der junge Meisterknecht legten sich auf die Strohpretsche hinter dem Ofen, Agnes hüpfte die Holzleiter hinan zu ihrem Bette und der Kilian nahm Schaufel und Kohlenhaken und ging damit zu den Meilern.

Wenn ein Kohlenmeiler durch die schwarze Löschdecke ein Loch bekommen hat und durch dieses Loch lustig das roth-blaue Flämmlein herausbrennt, so brennt es dem Köhler tief in den Geldbeutel hinein. Soll es gute Kohle geben, so darf der Meiler nicht lichterloh brennen, sonst wird Alles Asche; aber glühen muß er, glühen tief im Herzen und immer, immer glühen. Darum hat der alte Josef, der vor Kilian die Kohlstatt hier bearbeitet, oft gesagt: „So ein Meiler ist gerade wie der Mensch, wenn er gewaltig brennt und loht, ist's bald gar mit ihm, er verzehrt sich selbst; aber wenn's ohne äußerlich Funkeln und Flimmern im Herzen stetig glüht, dann kommt das Rechte heraus!“ —

Denkt vielleicht gar der Kilian auch daran, da er jetzt so eifrig Lösche auf die freie Gluth wirft!

Endlich ist Alles wieder zugedeckt und langsam steigt der weiße Rauch auf zu den dunkeln Wipfeln der Tannen und Fichten und gegen den tiefen Sternenhimmel.

Kilian stützt sich auf den Stiel der Schaufel und sieht und sinnt so vor sich hin. Ruhig ist Alles, nur der Bach rauscht stetig — dem Mann ist schier wie zum Einschlafen.

Da geht leise die Thür der Hütte auf. Agnes eilt in purem Nachthemdchen heraus und lispelt angstvoll: „Vater, 's ist was geschehen, 's wird uns das fremde Weib gestorben sein; es ist nicht aufzuwecken und ganz kalt und starr liegt es im Bett.“

Jesus und Maria, jetzt ist die arme Frau gestorben! denkt sich der Köhler und eilt mit seiner Tochter auf den Dachboden. Dort zieht er schnell Buchenschwamm und Stein aus der Tasche und schlägt Feuer. Und beim glühenden

Schwamm nun sieht er's und mit zitternden Händen fühlt er's — die Harfenspielerin ist todt.

Vater und Tochter saßen nun lange am Bette der Leiche beisammen und beriethen, was zu machen sei.

„Der arme Mann wird sich zum Tode erschrecken," meinte das Mädchen, „ich mag gar nicht d'ran denken, s' erbarmt er mir!"

Der Köhler sann nach und sagte: „Jetzt lassen wir ihn ruhen und sich stärken und dann, wenn er erwacht, müssen wir ihn nach und nach vorbereiten. Ach, der gute Mann ist jetzt allein unter fremden Leuten, hat vielleicht sonst Niemanden in der ganzen Welt, — diese kalte Frau da ... 's ist ein Elend!" —

Noch hüllten sie die Decke über die Leiche, wie sie sonst gehüllt ist, wenn ein Mensch schlummert. Dann stiegen sie geräuschlos über die Leiter und dann gingen sie hinaus zu den Meilern und arbeiteten.

Und als es nach und nach lebendig wurde auf den Bäumen und als der Morgenstern aufging, da trat Waldi aus der Hütte, ging zum Bach und wusch sein Gesicht. Hierauf ging er heiter hin zu den Arbeitenden und sagte: „Was ihr doch schon fleißig seid in aller Frühe, ihr bringt ja den Hahn um den Weckerlohn!"

Da eilte Agnes heran und ihm schier den Mund verhaltend, lispelte sie: „Sei still, 's ist heut Nacht ein Unglück geschehen in unserem Haus; — 's ist der Ripperlhans eingekehrt. Da oben liegt die fremde Frau auf der Bahr'. Geh' jetzt hinauf auf den Steinkogel und mach' ein Feuer an,

damit die Holzleut' und die Ämer oben wissen, daß bei uns wer gestorben ist!"

Und Baldi ging auf den Steinkogel und trug Reiser zusammen und als die Morgenröthe aufging, brannte ein großes Feuer auf der Höhe und das leuchtete weithin durch das Waldland und die Menschen, die es sahen, sagten leise: „Dort brennt ein Todtenlicht!" und beteten für eine abgeschiedene Seele. —

Agnes aber und ihr Vater arbeiteten noch immer an den Meilern und in der Kohlschütte; — sie gingen nicht in die Hütte, damit der Mann noch ruhen möge.

Aber kaum war die Sonne auf, so steckte dieser schon seinen Kopf durch das Fensterlein und rief: „Guten Morgen, ihr lieben Leute, habt schönen Dank, 's läßt sich herrlich schlafen in einem kleinen Hause!"

Darauf eilten der Köhler und das Mädchen in die Hütte. Agnes machte Feuer auf dem Herd und schickte sich an, die Morgensuppe zu kochen. Kilian ging in die Stube, nahm so im Vorbeigehen die Harfe in die Hand und meinte, es sei eigentlich sonderbar, daß mitten in der Nacht die drei Saiten so auf einmal abgesprungen; seinem Vater sei das auf der Zither einmal so begegnet und gleich darauf sei die Mutter gestorben.

Der Harfner schien die Bemerkung nicht zu beachten; er zog die Falten seines getrockneten Rockes auseinander, brummte aber dabei: „Das gottlos lange Schlafen von der Nieren! Ja, 's muß ihr wohl auch behagen; die arme Haut ist gestern aber auch recht müd' geworden."

„Jetzt ist mir eine gute, kräftige Supp'," sagte

der Kilian, als Agnes den dampfenden Topf auf den Tisch gebracht hatte. Dann theilte er die Holzlöffel aus, schnitt Brot in die Suppe und dann setzten sie sich zusammen und aßen aus dem Topfe.

„Habt ihr das Todtenlicht gesehen, Vater, oben auf dem Steinkogel?" fing Agnes plötzlich und wischte den Löffel.

„Hab's wohl auch gesehen," entgegnete Kilian, 's muß gar in unserem Thale wer gestorben sein!"

Aber in diesem „Thale" stand nur *eine* Hütte.

Der Harfner legte langsam den Löffel weg, dann ging er zur Thüre und tastete zitternd nach der Klinke.

„Wo geht ihr denn hin, Vetter?" rief ihm der Köhler nach, aber ohne eine Antwort zu sagen, huschte der Mann über die Schwelle und mit großer Hast kletterte er die Leiter zum Dachboden hinan.

„Susanna!" rief er oben in der dunkeln Kammer und nochmals, mit angsterstickter Stimme, rief er: „Susanna!"

„Müßt nicht so erschrecken, Vetter," sagte Kilian, der ihm nachgeeilt war. Dann faßte er die Hand des Musikers und führte ihn zur stillen Bettstatt.

— An der stillen Bettstatt weint ein verwaister Gatte; oben am Dachgiebel zwitschern die Schwalben — und die Harfe? Sie tönt nicht, die Saiten sind gesprungen ...

Es mag der Wald noch so frisch und wonnig sein; es mag auf jedem Ast ein Vöglein schauteln, das unendliche Lebenslust herausjubelt aus dem kleinen Herzen; es mag das Bächlein noch so klar und silbern sein, als gäb' es keine Trüb-

nig auf den Erdenwegen: es mögen sich die Felsen am Waldbach noch so stolz emporthürmen und emporzacken in das tiefe Blau, als wollte das ganze Bergland, wie es lebt und strebt, in den Himmel hineinwachsen; und es mögen all' die Millionen Bäume und Sträuche und Kräuter und Gräser und Moose sich winden und ranken um Erd' und Gestein, als müsse Alles, was da webt und strebt, seinen grünenden, blühenden, duftenden Kranz haben: Der Weg, der durch und über all' das geht, ist traurig, wenn er zum Todtengräber führt.

Und der Weg des Harfenspielers führt zum Todtengräber.

Dieser saß in seiner dunkeln Stube und hämmerte rostige, verbogene Sargnägel zurecht. Und als der Musiker zu ihm sagte: „Mir ist mein Weib gestorben," entwortete er: „Ist schon recht, werden's schon hineinschieben. Geht jetzt nur zum Pfarrer — ich krieg' dann meinen Gulden."

Und der Harfenspieler ging zum Pfarrer und sein Käppchen fest in der Hand zusammenpressend, sagte er: „Hochwürdiger Herr, ich hab' großes Unglück gehabt in der heutigen Nacht; 's ist mir mein Weib gestorben!"

„Wer ist man?" frug der Pfarrer kurz und spielte mit seiner Dose.

„Musiker aus dem Böhmerland, hochwürdiger Herr!"

„Gut katholisch?"

„Ja, sonst schon, aber — sind All' evangelisch in unserer Gemeinde daheim, meine Eltern waren es und ihre Eltern waren es und da sind wir's halt auch geblieben."

„Dann geht's uns nichts an, wir in Feichtau sind gut christlich und haben keinen lutherischen Friedhof!" So sagte

der hochwürdige Herr, dann spielte er weiter mit seiner Dose und schnupfte.

„Aber wo soll ich die Meine denn hinlegen?“ frug der Musiker ganz kleinlaut.

„Wo hinlegen? Ich seh' nicht ein, warum man just mich fragt! Gott befohlen!“

So hatte der Herr Pfarrer von Feichtau gesprochen und darauf ist der Harfenspieler wieder fortgegangen aufwärts, durch Gebränds und Wälder gegen die Thalschlucht, wo die Hütte steht. Und als er in die Stube trat, um dem Köhler sein neues Leid zu klagen, da stand er in einem Heiligthum. Es war nicht mehr die Zechstube wie in der vorigen Nacht, wo hier im Tische das lange Messer stack und Lieder erschallten, nein — anders war's. Mitten in der Stube, milde bestrahlt von zwei Oellichtlein, lag aufgebahrt zwischen Blumen und Rosen sein Weib. Ein Kreuzbild stand daneben und ein Weihwassergefäß und Glas- und Papierbilder hingen und lagen zu allen Seiten. Zu Füßen lehnte, von einem Lärchenzweig umrankt, ihre Harfe. Die Leiche war bekleidet mit einem langen, schneeweißen Hemd, die kleinen Hände lagen über der Brust und hielten einen bunten Wachsstock, um die Stirne hatte sie einen Kranz von Alpenrosen und Wachholder.

So lag sie da, seine Susanna . . . sie lächelte schier — als freue sie sich darüber, daß sie's auf Erden doch noch einmal auf Rosen gebracht. Oder hörte sie Harfenklingen?

Zweimal nur auf Erden lächelt der Mensch im Schlummer; das erste Mal in der Wiege, wenn die Mutter das rosige Wängelchen küßt; das andere Mal, wenn sich der Mohnkranz schlingt um die stille, bleiche Stirne.

Aber der Mann, der an der Leiche stand, lächelte auch; nie noch hatte er so innig gelächelt und nie noch so innig geweint, als in diesem Augenblick. Endlich sank er nieder von der Bahre und schluchzte: „Ja, Susanna, wenn du dableiben könntest! Draußen auf dem Kirchhof versagt man dir die Ruhestätte."

Dann stand er auf und suchte den Köhler. Dieser stand in der Kohlhütte und band ein paar Stangen aneinander zur Bahrtrage.

Der Harfenspieler fiel ihm um den Hals: „Hundert tausendmal Gottes Lohn, du liebvoller Mann!"

„Ei, ei," brummte Kilian unwirsch, „was habt ihr denn?"

„Daß mir mein armes Weiblein auf Rosen gebettet, daß ihm ein Kränzlein aufgesetzt und daß —"

„Ei was nicht noch! Ich hab's nicht thun, wenn's wer thun hat, wird's wohl meine Agnes gewesen sein."

„Wo ist euer Töchterlein?"

„In die Holzknechthütt' hab' ich's hinaufgeschickt zum Zusammensetzen, 's muß doch wer eine Sargtruh' machen!"

Da harrte der Harfner zu Boden und endlich erzählte er es, wie der Pfarrer von Reichtan das Grab verweigert habe seinem Weiblein, weil es lutherisch sei.

Der Köhler lehnte so an der Schüttwand. Er blickte lange und rührte kein Auge, nur daß er mit einem Aestchen auf der Stange Trommel schlug.

„Lutherisch!" brummte er einmal und trommelte weiter.

„Werd' die Meine wohl müssen auf die Achsel nehmen und mit dem in's Böhmerland tragen!"

Da wurde Kilian lebendig. Er richtete sich auf: „Dummheiten! Mag' seinen Segen behalten draußen, der Schwarze, und mag ihn einsalzen lassen, wir stehen just nicht d'rauf an. Lutherisch hin, lutherisch her, sind unsere Altvordern da in der Gegend auch lutherisch gewesen. Wisch jetzt dein Augenwasser weg, Vetter; 's gibt noch rechtschaffene Leut' im Wald und euer Weib soll ein ehrlich Begräbniß haben. Seid still jetzt und bewacht mir's Haus, ich geh' zum Gevatter Pechhacker hinauf."

Und der Harfenspieler ging in die Stube, setzte sich an die Bahre und sah seine Susanna an.

Der Köhler aber schritt hinauf durch den Wald gegen die Hütte des Pechhackers und dann ging er in den Kleinedelwald zu den Holzarbeitern und auf die Alm zu den Speikern und Haltern.

Unterwegs begegnete er dem Witterer Hans, der unter einem Felsen im Gestrüppe kauerte.

„He, du Stromerer, du, was machst denn da?" rief ihm der Köhler zu.

„Ich? — hin werd' ich halt; 's haben mich die Jäger erschlagen wollen."

„Warum nicht gar! und du hast nicht geschossen?"

„Schieß' nur, schieß', wenn sie dir die Flint' stehlen, während du den Rehbock ausdärmst. Fett ist er, denk' ich und heut' hat's gerathen! — stehen sie dir auf einmal da, ihrer drei, und hauen dir mit dem Griesbeil auf's Messer, daß es entzwei springt. Mit was wehrst dich denn? Bin wohl gleich hergefahren über Einen und hab' ihm mit der Faust ein's in die Backen geben; aber ein Anderer hat gleich mit der

Büchse angefangen zum d'reinsausen; — den Kolben hat er abgeschlagen, bis er mich niederbracht hat. Erschlagen haben sie mich wollen, die Teufel, und der Franzinger ist auch dabei gewesen. Hab' schon gemeint, 's ist mein letztes End'; sagt aber Einer: lassen wir's, jetzt hat er g'nug; der steht nicht mehr auf! — Und dann sind sie fort mit meiner Flint' und mit dem Rehbock. — Aber aufstehn ich noch! schau mich an, Kilian, aufstehn ich noch! — 's wird nicht Nacht bei mir, so lang der Franzinger umgeht; um das bitt' ich den gekreuzigten Gott!"

Der Wilderer hatte sich aufgerichtet, aber den linken Arm ließ er hinabhängen; der Köhler bot ihm den seinen, allein Hans schlug ihn aus: „Brauch' Niemand, kann schon selbst noch gehen!"

„Komm' jetzt mit mir hinab in die Hütt', ich geb' dir Hafenschmalz für deine Wunden, für den Arm da, ich mein gar, er ist ab — Sollst aber auch mitgehen, Hans, mit der Leich; wir graben morgen dem Harfenspieler sein Weib ein."

Der Verwundete hinkte neben dem Köhler einher und knirschte. Als sie durch den jungen Anwachs hinabkamen, stand er plötzlich still: „Hast es gehört? ein Fuchs war's. Laß mich aus!"

„Mensch, du hast ja keine Büchse!"

Der Wilderer erfaßte mit seiner Rechten einen Stein und eilte damit durch das Gebüsch.

Ei, du lieber Gott, diese Wildschützen! dachte sich Kilian, wenn einer stirbt, im Walde darf man ihn nicht begraben, somit bestiehlt er den Jäger.

Als der Köhler in seine Hütte kam, saß der Hartner noch an der Bahre und sah seine Susanna an. —

So verging der Tag.

Am Abend, als Agnes vom Walde heim kam, machte sie auf dem Herd ein großes Feuer, holte aus einem Schrank Mehl und Schmalz hervor und begann zu kochen und zu backen. Und in der Nacht kam der Pechhacker und sein Weib im Sonntagsstaate und es kam der Zimmersepp mit dem Sarg und es kamen viele andere Leute in die Hütte, schwarze, wilde Bursche, alte, graue Männer, und es kamen Weiber und Kinder — und alle knieten um die Bahre und beteten. Dann sahen sie die Todte an, besprengten sie mit Weihwasser, dann sahen sie den fremden Mann an, der in einem Winkel saß, und dann beteten sie wieder.

Und als sie sehr lange gebetet hatten, trug Agnes Kuchen und Krapfen auf den Tisch und der Kilian, der auch in Sonntagskleidern und heute einmal ganz frisch gewaschen und rasirt war, sagte zu den Leuten: „Jetzt setzt euch dazu und eßt, g'segn' euch's Gott!"

Und sie setzten sich dazu und aßen. Sie waren ganz still dabei, nur manchmal murmelten sie ein Wort und thaten einen Seitenblick nach dem Manne, der nicht aß, sondern einsam in seinem Winkel sitzen blieb.

Als die Leute nun gegessen hatten, gab der Köhler einem Jeden eine braune Wachskerze; dann machte er die Thüre weit auf und sie trugen den Sarg herein. Der Sarg war aus rauhen, neugeschnittenen Brettern zusammengenagelt und in demselben lag graues Moos, auf daß die Ruhe der Todten sanft sei.

Alle kamen nun heran zum Sarg, besprengten ihn und dann hoben drei Männer die Leiche und legten sie hinein.

Keiner sprach ein Wort dabei, man hörte nichts als das Bächlein draußen.

Jetzt trat ein altes Mütterlein zum Manne, der im Winkel saß, und lispelte: „Wollt ihr euer Weib nicht noch einmal anschauen? ihr seht es dann nicht mehr vor dem jüngsten Tag!"

Da sank der Mann hin über den Sarg und da schrillte die Harfe, die zu Füßen der Bahre lehnte.

Als sie nun so dastanden im Kreise, die Bewohner des Waldes, da huben sie mit tiefer Stimme den Todtengesang an:

„Fahr' hin, o Seel', zu deinem Gott,
Der dich aus nichts gestaltet,
Der dich erlöst durch seinen Tod,
Den Himmel offen haltet!
Fahr' hin zu dem, der in der Taufe
Die Unschuld dir gegeben;
Er nehme dich barmherzig auf
In jenes beff're Leben!"

Dann legten die drei Männer den Deckel auf den Sarg und nagelten ihn fest. Da zitterten alle Herzen. Es gibt keinen Schall auf Erden, der das Menschenherz so eigen erschüttert, als der Hammerschlag auf das Sargbrett.

Agnes legte noch einen Weißdornkranz auf den Sarg, dann wurde er auf die Baarstangen gehoben. Alle zündeten ihre Lichte an und bei Kerzen- und Morgenstrahlen bewegte sich der Zug aus der Hütte und aufwärts dem Wildbach entlang.

Sanft strich das Morgenlüftchen durch die Zweige des Waldes; die Kerzen flimmerten und die Menschen beteten leise. Voran hoch gehoben trugen sie den Sarg; dann kam der Köhler, ein hölzernes Kreuz in der Hand, und kam Agnes an der Seite ihres Bräutigams, und dann kamen alle Anderen. Ganz am Ende des Zuges ging der Pechhacker und an seinem Arm der Harfenspieler; dieser trug die Harfe, an der die Saiten gesprungen waren.

So gingen sie aufwärts durch dunkles Gebüsch und durch Wildfarren und Haidekraut. Und sie gingen über eine stille, thauige Waldwiese und sie gingen über graues, moosiges Gestein und sie gingen über eine sang- und klangvolle Höhe und sie gingen durch einen Wald von Christbäumen.

Die Sonne war aufgegangen und jeder Baum hatte seine goldenen Streifen und Bänder, seine goldenen Sterne und Herzen und Nüsse.

Einmal war's, als zittere der verlorne Klang eines Glöckleins durch den Wald.

Und wieder wurde es dunkler; kalte Luft wehte; vielfach hallten die Gebete der Trauernden. Sie gingen durch den Dom des Urwaldes.

Vernehmlicher hörte man das weiche Klingen des Glöckleins und endlich, tief in der Wildniß, wo der schmale Fußsteig über das Gebirge gegen Feichtau führt, eingeschlossen von hohen Felsen und Baumwällen stand auf einem Anger ein Kirchlein.

Das Kirchlein war aus Holz gezimmert, roth angestrichen und auf dem grauen Bretterdache wucherten Schwämme und Flechten. Ueber dem Eingang erhob sich ein Thürmchen

und aus diesem klang es hell und mild und ruhevoll, als klänge es von Ewigkeit herüber, als riefe es nur einen himmlischen Gruß herein in die Erde und zittere dann wieder hinüber in die Ewigkeit.

Um das Kirchlein herum wuchs der Schlehdorn und die Hagebutte und anderes Gesträuche mit rothen und weißen Rosen. Nebenhin lag ein kleiner, ganz freier Anger und hier war frisches Erdreich aufgeworfen und hier war das tiefe Grab.

Der Zug stand still, die Träger setzten die Bahre ab, lösten den Sarg von den Stangen los und ließen ihn langsam hinabgleiten in die Tiefe.

Und als er hinabglitte, sangen Alle mit tiefer ernster Stimme:

„Dem Leib' gibt man der Erde zu,
Von der er ist genommen,
Der Seel' wünscht man die ewige Ruh'
Bei Gott und allen Frommen!
Und wenn zu letzten Tagesstamm'
Die Welt zu Grund wird gehen,
So bitte, daß wir all' zusamm'
In seinen Rechten stehen!"

— — Der Gesang war verstummt, das Glöcklein schwieg. Der Harfenspieler lag auf dem Erdenhügel und weinte.

Die Kerzen loschen aus und nur die zarten, blauen Bänder des Rauches an den Dochten wehten hin wie Trauerfahnen. Dann kollerten Schollen hinab auf den Sarg und dann faßte der Köhler des Wittwers Hand und sagte: „Dort, Vetter, jetzt kommt, wir gehen wieder heim!"

Und der Pechhacker trat zu ihm: „Legt euch's nicht so schwer, guter Mann! Geht jetzt wieder hinaus zu den anderen Menschen, die reicher sind als wir; singt und spielt ihnen wieder all' das Frohe und Freundliche vor, das ihr kennt, und sie werden euch Brot geben. Und euer Grab da versorg' ich, nehmt meine Hand d'rauf! So oft ein Jahr vorbei geht, am heutigen Tag leg' ich einen Kranz auf die Ruhstatt und zu Allerseelen zünd' ich ein Kerzlein an. Und ihr, wenn ihr wieder heimkommt in's Böhmerland und etwa so in die Gegend von Königgrätz, so denkt einmal: Da hier herum muß der Pechhackersohn vom Edelwald liegen, und betet ein Vaterunser für ihn — Ich geh' jetzt da hinauf in meine Hütt'; bleibt schön gesund allweg und behüt' euch Gott!"

Und der Mann ging hinauf durch den Wald und Alle gingen fort nach verschiedenen Richtungen. Der Köhler steckte noch sein Holzkreuzlein in die lockere Erde und einen Tannenzweig dazu und an das Kreuz lehnte der Musiker seine Harfe — — dann gingen beide abwärts gegen das Köhlerhaus.

War einsam und still war's nun am Hügel, unter welchem die Gattin des Sängers ruhte, nur ein leises Lüftchen wehte, säuselte in den Zweigen und spielte in den Saiten.

Am Morgen des nächsten Tages, als der Köhler und seine Tochter und ihr Bräutigam in der Stube beisammen waren, nahm der Musiker die Harfe seines Weibes in den Arm und spielte ein wunderbares Lied.

Seit des Urgroßvaters Zeiten, da die Hütte des Köhlers gebaut, ist kein solches Lied gesungen worden in derselben.

ben, und so lang das kleine Haus noch stehen mag zu Schutz und Schirm der Enkel, wird kein solches Lied im Walde mehr gesungen werden. Es war kein Lied von Leid und Lebensschmerz, es war kein Lied von Lust und Liebe — es war des Sängers Dank.

Und als das Lied zu Ende war, faßte der Mann noch Allen die Hand, sah noch Allen in's Auge und ging fort mit der Harfe abwärts dem Wasser gegen das Thal.

Die Bewohner der Hütte sahen ihm nach.

Das Mädchen war ärgerlich und sagte: „Hab' an fangs, wie er das Zeug in die Hand nimmt, gemeint, wir kriegen noch einen Tanz!"

Die beiden Männer entgegneten nichts auf diese Worte. Später, als man den Musiker schon lange nicht mehr sah, murmelte der Alte: „Man meint es war nichts, 's war kein Lied und kein Ländler, und 's war keine Kirchenmusik und 's ist Einem doch so rar durch Mark und Bein gangen. Hab' mein Lebtag noch keine solche Musik gehört!"

Dann gingen sie und arbeiteten.

Als der Köhler am Meiler stand und Kohlen hervorhackelte, huschte der Hans vorüber. Die linke Hand trug er in der Binde, in der Rechten hielt er eine funkelnde Büchse. „Heut' kriegt er's, heut'!" lispelte er Kilian zu und eilte weiter.

Er ging aufwärts gegen die rothe Kapelle, bog dort vom Fußsteig ab, wand sich durch Gestrüppe fort und schlich um den Felsen hinter dem Kirchlein. Dort stand er still und lauerte.

Nicht lange, so schritt weiter unten auf dem Fußsteige langsam ein Mann dahin. Dieser war in schmucker Jägertracht; an der linken Seite hatte er die Waidtasche, das Pulverhorn und eine Lederflasche, über der rechten Achsel hing nachlässig ein Doppelgewehr. Er zündete sich eben eine Pfeife an.

Haus legte den Lauf seiner Büchse an einen Baumast, da er die linke Hand in der Binde trug, und zielte gegen den Jäger. Dieser Jäger hatte ihn schon dreimal vor Gericht geführt und mehrere Male im Walde schlagen lassen. Es war der Franzinger.

Jetzt stand er gar still unten, denn der Wind löschte ihm immer die Streichhölzchen aus. Nun zog er sein Feuerzeug aus der Tasche und schlug sich Funken.

„Franzinger, jetzt mußt du sterben!" murmelte Haus durch die Zähne, legte den Kolben an die Wange und tastete mit dem Finger an das Schloß. Schon war er im Losdrücken, da — klang nicht weit von ihm ein Saitenspiel.

Haus schreckte zusammen, die Mordwaffe entgleitete ihm, kollerte auf das Gestein und entlud sich in die freie Luft. Der Jäger that einen Fluch, riß sein Gewehr von der Achsel, sah den Wildschützen in das Dickicht schlüpfen, verfolgte ihn und beide verloren sich in den dunkeln Pfaden der Wildniß.

Das Saitenspiel kam von der Harfe, die am Grabe der Sängerin lehnte und durch welche ein Luftzug strich und den Tannenzweig, welcher in der Erde steckte, leise fächelnd in die Saiten schlug.

Und das Saitenspiel am Grabe erklang noch oft an heiteren Tagen und in stürmischen Stunden der Mitternacht, nie aber war dieses Klingen so mild und freundenreich wie an jenem Tage, als Waldi und Agnes von der Hochzeit zu Feichtau am rothen Kirchlein vorübergingen und Arm in Arm lustig scherzend ihrer einsamen Hütte zuhüpften.

Die Pfingstnacht.

Anna von der Waldburg war sie genannt, hier und jenseits des Rheines. Den Waldhütern Annchen wollten sie die Leute nicht heißen, sie vermeinten ihr einen schöneren Namen zu schulden, denn Annchen war gar gut und schön. Sie zählte erst wenig über fünfzehn Jahre. Ihr großes, schattiges Kindesauge hatte bisher die ganze Welt und alle Menschen offen und vertrauend angesehen, zu dieser Zeit aber begannen sich die langen Wimpern zu senken, das Mädchen wurde still und in sich gekehrt. Nur dem hungernden Bettelmann schenkte sie noch ihren reichen, gütevollen Augenstern, wenn sie ihm ihr Stück Abendbrot in die Hand legte. Angesehenen Männern, hübschen, lebensheiteren Jünglingen, wie weit sie auch herkommen mochten zur niederen Thür der Waldhütte, versagte sie gar den grüßenden Blick, hatte ihnen kaum ein freundliches Wörtlein; wenn sie aber kühnen Burschen gegenüber zu Zeiten doch ein Wörtlein sprach, so war es scharf wie eine Lanze, und manch' Recke empfand sich schmählich verletzt.

Deshalb nannten sie Viele auch aus Spott wegen ihres Stolzes die Anna von der Waldburg

jenseits des Flusses wohnte ein Junge, dem dieser Titel noch zu nichtssagend war, der das Mädchen immer das gnädige Fräulein von der Waldhütte hieß.

Anna war nämlich die einzige Maid in der Gegend, die ihn nicht grüßte, nicht ansah, nicht haben wollte, und er war doch der Lotteste Bursche in der Runde, über die achtzehn Jahre hinaus, und erwartete täglich die ersten Spuren der Mannheit auf der Oberlippe. Er war der einzige Sohn des Verwalters drüben in dem weitberühmten Eisenwerke und hieß Otto. Er studirte auf dem Gymnasium, und wenn er daheim auf Ferien war, stellte er den Pferden und den Hunden nach, beherrschte alle Jungen und neckte alle Mädchen.

Einmal, als er mit anderen Burschen auf einer Jagdpartie war, begegnete er im Walde dem Annchen, das Brennholz sammelte. Die Anderen nannten sie spottweise die Laubholzgräfin, aber Otto stimmte heute nicht ein und endlich erklärte er den Ausdruck für einen recht schlechten Spaß. Dann trat er zu Anna und sagte: „Leg' du das Holz auf einen Haufen zusammen, ich will es dir mit zwei Pferden in dein Haus schaffen lassen."

„Kann's schon auch selber tragen!" war die Antwort, und das Mädchen arbeitete emsig in dem dürren Gefälle. Als es herauf über einen riesigen Baumstrunk klettern mußte, bot ihm Otto die Hand entgegen und sagte: „Komm' her, ich heb' dich über!"

„Dank' schön, bin nur schon selber g'nug." —

Abgetrumpft war er und seine Gefährten lachten ihn tüchtig aus. Otto stieß ein derbes Wort heraus, schlug mit seinem Stocke auf die hohen, glänzenden Stiefel, schoß

noch ein paar gluthsprühende Blicke auf die stolze Holzklauberin und stürmte davon.

Und wie wenn seine gluthsprühenden Blicke ihr Gesichtchen entzündet hätten, flammte es hochgeröthet, als das Geschrei und Gelächter nunmehr fernhin hallte. Sie blickte empor und gegen die Richtung, in welcher die jungen Leute fortgezogen waren. — Dann zitterten ihre Lippen ein wenig und sie sagte bei sich: „Ein recht toller Bursche, aber spotten ließ er mich doch nicht.“ —

Sie bückte sich nieder, brach dürre Aeste von dem Gefälle und band sie mit grünen Reisern in Büscheln. Auch pflückte sie noch ein Waldmeisterblümchen, steckte es in ihr reiches Haar und sang:

„Die Veilchen, sie blühen,
Sie blühn all' Jahr',
Die Lieb' blüht nur einmal,
Und nachher ist's gar.“

Zuletzt lud Anna sich einige Bündel des Holzes auf die Schultern und trat damit den Weg nach der Elternhütte an.

2

Es war die holdselige Frühlingszeit, es nahte das Pfingstfest. Dieses reiche, allerlebendige Blüthenfest sollte für die Waldhütte von besonderer Bedeutung werden. Anna's Eltern feierten die silberne Hochzeit. Es war dazu eine große Vorbereitung in dem Häuschen und um dasselbe herum, und Viele in der Gemeinde ließen sich zu dieser Feier eigens neue

Kleider und Tanzschuhe machen. Für die zahllosen Kränze und Blumensträuße sorgte die Maienzeit.

Anna sollte ein schneeweißes Kleid tragen und ein grünes Kränzlein im Haar, und ihre Gesponsin sollte Adelheid, die Schwester Otto's, sein. Das vornehme Fräulein hatte sich selbst dazu erboten und gesagt: „Anna, wir zwei halten zusammen, und ich will zuletzt gar deine Kammerjungfrau sein, du Gräfin von der Waldburg, du!“ —

In der Waldhütte war der Vorabend des Festes schon ein tiefer, stiller Feiertag, und Anna saß bei ihrer Mutter und horchte kindlich froh der Erzählung, wie ihre Eltern vor fünfundzwanzig Jahren in dem Brautstand gelebt und was sich damals zugetragen.

„Ja, du liebes Kind,“ sagte die Waldhüterin, „das ist eine wüste Pfingstnacht gewesen. Wir haben schon die ersten Sommertage gehabt, aber oben in den Hochgebirgen ist noch das Eis angestaut gewesen, und mein Bräutigam, dein Vater, zur selben Zeit zweiter Holzmeister, ist noch am Pfingstsamstag hinauf gegangen zu den Holzleuten und hat angeordnet, daß sie ihre Waldarbeit stehen lassen und zu dem Wasser gehen sollten. Er ist an demselben Abend nicht heimkommen. Wir haben noch einige Dinge für die Hochzeit vorbereitet und sind nachher ruhsam schlafen gangen. Aber 's wird noch nicht Mitternacht gewesen sein, weckt's uns auf; 's ist ein fürchterliches Getöse vor der Hütte und meine alte Mutter schreit: „Herr Jesus, jetzt ist das Wasser da!“ Wir springen auf und sehen es und hören es, das Eis ist losgegangen, der Fluß ist ausgetreten und wie eine Sündfluth schaut's aus im ganzen Thal; und viel Häuser hat's fortgetragen und

viel Leut' sind ertrunken in derselbigen Nacht, und ich bin vor Angst gar nicht bei mir selber gewesen, und hab' mir nichts Anderes gedacht, als daß mein Bräutigam verunglückt unten im Drachenloch zerschmettert und begraben liegt. Unsere Hütte ist wohl stehen blieben, und wie der Pfingsttag aufgegangen ist, haben wir den Jammer und die Verwüstung nicht ansehen mögen, sind hinauf gegangen in die Kirch' und hinkniet vor den Altar, wo ich vermeint hab', an diesem Tage den Segen der heiligen Eh' zu empfangen. Und da — ich seh' ihn noch heut', wie mein Bräutigam auf einmal in die Kirch' poltert und schreit: „Was hockt's denn da zwischen den Wänden, wenn unten das Unglück waltet und hilflose Menschen jammern!" Voll Sand und Lehm ist er gewesen, denn Vater — hat ja gerad' eine Stund' früher die Verwaltertochter von drüben aus der Klinth gerissen. Er hätt' das schöne, reiche Mädchen d'rauf heirathen können, aber er hat gesagt: „Ich bleib' schon bei meiner Braut, wenn sie auch ein armes Fischerkind ist." Gereut wird's ihn doch wohl nicht haben, denn schau', diese fünfundzwanzig Jahre sind eine so kurze, glückselige Zeit gewesen. — Das Wasser hat an demselben Tag wieder abgenommen und wir haben bald darauf die Hochzeit gehabt. Nicht lang nachher ist ein junger Verweser in's Werk gekommen, hat die Verwaltertochter geheirathet, und dein Vater hat für ihre Rettung dieses kleine Haus zu eigen bekommen und ist Waldhüter und Förster geworden. — So, mein Kind, ist's gewesen, und der Verweser hat die Jahre darauf den Klinf regeln lassen, daß er im Frühjahr nicht mehr solchen Schaden thun mag. Jetzt ist ein friedsames Eingehen, [illegible] für dieses Jahr auch das

Eis schon geschmolzen und wir werden einen lieblichen Frühlingstag haben."

So sagte die Waldhüterin und in solch stillen Gesprächen der Erinnerung ging der Tag hin.

Um so lebendiger ging es jenseits des Flusses im Hause des Verwesers zu. Dieser hatte des Waldhüters Ehrentag eigentlich veranstaltet und bereitete die Räume seines Hauses für das Festmahl.

Otto war im Pferdestall und in den Wagenschuppen thätig, richtete Feuerwerke her und sagte bei sich: „Morgen werd' ich sie zwingen, daß sie mit mir tanzt, sonst soll sie sich mit ihrer ganzen Waldhütte in's Drachenloch scheren!"

Am späten Nachmittag kam auf dem Umwege der Verbrecherbrücke Anna in's Herrschaftshaus, um mit ihrer mütterlichen Gevatterin noch Manches zu verabreden. Adelheid hieß ihr schon vom Flusse entlang, der breit und stattlich durch die Gegend wallte, entgegen und weihte sie in die Geheimnisse des Festes ein, natürlich unter der Bedingung, daß Anna ihren Eltern nichts davon verrathe.

„Und dein Mütterlein bekommt einen gar schönen Brautkranz," plauderte Adelheid, „aber sag' ihr ja nichts, daß es schon der zweite ist, den ich ihr band. Den ersten richtete mir Otto zu Grunde. Ich hatt' ihn mit so viel Fleiß gebunden aus Rosmarin und Immergrün, und meine ersten drei Pfingströslein, die in diesem Jahre so spät aufgehen, hab' ich hineingewunden — kommt da der tolle Junge gelaufen, reißt mir den Kranz aus den Händen, setzt ihn tanzend auf sein Haupt und lauft davon. Gewiß eine Stunde hab' ich da geweint vor Zorn und Leid. Otto ist oft gar so ausgelassen

lustig und lehrt uns das ganze Haus um. Wen er lieb hat, dem schenkt er sein ganzes Eigenthum und gar oft das meine dazu, und ich glaub', er thät für ihn dreimal durch das Fegfeuer laufen. Dafür will er Jeden, der ihn nur ein Tüpferl beleidigt, gleich in den Boden stampfen und zermalmen. Kannst es nicht glauben, Anna, was das für ein Trotzkopf ist, dir sag' ich's doch, und wenn er zehnmal mein Bruder ist. Sollst ihn nur einmal sehen, wenn er so aufbraust, da ist er dir völlig wie ein wildes Thier. Und ist der Sturm vorbei, dann schämt er sich und möcht's gern gut machen. Der muß noch ordentlich geschliffen werden, sagt der Vater."

Die Mädchen hatten noch Vieles über das morgige Fest, über ihre Bekleidung und über ihren Schmuck zu plaudern, und malten sich aus, wie sie neben einander hinter den Musikanten hergehen, den Brautleuten Blumen streuen, in der Kirche ganz vorne am Altare knieen und sonst sich benehmen wollten. Da fiel es endlich dem Mädchen aus der Waldhütte ein, daß es noch eine gute Stunde brauchte, um über die Oberbrücke wieder an das jenseitige Gelände zu gelangen; aber die Frau Verweserin sagte, Anna möge nur weilen und deswegen keine Sorge haben, sie werde schon durch einen Nachen über den Fluß gesetzt werden.

Die Mädchen wandelten noch in dem duftreichen Garten, dessen Blüthen sich in der Abendkühle bereits zu schließen begannen. Die Schatten des Hollunderbusches hatten sich über die Blumenbeete hingelegt und am Zaune zirpten die Heimchen.

„Wenn nur die Nacht schon vorbei wäre," sagte Anna hüpfend, „ich werde gewiß kein Auge zumachen, bis die Sonne

wieder da ist. Ich komm' in aller Früh' zu dir, daß wir uns helfen und gut vor dem Kirchgange fertig werden. Und jetzt behüt' dich Gott, Adelheid!"

Sie nahm den kunstreich und sinnig gewundenen Hochzeitskranz für die Mutter in ein Handkörbchen und eilte davon. Am Thore blieb sie noch einmal stehen, wandte sich um und lächelte: „Die Hand muß ich dir ja auch noch geben — so! nun, schöne gute Nacht, Adelheid!"

„Ja, gute Nacht, und wirf mir den Kahn nicht um; ein nasses Kranzelgespan könnt' ich nicht brauchen!"

Außen war Otto mit der Mutter im Streit. Er wollte das Mädchen über den Fluß rudern, aber die Frau hielt ihm vor, daß er dafür viel zu ungeschickt und grob sei; endlich gab sie doch nach, und der Bursche warf seine Reitpeitsche weg, streifte die Aermel auf, lief an's nahe Ufer, tauchte den Kahn in die hochgehende Fluth und ankerte ihn los.

Und als Anna mit ihrem Körbchen kam, lüftete er das Strohhütlein und führte sie sorglich über ein Brett in das schwankende Fahrzeug.

„In Gottes Namen, Kinder, aber nehmt euch in Acht und du, Otto, leite gut an! Nein, wartet, ich schicke euch doch lieber den Fischer mit!"

Da hatte der Bursche schon abgestoßen und murmelte: „Just, als ob ich noch ein Wickelkind wär'!"

Mit gewandter Hand stach er das Ruder in die braungrünlichen Fluthen und der Nachen glitt schief über den Fluß dahin.

Das Mädchen saß auf dem Bänklein und grüßte mit seinem weißen Tüchlein noch an das Ufer zurück, bis Adelheid und ihre Mutter durch das Thor in den Garten getreten waren. Dann blickte Anna in das Wasser. Es ist nicht zu sagen, ob sie es that, um in den Wellen ihr Köpfchen zu schauen, oder um dem Jungen nicht in das Antlitz sehen zu dürfen. Indeß, er sah sie auch nicht an. Die glatten, ruhigen Wellen schmiegten sich sehr sanft an das Fahrzeug und bildeten hinter demselben einen zierlich geflochtenen Streifen.

Plötzlich, als die Schiffer fast in der Mitte des Flusses angelangt waren, ließ Otto die Ruderstange ruhen und sagte zu Anna: „Jetzt will ich was mit dir sprechen, Anna!"

Diese hob ihr Köpfchen. Der Kahn schien auf dem ruhigen Wasser stillzustehen, aber das Weidengebüsch zog langsam aufwärts.

„Anna," sagte Otto gedämpft, „du mußt mich lieb haben!" Seine Augen flammten wie die Kämme der Wogenstreifchen in der Abendsonne.

Das Mädchen schwieg.

„Anna, du mußt mich lieb haben!" sagte Otto noch einmal.

„Warum denn nicht?" versetzte das Mädchen. „Du hast mir ja nichts gethan. Aber ich hätt' gemeint, dem gnädigen Fräulein von der Waldhütte dürft' man nicht gleich so mit dem Muß kommen."

„Anna, treib' nicht deinen Spott mit mir — ich ertrag' das nicht — ich bin ein Mann!"

„Das glaub' ich, wenn du noch um einen Kopf gewachsen bist."

Der Bursche richtete sich auf, und er hatte eine schöne, hohe Gestalt.

„Du stehst nicht ab, mich zu hänseln," versetzte er, „und ich weiß recht gut, wie du's meinst; ich aber will dir zeigen, daß ich Kopf genug hab', daß ich zum Mindesten so viel Verstand und Charakter und Selbstgefühl hab', wie jeder Andere, der dir nachgafft und nachlauft — vielleicht gar noch ein gut Stück darüber. Schau mir in mein Aug', Anna, schau mich an!"

„O, ich weiß schon, wie du aussiehst."

„Schau' mich an, Anna, sonst geschieht was!"

Er stemmte das Ruder an den Kahn, sein Auge funkelte wild und wirr.

„Nu, was soll denn geschehen? Ehe, willst mir vielleicht diesen Brautkranz meiner Mutter auch noch zerreißen, wie du deiner Schwester den andern verdorben hast?" Sie barg das Köpfchen hinter sich.

„Sie sollen allein Hochzeit halten, da oben!" stieß er heraus; dann hakte er das Ruderbrett los, und zitternd und in einem halberstickten Tone sprach er:

„Wenn du mich nicht ansehen, mich nicht lieb haben willst, Anna, so schleudere ich diesen Balken in das Wasser!"

„So schleudere ihn in das Wasser," versetzte Anna kalt, fast höhnisch.

Da wendete er den Arm und wortlos ließ er das Brett über den Rand gleiten. Es plätscherte in der Fluth und schwamm hin. Otto lehnte sich an die Ecke des Kahnes und kreuzte die Arme über der Brust.

Anna war aufgesprungen und hatte versucht, das Ruder zu erhaschen; nun stand sie da und erbleichte.

Das kleine Fahrzeug glitt still dahin, wie es die Wellen trugen. Die Bäume und Sträucher der beiden Ufer zogen langsam zurück, die in den Hintergrund getretenen Gebäude des Gewerkes wurden nach und nach mit all' ihren Schornsteinen durch das Buschwerk verdeckt.

Anna war stumm vor Entsetzen; Otto lehnte, scheinbar in tiefster Befriedigung, mit halbgeschlossenen Augen an dem schiefen Boden, und seine langen, blonden Locken fielen über Bord und streiften leicht das Wasser. Seine Finger trommelten an der Holzwand

Das breite Thal lag still und lieblich da. Dort dehnten sich grünende Felder und Wiesen und die höchsten Baumgruppen tauchten ihre Wipfel noch in das Strahlenmeer der Abendsonne. Die einzeln dastehenden Gehöfte feierten den heiligen Ruheabend und auf ihren hölzernen Rauchfängen wehten die blauen Schleierstreifen des häuslichen Herdes.

Anna bedeckte ihr Gesicht und weinte.

Otto erhob sich halb und sagte: „Jetzt sind wir allein auf der Welt, du, Anna, und ich!" . . . Seine Stimme klang weich.

Da faßte sich das Mädchen und rief: „Du hast mich über das Wasser zu fahren, Otto, du hast diese Aufgabe übernommen und ein Mann bricht sein Wort nicht!"

„So werde ich dich über den Fluß führen."

„Du hast mich gegenüber von eurem Hause an das Land zu setzen!"

„Sei still, Anna, du siehst, daß dies für jetzt unmöglich ist; unser Haus ist weit zurück. In einer kurzen Zeit kommen wir zu den Fischerhütten, dort werden wir uns halten. Dann nehm' ich in einem Bauernhofe Roß und Wagen und in einer Stunde bist du daheim. Jetzt sei gut, schau, du wirst wohl einen Spaß verstehen. Zwingen kann ich dich nicht, daß du mich lieb hast."

Und das Schifflein glitt weiter und weiter.

Immer mitten auf dem hohen Flusse ging es dahin, und zu beiden Seiten plätscherten die Wellen an dem sandigen Ufer. Oft hob ein Fischlein sein Haupt empor und schnappte nach einer Mücke, und da gurgelte das Wasser an derselben Stelle.

Die Sonne war untergegangen, am Himmel zogen sich goldige Wolkenbänke hin, und da schwebte das Fahrzeug auf purpurnen Wellen. Geröthet war das Antlitz des jungen, betrübten Mädchens, und geröthet war das Antlitz des jungen, sinnenden Burschen — Alles blüht, wenn Pfingsten ist . . .

Endlich, als es dunkel wurde, das Thal sich mehr und mehr einzuengen begann und der Nachen gegen die Fischerhütten kam, begann Otto laut zu rufen. Am Ufer blieb es still, in den Hütten regte sich nichts. Der Bursche rief mit aller Macht seiner Stimme, das Mädchen rief mit. Im Walde drüben hallte es matt nach; zur Hilfe kam Niemand. Da begann Otto das Schiffchen auf- und abzubewegen, um ihm eine andere Richtung zu geben; begann an dem Sitzbalken zu reißen, daß er ein Ruder gewänne — Alles fest, wie zusammengeschmiedet, und das Schifflein glitt weiter und weiter.

Jetzt ſchlug der Junge ſeine Hände zuſammen und fiel vor Anna auf die Kniee. „Und wenn ich mein Leben dafür gebe,“ rief er, „ſo kann ich's nicht mehr anders machen. Anna, die Nacht iſt da und wenn wir noch ein paar Stunden durch die Wälder hinſchwimmen, ſo — Anna, lieb haben, nein, das ſollſt du mich jetzt nicht mehr, denn ich bin dein Verderben! Haſſen, du liebe, unſchuldige Anna, mußt du mich auch nicht — für uns Beide geht es in dieſer Nacht an's Sterben. Wenn wir noch ein paar Stunden ſo hinſchwimmen, Anna,“ er faßte ſie bebend an ihren Armen, „ſo fahren wir in das Drachenloch!“

„In das Drachenloch!“ kreiſchte Anna auf, wendete ſich zuerſt ſchaudernd ab und klammerte ſich dann fiebernd an Otto, als ſollte ſie ſchon in dieſem Augenblick in unergründliche Tiefen verſinken.

Still war es auf dem Fahrzeug; nur das Waſſer rieſelte, plätſcherte, gurgelte, und im Forſte ſchrie ein Nachtvogel.

Das Drachenloch, ſo wurde die Mündung in jene wüſten Höhlen genannt, durch welche der mächtige Gebirgsfluß ſich ergießt, um Stunden lang unterirdiſch fortzubrauſen und erſt hinter dem Gebirge, wo die große Ebene beginnt, wieder zu Tage zu treten.

Der Fluß kommt jenſeits kleiner hervor, als er ſich diesſeits durch die gähnende Mündung drängt; er ſchwemmt zu Zeiten Schlamm, verwittertes Geſtein, Tropfgebilde und Thierknochen in die Ebene hinaus. Die Sage geht, daß in dieſen unerforſchten Grotten in alten Tagen das Geſchlecht des Lindwurms gehauſet, wonach die Mündung heute noch das Drachenloch genannt wird. Daß in den Höhlen ſeltſame

Thiere gelebt haben mußten, zeigten die hervorgeschwemmten seltsamen Knochengestalten. Schon seit Langem hatten die Männer der Wissenschaft vorgehabt, in diesen unterirdischen Räumen Forschungen anzustellen, doch das Unternehmen war gar nicht einladend, war vielleicht unmöglich. Man konnte die Klippen im Innern, die Urgründe nicht ermessen; aber daß sie fürchterlich sein mußten, bewies das dumpfe Tosen, das aus den Mündungen hervor drang.

Gegen diesen unheimlichen Ort wurde unser kleines, hilfloses Schifflein nun getrieben.

Noch zog es auf milden, leise flüsternden Wellen, noch fächelten sanft die wohligen Lüfte der Mainacht, noch leuchtete oben in heiliger Ruhe die Sternenkrone — aber das Schifflein glitt weiter und weiter.

„Das Ruder schwimmt uns nach und es muß wieder an den Nachen stoßen, es kann, es darf nicht anders sein!“ hauchte Otto.

„Es kann, es darf nicht anders sein!“ rief Anna. „Möchtest du recht haben. Du schöne Welt und du mein junges Leben! Morgen, morgen ist Hochzeit und ich habe den Brautkranz meiner Mutter bei mir! Soll das mein Todtenkranz sein?“

Der Kahn wurde etwas rechts gegen das Ufer getrieben. Otto versuchte mit seinen Armen die Wellen zu bezwingen, er schlug in's Wasser und bat Anna, daß sie ihm helfe; zuletzt spannte er seinen Rock wie ein Segel aus — Alles vergebens, das Fahrzeug trieb zurück auf die hohen Fluthen.

„Es ist närrisch, wie wir uns anstrengen,“ sagte Otto und wischte sich mit dem Rockflügel das triefende Gesicht;

„mein Vater wird uns mit vier Pferden vorausgefahren sein und uns noch weit vor dem Drachenloch an's Ufer ziehen."

Woher soll er wissen, daß wir das Ruder in das Wasser geworfen haben? dachte Anna, und wenn er's auch gesehen hätte, in diese wüste Haide herein führt kein Fahrweg. Das Wasser geht seinen sicheren Pfad, da kommt uns Niemand zuvor . . . Sie sprach diese Gedanken nicht aus: sie wollte ihn nicht mehr kränken.

„Wir werden morgen über die Geschichte recht lachen," versetzte Otto plötzlich; „wirst sehen, Anna, auf so einen Spaß ist man doppelt so lustig. Nachmittag ist Musik, am Abend ist Feuerwerk und sonst wird auch noch was sein was, das verrath' ich nicht!"

„Laß das sein, Otto," versetzte jetzt das Mädchen traurig; „ich kann nicht dafür, und du kannst nun auch nicht dafür; du bist wie im Fieber gewesen, du hast, wie es geschehen ist, so weit nicht denken können. Und weil es schon so sein muß an diesem heiligen Pfingstabend, daß wir zwei junge Menschen auf diesem Schifflein fortfahren in die Ewigkeit, so will ich bei dir, Otto, nah' bei dir, mich vor dem Tod nicht fürchten!"

Wieder schwiegen sie. Am Ufer schwebten die röthlichen Funken der Johanniswürmchen; über das Himmelszelt streifte von Zeit zu Zeit eine Sternschnuppe hin.

Da zitterte von ferne her über die Waldungen der Ton einer Glocke. Nicht die Schläge, nur die schwebenden, absterbenden Töne waren vernehmbar — sie kamen wohl von einem fernen Ort.

Lange horchten die Schiffer den sanften, ahnungsreichen Klängen, bange horchten sie. Und als der letzte Hall erstickt, verschwommen war in den lauen Lüften der Nacht, da sagte Otto: „Es ist wohl schon spät, wenn sie in Sanct Johann die Gebetglocke läuten.“

Dann wieder nichts als das Platschern und Gurgeln des Wassers. Das Schwanken des Nahnes auf der gleichmäßig hinziehenden Fläche war kaum zu bemerken.

An beiden Ufern erhoben sich nach und nach Anhöhen und waldige Berge.

„Man glaubt es nicht, wie schnell so ein Wasser geht,“ murmelte Otto, als ob er für sich allein spräche; „jetzt kommen wir schon in das Gebirge hinein.“

Dann erhob er sich und begann laut und lauter zu rufen. Das war ein Hallen und Schallen an den Berglehnen, in den Bäumen — dann wieder nichts, als das Rieseln und Gurgeln des Wassers, und das Schifflein glitt weiter und weiter.

„Kaum zwanzig Schritte von uns an beiden Seiten ist das Land und das Leben, und wir fahren mitten hindurch. Anna, ich schäme mich! Ich habe gelernt, wie man klettert und tanzt und jagt, aber wie man im Wasser schwimmt, das hab' ich nicht gelernt.“ So sprach der Bursche. Dann setzte er sich nahe zu dem Mädchen, daß der Kahn schier umkippen wollte.

„Noch eine Hoffnung hab' ich,“ sagte Anna, die unheimliche Stille unterbrechend; „wenn die zehnte Stunde schlägt und meine Mutter zur Nachtruhe geht, so betet sie immer die fünf Wunden Jesu für Alle, die zu derselben Stunde in

Todesgefahr sind. Otto, vielleicht kommt ein Sturm und trägt uns an's Land, oder wirft uns einen großen Baum über den Fluß. Vielleicht kommt unser Schutzengel und führt uns an's Ufer . . ."

Es kam kein Sturm, es nahte kein Engel. Die Nacht wurde tiefer und finsterer, das Wasser plätscherte und rauschte, das Schiffiein schaukelte und glitt schneller dahin.

Anna klammerte sich an Otto's Arm, Otto sagte: „Wenn ich dich nun fasse und wir uns in die Wellen stürzen, so ringen wir uns vielleicht an's Ufer."

„Du siehst, wie das Wasser hier schon unruhig ist, und das Ufer ist hoch und steil. Muthwillig wollen wir nicht in den Tod gehen, Otto, das wäre nicht recht. Ich leg' mich jetzt hin und schließ' die Augen, dann soll Gott machen, was er will."

„O, du hast es leicht, Anna," versetzte der Jüngling im Innersten bewegt, „du trägst die Unschuld im Herzen; ich aber muß als Mörder sterben — mir kann keine Vergebung und keine Buße mehr sein!"

Das Rauschen wurde mächtiger, die Wellen schlugen an das Gestein und in den Felswänden der Ufer hallte das Brausen.

Das Schiffiein wogte, wallte auf, glitt nieder und wurde gegen eine Felswand geschleudert.

Otto stemmte sich an, klomm empor, erfaßte das Wurzelgeflechte eines Strauches, wand sich auf das Gestein und that einen Freudenruf. Doch Anna — um sie zu fassen, an's Ufer zu raffen, sprang er nochmals in den Kahn — da wurde

in demſelben Augenblick das Fahrzeug mit den zwei Menſchen wieder abgeſtoßen und flog wallend und wogend dahin.

Der Jüngling ſank erſchöpft zu ihren Füßen: „Jetzt, Anna, iſt Alles vorbei, jetzt gibt es keine Rettung mehr auf dieſer Welt!“

Er nahm das Körbchen in die Hand, hob mit Vorſicht den Hochzeitskranz hervor und legte ihn auf die Stirne des ruhenden Mädchens: „Sonſt weiß ich nichts für dich, Anna, meine Schweſter hat den Kranz gewunden, deine Mutter hat ihn dir geſchenkt, ich lege ihn auf dein Haupt.“

Da rief das Mädchen mit unſäglich bewegter, herzenstiefer Stimme das Wort: „Otto!“ und ſank an ſeine Bruſt.

Das Schifflein flog hin, getragen, geſtoßen, geworfen von den ſchäumenden Fluthen. Da brauſte und brandete es alllebendig im Gewäſſer, im Geſteine, und oben hingen die Felswände über und verdeckten zuweilen die hellen Sterne des Himmels.

Plötzlich ſchoß der Nachen in die tiefſte Nacht hinein und gewaltig war das Brauſen und Toſen, und das Beben und Hüpfen des Schiffleins; es giſchteten die Wellen über die zwei Menſchen, die, ſich feſt umſchlingend, in das ſchaukelnde Todtenbettlein niederkauerten.

Sie waren in das Drachenloch gefahren.

Es war in dem unbeſchreiblichen Getöſe nicht zu hören, wie das Fahrzeug ächzte; oft prallte es an kantige Felſen, wurde von dem wüthenden Elemente in Wirbel getrieben, aber

es zerbarst nicht — es entwand ſich immer wieder den gewaltig brandenden Fluthen, und glitt in Blitzesſchnelle weiter — tiefer und tiefer in die Klüfte und Grotten — Gott weiß, welchen Schreckniſſen entgegen . . .

Endlich begannen ſich die Brandungen wieder etwas zu legen, das Brauſen wurde matter und löſte ſich endlich in ein Plätſchern und Rieſeln auf. Das Schifflein zog auf ruhigem Grunde — vielleicht ſtand es ſtill. Eine eiſige Luft wehte, als ſollten die Tropfen, welche von der Höhe niederfielen, unterwegs in Eistöner verwandelt werden.

Anna ſchien zu ſchlummern, aber Otto fühlte, wie ihre Lippen leiſe bebten, und er preßte ſie feſter an ſeine Bruſt, auf daß er ſie mit ſeinem Herzblut erwärme.

So zog das Schifflein und ſchaukelte. Die Höhlung wurde ſo niedrig, daß der Schnabel des Fahrzeugs einige Male an das niederhängende Geſtein ſchlug. Das Rauſchen des Waſſers wurde wieder lauter und hohler, die Tropfen kamen ſchwer von der Höhe nieder. Die Höhle ſchien ſich zu erweitern. In der Ferne erhob ſich dumpfes Toſen, das näher und näher kam und in erſchrecklich kurzer Zeit zu einem erſchütternden Sturmgebrauſe wurde. Ein dichter, feuchter Nebel, der Staub von zermalmten Wellen wallte heran und das Getöſe wuchs zum gewaltigſten Donnerrollen an. Mit größerer Schnelligkeit flog das Schifflein hin — da erhob ſich Otto halb und die Hände ringend rief er aus: „Jetzt, Anna, ruf' ich dich noch einmal an um Verzeihung! Ich hab' dich unausſprechlich lieb gehabt!“

Sie hörte die Worte nicht; ehe die Botſchaft mit dem letzten Gruße zu dem geliebten Ziele kam, wurde ſie von dem

brausenden Lärm erdrückt. — Jetzt sprang das Schifflein empor, jetzt stach es nieder, wie ein Blitz fuhr es gegen die dräuende Tiefe, da — ein gewaltiger Stoß und das Fahrzeug saß fest.

Otto sprang empor, riß das Mädchen zu sich und hob es auf steinigen Grund. Der Kahn war in eine Felskluft geklemmt, über seinen freistehenden Schnabel spritzte der Gischt.

Aber die zwei Menschen waren im Trockenen und kletterten über Felsblöcke aufwärts in grausiger Nacht bis zu einer ebenen, glatten Stelle — dort sanken sie zusammen. Sie waren wieder auf sicherem Boden, wenn gleich tausend Klafter tief in der Erde vergraben, und von ewig stürmenden Wogen umbraust. — Läßt sich's ruhiger sterben hier? Vielleicht noch qualvoller, als in den grundlosen Wellen.

„Wir finden vielleicht noch einen Ausweg, Anna!" rief Otto, von neuer Hoffnung belebt. Das Mädchen that plötzlich einen kreischenden Schrei und klammerte sich krampfhaft an den Jüngling. Ein eiskaltes Thier war an ihrem Fuße herangekrochen; sie schüttelte es von sich.

Sie hörten gegenseitig kaum ihre Stimme. Bewegter und bewegter wurde ihr Gemüth, denn mit der Hoffnung steigerte sich wieder die Angst. Mit ganzer Seele schmiegten sie sich von Neuem an den Gedanken der Rettung. Dann wieder hatten sie eine Empfindung, als ob Alles ein Traum, ein schwerer, schrecklicher Traum sei. Aber sie erwachten nicht, sie entwanden sich nicht der ewigen Nacht, die mit ihrem dumpfen, grabeskalten Athemhauche sie umfangen hielt. Ihre bedrängte Seele lechzte nach einem Funken Licht. — Da leben

die Menſchen im Strahle der hundert Flammen ihrer Paläſte bei klingendem Spiele, keiner ahnt die ewige Nacht, die fürchterlich gewaltige Muſik der brandenden Gewäſſer in den Gründen der Erde. — Ein einzig Spanglimmchen am trauten Herde — welch ein unermeßlicher Reichthum! — Und das Sonnenlicht und das Sternenmeer, und das helle Pfingſten, das die Welt begeht im Gedanken an die erleuchtenden Flammenzungen des göttlichen Geiſtes! — Alles verſagt — von undurchdringbaren Wänden eingeſchloſſen in der Finſterniß!...

Wenn das Gewäſſer einen moderigen Pfahl losriſſe draußen an den Ufern und ihn hier anſchwemmte an das Geſtein, auf daß ſein Phosphorglanz leuchte! — O, wie auch Liebe glühen mag in den todgeweihten Herzen — dem Auge iſt Alles verſagt. Das iſt mehr als Blindheit, denn das Auge lebt und lechzt mit unnennbarer Sehnſucht nach Licht.

Sie ſuchten ihre Kleider zu trocknen. Als Otto ſeinen Rock umwendete, fiel ihm ein leichtes, mit Papier umwundenes Stängelchen in die Hand. Er jubelte, das war eine für das Feſt bereitete Feuerwerkrolle, welche er am Nachmittag vorbereitet, und als er mit Adelheid die Scene wegen des Hochzeitskranzes hatte, gedankenlos eingeſteckt haben mußte. Neue Gedanken kamen ihm, mit Haſt durchſuchte er alle ſeine Säcke und fand das Geſuchte in einem Feuerſchwamm, wie er ihn auf Jagden gerne bei ſich getragen hatte. Der Schwamm, zwiſchen dicken Falten gelegen, war trocken geblieben.

„Anna, wir werden Licht haben!“ rief Otto dem Mädchen in's Ohr, und darauf begann er mit einem gebrochenen Steinchen an dem Felſen zu ſchlagen. Aber, als ob auch das Geſtein in dieſer feuchten Grotte der Nacht den Samen des

Nichtes, der sonst überall in dem Mineralreiche schlummert, verloren hätte: es gab keine Funken.

Otto arbeitete unermüdlich, versuchte es an verschiedenen Stellen, und siehe, da blitzte ein befreites Sternchen auf.

Ein Freudenruf, ein fortgesetztes Bemühen, die Funken sprühten häufiger und endlich glimmte der Schwamm.

Als ob sie in ihrem Verlorensein einen Führer gefunden hätten, so schwebten sie in Entzücken, und das Erste war, daß sie bei dem matten Scheine ihre Augen suchten — und in diesen sahen sie die Hoffnung und das Leben leuchten...

„Jetzt, Anna, jetzt wird es Tag, paß auf!" rief Otto in fieberndet Lust und stellte die Rolle auf einen Stein und legte ein glimmendes Stückchen Schwamm dazu. Dann stand er zur Seite und schob das Mädchen in den Hintergrund.

Ringsum herrscht noch Nacht. Nichts, als das dumpfe, ewige Brausen und das Heranwallen feuchter Dünste. Da plötzlich schlägt der Blitz aus der Rolle und zuckt auf in einen blendenden Strahl, und hoch an den grauen, zerklüfteten Wänden empor — Alles glüht, leuchtet; wunderbare Gestalten in allen Farben stehen da in der unabsehbar weiten Grotte, und im Abgrunde gährt und brandet der feurige Brodem des Gluthstroms. — Bleich, wie die niederhängenden Tropfsteingebilde steht Anna da; ihre geflochtenen Haarsträhne hängen wirr und triefend über die Schultern und daran kleben noch einige Blätter und Blüthen des Brautkranzes. Auch die farbenprächtigen Blüthen sind erbleicht...

Nun fährt oben in den zackigen Kuppeln der strahlende Punkt auseinander in tausend bunten Garben und Sternen, und halb erblindeter Gluthregen senkt sich nieder;

nzelne Funken bleiben kleben an den Wänden und glimmen noch eine Weile fort; andere verschwimmen hinter den ungeheuren, dämonischen Felsgestalten, welche ragen und grinsen und drohen, wie ein erstarrter, wüster Höllengedanke. Dann huschen, schweben und springen noch riesige Schattengebilde hin und zucken und hüpfen und vereinen sich und verhüllen zuletzt Alles. Wieder ist Finsterniß, dichter und schwerer als je.

Ein erstickender Geruch war Alles, was von dem großen Momente zurückgeblieben.

„Jetzt haben wir den Himmel und die Hölle gesehen mit Einem Blick!" sagte Otto, „und jetzt wissen wir, wie unser Haus aussieht. An Raum werden wir keinen Mangel haben, Hitze und Durst werden wir nicht leiden."

Er hörte seine Worte nicht, und es war doch so still — es war kein Brausen und Tosen mehr.

Sie tasteten nach einer vollständig trockenen Stelle und setzten sich zusammen auf einen Stein. Otto preßte das Mädchen an sich und auf seine Hand fielen ihre warmen Thränen.

So saßen sie lange — lange. Anna war an Otto's Busen eingeschlummert. Milde lag ihr Köpfchen auf seinem Arm und milde schmiegte sich das feuchte Haar um seine Hand. Er legte seine glühenden Wangen an ihr Haupt — „Verzeih' mir, verzeih' mir, du geliebtes Mädchen!" lispelte er und drückte einen heißen Kuß auf ihre Stirne. — Du holder Engel im Schattenreiche, ein Missethäter, der in diesem Augenblicke mit einem Kuß auf deinen Mund dich aus dem Traume scheuchte. Deine Seele wandelt in dem lichten Eden der heiligen Kindheit, besucht zum letzten Mal die süße Stätte

der Wiege, wandelt zum letzten Male an des guten Vaters Seite, ruhet zum letzten Male an dem treuen, liebereichen Busen der Mutter — bevor sie von hinnen zieht.

„Wenn du so entschliefest!“ hauchte Otto, „so wollte ich mit deinem Leichnam mich in die Fluthen stürzen und dich im Tode innig umschlingen. Die Wellen müßten ihren Raub zurückgeben und unsere Leichen hinausschaukeln in das Licht des Tages zu den Menschen — auf daß sie uns begrüben da außen unter dem Blumenrasen.“

Anna zuckte aus dem Schlafe auf, entwand sich erschrocken den Armen des einzigen Menschen, der um sie war. Sie rief um Hilfe; war das ein Fiebertraum? sie hörte ihre eigene Stimme nicht.

Als sie etwas beruhigt wieder auf den Stein gesunken war, suchte Otto den aufgesparten Feuerschwamm hervor, schlug ihn an und stieg bei diesem spärlichen Lichte vorsichtig wieder in die Tiefe. Er wollte untersuchen, was aus dem Flusse geworden, daß er verstummt war. Vielleicht hatten schützende Geister ihn abgesperrt, daß der Ausgang frei werde, vielleicht war ein Wunder geschehen. — Nein, es wallte und thaute ihm noch der feuchte Staub entgegen, er empfand zu seinen Füßen das Schäumen der Wellen, und ein schwacher Strahl des Schwammes zeigte ihm das Wallen und Wüthen der Gewässer.

Er stand im Schlamme, es war ihm, als trete er auf kriechendes Gewürme, es überlief ihn neuer Schauer. Aber vielleicht bargen sich unter dem Gesteine eßbare Thiere; er hungerte. Er stieg noch tiefer und bis zu dem Kahne nieder, der zwischen Felsblocken stak, er blies seinen Schwamm an

und starrte hinein in das glitzernde Gewoge des Flusses und wie das Gewässer in den Abgrund stürzte. Plötzlich sah er auf den Wellen eine schillernde Linie, eine bläulichschimmerde Tafel mit Sternchen, als hätte eine einzige getreue Woge das Bild des Nachthimmels in sich bewahrt. Die Tafel glitt hin und her, nahte sich dem Abgrund, zog aber wieder zurück. Dann war es, als ob dieser Erscheinung ein langer, dünner Körper, eine Natter folgte — dann war wieder nichts zu unterscheiden.

Es drohte in den feuchten Dünsten auch der Schwamm auszulöschen.

Hoffnungslos stand der Jüngling da; nun wollte er hinanklettern zu Anna und nicht mehr von ihrer Seite weichen. Da sah er in dem Gewässer wieder das bläuliche Schimmern, und es kam näher; es schwebte zurück — endlich hüpfte es heran und zum Ufergestein. Wieder schlängelte sich die Natter. Da kam dem jungen Manne eine Ahnung. Bis auf die Lenden rutschte er in das Wasser und haschte nach dem leuchtenden Gegenstand; er erfaßte einen Holzklotz und er erfaßte ein Seil.

Glutheiß durchzuckte ihn die Freude, mit beiden Händen zog er das schwere Seil heran, warf den Holzklotz in den Kahn und schlang das Ende des Seiles durch den Eisenring des Fahrzeuges, um es fest in einander zu flechten.

Das geschah in einem Glückstaumel, den keine Worte schildern können; und dann eilte Otto empor über die Felstrümmer zu Anna, rüttelte sie und schrie ihr mit aller Gewalt seiner heiseren Stimme in's Ohr, daß sie sogleich mit ihm kommen möge, daß sie gerettet seien.

Als ſie hierauf zum Kahne kamen, begann dieſer bereits vom Ufer abzuſchaukeln; bei dem letzten Glühen des Schwammes ſprangen ſie noch zu rechter Zeit in das zum Theile mit Waſſer gefüllte Fahrzeug, und hielten ſich feſt an das Holz und an das ſtrammgeſpannte Seil — ſchwer und langſam ſchaukelnd zog das Schifflein aufwärts.

Nach einer Weile glitt es über ruhige Wellen, duckte unter die niederhängenden Felſen, dann kam es zur wüſten Stelle der hohen Wogen und der Klippen. Noch mächtiger ſpritzten dieſelben, als vor Stunden, aber ſie brachen ſich machtlos an dem Nachen, die rauhen wüſtdurchfurchten Wände traten hervor und wurden grau und wurden deutlicher und heller.

Das Seil zog wacker an, vorwärts ging es, aufwärts zum goldenen Lichte — und endlich — die Geretteten hielten die Hände vor die Augen — endlich ſtanden ſie am trockenen Ufer, mitten in dem milden, freien, himmelumfloſſenen Sonnentag . . .

Eine unzählige Menſchenmenge war verſammelt an den beiden Ufern des Fluſſes vor dem Drachenloch. Viele waren auf die Felsbänke geklettert, daß ſie den Nachen ſehen konnten, wenn er kam. Nun klärte ſich auch Alles auf.

Geſtern Abends hatten ein paar Fiſcher unfern des Gewerkes das Ruderbrett ſchwimmen geſehen, und als die jungen Leute vermißt wurden, war das Unglück bald errathen. Die ganze Nacht waren Hunderte von Menſchen auf, und an den Ufern des Fluſſes, um die Vermißten zu ſuchen, und es wurde endlich klar, daß dieſe in das Drachenloch getrieben worden ſein mußten. Doch, auch jetzt noch ſannen ſie auf

Rettung, den gepeinigten Elternherzen zum letzten Troſte, und ſie erſannen ein Mittel, um den Verunglückten, wenn ſie, ja, wenn ſie noch am Leben, einen langen Arm zu reichen.

Stunden lang hatten ſie geharrt, als das endloſe Seil abgewickelt und mit dem morſchen, phosphoreszirenden Holzblocke hineingelaſſen wurde in's Drachenloch. Das Seil ſpannte ſich, wurde wieder locker, und rann immer hinein und hinein. Dann wand man es zurück, drei kräftige Männer drehten an der Winde. Man getraute ſich nicht, an das Beſte zu denken, die Wahrſcheinlichkeit lag gar zu fern; und als das Ende des Strickes zurückkam, war nichts an demſelben, als der morſche Holzblock, an dem die Wellen ſchäumten. Wohl begann die letzte Hoffnung zu ſinken; allein der Werksverweſer befahl, das Seil noch einmal hineinzulaſſen, er meinte, es könne nicht anders ſein, und es müſſe ſich ſein Kind an den Rettungsanker klammern.

„Es iſt keine Möglichkeit mehr, es iſt Alles vorbei!“ rief der Waldhüter aus; „mein liebes, liebes Kind iſt verloren. Gott hat es genommen, ich gebe mich darein.“

Aber als das Seil endlich wieder zurückkam, da ſchaukelte aus dem finſteren Rachen der Höhle hervor — der kleine Nachen.

Und als man ihn ſah, und als die zwei jungen triefenden Leutchen an das Ufer gehoben wurden, da übertönte der Jubel das Brauſen des Waſſers und die ſonnigen Tafeln der Felswände ſtimmten ein in den frohlockenden Schall mit vielfachem Echo.

Wie umarmten da die Eltern mit hellem Weinen ihre wiedergefundenen Kinder! Aber dieſe hatten todtenbleiche Ge-

sichter; mit heiserer Stimme riefen sie die Namen der Ihren, starrten die Fragenden an und gaben keine Antwort. — Sie waren betäubt.

Erst nach und nach löste sich der Bann, der auf ihnen lag, und sie sahen die lichtumflossene Welt und die freudigen Menschen, und sie hörten das Rauschen des Wassers und die tausend jauchzenden Jubelstimmen. —

Arm in Arm stiegen Otto und Anna in den sammtgefütterten Wagen; sie ließen sich nicht mehr los. Zart und weich waren ihre Herzen, und für immer gereinigt von den Schlacken des Trotzes und Uebermuthes.

„O Gott, welch' ein Brautgeschenk zur silbernen Hochzeit!" rief der Waldhüter aus, und sein Weib sagte freudestrahlend: „Nicht umsonst hab' ich in dieser Nacht die fünf Wunden Jesu gebetet!"

Und Adelheid: „Noch heute flecht' ich euch einen neuen Kranz, den setzet aber ihr auf's Haupt, Waldhüterin; die beiden ersten schulden euch Otto und Anna!"

So zogen sie fort durch die Waldungen, über die Haide und die Hügel, bis sie in das heimatliche Thal kamen. Wie eine Prozession folgte die Menschenmenge dem Wagen; und gar den löcherigen, geschundenen Kahn schleppten sie mit sich, wie ein Siegeszeichen. Der sollte aufbewahrt werden zum ewigen Andenken an diese Pfingstnacht, er sollte, mit Gottes Willen, den Nachkommen dieses schwer geprüften jungen Paares dereinst zur Wiege dienen.

Der rothe Katz und die ewige Jüdin.

Nach einer Begebenheit.

Wenn der rothe Natz durch das Dörflein ging, so war das immer ein heidenmäßiger Lärm. Man hörte schon von Weitem das Gebelle und Geheule der Hunde, die dem Manne das Geleite gaben von einem Ende des Dorfes bis zum andern.

Da ging er einher, der rothe Natz, und die Oberschenkel seiner Lederhose waren so glänzend, daß man meinte, er habe an seinen Lenden zwei Spiegel aufgehangen, auf daß sich die ganze Berggegend und das armselige Dorf und die klaffenden Hunde d'rin sehen sollten. Dann hatte er ein dunkelgrünes, aber schon verblaßtes Jäckchen an, welches so kurz war, daß auf dem Rücken ein grauer Streifen des Hemdes zum Vorschein kam. Die braune rauhe Brust war stets entblößt. Auf dem Haupte saß schief und keck eine Soldatenmütze. — Das Rothe an dem Manne war sein etwas aufgedunsenes bartloses Gesicht und die langen, allfort etwas zerzausten Haare. Auch die Augenbrauen waren roth. An der linken Hüfte trug er eine gar mächtige Messerscheide, an der rechten Seite hing stets eine mehr oder minder angepferchte Tabaksblase. Immer hatte dieser Mann einen derben Knotenstock bei sich; der Dörfler wegen nicht, die waren harmlos und kümmerten sich wenig um ihn; wenn er irgendwo

einem alten Pferde begegnete, ſo wendete auch das ſein Haupt von ihm ab und biß lieber in ein Büſchel Heu, als in den Rockärmel dieſes Mannes. Die Katzen wichen ihm gar von Weitem aus und wanderten mit eingezogenem Wedel auf die Dachfirſte hinauf und ſchnurrten zum Himmel um Rache. Aber die Hunde! Wo, wenn der Rothe herantrottete, nur ein einzelner auf der Gaſſe war, da wich auch dieſer mit geducktem Kopfe aus, aber wenn mehrere zugegen waren, da ſchoſſen ſie zuſammen um den verhaßten Mann und erhoben ein Gebelle, bis der letzte ihres Geſchlechts aus den Häuſern kam und in das wüſte Geheul mit einſtimmte. So begleiteten ſie ihn hinaus bis zu den letzten Häuſern, und die Leute ſagten, ohne von ihren Verrichtungen aufzublicken: „Ah, 's muß wieder der Katz vorbeigehen, weil die Hunde gar ſo ein G'ſchall haben.“

Und weiter hinaus, wo der Weg über die Wieſen und das Strauchgelände geht, folgt ihm die meuternde Schaar. Er weiß wohl, daß er den Stock nicht erheben darf, daß er ſeine Hand nicht gegen die Meſſerſcheide wenden darf, ſo gerne er's thäte, es ſind Bullenbeißer dabei, tigerartige Thiere, die leiden keine derartigen Anſpielungen.

Wo der Weg in eine Waldſchlucht mündet und der Gebirgsbach herausrauſcht, ſteht ein Häuschen, bei dem heißt's in der „Einſchicht“.

Bis der rothe Katz zu dieſem Häuschen kommt, iſt er doch gewöhnlich wieder befreit und allein. Nun aber verwandelt ſich ſein derbes, ſorgloſes Trotten in eine Art lauernden Schleichens; er ſpäht, er umkreiſt das Häuschen, er macht zuweilen einen langen Hals, und er duckt ſich. Zuletzt huſcht

er an die Thür und klöpfelt. Da iſt die Thür feſt im Riegel, ſie wackelt kaum. Er huſcht weiter auf den Zehenſpitzen und klöpfelt an einem oder dem andern Fenſterchen. D'rin rührt ſich nichts — 's könnt' ein Todtenhaus ſein, ſo ſtill iſt's. Er guckt nun durch die Scheibe, aber das Glas zeigt ihm nicht, was d'rin iſt, ſondern was außen iſt — die Föhrenbäume, die Wolken, ſeinen Kopf mit der Mütze.

Er zieht ſich wieder abſeits.

's iſt aber doch wer in dem Häuschen. Ein Mädchen, halb erwachſen und zart und liebſchön wie die heilige Barbara auf dem Altare in der Kirche. Sie heißt auch Bärbel. Sie iſt ſeit wenigen Monaten eine arme Waiſe. Ihr Vater war Sägmeiſter im Dorfe, den hat in einem unvorſichtigen Augenblick die große, breite, ſcharfe Ladenſäge ergriffen und mitten entzwei geſägt, als ob er ein Tännchenſtrunk geweſen wäre aus dem hohen Walde. Die Mutter war Nähterin und ſtarb aus Gram in wenigen Wochen drauf. „Gott im Himmel wird dich nicht verlaſſen, Bärbel, jetzt ſägt mir der Tod das Herz mitten auseinander!“ Das war ihr letztes Wort.

Seitdem war das arme Mädchen allein, es hatte keine Verwandten, es wußte nicht, was werden ſollte. — Was werden ſollte? Dieſe Frage war dem Zimmerer Joſef ein gefallen. Ein rechter Zimmerer denkt bei der Grundfeſte gleich an das fertige Haus.

Woran aber dachte der rothe Ratz? Sein Geſchäft war nicht zu bauen. Ihn ſcheuten die Hunde und Katzen und wußten warum.

Trotzdem ging er ſeine Wege und auch fremde Wege, wenn er die Kreiſe zog um das Häuschen.

So lauerte er auch an einem Dezembertag, als es schon zu dunkeln begann.

„Mit Verlaub, Ratz, was suchst du da?“ wurde er plötzlich angesprochen; ein junger, kräftiger Bursche stand vor ihm, der Zimmerer Josef.

Der Rothe gab keine Antwort, er ließ nur seine Augen funkeln; es war, als ob er sich aus seinem Geschäfte die grünsten, glühendsten Katzenaugen beigelegt hätte.

Josef that noch eine zweite Frage, da fiel der Unheimliche schon über ihn her und wand seine mächtigen Arme gegen den Hals des jungen Burschen. In demselben Augenblick hub unten am Wegrande ein Hündchen zu keifen an und draußen, wo über das Strauchgelände einige Fuhrwägen rasselten, begann es auch zu bellen und bald kam eine Schaar Hunde gegen die Ringenden heran. Der Rothe sah seinen Nachtheil, ließ ab, murmelte aber: „Wart' nur, Büblein, wir kommen noch wo anders zusammen, wo sich keine solchen Rabenvieher dreinmischen werden. Verlaß dich d'rauf, deinen Pelz hätt' ich schon lang gern in der Walche gehabt!“

Er eilte davon. Der Zimmerer ging gegen das Häuschen — für ihn war's schon offen. Er war ein hübscher, treuherziger Junge; er drückte das weichbelockte Haupt des Mädchens gerne an seine Wange, aber er küßte es nicht. Der Giebelstrauß kommt erst auf das Dach, wenn das Haus fertig, meinte er.

Der rothe Ratz ging nun täglich in die Roratemesse und gab dem Meßner einmal zwei Kerzen für das Bildniß der heiligen Barbara. Er hatte seine besondere gute Meinung. Aber als er nach der Messe beim ersten Morgengrauen nach

Hause eilte, dachte er: die Kerzen müssen mir bezahlt werden, und stahl eine Katze. In der Thomasnacht wachte er bis zwölf Uhr, und als die Glocke schlug, stieß er mit dem Fuß einigemale heftig an den Bettstufen und sagte:

„Bettstaffel, ich tritt dich,
Heiliger Thomas, ich bitt dich,
Laß mir erscheinen
Die Herztiebste meine!"

Darauf legte er sich sogleich in's Bett; ob Sanct Thomas der Aufforderung nachgekommen, ist nicht bekannt....

Das war ein ungestümer Sylvesterabend. Ein Stürmen und Schneewehen sondergleichen, als ob das scheidende Jahr diese Welt noch einmal recht zerrupfen und zerzausen wollte.

Das Häuschen in der Einschicht war gar so verlassen mitten in dem Stürmen und Brausen. Die Dachbretter klapperten, der Waldbach murmelte dumpf unter seiner dicht gewölbten Eisdecke. D'rin das Stübchen aber war wohl verwahrt und hatte als größtes Kleinod die junge Bewohnerin und den warmen Ofen. Bärbel war heiter wie ein Fink im Lenz — es hatte ja Frühling, wenn gleich die Sylvesterstürme alle Fensterchen mit Schnee verschichteten. Es gab ja einen herzenstreuen Zimmermann auf Erden!

Gerade so viel merkte sie noch durch das bereifte Fenster, daß draußen ein Bettelweiblein vorüber wankte. Die blutarme, steinalte Herma, die in keinem Hause verweilte, die in keinem Spital blieb, die allweg wanderte und in der Gegend die ewige Jüdin genannt war — Wie sie heute im

Schnee so heranstieg, sah man nicht viel mehr von ihr, als den dicht mit Lappen umwickelten Kopf und den Bucketkorb; sie schob sich in den Schneewellen gar mühsam fort. Sie hatte wollen anklopfen an der Thür des Häuschens, aber es war ihr wahrscheinlich eingefallen: Hier wohnt eine arme Waise, leicht bald selbst ein Bettelkind. — Du, mein lieber Gott, jetzt wankt das Weib, jetzt fällt es gar zusammen und vermag sich aus der grundlosen Schneemasse schier nicht mehr emporzuraffen.

Das Bärbel eilt hinaus, hilft der Bettlerin auf die Füße und führt sie herein in die Vorlauben. Dort ergreift sie einen Besen und kehrt um das alte Weiblein herum und staubt den Schnee von dem Korb und von den Kleidern und von den Schuhen, und zerrt es endlich gar hinein in die Stube.

Die Alte wischt sich mit beiden Händen die weißen Haarsträhne aus der Stirne und den verglasten Augen, und starrt umher, und thut unverständliche Laute und deutet mit den Fingern: sie ist stumm, taubstumm. Zum lachen hebt sie an, wie sie beim Ofen sitzt, wie ihr das Mädchen ein warmes Süpplein vorsetzt — recht heftig und unbeholfen zu lachen. Erst wie ihr die Thränen aus den Augen rollen, wird sie ruhig und gießt die Suppe an. Den Löffel will sie anfassen, aber sie erwischt ihn fast nicht, so ruhig er vor ihr auf der Ofenbank liegt; und wie sie ihn endlich hat, kann sie ihn erst nicht festhalten, die dürren Finger sind gar so ungeberdig, sind noch ganz steif vor Frost.

Dieses arme, weltverlassene Wesen erwartet auch ein neues Jahr, dachte Bärbel, so soll es doch wenigstens das

alte in häuslicher Ruhe beschließen, und im warmen Bette dem neuen entgegenschlummern. So ist's ja Gottes Wille, daß wir Menschen uns einander beistehen, wie wir können. Sie behielt die alte Bettlerin bei sich, und als es Abend wurde, brachte sie dieselbe in ihr Bettchen und deckte sie lieb reich zu und besprengte sie mit Weihwasser, wie eine Mutter ihr Kind.

Das Oellichtlein brennt flackernd auf dem kleinen Tisch, draußen saust und pfeift der Wind und rüttelt an den Dachbrettern, als ob der wilde Geselle einbrechen wollte in die stillheilige Behausung. Bärbel liest in einem Gebetbuche, aber — sie mag heute nicht lesen. Sie denkt an Vater und Mutter, die ihr dieses scheidende Jahr von hinnen genommen hat. Sie denkt an die Gespenster der Neujahrsnacht, zuletzt denkt sie gar an die närrischen Dinge des Schuhwerfens, des Bleigießens und zu allerletzt denkt sie an den liebgetreuen Zimmermann. Der versprach heute zu kommen. Sie blickt zum Fenster, aber im Fenster ist der Tisch und das Oellämplein und im Hintergrunde das schneeweiße Bettchen, in welchem das Bettelweib ruht. Das Mädchen freut sich, daß das alte, unstäte Wesen, die ewige Jüdin, auf diesem Lager friedlich schlummern kann.

Bärbel will die ganze Nacht sitzen am Tisch und wachen. Wenn der Josef kommt, vielleicht thäten sie dann ein wenig Bleigießen, das Jahr ist lang und breit, da möcht' Ein's doch gern wissen, was Alles d'rin ist. Schlechter und so schlecht, wie das vergangene, kann's nicht sein, so wird's wohl besser sein müssen.

Die Bettlerin scheint aber doch nicht recht ruhen zu

können; sie rückt unruhig hin und her, legt die Hände heraus auf die Decke, läßt sie gar niederhängen über das Brett und ächzt. Es will ihr nicht gut thun in den weichen Leinen — man könnte sagen, sie ist verzärtelt und das nackte Stroh gewohnt oder die harte Bank.

Und draußen braust der Sturm und er rüttelt zuweilen gar an der Thür, daß das Bärbel auffährt: „Gott sei Lob, jetzt ist er da!“ Aber es war immer nur der Wind.

Vielleicht kann er gar nicht kommen, vielleicht hat der Schnee schon eine himmelhohe Mauer aufgeschichtet um meine Hütte herum — o du grausame Winterszeit! So dachte das Mädchen und weinte und betete.

Da war's draußen plötzlich wie ein schrillender Pfiff, aber als das Mädchen sein Ohr anstrengte, war's nichts als das Brausen und Tosen des Windes.

Unheimlich wurde ihr beim Tische und bei den Fenstern, sie zog sich zurück auf die Ofenbank; es ging schon gegen Mitternacht und Josef wollte nicht kommen.

Auch war's mit der alten Bettlerin nicht richtig; sie kauerte sich krampfhaft zusammen und dehnte sich wieder und ächzte und stöhnte. Bärbel leuchtete ihr in's Gesicht; die Wangen waren fahl, die Augen quollen hervor, die blassen Lippen bebten. Zitternd vor Angst suchte das Mädchen alle Hausmittel hervor, wie sie die Mutter so gerne im Vorrath hatte, aber es wollte nichts fruchten, der Zustand der Alten wurde von Minute zu Minute bedenklicher. Einmal ruhten ihre Augen mit einer solchen Wehmuth auf dem Mädchen, daß es dasselbe wie Todesschauern durchzuckte — es lag ein Meer der Schmerzen in diesem Blick und eine Letzte-

klage und eine Grabessehnsucht und die Todesangst zugleich. Dann brach die Kranke plötzlich in einen zitternden Schrei aus, ein halbes Weinen und ein halbes Lachen und Jauchzen. „'s wird wohl wahr sein, was die Leut' reden," sagte das Mädchen angstvoll, „das ist kein Mensch wie die anderen. Und ich seh's schon, ich muß um Leut' gehen. Ich will eilen hinab in's Dorf, daß ich den Vater hole, sie hat ja gar kein' Hilf'. Du heiliger Schutzengel, bleib' bei ihr und steh' ihr bei und laß sie nicht sterben, bis wir da sind!"

Sie stellte das Licht mitten auf den Tisch, sie zog eilends ihre Sonntagsschuhe an, die mit Stroh wohl ausgefüttert waren, sie zog das Lodenjöpplein an und knöpfelte es zu, von oben bis unten, so erregt und verwirrt, daß Alles verkehrt wurde. Und sie hüllte schnell als Uebermantel eine doppelte Blache um und verließ die Stube und das Häuschen in der Einschicht.

Es ging leichter als sie glaubte, der Schnee war weich, zum größten Theile von dem steinharten Boden weggefegt, freilich dann wieder aufgeschichtet in hohen Hügeln und Wellen. Der Wind sauste, aber der Föhrenwald rauschte nicht, fächelte nicht, die Aeste waren wie eingefroren. Der Mond war aufgegangen und so sah man die Gestalten der Wolken und ihr rastloses Hinziehen am Firmamente. Die Sträuche sahen gespenstig aus, behende Schattengestalten huschten hin, Schatten ohne Gegenstand.

Das Mädchen schlug sich fester in seine Blache und eilte und bangte und betete.

Da, wie Bärbel über das Strauchgelände hinlief, hörte sie abseits vom Wege ein Geräusch, es war nicht der Wind

Menschenstimmen schallten — Fluchen und Hilferufen zu gleicher Zeit und das Mädchen erkannte Josef's Stimme. Todesangst im Herzen eilte sie gegen die Stelle, sie konnte fast nicht, die Füße wollten ihr einknicken, aber endlich stand sie davor. —

Ein riesiger Mann hatte einen andern auf dem Boden und kniete ihm auf der Brust und würgte ihn und murmelte mit tiefer, bebender Stimme: „Bübelein, was hab' ich gesagt, wir finden noch ein Platzl all'zwei? Und von heut' an werd' ich in's Einschichthäusel geh'n wann ich will. Den Ausgang hat für dich das alte Jahr! Nachher wären wir auf gleich."

Das Mädchen sah es, hörte es, that einen gellenden Schrei. Der würgende Mann zuckte zusammen, ließ ab und mit dem Rufe: „Jesus, ein Weib! Der Neujahrsnachtgeist!" sprang er auf und stürzte davon.

Josef stöhnte und erhob sich langsam; auch er zuckte einen Augenblick zusammen, als er die weißumhüllte Gestalt des Mädchens sah, aber das klärte sich ja doch sogleich auf. Sie war seine Retterin.

Der rothe Nap war's gewesen, der den Zimmermann rücklings angefallen, als dieser gegen das Einschichthäusel gehen wollte. Es lag noch seine Messerscheide auf dem Boden.

„Jetzt ist's gewiß, Barbara! Das ist der Strauß auf dem Dachstuhl gewesen und in vier Wochen bist du mein Weib!" sagte Josef. Da klangen von der Dorfkirche her durch das Sausen des Windes zwölf Glockenschläge — das neue Jahr war auf Erden. Aber sie vergaßen nicht auf die Sterbende in der einsamen Hütte, sie holten den Arzt und den

Prieſter. Als ſie Alle zuſammen in das Häuschen kamen, brannte wohl das Oellichtlein noch auf dem Tiſche, aber — die ewige Jüdin war zur ewigen Ruhe gegangen.

„Der Froſt und die Wärme!“ ſagte der Arzt, „ihre letzte Kraft war verzehrt; ihr erfror'nes Herz iſt aufgethaut, da war's gar!“

„Es war ein armes, verlaſſenes Weib und man hat gemeint, zu nichts mehr nutz auf der Welt,“ ſagte der Pfarrer, „aber noch im Sterben hat ſie Einem das Leben gerettet, ſo hat's Gott gefügt.“

Bärbel weinte, Joſef drückte der Todten die Augen zu.

Man begrub ſie mit dem Klange aller Glocken, das ganze Dorf ſtand an ihrem Grabe; nun im Tode war ſie kein weltverlaſſenes Weiblein mehr.

Da war wieder einmal ein mächtiges Bellen und Hundegeheul durch das Dorf und nun kamen gar auch die Katzen von ihren Verſtecken und Dachfirſten herab und ſchnurrten mit und huben hoch ihren Wedel. Zwei Gendarmen führten den rothen Kap die Gaſſe entlang.

Die neue Bahn.

Auf offener Straße und im verschlossenen Stübchen.

Der Markt Kimpelwang liegt auf einer Anhöhe des Thales. Gegen Morgen blickt er frei in die reichbewaldete Gegend hinaus; gegen die Mittagsseite lehnt er sich an das Felsgestocke der hohen Kimpel.

An diesem Morgen ist die Kimpel dicht in graues Gewölke gehüllt und selbst in das verdüsterte Thal hängen Nebelfetzen nieder; kühle Luft weht und es rieselt der Regen.

Und dennoch ist Lust und Leben im Thale; man hört das Geschrei der Halter, man hört die Almglocken, man hört das Lachen und Jodeln futtermähender Mägde, man hört den Hall der Axtschläge in den Wäldern und man hört den Vogelsang in dem tropfenden Geäste der Bäume — Nebel und Regen vermögen das Grünen und die aufglühenden Knospen des Frühlings nicht auszulöschen.

Und zu diesem Leben der heimischen Berge und Wälder kommt noch das wogende Treiben auf der Landstraße. Es mag der durchnäßte Lehm auch kleben an den Rädern, Hufen und Sohlen; es mag der Regen auch rieseln auf die

Rohr- und Strohdecken der Wägen, auf die hohen, ſpitzigen Kummete der Pferde, auf die dicken Zwilchmäntel der Fuhrleute — es wird gefnallt und geſchrieen und geflucht, wie am heiterſten Morgen. — Der braune Poſtwagen raſſelt heran; der Poſtillon in ſeiner rothausgeſchlagenen Joppe und mit ſeinem von gelbglänzendem Wachstuch überzogenen Hut bläſt in's Horn und hält die drei Pferde in lebhaftem Trab und das grämige Geſicht eines Paſſagiers blickt durch das Glasfenſter heraus.

Da weichen alle Fuhrleute aus, die ſchweren, wie die leichten, und da wiehern die Roſſe — ſie möchten alle gerne Poſtpferde ſein, das wäre eine noble Stellung. Freilich wohl wär's blos der Ehrenſache wegen, denn fett iſt noch kein Poſtpferd geworden im ganzen Lande. Anders iſt das Verhältniß zwiſchen dem gemeinen Fuhrknecht und dem Poſtillon; letzterer bildet die Ariſtokratie des Fuhrweſens, und wenn er auch die blaukitteligen Knechte, an denen er vorüberraſſelt, nach Fuhrmannsweiſe mit ein paar derbfreundlichen Worten begrüßt, ſo klingt es doch nur wie wohlwollende Herablaſſung — er verkehrt eigentlich nur mit der großen Welt und iſt kaiſerlich und königlich und trägt die Uniform!

So hoch geht's aber mit dir nicht her, Fabian Geier. Freilich wohl haſt du an deinen ſchweren, ächzenden Roheiſenwagen zu Zeiten vier ſchwere Pferde geſpannt, aber die gehören nicht dir, ſondern dem Braumeiſter in Triſeng. Zu eigen nennſt du nur deine dicke Hirſchlederhoſe, deine hohen Juchtenſtiefel, deinen blauen Zwilchkittel und was noch dazu gehört. Dein nennſt du aber auch die fünf Pfund alten Silbergeldes, die am Ende ſchwerer wiegen, als ein Pferd

von fünf Centnern. Du blinzelſt aber unter deinem großen Hut, Fabian Geier, — wirſt bald noch was Anderes Dein nennen, um das dich jeder Poſtillon, und wär' er dreimal kaiſerlich und königlich, bitter beneiden wird.' Meinſt du? — Ei, ſchwinge mal deine Peitſche, Fabian, und laſſe ſie knallen zum Trotz — wirſt nicht mehr lang Fuhrknecht bleiben auf lehmiger Straße. Viel Glück dazu, aber ſag' mir einmal, Geier, warum magſt du keinem Menſchen ſo recht in's Auge blicken?

Ein ältliches Männlein in Landestracht trippelte die Straße heran gegen den Marktflecken. Seine dünnen Beine wollten völlig ſtecken bleiben in dem zähen Schlamm und als es ſo zum Wagen heran kam, auf welchem Fabian unter der Decke ſaß, ſchielte es gar merkwürdig zu dieſem hinauf. „He, Fabian," rief es mit dünner, faſt ſchneidender Stimme, „haſt ſaggriſche Roſſer, jetzt; verſtehſt es halt, du!"

„Ja," gab der Fuhrmann zur Antwort, ohne ſeinen Kopf ſeitwärts zu wenden; „wo trollſt denn hin, Paul?"

„In die Kimpelwangerſtadt knett ich hinein; haſt kein' Fetzen, daß man könnt' den Himmel zuſtopfen?"

„Kannſt heraufſteigen da unter's Dach, nachher iſt er zugeſtopft," verſetzte der Burſche und brachte die Pferde zum Stehen.

„Muß halt jetzt unter fremde Dächer ich, wenn's regnet," ſagte Paul, als er neben dem Fuhrmann ſaß und die Pferde wieder anzogen und der Wagen wieder ächzte. „Hätt' mir's nicht einfallen laſſen, aber — weißt, wenn der Teufel mit dem Geldſack kommt und will mein' arme Seel dafür, ſo weiſ' ich ihm gleich mit dem Weihbrunnen die Thür;

wenn er aber nur meine armſelige Hauswirthſchaft dafür haben will, gut, ſo nehm' ich den Geldſack. Man kann ſchon ein Geſchäftchen machen mit dem Schwarzen, aber nicht zu weit muß man ſich einlaſſen und ein gutes Gewiſſen muß man haben!"

„Unſinn!" brummte der Fuhrmann, aber Paul ſagte: „Welt, es geht dir nicht ein! mir ging's auch nicht ein, aber die Welt iſt kugelrund und man weiß im voraus nicht, wie ſie ſich dreht. Werde dir auch kein Roß mehr beſchlagen, Fabian."

„Biſt leicht närriſch geworden?" verſetzte der Burſche ſo halb in Gedanken; „haſt ja deine Schmiede."

„Gehabt, Fabian, gehabt, mußt du ſagen. Hab' ja geſtern Alles verkauft, Alles bis hinab zum Bach."

Da ließ der Fuhrknecht den Leitriemen los, daß die Pferde ſtehen blieben, ſein Geſicht röthete ſich und ſeine Augen funkelten. — „Alſo doch!" preßte er dann zwiſchen ſeinen ſtarren Lippen, „und dieſen Ausländiſchen?"

„Hätt' ja nichts Beſſeres machen können!"

„Nichts? gar nichts Beſſeres? — Paul, wenn ich dich jetzt da hinabwirf unter die Räder, ſo geſchieht dir recht. Du alſo biſt der Erſte, du, der von u n s gelebt hat, dem wir täglich Geld und Brot in's Haus geführt haben, der durch uns Fuhrleute ſeine Schmiede gebaut und eingerichtet hat und der zu Ehr' und Gut kommen iſt, wie die blinde Katz' zum Speck — du verräthſt uns der Erſte?"

„Haben nicht alle Grundbeſitzer von Triſeng bis herein nach Rimpelwang ihre Landſtriche bereits abgetreten?" entgegnete das Männlein lebhaft; „meſſen die Baulent' nicht

ſchon aus? graben ſie nicht ſchon, überbrücken ſie nicht ſchon? Wenn der Eiſenbahnrummel denn einmal da iſt, wir werden ihn nicht aufhalten, wir."

„Larifari! in unſerem Thale ſind wir Herren und wir müſſen uns wehren; — wollen uns ja an's Leben, dieſe verdammten Ausländer! — Werden ſich aber die Köpfe einſtoßen und die Eiſenbahn wird durch dieſes Thal nicht gehen und in alle Ewigkeit nicht, das ſag' ich! Du aber biſt ein Galgenſtrick!"

„Und hab' ich was Unrechtes than? Sagſt, ihr hättet mir zu meinem Eigenthum' verholfen; dank ſchön, für ſo ein Eigenthum, mit dem man nicht machen darf, was man will, das man nicht verkaufen darf, wenn's Einem dreimal überzahlt wird! Ich laß jetzt die ganze Eiſenbahnreiterei dem Teufel über und kauf' mir einen großen Bauernhof; du aber biſt dumm, Fabian, wenn du dich dieſer Geſchichten wegen erhitzeſt. Ja freilich, man meint, wenn der Schwarze draußen die Eiſenbahnwägen zieht, ſo wird er ſie bei uns herinnen wohl auch noch ziehen. Denk' dir ſo, iſt recht! aber denk' weiter: Werden ihm die Leut' hier aufſitzen? Das iſt eine andere Frag', mein Lieber! Unſere Leut' ſind nicht ſo dumm, daß ſie auf dem neuen Hexenweg reiten, wenn ſie die alte ehrliche Landſtraße haben. Nachher werden dieſe übermüthigen Herren ihren ganzen Kram wieder ſchön langſam abkommen laſſen und werden abſchieben, wie der Bettelbub von der Kartenlucken." Das Männlein that ganz geheimnißvoll, und wie es nun dem Fuhrmann recht in's Geſicht ſehen will, hüpft ſein Blick immer auf deſſen Filzhut herum — weil es, das Männlein, ſehr bedeutend ſchielte. — „Die Feld- und Wald-

stricke aber," fuhr es dann lispelnd fort, „können sie nicht gleich mir nichts, dir nichts auf der Achsel mittragen; die müssen sie uns da lassen, und das Geld für Steine und Bauholz müssen sie uns auch da lassen. Profitiren thun allweil nur wir, schau und bedenk' dies nur, Fabian! — 's wird dir noch einmal einfallen, daß ich, der Hufschmied Paul, dir's heut gesagt hab'!"

„Hi, hoteh!" schrie der Fuhrknecht mit seinen Pferden, und bald zog das schwere Gefährte in den Markt ein.

Die steinernen Häuser mit ihren Schindeldächern lagen da, wie von der Felswand niedergestürzte Blöcke, ohne Regel und Ordnung. Außer den pochenden Schmieden und den Fuhr- und Stell- und Postwägen, die am Platze gereiht waren, und zwischen denen Pferdegewieher und Fuhrmannsgeschrei schallte, war wenig Leben im Orte.

So war es noch an jenem Tage, als der Hufschmied Paul nun vom Roheisenwagen kletterte.

„Dank' dir Gott für's Fahren!" sagte er und ging seines Weges.

„Ja ja, dank' dir Gott, das ist gut sagen," murmelte Fabian, „dem Dampfwagen wird ein Dankdirgott nicht genug sein. Wird aber nicht so weit kommen; die Teufelei hat noch ihren Herrn!"

Fabian führte seinen Wagen gegen die Ecke des Posthauses, spannte die Pferde aus und leitete sie durch das Hofthor in die Stallungen. Es war gegen Mittag und Fütterungszeit. — Als die Pferde ihren Haber bekamen, streute Fabian Geier ein wenig weißes Pulver auf denselben und nahm davon auch selbst einige Stäubchen auf die Zunge.

Die Pferde fraßen und richteten ſich auf und trugen die Köpfe gar ſtolz und ſchüttelten die Mähne.

Fabian war ein vollkräftiger Burſche, dem das Leben auf dem Geſichte blühte, wie die Leute ſagten, weil dieſes ſtets friſch gerötbet war. Es war aber rauh und ein wenig blatternarbig. Sonderbar waren ſeine kleinen, feurigen Augen, die halb verborgen unter den langen, falben Wimpern, manchmal wie zwei Queckſilbertropfen hin- und herrollten. Sehr zarte, lichtblonde Haare ſollte er gehabt haben, die aber nie zu ſehen waren, denn am Genicke weit hinauf bis unter die Krämpe war er immer ſorglich ausraſirt, und auf dem Kopfe hatte er ſtets den Hut. Er mochte bei ſeinem Braten am Tiſche ſitzen, oder mit dem Poſtmeiſter, oder mit ſeinem Herrn, dem Brauer von Triſeng ſprechen, oder er mochte an einer Kirche vorüberfahren, oder mit den Pferden fluchen — auf ſeinem Kopfe ſaß der große Filzhut, und barhaupt hatte man den Mann nie geſehen.

Horcht! vernehmt ihr den leiſen Geſang von dem Gartenhügel her?

„Da ſteh' ich halt wieder
Allein auf der Höh':
Bin allweil ſo traurig,
Iſt mir allweil ſo weh!
Es lebt noch mein Vater,
Das Mütterlein mein,
Und dennoch bin ich
Ein Waiſelein!

Sonſt hab' ich geſungen
So luſtig und frei,
Wie die Nachtigall ſingt
Und die Lerche im Mai:

Dahin sind nun all'
Die Freuden mein;
Ich bin ein verlassenes
Waiselein!"

Wer singt hier mit so reiner, inniger Stimme ein so betrübtes Lied? Es ist die junge Tochter des Postmeisters: Seraphine. —

Sie ist gerade das Gegentheil von dem Fuhrknecht Fabian Geier. Während doch alle anderen Mädchen des Fleckens Kopftüchlein oder gar Häubchen trugen, war Seraphine immer barhaupt. Sie mochte im Garten ihre Blumen begießen, oder im Extrazimmer die Gäste bedienen, oder sie mochte auf dem Chore das deutsche Meßlied singen, oder sie mochte in ihrem Handkorbe Tischreste in das Armenhaus tragen — war's im Sommer oder Schneewehen — sie war barhaupt. Sie trug in ihren dunkeln, einfach gescheitelten Locken auch keinen Schmuck, als manchmal ein kleines, frisches Dornröschen. Und einfach war auch ihr Anzug, obwohl ihr Vater, der Postmeister, ihr schon manch' schweres, kostbares Kleidungsstück gekauft hatte und es gerne gesehen hätte, daß sich sein einziges Kind, wie er sich stolz ausdrückte, standesgemäß trage. Dagegen sagte Seraphinens Mutter: „Bleib' du nur, wie du bist, mein Kind; schöne Kleider hindern Einem im Arbeiten und im Heiterseinn."

Fuhrleute hatten es dann und wann versucht, die Hände — so zum Spaße nach dem Dornröschen in ihrem Haar auszustrecken; aber das Dornröschen stach, und das Mädchen ließ sich bald gar nicht mehr vor diesen Leuten blicken. Reisende hatten oft mit stillem Wohlgefallen das holde Kind

betrachtet und dann zu ſich ſelbſt geſagt: „Ein ſolch' klares, innig mildes Auge, ein ſolch' zartes Blüthenroth der Wangen, ein ſolch' friſchroſiges Lippenpaar findet man ſobald nicht wieder an der Straße."

Manche wollten dieſes Blümlein an der ſtaubigen Straße ſogar aufleſen, und es daheim anpflanzen in einem lieben ſonnigen Garten.

Seraphine ſchlug alle Bewerbungen artig aus; ſie war ja vor kurzem noch ein Kind, und nun, da ſie erwachſen, wollte ſie noch eine Weile ein luſtig Mägdlein bleiben.

Seraphine war aber doch in letzterer Zeit kein luſtig Mägdlein. Wohl wußte ſie, daß ſie ſchön war, hatte ſich auch darüber gefreut und hatte gerne in den Spiegel geſehen. Jetzt nicht mehr. Jetzt, wenn ſie im Spiegel einmal ihr zartes, blühendes Geſichtchen ſah, bebte ſie zurück und verdeckte ihre Augen.

Da ſtellte ſie einmal an eine alte Frau die Frage: „Muhme, iſt es denn wahr, daß wenn man täglich ein paar Körnchen Hüttenrauch ißt, man ſchön und kräftig wird, und allewag ein blühendes Ausſehen hat?"*)

Die alte Frau ſchlug ihre Hände zuſammen: „Kind, was ſind das für Gedanken? Verſuche Gott nicht, biſt ſchön und kräftig genug. Thäteſt deine Eitelkeit ſchwer büßen, denn wer einmal anfängt, Hüttenrauch zu eſſen, der darf nicht

*) In den Alpenländern findet ſich dieſer Glauben ziemlich häufig und gibt es ſehr viele Hüttenrauch- (Arſenik) Eſſer. Beſonders unter den Fuhrleuten, welche auch ihren Pferden zum Behufe der Kräftigung Arſenik geben, iſt das Hüttenraucheſſen gang und gäbe.

mehr aufhören, oder er ſtirbt hin. Gift iſt Gift, und wem es nicht ſchadet, wenn er's genießt, dem ſchadet es, wenn er's nicht genießt. Geh, geh, von ſolchen Dingen ſoll man gar nicht reden, nicht einmal im Vorwitz!"

So ſprach die alte Frau und dieſe Worte waren Meſſerſtiche in des Mädchens Herz.

Seraphine ließ ſich immer ſeltener im Gaſtzimmer ſehen, am wenigſten, wenn Fabian in demſelben war. Sie hatte vor dem Burſchen eine unſägliche Abſcheu und ſie floh in ihre Stube, ſo oft er in's Haus kam.

Und dennoch mußte ſie mit ihm verkehren — und heimlich, ohne daß es ein Menſch ſonſt wiſſen durfte im Hauſe, im ganzen Ort.

Dann verſchloß ſie ſich in ihr Stübchen und weinte unſäglich und klagte: „Kein Menſch auf der ganzen Welt kann ſo unglücklich ſein als ich. Ich haſſe, ich verachte ihn, und ich habe Niemand, Niemand, der mich erlöſen kann. Und das Leben iſt dennoch ſüß, und mein Vater und meine Mutter haben mich im Herzen. Nur dieſer fürchterliche Menſch hat mich verleitet und an ſich gefeſſelt. War denn, o Gott, dieſe armſelige Eitelkeit ſo große Sünde, daß du mich ſo ganz verlaſſen haſt! Und wenn du es denn beſchloſſen, daß kein Heil mehr für mich iſt in dieſem Leben, ſo gib mir doch deine Gnade, daß ich entſage, daß ich willig ſterbe!"

So betete das arme, geängſtigte Mädchen; dann zitterten wieder leiſe die Töne durch das Fenſter:

„Sonſt hab' ich geſungen,
So luſtig und frei . . ."

Im Geſchäftszimmer und am Brunnen.

Bei dem Poſtmeiſter hatte ſich ein fremder Herr melden laſſen, der über einen ſehr wichtigen Gegenſtand in geſchäftlicher Beziehung zu ſprechen wünſche.

Der Alte hatte ſich ſofort in ſein Zimmer begeben und den Fremden eintreten laſſen. Dieſer war ein junger, mittelgroßer Mann, in dunkler, bequemer Kleidung, mit einem Stocke, deſſen Stahlgriff einen kleinen Halen und einen Hammer bildete. Die dunkelblonden Haare des jungen Mannes waren läſſig geſcheitelt und zurückgekämmt und rahmten anmuthig die freie offene Stirne ein. In den großen blauen Augen lag etwas Ernſtes, Entſchloſſenes; die Naſe war kräftig und leicht gebogen, die Lippen waren ein wenig aufgeworfen. An den Backen kräuſelte ſich ein dunkles Flaumbärtchen.

Auf den Poſtmeiſter mußte die Erſcheinung des Fremden einen angenehmen Eindruck machen, denn als dieſer eintrat und artig grüßte, lüftete er ſein grünes Käppchen auf den weißen Haaren, was er ſonſt nur that, wenn in ſeinem Hauſe hohe Herrſchaften zuſprachen.

„Ich ſtelle mich vor als der Ingenieur Lechner, von dem Sie vor wenigen Tagen ein Schreiben erhalten haben werden", ſagte der Eingetretene.

Bei dieſen Worten verfinſterte ſich der Blick des Alten, aber der Artigkeit wegen deutete er kurz auf einen Stuhl.

Der junge Mann folgte der Einladung. „Ich komme

nun", fuhr er fort, „die Erkundigung von Ihnen, Herr Poſtmeiſter, darüber einzuholen, und wo möglich ſogleich den Kauf zu ſchließen. Die Arbeiten gehen raſch vorwärts."

„Dann haben Sie ſich umſonſt hierher bemüht, mein Herr," verſetzte der Alte; „ich werde mein Grundſtück nicht abtreten, und am wenigſten zu dieſem Zwecke."

„Sie überraſchen mich, ich hörte Sie allenthalben rühmen als einen praktiſchen Mann. Ich dächte, für die hundert Quadratklafter Haideland wären dreizehnhundert Gulden doch wohl genug."

„Nicht dreihundert ſind ſie werth, mein Herr, nicht dreihundert!" verſetzte der Poſtmeiſter lebhaft, „aber für eure vermaledeite Eiſenbahn geb' ich ſie nicht für drei tauſend und nicht für dreißigtauſend. Wir wollen die Teufelei nicht in unſerem Thal, ſie bringt kein Glück herein; Elend bringt ſie und den Weltunfrieden. Nein, und wir laſſen uns die gute, alte Zeit nicht nehmen, und wenn ihr nicht bald aufhört mit euerem Meſſen und Graben, ſo ſteh' ich nicht gut dafür, was geſchieht!"

„Von Ihrem Standpunkte und von Ihrer Stellung aus, Herr Poſtmeiſter," verſetzte Lechner ruhig, „finde ich Ihr Benehmen nicht ganz unbegreiflich. Der Eiſenbahnbau hat bisher noch in allen Gegenden ähnliche Hinderniſſe zu überwinden gehabt, und er hat ſie überwunden, wie er ſie auch in dieſer Gegend überwinden wird. Bis auf den Hügel Ihres Haidelandes, den wir durchzuſchneiden haben, ſind bereits alle Grundablöſungen durch das Thal vollzogen."

„An meinem Landrücken aber, der das Thal quer durchſchneidet, wird euer ganzes Projekt ſcheitern."

„Nein, Herr Postmeister, das wird es nicht!“ sagte Lechner nachdrücklich, „wenn Sie auf ihrer Weigerung beharren, so mögen Sie Ihr Haideland unangefochten behalten; wir bauen durch den Hügel einen Tunnel.“

Bei diesen Worten erhob sich der Postmeister und mit erzwungenem kaltem Tone entgegnete er: „Schön, recht schön! Wegnehmen also wollt ihr mir mein Erdreich? Gut, Herr, dann werden wir noch mehr mit einander zu thun kriegen.“

„Es steht Ihnen der Weg zum Gericht offen,“ versetzte der junge Ingenieur, „wenn Sie wollen, so können Sie sich statt der dreizehnhundert Gulden Einnahme eine vielleicht noch größere Auslage verursachen. Fangen Sie einen Prozeß an!“

Draußen in der Gaststube wurde nun ein Lärmen und Fluchen laut. „Schaut's den Landstreicher an!“ rief die dicke, stämmige Postmeisterin, und Andere schrieen: „Nur gleich an den Wandhaken hängen, den Spitzbuben!“

Unsere beiden Männer traten in die Stube. Da stand, von mehreren Fuhrknechten und dem ganzen Hausgesinde umrungen, ein Bahnarbeiter mit braunem Gesichte, wirren Haaren und lehmigen durchnäßten Kleidern. Den hatten sie draußen hinter dem Markte auf dem Kartoffelgarten erwischt, wie er eben beschäftigt war, die als Samen neu eingelegten Erdäpfel hervorzuhäckeln und in einen Sack zu thun.

Der Postmeister wendete sich zum Ingenieur und rief: „Nu? ist das nicht Einer von den Euren? Solch' ein Diebsgesindel bringt ihr in die Gegend! All' mit einander sollt' man euch verjagen mit Fuhrpeitschen! Das ganze Thal richtet ihr zu Grunde!“

Jetzt stürzte Fabian zur Thür herein, er brachte einen Strick und hatte an demselben bereits eine Schlinge gezogen.

„Nicht da im Haus;“ riefen Einige, „da draußen mitten auf dem Marktplatz an die Linde hängt ihn! ein warnendes Exempel muß sein!“

Da trat Lechner unter die Menge. Ein ehrner Ernst lag auf seinem etwas bleichen Antlitz; mit sehnigen Armen schob er die tobende Menge auseinander. „Wenn das Einer von den meinen ist,“ sagte er, „so habe ich mit ihm zu rechten.“

Der Arbeiter fiel vor dem strengen Blick des jungen Mannes auf die Kniee und erzählte in schlechtem Deutsch, daß bei einer Sprengung unten an der Neidwand sein Vater, mit dem er arbeitete, einen Beinbruch erlitten habe, daß ihm die Leute, gegen baares Geld selbst, alle Hilfe und Lebensmittel verweigert hätten, daß er aber des Kranken wegen die Gegend nicht verlassen können und in solcher Noth gezwungen gewesen sei, einige Kartoffeln auszuwühlen.“

„Ich werde sorgen, daß du mit deinem Vater die Gegend verlassen kannst,“ sagte Lechner, „ich werde dir noch heute dein Tagegeld auszahlen und morgen den Kranken durch meinen Wagen forttransportiren lassen. Und du wirst mir nicht mehr vor meine Augen kommen, sondern wirst es für alle Zukunft merken, daß Diebstahl unter keiner Bedingung erlaubt ist!“

Die Leute murrten wohl und schimpften über diesen Menschen, dem nicht einmal die neu eingelegten Feldfrüchte heilig. Dem Arbeiter gelang es zu entkommen.

„Und wenn Sie diesen Menschen fortjagen können der

paar Erdäpfeln wegen," rief der Postmeister, „was sollen wir mit Ihnen machen? Herr, was Sie an unserer Gegend thun, ist auch ein Diebstahl! Sie wollen uns erwerblos, brodlos machen; das Land soll ausgesaugt werden von dem schwarzen Ungethüme, das Land soll verarmen: Was verdient das, mein Herr?!"

Lechner stand einen Augenblick schweigend da, endlich entgegnete er leise: „Alter Mann, dieses herbe Wort werde ich nicht vergessen, sondern Sie darüber einst zur Verantwortung ziehen, nicht weil es mich gelästert, sondern das segenvolle Walten des menschlichen Geistes. Mögen Sie mich kennen und verstehen, Herr Postmeister!"

Dieser ging ohne ein Wort der Erwiederung in sein Zimmer und schlug heftig die Thüre hinter sich zu.

Als hierauf der junge Mann aus dem Hause und am Hofbrunnen vorüber kam, stand an diesem Seraphine. Sie weidete Fische aus und weinte in sich hinein. Der Brunnen plätscherte, sie hörte die Tritte des Fremden nicht.

„Dauern dich die Fische, Kleine?" rief Lechner heiter grüßend dem Mädchen zu; „ei, ein so schönes, blühendes Kind sollte kein einzig Thränlein vergießen; hörst du, solche Gießbäche reißen tiefe Furchen über die Wangen."

Seraphine wendete sich um, tauchte dann schnell die flache Hand in das Wasser und fuhr sich damit hetzende über das Antlitz.

Lechner trat vollends zu ihr hin und sagte: „Vergeben Sie, mein Fräulein, daß ich Sie in einer vielleicht süßen Herzensbewegung gestört habe. Es verlangt mich, nach all' den feindseligen Blicken, die mich in dieser Gegend verfolgen,

einmal in ein freundliches Auge zu sehen. Nun finde ich ein betrübtes."

„Und die Leute sagen immer, mein Auge sei so hell und meine Wange so roth!" hauchte das Mädchen, halb als Antwort, halb für sich. „'s ist kein Wunder. Und wäre das schreckliche Pulver noch so wirksam, endlich müßte man ja doch krank und bleich werden, bei so vielem Herzleid!"

„Seraphine!" rief die Postmeisterin bissig von der Küche heraus; „wenn du mit sammt den Fischen nicht in's Wasser gefallen bist, so komm' in's Haus noch in diesem Frühjahr!"

Das Mädchen warf einen flüchtigen, fast verwirrten Blick auf den jungen Mann und trat in's Haus.

Lehner hüllte seinen weiten Wachstuchmantel um und verließ das Festgebäude.

Er schritt sinnend dahin; das Mädchen war in seinen Gedanken, das Mädchen, das am Brunnen stand und weinte. — Es war wunderlich, in ihre Augen zu schauen. Welches Leid mochte sich verbergen hinter diesem milden Blick im tiefen Innern? So ist es: je reiner und edler das Gemüth, desto tiefer der Schmerz über ein Unheil, über eine Unbild. Welches aber wäre das Unheil, das über das liebe Kind gekommen? wer hätte es gewagt, ihm eine Unbild anzuthun?

Bruno Lehner's Herz pochte schneller in solchen Gedanken. — Gar viele Menschen fühlen ein inneres Glück, wohl Jeder hat ein inneres Leid, aber es zu sagen und zu klagen, hat nicht Jeder einen Freund.

Ueberall Entzweiung.

Lechner ging oder fuhr ſtetig durch das Thal und traf Anordnungen und gab Befehle allerwärts. Hier wurden Stangen und Zeichen geſteckt, Schnüre aufgezogen; dort wurden Steine gebrochen, Hügel abgegraben, Dämme aufgeführt, Brücken geſchlagen. Schaaren von Menſchen arbeiteten; ganze Dörfer aus Bretterhütten waren entſtanden; auch im Freien machten die meiſt recht dürftig gekleideten Arbeiter Feuer und lagerten ſich um dasſelbe. Auf Eiſenſchienen gingen ſchon Wägen mit Erde und Steinen; da und dort, wo noch die grüne Wieſe war und blos die Ausmeſſungszeichen ſtaken, bauten ſie Wächterhäuſer. Das war ein gar ſonderliches Walten und Schalten im Thale.

Der alte Hufſchmied Paul, der nun ohne rechten Plan herumirrte, ließ ſich oft nieder auf einen ſonnwarmen Stein und ſah dem Treiben von weitem zu. Das war ein ganz merkwürdiges Arbeiten, ein eiliges Rennen und Laufen und Anfaſſen überall, und das Werk wuchs zuſehends. Wenn der Alte dann aufſtand und weiter ging, murmelte er immer: „Da bauen ſie wieder einmal einen babyloniſchen Thurm; werden bald in die Wolken kommen und die Sprachverwirrung iſt ohnehin ſchon da; italieniſch und böhmiſch und ungariſch treiben ſie, und Einer verſteht ſchier den Andern nicht. Schon recht, nur zu ſo, es kommt die Zeit und ich krieg' auch meine Wieſe und meine Schmiede noch einmal!“

Unter dem Haidehügel des Poſtmeiſters wurden bereits Tunnelarbeiten in Angriff genommen.

Da kam einmal der Poſtmeiſter mit ſeinen Knechten hinaus und wollte den Arbeitern die Werkzeuge wegnehmen. Dabei wär's ihm beinahe ſchlecht ergangen, denn die ausländiſchen Geſellen kamen in eine heftige Wuth. Zum Glücke war Lechner zugegen, der wies die Arbeiter zurück und ſagte zu dem Poſtmeiſter: „Ihr Eifer iſt unzeitig, mein Herr, wir ſchädigen ja nicht Ihr Beſitzthum, die beiden Mündungen des Durchbruches liegen auf unſerem Gebiete; Ihr Haideland auf der Höhe bleibt ungefährdet."

„Zum Haideland gehört auch das Erdreich unter demſelben!" rief der Alte. Lechner frug: „Wie tief? — Herr Poſtmeiſter, Sie ſteuern für Wieſe, Feld und Waldland; was glauben Sie, wie tief iſt ſo ein Gelände? — Die Wieſe braucht nur ein paar Fuß Tiefe für die Graswurzeln, für die Anſammlung der Nahrungsſtoffe und für die Waſſergräben. Das Feld braucht nicht viel tiefer: Sie als erfahrener Landmann wiſſen doch, daß der Pflug kaum einen Fuß eingreift und daß der Dünger, den Sie jährlich darauf thun, den Humus nicht vermehrt, ſondern blos verbeſſert. Dem Wald geben wir drei Fuß, dem Brunnen noch mehr, den zu graben Ihnen auf Ihrer Erdſohle geſtattet iſt; — und geben wir endlich dem müden, alten Landmann ſechs Fuß Tiefe —"

Da fuhr der Poſtmeiſter auf: „Begraben", rief er, „begraben wollt ihr mich?"

„Ein langes, frohes Alter wünſche ich Ihnen vom Herzen, Herr!" fuhr Lechner ruhig fort; „aber in die Zeit

müſſen Sie ſich fügen lernen, ſonſt geht dieſe gewaltig über Sie hinweg; ſie geht ihre ehernen Bahnen, alles Widerſpenſtige unter ſich zermalmend."

„Das Zeug verſteh' ich nicht", entgegnete der alte Mann, „die übermüthigen Menſchen ſind's, die eine neue Zeit zu machen glauben und in ihrem Dünkel alle Sitte und alles alte Recht frevelhaft zutreten."

„Sie ſind erbittert, Poſtmeiſter; aber ich ſage Ihnen, Sie haben kein Recht, uns abſichtlich Hemmniſſe entgegen zu ſtellen. Sie haben kein Recht an der tiefen Erde unter Ihren Grundſtücken. Der Staat ſichert Ihnen Schutz Ihres Eigenthums; wollen Sie über dieſes hinaus, wollen Sie unter Ihren Grundſtücken Schachte ziehen, Stollen anlegen, ſo müſſen Sie die Erlaubniß einholen. Wozu das, wenn das Stück Erde, vielleicht bis hinab zu dem Mittelpunkt des Planeten Ihr Eigenthum wäre? Iſt es übrigens nicht genehm, mir zu glauben, ſo fragen Sie einen Rechtsfreund!"

So ſprach der junge Ingenieur.

Der Alte fing wirklich einen Rechtsfreund; dieſer ſagte beinahe dasſelbe, wie der Ingenieur; nur ſtünde es dem Poſtmeiſter frei, gegen die Eiſenbahngeſellſchaft einen Prozeß anhängig zu machen, was jedoch vorausſichtlich nutzlos ſein würde, da die Geſellſchaft die ämtliche Erlaubniß zum Durchbruche des Hügels bereits erhalten habe.

Darauf ſagte der Poſtmeiſter einmal in ſeinem Gaſtzimmer zu den Gäſten: „All' haben ſie uns im Sack, dieſe Studirten; über'n Löffel barbieren ſie uns und wir ſollen's Maul halten."

Das war ein Schreien und Fluchen, und Viele mein-

ten: „Nun gleich zuſchlagen — das beſte Mittel!“ Andere ſagten: „Mit dem Zuſchlagen richten wir auch nichts aus; die Leute brauchen einmal den Böſen und hetzen ihn uns zuletzt noch auf unſere Rindviehheerden, daß ſie uns all' krepiren.“

Der ſchielende Hufſchmied war auch da; er legte die Fingerſpitze vielbedeutend auf ſeine ſchmale Stirne und murmelte ſo halb vor ſich hin: „Beſchwören, beſchwören!“

Die Leute verſtanden ihn nicht. „Bei wem willſt dich denn beſchweren?“ riefen ſie, „haſt der Eiſenbahn ſelbſt dein Ackerland eingeſpielt!“

Fabian Weier ſaß hinter der Tiſchecke und ſchob den Hut weit über die Augen herab. Er ſagte kein Wort, aber wer ihm unter die Krämpen zu blicken vermochte: ſein Geſicht war ſehr roth und die zwei Queckſilbertropfen ſeiner Augen waren gar unſtät.

Später ging er dem Poſtmeiſter nach, als dieſer ſich in ſein Zimmer begab. Ohne anzuklopfen und den Hut vom Kopf zu ziehen, trat er ein, ſo daß ihn der Alte ſehr unwirſch anfuhr.

„Ich will was reden, Poſtmeiſter!“ ſagte Fabian.

„Bin nicht aufgelegt dazu.“

„Glaub' euch's gern, Poſtmeiſter; thät mich auch giften, wenn mir das fremde Geſindel den Boden unter meinen Füßen wegziehen wollt'. Erwürgen ſollt' man ſie All'.“

„Brauch' deine Rederei nicht. Seid's doch alle Memmen, wenn's d'rauf ankommt. Marſch hinaus jetzt! Haſt mich nicht verſtanden?“

„Ich kenn' euch als geſcheiten Mann, Poſtmeiſter, und deswegen ſchreckt mich euere Wildheit nicht. Habt auch noch Keinem die Thür gewieſen, der fünf Pfund Silbergeld beſitzt."

„Willſt einen Pferdehafer dafür, ſo geh' zum Hausknecht!"

„Ihr wißt es gar wohl, warum ich's geſagt hab' und was ich will: mögt es ſchon merken laſſen. Ihr kennt mich, Herr Poſtmeiſter, und wollt mich auch in eurem Dienſt haben. 's iſt nicht jeder Fuhrknecht fleißig und wirthſchaftlich und 's hat nicht jeder fünf Pfund Silber."

„Sei ſtill, Fabian, und laß' mich reden," unterbrach ihn der Alte. „Wenn du der Seraphine wegen da biſt, ſo iſt's ſchad' um dein Maulwerk. Einmal haben wir geredet davon, und nie wieder. Ich will einen reichen Eidam; wir werden ja bald all' mit einander ein Bettelvolk ſein, und ihr Fuhrleut' erſt gar. Ja, das Heu mög't ihr hernach dann und wann wegführen, das auf der Landſtraße wächſt, ſonſt wüßt' ich euch kein Geſchäft."

„Nein, Poſtmeiſter, nein!" ſtieß der Fuhrknecht heraus, „zu Grund' richt' ich dieſe kreuzweis Verteufelten!"

„Biſt recht ſtark mit dem Maul," ſpottete der Alte, „wenn du in der Ausführung auch ſo ſtark wäreſt! — Nu, hör' einmal: Wenn du's im Stand biſt, und die ganze Eiſenbahnerei in unſerem Thale vertilgſt, dann magſt dich wieder anfragen um die Poſtmeiſtertochter von Kimpelwang."

Das Wort war geſprochen; Fabian Geier grinſte. „Hab's wohl gewußt, Poſtmeiſter," ſagte er mit unheimlichem Liſpeln, „wohl gewußt, daß ich euch heut' auf dieſes

Wort bring'. Bis zum Herbst wird's Hochzeit geben. Ich bin grad' weg und sag' Alles rund heraus; die Höflichkeit ist bei uns Fuhrleuten nicht der Brauch — wir leben von euch Wirthen und Postmeistern, und ihr lebt von uns. Jagt euch jetzt die Spinne von der Leber weg — zum Herbst gibt's Hochzeit!"

Der Bursche verließ die Stube und ging in den Stall zu seinen Pferden. Es war zur Abendzeit; Fabian nahm einige Körner des weißen Pulvers zu sich, dabei murmelte er: „'s wird schon recht werden. Unglücksfälle über Unglücksfälle werden sich zutragen auf der Eisenbahn; vielleicht geht einmal die Brücke in die Luft mit sammt dem Zuge; vielleicht verrücken sich einmal zufällig die Schienen gegen den Hang, oder es bricht von der Reidwand ein Felsenklotz nieder auf die Bahn, oder es stürzt der Tunnel ein — heißt das, sie fallen in die Grube, die sie Anderen gegraben. 's ist nur langweilig, daß sich die Hochzeit hinausschiebt. Etwas, zehrt wohl Mancher schon im Frühjahr an der Gerste, die er im Herbst erntet. — 's geht schon in die Dämmer, Seraphinchen verspätet sich etwas. Wird schon kommen; mag ja den Fabian nicht entbehren — mag ohne ihn nicht leben — nicht leben. Die Verliebten sagen das oft und wahr ist es so selten."

Ein Stubenmädchen kam in den Stall und suchte den Fabian: „Die Jungfer Seraphine schickt mich, ihr sollt mir das Putzpulver einhändigen, das ihr für sie von der Stadt mitbracht habt."

„Meint sie?" entgegnete der Bursche grinsend, „geh' nur und sag' der Jungfer meinen schönen Gruß und sie

ſollt' nicht ungehalten ſein, daß ich ihr das Verlangte nicht ſchicken kann. Laß der Jungfer gute Nacht ſagen, und morgen mit dem erſten Hahnſchrei fahr' ich weiter."

Eine kurze Zeit ſpäter ſchlich Seraphine durch die Geſchirrkammer und den Stall. Fabian eilte ihr entgegen, trat dann ſchnell zur Thür hin und ſchob den Riegel vor.

„Laßt die Thür offen!" ſtieß das Mädchen heraus, „gebt mir ſchnell das Pulver!"

„Brennt's denn? — nu, ſo laß es brennen und ſetz' dich heut' einmal zu mir, ſchönes Mägdlein, wir plaudern ein wenig."

„Gebt mir das Pulver! man vermißt mich im Haus."

„Thut nichts, Seraphine, ſag', du ſeiſt beim Bräutigam geweſen."

„Jeſus," hauchte das Mädchen und ſchlug ſich die beiden Hände in's Antlitz. Dann aber ſagte es mit ganz ruhiger Stimme: „Bei Gott und bei meiner Seel', ich nehm' euch nicht! Mein Vater wird mich zu wahren wiſſen."

„Meint die Jungfer? Ich bin eben beim Herrn Vater geweſen, er läßt dich grüßen. Und ſiehſt es ja ſelbſt auch ein, daß es vernünftiger iſt, das friſche Weib eines fleißigen, arbeitſamen Mannes zu ſein, als ein abwelkendes Dornröslein. Du weißt, wie es wird, wenn ich dir den täglichen Hüttenrauch nicht mehr gebe!"

„Gut!" entgegnete Seraphine mit gedämpfter, bebender Stimme: „Wenn ihr denn ein Böſewicht ſeid, ſo bringt mich um. Ich will lieber verwelken und abſterben, als euch angehören. Sollen mich auf den Gottesacker tragen — ihr habt mich vergiftet!"

„Es wird aber früher noch was Anderes kommen," fuhr der Knecht in ſüßlichem Tone fort, „was fehlt der Jungfer? wird man zuerſt fragen, dann wird man ſich in die Ohren raunen: Das mit der Poſtmeiſtertochter hat was zu bedeuten — iſt eine eigene Geſchichte, aber luſtig! War alleweil ſo blühend, das übermüthige Ding — jetzt huſcht's einher, wie ein Schatten in der Faſtenzeit. Ihre Schönheit iſt ſchuld, werden Einige ſagen; ihre Gutheit macht's, werden Andere liſpeln — man ſollt's nicht glauben, was die ſtolze Poſtmeiſtertochter von Kimpelwang im Grund für ein gutes Mägdlein . . ."

„Gebt mir das Pulver!" kreiſchte das geängſtigte Kind.

„. . . ein gutes Mägdlein iſt," ſagte Fabian fügſam, „und ſo was ertragt ihr Weiber in den wenigſten Fällen."

„Ihr ſeid mir's ſchuldig," hauchte die Jungfrau händeringend, „bei dem gekreuzigten Heiland; bei euerer Seligkeit, ihr ſeid mir's ſchuldig! Ihr habt mich zuerſt zu dem Gifte verleitet, habt mich, das ahnungsloſe Kind, ſo an euch gelockt."

„Haſt mir dein Leben verſchrieben, Seraphine;" verſetzte der Burſche ſchleppend.

„Das hab' ich nie gethan; ich hab' an euch nie gedacht, nie! an meine armſelige Eitelkeit nur, bis ihr mir zu ſpät geſagt, daß ich für mein Leben vom Pulver nicht mehr laſſen darf. — Und jetzt wollt ihr mir's vorenthalten. — — Fabian, nein, ihr ſeid ja nicht ſo ſchlecht, ſeid ja doch kein Teufel — gebt mir Pulver! Werd' mir's abgewöhnen, nach und nach, nur nicht plötzlich."

Der Bursche schien sich ein wenig zu besinnen. „Will thun, was recht ist," sagte er dann, „sollst nicht sagen, daß ich schlecht bin; sollst auch den Leuten nicht zum Spotte werden, ich will dir Pulver geben."

„Ach, ich weiß es ja, Fabian," hauchte das Mädchen aufathmend, „doch nur schnell; ich bitt' euch, bedenkt meine Ehre!"

„Ein halbes Stündlein mußt du bleiben, mußt mir helfen die Zeit vertreiben!" sang der Fuhrknecht grinsend und suchte das Mädchen zu sich auf die Bank zu ziehen. Dieses wendete sich entsetzt seitwärts und gab ihm einen Schlag in's Gesicht.

Ein Augenblick stiller Wuth, — die Pferde wieherten.

Halb eingeschüchtert, halb grimmig sagte Fabian gedehnt: „Auch recht, geh' nur, du hochmüthige Dirn, wirst es schon noch billiger geben!"

„So hole ich mir selbst das Pulver aus der Stadt!" das Mädchen entschlossen.

„Wirst keines bekommen."

„So fleh' ich zu meinem Vater, daß er mir beisteht."

„Der wird dich verfluchen und sich zu Tode grämen — seines Arsenikkindes wegen."

„So schrei' ich's aus im ganzen Markt, im ganzen Thal, daß ihr ein Schurke seid, der ein armes Mädchen in's Verderben gebracht."

„Thue das, kleiner Engel, die Leute werden recht lachen."

„So — so — helf mir Gott! ich mach' mir

ein Ende!" rief das Mädchen aus und eilte durch den dunkeln Raum der Stallungen und entfloh.

Der Fuhrknecht setzte sich gelassen auf die Bank neben seinen Pferden, zog einen Blasenbeutel aus dem Gurte und nahm daraus eine Handvoll Tabak in den Mund. Gemächlich kaute er und streichelte dabei seine Pferde.

Ein Vogel singt im Gehege.

Es war dunkel. Die Blumen und Knospen im Garten waren schon feucht vom Thau; im Gehege sang ein Vogel: „fit fit — fit fit."

An einer Rasenbank war Seraphine zusammengebrochen. Zu ihren Füßen zirpten Grillen, Johanneskäferchen kreisten um ihr Haupt — und in ihrem Herzen wühlte die Pein. — Langsames Siechthum und Schande, oder schneller Tod, das sollte Alles sein, was die Welt für das arme, unglückliche Mädchen hatte. Ein dritter Weg wollte sich nicht zeigen.

„Ich habe gelebt ein schönes, jungfräuliches Leben," hauchte Seraphine, „das sei mir genug. Nun ist das aus, nun käme es anders; ich entfliehe einer unglückseligen Zukunft durch ein stilles Ende."

Im Hag hinter dem Teiche sang wieder der Vogel: „fit — fit — fit fit!"

Jetzt knarrte das kleine Holzthor, ein fremder Mann trat in den Garten. Das Mädchen fuhr aus seinen Träumen.

„Erschrecken Sie nicht, mein Fräulein," sagte der Fremde „und verzeihen Sie, daß ich mich Ihnen zum zweitenmale aufdränge."

„Herr Lechner!" sagte das Mädchen unruhig und wollte davon.

„Bleiben Sie einen Augenblick," bat der junge Mann, „hören Sie ein Wort zu meiner Entschuldigung! Leichtsinn ist es nicht, der mich in solcher Stunde zu Ihnen in den Garten führt: mein Gemüth und meine Pflicht hat mich geleitet. Als ich an diesem Garten eben vorüber gehen wollte, habe ich Sie, mein Fräulein, ein Wort sprechen gehört, das mir tief in die Seele fuhr. Sie sind unglücklich, Sie stehen an einem Abgrund! Seraphine, haben Sie denn keinen Freund, der Sie rettet?"

Da brach das Mädchen in ein heftiges Weinen aus.

— — „Ich bin Ihr Freund, Seraphine!" sagte Lechner milde und innig, „nicht fragen will ich Sie nach Ihrem Leide: von welcher Art immer es sein möge, Sie leiden, das ist genug — ich biete Ihnen meine Theilnahme an. Sollten Sie aber doch das Bedürfniß haben, Ihren Schmerz einem Menschen mitzutheilen, und Sie wüßten sonst Niemanden, so vertrauen Sie ihn mir, vielleicht vermag ich ihn zu verstehen und Trost dafür zu bieten."

Das Mädchen faßte zitternd seine dargereichte Hand, ein Lichtblick fiel in ihre umdüsterte Seele.

„Meine Eltern sind so liebreich zu mir," schluchzte Seraphine, „und dennoch kann ich ihnen mein Anliegen nicht sagen, es würde sie nur entwenden, es würde sie zum Tode betrüben. Ach, wenn ich einen Bruder hätte, und wenn

Sie — Sie mein Bruder wären! — Gott sei Dank, Sie wollen es ja sein, so seien Sie es denn; retten Sie mich! — Doch nein, Sie werden mich verlachen und Spott mit mir treiben; meine Lage ist so unsäglich elend, daß sie nicht Mitleid erwecken kann, sondern nur Hohn und Spott."

„Lernen Sie mich kennen, Mädchen, ich spotte keines Leidenden."

„Das — das wissen Sie, daß wir Weibsleute eitel sind," preßte Seraphine in kurzen Stößen hervor — „recht, gar recht' zum Auslachen eitel. Ich bin auch so Eine: kaum ich die Kinderschuhe verschenkt, hab' ich schon schön sein wollen, recht schön und frisch und blühend, und jetzt — jetzt hat's mich doch erwischt. O, sehen Sie nur, Herr, meine Wangen sind roth, meine Augen sind klar, da lesen Sie keine Qual — und doch ist's mein Tod!"

„Kommen Sie zu sich, mein Fräulein, Sie sind so sehr erregt."

„Vielleicht glauben Sie gar, ich sei irrsinnig. Das wird aber doch nicht sein, mit Gottes Willen! — So sag' ich's rundweg: Eine Hüttenrauchesserin bin ich! Ein Fuhrknecht hat mich dazu verleitet. Vor drei Jahren war's. Im Extrazimmer bin ich gestanden vor einem Spiegel und hab' mir die Haare glatt gestrichen. Kommt derselb' Fuhrknecht herbei und sagt mir in's Ohr, ich sei schön und frisch, aber er wisse ein Mittel, daß ich schön und frisch bliebe, und darauf gab er mir ein klein wenig von einem weißen Pulver, das ich aß. Erst später hat er mir gesagt, daß ich Hüttenrauch gegessen hätte, und daß ich nun, wenn ich nicht verwelken und verderben wolle, Hüttenrauch essen müsse alle

Tage meines Lebens. Nun habe ich mir nimmer helfen können und hab' den Knecht bitten müssen, daß er mir immer Pulver verschaffte. So verging die Zeit, und die Leute sagten, daß ich schön und blühend sei; ich selbst hab' nicht mehr in den Spiegel sehen mögen, weil mir mein Gesicht vorgekommen ist wie ein Todtenkopf. Sagt mir einmal der Knecht, er will mich zum Weib, ich erklär' ihm, daß ich ihr nicht nehm', weil er ein roher Mensch ist und weil er mich betrogen hat. Darauf brennt er mir den Hexenrauch. So ist es, Herr, und nun beginnt mein letztes Lebensjahr, qualvoll nagend an Leib und Seele, mir zu Hohn und Spott, meinen Eltern zum Jammer. Ein rascher Tod nur kann schnell ein Ende machen."

„Seraphine!"

„Nein, lieber, lieber Herr, bitten, nein, das will ich nicht! Sie haben mich nicht verlacht; Sie haben Theilnahme, Sie haben Mitleid für mich. So retten Sie mich denn; Sie können es gewiß, verschaffen Sie mir Arsenik!"

Bruno war überrascht und ergriffen. — Solche Räthsel liegen in der Menschennatur! Seraphine hatte doch eine entsprechende Bildung genossen, sie hatte ein edles Gemüth, einen klaren Geist, und dennoch war sie eine Sklavin des Aberglaubens. — Bruno kannte die Eigenschaft des Arsenik gar wohl; er wußte, daß dieser, sehr mäßig genossen, keine intensiv zerstörenden Wirkungen hat, er gewahrte aber auch sogleich die Grenze, über welche im Falle die Wahrheit in die Täuschung, in den Aberglauben springt.

Es schien ihm indeß ein Leichtes, das Mädchen zu retten.

„Wenn das Ihr ganzes Unglück ist, mein Fräulein," sagte er, „so mögen Sie beruhigt sein. Ich kann Ihnen Hüttenrauch verschaffen; Sie können fortfahren, davon die gewohnten Portionen zu genießen, es wird keinen Einfluß mehr haben auf Ihre Natur. Allein, liebe Seraphine, das wäre für Sie die Rettung noch immer nicht. Sie müssen sich von diesem gefährlichen Ding frei machen, und es wird Ihnen gelingen. Ich habe die Chemie studirt und versichere Sie, daß es keine bösen Folgen für Sie haben wird, wenn Sie auf das unselige Pulver ein für allemal verzichten. Sie haben hier nichts als ein Vorurtheil zu überwinden, das sich aus Ihrer Umgebung in Ihr Wesen eingewurzelt hat; das ist überwunden, wenn Sie mir glauben können."

„Ich kann Ihnen wohl glauben, lieber Herr," sagte Seraphine stockend, „Sie können mich nicht betrügen, Sie nicht. Ich werde kein Körnlein mehr genießen von dem giftigen Pulver; ich werde gesund sein, ich werde nicht abwelken, ich werde — wenn es aber doch bei mir anders sein sollte," setzte sie kleinlaut hinzu, „wenn ich halt doch einmal Uebles empfände? Ein wenig Hüttenrauch vorräthig wäre nicht uneben."

„Wäre keine Heilung, liebes Mädchen," sagte Bruno ein wenig schelmisch, aber nicht ganz ohne Unruhe, „das Beste wäre, Seraphine, Sie hätten stets Jemand um sich, der Sie bewachte und schützte, und der dafür sorgte, daß Sie glücklich seien immerdar!"

Seraphine schwieg. Sie sah einem leuchtenden Johanneswürmchen zu, das sie und den jungen Mann schon eine Weile umkreiste.

„Geht es mir doch selbst nicht besser," fuhr Bruno fort, „ich habe in einem schönen Landstädtchen Haus und Heim; ich habe im Eisenbahnbau eine treffliche, geist- und kraftübende Beschäftigung, ich habe, wenn mir die Bahn durch dieses Thal gelungen sein wird, eine hoffnungsvolle Zukunft: — Und dennoch fehlt mir etwas, ich habe Niemand, der um mich ist, der mich freundschaftlich bewachte und der treu und liebevoll mir ergeben wäre, auf daß ich glücklich sei immerdar!"

Er hatte bei diesen Worten ihre Hand gefaßt und sie an seine Lippen gedrückt. Sie ließ es geschehen.

Der Vogel im Gehäge sang: „fit fit — fit fit!"

Wunderbares am Sonnwendtag.

Der Sonnwendtag! Die Stadtherren und auch Viele auf dem Lande sind in ihrem Weisheitsdünkel so weit gekommen, daß sie gar nicht mehr glauben an all' das Wunderbare, Geheimnißvolle und Unheilige, das in dem Sonnwendtag liegt und seit der Erschaffung der Welt in demselben gelegen ist. — Im Paradiese war's, und es war sonniger Frühling, und der Tag wuchs und wuchs und die Sonne stieg immer höher, und die Nächte dorrten zusammen vor der heißen Sonne, und der feuchte Mond und die zitternden Tropfen der Sterne trockneten immer mehr aus — es sollte ein ewiger Tag werden. Da ereignete es sich, daß Eva einmal sagte zu Adam: „Du Trauter, wollen wir nicht einmal dieses Aepflein hier verkosten? Es ist gar roth und voll, es

muß süß sein!" Und Adam versetzte: „Bin dabei!" — Zu derselben Stunde war es, daß Gott der Herr zur Sonne sagte: „Halt ein! nicht mehr weiter und höher! der ewige Tag ist bei Gott und der Tugend; du leuchte den Menschen und wende dich, daß der Tag schwinde und wachse die Nacht!" — Da sank die Sonne zurück; die Tage wurden wieder kürzer und die Nächte länger und das war die Sonnwende.

Und wie sich während der ersten Sonnwende etwas gar Sonderbares unter den Menschen zugetragen hat, so ist es auch seither geblieben; die Welt ist zur Stunde der Sonnwende in einem eigenen Zustand, sie wacht nicht und sie schläft nicht, und kein Kräuthein wächst und kein Kräuthein verdorrt, — die Natur steht still, es herrschen geheime Mächte.

All' das wußte der Hufschmied Paul und von all' dem hatte er oft gesprochen zu den Leuten; Viele wußten das Gleiche und verstanden ihn; Andere jedoch lachten und riefen langgezogen: „Aber Paul! aber Paul!?" Seitdem sprach er nicht mehr davon, sondern suchte für sich im Vortheile der Sonnwende auszubeuten.

Hinter der Kimpelwand hinauf und weithin über die Bergeshöhen stand junger, hellgrüner Lärchenwald. Hinter dem Bergrücken aber war ein verlassenes Thal. Das Thal war ringsum begrenzt von Waldbergen, aber in ihm selbst stand kein Baum; das war eine röthlich braune Haidesohle mit grauem Gestein und dichtverschlungenem Wachholdergesträuche. Die Leute nannten dieses Thal den Blutkessel, weil die Bewohner dieser Gegend hier einst den Rest des Türkenheeres erschlagen haben sollen. Die Erde selbst war noch roth davon.

Mitten in diesem Thale waren drei übereinander gelegte Steinklötze, welche der Turban hießen und als Andenken an die Türkenzeit aufgeschichtet worden waren. Die Steine waren grau bemoost und schier verwittert, und es war die Sage, daß unter denselben ein goldener Schatz verborgen lag, den einst wandernde Egyptier den erschlagenen Morgenländern zu Ehren hier versenkt hätten. — Dieser Schatz — wohl unermeßlich in seinem Werthe — konnte gehoben werden, jedoch nur zur Stunde der hohen Sonnwende, und von Jemandem, der zur Stunde der hohen Sonnwende geboren worden war. Keiner sonst in der Gegend konnte sich dessen rühmen; der Hufschmied Paul aber war vor sechsundfünfzig Jahren zur Stunde der hohen Sonnwende geboren. Er hatte es schon seit mehreren Jahren versucht, den Schatz zu heben, aber immer waren zur betreffenden Stunde Leute an dem Turban, die entweder das Weiche im Sinne hatten, oder den Mann nur necken wollten, kurz, das Hinderniß war da, und der kleine, schreiende Paul kam anstatt mit dem Schatze immer nur mit einem gewaltigen Aerger heim in sein Häuschen, und er zerbrach Hafelen in seinem Grimme und er beschlug in derselben Woche keinem Fuhrmann das Pferd.

Als nun in diesem Sommer wieder Sonnwende war, begab sich Paul gegen die Vesperzeit abermals auf den Weg über den bewaldeten Bergrücken gegen den Blutkessel. Von Kumpelwang herauf hallte ihm noch lange das geschäftige Pochen und Schlagen von dem Bahnhofbaue nach, und das Männlein lächelte triumphirend zu sich: „Aha, heuer ist der Eisenbahnrummel da — und die Kumpelwanger glotzen dem Treiben zu, mit Maul und Augen, und dabei vergessen sie

schon sauber auf den Schatz im Turban. Ist mir rechtschaffen lieb und heut' mag's wohl sein, daß ich den Honigtopf verlang."

Ein Eichhörnchen schlüpfte wenige Schritte vor Paul über den Fußsteig und hüpfte auf einem Baum und eben an den Reisen umher. Da lächelte das Männlein, denn diese Begegnung deutet auf ein großes Glück. „Kuzerl," redete er vor Freude fast kindisch, „was laufst denn so närrisch davon? Bin ja der Paul, der den Schatz heben geht; ich bin dir gar nicht feind, ein seidenes Höslein kauf' ich dir, wenn ich zurückkomm'!"

Das Männlein setzte sich auf einen Reiserhaufen; es war ohnehin noch früh an der Zeit.

Auf einem Lärchenwipfel saß eine Elster, die schrie: „Schak, schak, schak!"

„Willst mir leicht was erzählen, du, mit dem schwarzen Frack?"

„Ja, schak, schak!" antwortete der Vogel.

„Fliegst ja gar weitmächtig umher in der Welt," sagte der Alte, „mußt schon was wissen."

„Schatz, Schatz, Schatz!" rief die Elster. Dann hüpfte sie einige Zweige tiefer und schrie: „Paul!"

Paul legte sein Haupt auf das Reisig zurück und horchte.

„Schatz, Schatz graben die Leut'!" sagte der Vogel. „Paul gräbt im stillen, finsteren Wald, Peter gräbt im sonnigen Tal! Er gräbt durch alle Länder und fährt ihm nach, mit feuerschnaubenden Rossen auf eisernen Straßen. — Schatz, Schatz graben die Leut'! — Bin dagewesen vor tausend

Jahren, ist hier der Löwe noch grimmig auf dem Thron. Kam ein Rabe herein aus fernen Landen und der hat dem König vorgeschrieen: Schach, schach, schach! und hat erzählt, daß er Wesen gesehen, Wesen schlank und zart, vor denen sich beugten die Urwälder, und die Felsen, die Wasser und die Lüfte, und welche erfunden hätten rothe leuchtende Flügel, heiß und verzehrend, mit denen sie gewaltig dahinflögen durch die ganze Welt. — Da zitterten die Thiere und der Löwe nahm vom Haupte seine Krone. — Und die schlanken, zarten Wesen sind hierher gekommen und — Schatz, Schatz graben die Leute! — Wenn ich wieder komm' nach tausend Jahren, werde ich sehen, ob sie den Schatz gefunden, oder ob in diesen Thälern nicht wieder der Löwe sitzt auf dem Throne! — — schack, schack, schack!"

Paul sprang auf — jetzt begann es schon zu dunkeln; wie kam es doch, daß er eingeschlummert war auf dem Reisighaufen? Die Elstern schrie noch immer auf dem Baume; im Thale aber war es still geworden, nur die verschwommenen Töne der Glocke waren zu hören. Es war die Zeit zum Ave Maria.

Das Männlein eilte weiter über die Höhe und dann abwärts in den Blutkessel; die Laube trug es in den Händen — es betete.

Noch standen hoch oben einige Wolken mit vergoldeten Rändern, als Paul zum Turban kam. Das war die Stunde der Sonnwende. — Blieb aber das Männlein plötzlich stehen; um den Felsblock schwebte eine dunkle Gestalt. Wohl fliehen wollte Paul, aber er faßte Muth: mußte es denn gerade ein Gespenst sein? Konnte es kein Neugieriger, Neber-

müthiger sein, wie sie sich alljährlich am Turban eingefunden? Dieser Gedanke machte den Hufschmied schier wüthend, denn er, der unter der Sonnwende Geborene allein hielt sich zum Schatzheben berechtigt. „Bei allen sieben Himmelsriegeln! wer ist denn wieder da?“ rief er mit fast stöhnender Stimme. Jetzt trat ihm die Gestalt entgegen. Es war eine Frau mit bleichem Antlitze, dunkeln, großen Augen und langen, schwarzen, verworrenen Haaren. Ihre Gestalt war schlank, aber etwas gebeugt und in Lumpen gehüllt, in einer Hand hielt sie ein Glasfläschchen, das sie im Busen zu verbergen bestrebt schien.

„Sagt an, Fremdling, wie hoch ist es an der Zeit?“ rief das Weib in hellem, fremdklingendem Ton.

„Der Fremdling, halt ich, seid ihr,“ sagte Paul etwas entschlossener; „ich bin hier daheim und ich will wissen, was ihr da zu suchen habt?“

„Wie hoch ist es an der Zeit, Fremdling?“ frug das Weib zum zweitenmal.

„Für euch die höchste, das sag' ich euch. Ihr seid ein Bettelweib, sucht euch eine Herberg' auf; 's hat schon neune geschlagen!“

Auf dieses Wort that das Weib einen lauten Seufzer und wehklagte: „Ach, ich Unglückselige, ich habe versäumt die Stunde und nun ist verloren wieder ein langes, ewiges Jahr?“

„Was habt ihr denn, ihr thut ja völlig närrisch!“ sagte der Mann und trippelte herum und guckte die seltsame Gestalt neugierig und mißtrauisch an.

„Hungrige Kinder hab' ich und kein Brot für sie und

kein Dach; bin ein armes, verstoßenes, wanderndes Weib. Unter diesen Steinen wäre Rath und Hilfe für mich, unter diesen Steinen liegt ein schwerer Schatz, den einst niedergelegt für mich meine Brüder. Heute, um die neunte Stunde hab' ich ihn heben wollen mit einem geheimnißvollen Wunderschlüssel, den ich besitze; da ich aber kein Sonnwendkind bin, so versäumt' ich unseliger Weise die rechte Stunde und ich hab' auch sonst der Hindernisse allerlei, und nun ist wieder ein Jahr hin, und bis die rechte Stunde wieder kommt, daß ich den Zauberschlüssel kann gebrauchen, liegen meine Kinder vielleicht unter den Maulwürfen. Wehe, ich unglückseliges Weib!" Die Klagende faßte eine Handvoll ihrer dichten Locken und fuhr sich damit über die Augen.

„Thät ihn euch nicht wegnehmen, den Zauberschlüssel, gute Frau," schmeichelte das Männlein, „aber rechtschaffen gern wissen möcht' ich —"

„O, was ist ein armes Menschenkind, wenn die ewig Gewaltigen es verfolgen!" rief das Weib aus und zog wieder das Glasfläschchen hervor, „wie hätt' ich mir das gedacht, als der heilige Täufer Johannes, dessen Namensfest wir heute begangen haben, mir dieses Fläschchen überreicht hat. Du armes Weib des heimatlosen Volkes, hat er zu mir gesprochen, deines Herzens Flehen und deiner Kinder Schreien hat Erbarmen in mir geweckt, nimm hin diese heiligen Tropfen, sie sind das gebenedeite Wasser aus dem Flusse Jordan, mit dem ich den Herrn Jesus hab' getauft. Diese Tropfen behüten und bewahren vor Unglück und Gefahren, sei's vor Sturm oder Feuersnoth, sei's vor Erdbeben oder Wassertod; sei es vor bösen Feindes Krallen, oder gar vor Teufelsspuk.

Und so du an meinem Tage bist geboren, seiest du zu großem Glück erkoren: und so du an diesem Tage Schätze willst heben, durch diese Tropfen seien sie dir gegeben, Abends zur neunten Stunde. Das der Zauberschlüssel und das die Kunde! — So hat des Heilands Täufer zu mir gesprochen im fernen Land, zur Stunde tiefer Weihe. — Nun ist's vorbei, ich besitze das heilige Wundermittel und dennoch werde ich begraben meine Kinder! O, wenn auf dem Erdenrunde eine Seele sich erweichen ließe und reichte schnödes Geld mir für die Kinder, gegen dieses göttliche Pfand!"

So hatte das Weib unter Weinen gesprochen.

Paul lauerte. — Wie ist das recht? Es gibt wohl Leut', die was wissen, und besonders egyptische Weiber; meines Großvaters Bruder ist auch durch so Eines reich geworden. Den Zauberschlüssel will sie verpfänden? — Das wär' doch ein ewiges Glück, wenn ich zu diesem Wunder käme! „Frau," bemerkte er hierauf immer umhertrippelnd und nach allen Seiten schielend, „bin der Hufschmied Paul, ich. Als Pfand nehm' ich das Ding nicht, aber — es erbarmen mir halt eure Kinder schon gar so viel — ich kauf' es euch ab."

Das Weib schluchzte: „Willst mir brechen mein armes Herz! — Ich hinterließe den Zauberschlüssel meinen Kindern zum Erbe, das war immerdar mein schönster Gedanke; und nun sollt' ich ihn verschachern für eitel Silber — nein, nein!"

„Nu ja, 's war halt nur so ein Gedanke von mir," warf Paul immer lauernd ein.

„Und 's wär' auch keine Menschenmöglichkeit," fuhr

das Weib fort, „daß ihr das Kleinod mir so gebührend bezahlen könntet, daß euch euer Gewissen nicht anklagte in der Todesstunde.“

„Hab' vor einigen Wochen meine Hauswirthschaft verkauft,“ sagte Paul; er dachte daran, wie er durch das Taufwasser eigentlich ja auch den Teufelsspuk der Eisenbahn vertreiben könne und auf diese Weise wieder zu seinem Grundstück käme. Sofort begann er nun zu feilschen um das Fläschchen. Hundert Gulden bot er für's Erste, fünfhundert für's Zweite; das Weib schluchzte ununterbrochen: „nein“ und blieb entschieden beim „nein“; bot das Männlein denn tausend sechshundert für's Letzte. Mehr konnte Paul nicht bieten: das war die Summe, welche er für seine Wirthschaft eingelöst hatte.

Und sein war das Fläschchen.

Finster war es, oben im Walde krächzte eine Eule.

Freilich wohl zerknitterte jetzt Paul seine gestrickte Haube aus Aerger, denn die Stunde der Sonnwende war vorüber. Dagegen aber hatte er die Tropfen aus dem Jordan und dadurch die sichere Bürgschaft für das Gelingen im nächsten Jahre. Und erst wenn er an die Macht dachte, die er nun inne hatte; es war ihm, als müsse er jetzt gleich alle Steine einschmelzen und alle Bäume bis zu den Wolken wachsen lassen, und alle Sterne an eine Schnur fassen und den Markt Kimpelwang in den Hosensack stecken!

Das fremde Weib begleitete ihn durch den Wald bis zum Rainhäuschen, wo er wohnte, und dort nahm es die Geldsumme in Empfang.

„Fremdling, es ist hoch an der Zeit!“ rief die Ge-

heimnißvolle dann mit krächzender Stimme und verschwand in der Dunkelheit des Waldes.

Noch in derselben Nacht ging Paul hinab nach Kimpelwang; er war ruhlos. In die linke Hand hatte er eine kurze Tannstange als Stock genommen, die rechte hielt er verborgen hinter dem dicken Brustfleck, die schützte und wahrte ja das kostbare Fläschchen, so wie das kostbare Fläschchen ihn schützte und wahrte.

Als er an die Stelle kam, wo der Weg über die neue Eisenbahn ging, hielt er das Fläschchen fester und murmelte einen Bibelspruch. Da huschte eine Gestalt an ihm vorüber und den Schienen entlang; die war schier so gewesen, wie der Fuhrknecht Fabian. War denn Der jetzt zur Eisenbahn gegangen? und hatte er Nachtdienst?

Paul wollte es nicht untersuchen; es wurde ihm unheimlich — ja, wenn's nicht so viel Gespenstiges und Uebernatürliches gäbe in der Johannesnacht!

Er schritt dem Markte zu. Hier war es auch ruhig geworden, nur von einem halboffenen Fensterlein des Posthauses klangen zart und leise die Töne eines Liedes.

Es kocht und gährt.

So war der Sonne Jugend dahin mit ihrem heiteren Grünen und Blühen. Abwärts ging's mit ihr und sie mußte entsagen der Poesie und sich opfern dem allgemeinen Nützli-

chen. So kräftigte ſie denn das Futter, trocknete das Heu, röthete die Waldkirſchen und reifte die Fruchtfelder.

Auf den Aeckern und Wieſen fanden die herbſtlichen Arbeiten ſtatt; zur Vormittagszeit, da noch der feuchte, froſtige Nebel im Thale lag, pochten in den Tennen die Dreſchflegel.

Der Straße entlang war das Gekarre und das Gejohle und das Gepeitſche, wie immer. Außer den Schwer-, Poſt- und Stellwägen, außer den Lohnkutſchen, Herrſchafts-kaleſchen, Steierwäglein und Feldkarren ächzten Schotterfuhren heran, und am Straßenrande ſaßen alte Männer und zer-ſchlugen mit Eiſenſchlägeln die bläulichgrauen Steinchen und ſchütteten ſie mit Schubtruhen auf die Leiſten. Von Strecke zu Strecke ſtand ein Wegmacherhaus mit ſchwarzgelben Thü-ren und Fenſterbalken. Wo die Straße über Anhöhen ging, da waren Tafeln mit einem Radſchuh und den Worten: „2 fl. Conventionsunze!“ Vor dem Markte ſtand der Triumphbogen der Handwerksburſchen — der ſchwarzgelbe Schlagbaum, vor dem jedes Rad, und war es noch ſo be-hende und übermüthig, ſchmählich anhalten mußte — nur der Handwerksburſche ſchritt frei und ungefährdet durch.

Der Handwerksburſche trug ſeine Stiefel aber auch ſtets auf dem Rücken und trat barfuß gar zimperlich auf, daß er ja kein Steinchen auseinander tretend die Straße be-ſchädige.

Und etwas tiefer im Thale zog ſich eine andere Straße hin. Aber das war eine gar merkwürdige Straße, ſie war gezogen wie eine Schnur. Sie kannte keinen Hügel und keine Einſenkung; ſie durchſchnitt Höhen und Rücken, ſie zog kühn

über Hänge und Abgründe, und immer in gleichem Maße. Sie hatte Biegungen, man sah sie, nur konnte man nicht sagen, wo diese Biegungen begannen, wo sie aufhörten. An der Reidwand, wo hinter dem Wäldchen des Hufschmieds Paul die große Biegung war, hatte sich die Bahn tief in den Felsen eingenagt, denn unter dieser Stelle gähnte der Abgrund eines reißenden Wildbaches, der sich aus einer Waldschlucht ergoß. So hat Alles zurückweichen oder hervortreten, oder sich aufdämmen müssen; Alles hat dienen müssen zu der wunderbaren Linie, die nun gezogen war durch das Thal, durch das ganze Land.

Und auf dieser Linie lagen über den Schwellen, wie zwei Saiten auf den Stiften des Tonbrettes einer Zither, die Eisenschienen. Stramm gingen sie neben einander hin und doch schienen sie weiter draußen sich immer mehr zu nähern und endlich eine Spitze zu bilden. Bauern schritten der Bahn entlang und gingen forschend dieser Spitze nach, aber erreichten sie nicht. Wo Wege über oder unter der Bahn kreuzten, da stand eine Tafel mit strenger Warnung, die Bahn nicht zu betreten. Die Bauern aber gingen doch fort und schritten über die Schwellen. Wer konnte ihnen, den Bewohnern des Thales, seit Urzeiten hier daheim, jetzt plötzlich verbieten: hier darfst du nicht gehen und stehen — ? Wer?

An der Bahn, in gleichmäßiger Entfernung, waren Stangen mit Eisendrähten aufgerichtet. Die Bauern zerbrachen sich darüber den Kopf und meinten, die Stangen seien wahrscheinlich Wegzeichen für Fälle großer Schneeverwehungen.

An den Wächterhäusern waren auf hohen Stangen rothe Rundkörbe gehangen, die auf- und niedergezogen werden

konnten. Ein Bäuerlein behauptete, das seien für das neue Roß die Futterkörbe, die je nach der Größe und Brauchbarkeit desselben nieder- oder emporgezogen werden würden.

Auch der Bahnhof in Kimpelwang war fertig; das war ein stattliches Haus, und vor demselben waren runde, buntfarbige Glaslaternen und andere Vorrichtungen aufgestellt, und auf dem weiten, besandeten Platz lagen die Schienen vier- und sechsfach.

Durch den Haidehügel des Postmeisters war hoch und fest der Tunnel gewölbt.

Noch wurde überall an Nebendingen gearbeitet; doch die Hauptsache war fertig und die Leute schauten und staunten und sprachen erwartend über das, was nun kommen sollte.

Und zuvörderst sollte die Probefahrt kommen.

Im Posthause war am Vorabende des dazu bestimmten Tages große Aufregung. Die Gaststube war von Menschen überfüllt; nicht blos die Radelente und Bürger des Ortes, auch viele Bauern aus der Umgebung hatten sich eingefunden.

Einige dieser Letzteren redeten sogar zu Gunsten der Eisenbahn, denn sie hatten nauhafte Stämmchen für Bäuchenschwellen eingenommen. Selbst eitel Gestern hatten sie verkauft für gutes Geld. Andere fluchten freilich über das neue Werk und meinten, nun werde es mit der Wohlhabenheit aus sein: all' die Waaren aus der Stadt; das Holz, die Kohlen, die Nahrungsmittel in die Stadt; all' die reichen Reisenden flögen nun vorüber, kaum daß sie an den Bahnhöfen minutenlang hielten, um das Restchen Geld aus der Gegend mitzunehmen. — „So haben sie unser lieb's Heimatländl durch-

schnitten, so sind sie ihm mit dem kalten Eisen mitten in's Herz gefahren. Nichts als Anzeichen zum Ende der Welt. Schaut euch die Sonntagsschänderei nur an; durch den ganzen Gottesdienst hämmern diese Ketzer auf ihren Steinen. Und die Kirchenschwellen, die sie unter das Geleis' legen — schauen sie nicht all' aus wie Todtentruhen? Zum Närrisch werden ist's, und jetzt ist die Welt keinen Groschen mehr werth. Unser That haben wir verloren, mitsammt Leib und Seel'; das Wort getrau' ich mir vor Gott zu reden; [illegible] raubt — ausgeraubt haben sie uns! Und unsere Kirchen hätten sie niedergerissen, unsere Gottesäcker hätten sie aufgewühlt, wenn's darauf ankommen wär'! So haben sie uns nur ihrene Hand angelegt! — jetzt ist unser Schreien und Wehren zu spät, wir können uns nicht mehr rühren."

„Wir uns nicht rühren?" riefen Andere und schlugen die Fäuste auf den Tischrand, „wieder reißen wir ihnen die ganze Krammerei; in die Luft sprengen wir sie, daß all' des Teufels ist!"

„Und des Teufels, mitsammt diesem Teufen! Aber schlau ist der Mann! weil er uns Männer nicht um den Finger kriegt, baut er auf unser Weibervolk."

„Was, auf unser Weibervolk baut er auch?" schrieen wieder Andere kläglich.

„Auf unser Weibervolk baut er seine Pläne, macht ihnen weiß, daß all' der Dampfwagenspuk mit rechten Dingen zugehe. Und das Weibervolk ist schier vernarrt in den Milchbart, der sich gar einen Flek einbildet weil" —

„Der Milchbart kann aber mehr, als wir Grandbärte

zusammen," rief ein Bauer, „wir hätten die Eisenbahn, wie sie da liegt und steht, nicht baut!"

„Er auch nicht," krähte jetzt eine hohe, dünne Stimme; „mögen es schon gestehen, der Teufel hat es thau!" Der Hufschmied Paul rief's.

„Der Teufel! ist auch recht; Ehre, dem Ehre gebührt!"

„Euerem Töchterl sollt' man auch einen schönen Glückwunsch bringen, Postmeister!"

„Warum?" entgegnete dieser schneidig.

„Weil 's die erste Dampfwagenfahrt mitmachen wird!" lächelte Einer geheimnißvoll; „mögt euere stärkste Vorspann anrücken lassen, mögt euer bestes Reitpferd satteln, Postmeister, den Dampfwagen holt ihr nicht ein 's ist aber lustig, Leut', die Postmeisterstochter macht die erste Eisenbahnfahrt mit!"

Der Postmeister war nicht der Mann, der einen Hohn vertrug. Zwar ruhig stellte er sich hin vor den, der so gesprochen hatte, und ganz leise frug er: „Was willst sagen damit? Weißt was — weißt was? — Kreuzsakra!" stieß er dann wild heraus.

Unheimlich war der alte Mann.

Dann munkelte man, dann schrieen verschiedene Stimmen durcheinander und Einige lachten sich in die Faust.

Ging dem alten Mann jetzt ein Licht auf?

Hatte darum der junge Ingenieur im Orte seine Wohnung genommen? Ging er darum so oft am Hause und am Garten vorüber? Und war darum in letzter Zeit Seraphine so ganz anders geworden? — War nicht das Roth dahin

auf ihren Wangen, nicht der Glanz erloſchen in ihren Augen? Hatte nicht der Teufel dieſen Mann zu ſeines Hauſes Unglück ausgebrütet?"

„Weißt was?" ſchnaubte der Poſtmeiſter noch einmal.

Da trat durch die offene Thür — Bruno Lechner in die Stube.

Ruhig und gemeſſen, wie immer, grüßte er und ſchritt auf den Alten zu. Das Geſchrei und Gelächter war verſtummt, man blickte den jungen, ernſten Mann offen oder verſtohlen an und ſtieß ſich einander mit den Ellbogen.

Lechner wußte nicht, was im Gemüthe des Poſtmeiſters verging, er hielt ſeine Rechte zum Gruße hin.

„Ich habe Sie zu bitten auf ein Wort, Herr Poſtmeiſter."

„Adieu! — iſt gerade ein Wort," entgegnete der Alte trotzig; „übrigens hab' ich's in meiner Gaſtſtube noch Keinem verwehrt."

„So wird es auch mir geſtattet ſein," ſagte Lechner gemeſſen.

„Wahr iſt's," ſagten einige Bauern, „im Gaſtzimmer mag Jeder reden."

„Heißt das, der eine Zeche hat," lautete eine ſpitzige Bemerkung.

„So bringe man mir Wein, ich bin erſchöpft!" rief der Ingenieur, „mein Tagwerk war eben nicht leicht, indeß hoffe ich, daß es gelungen iſt, und wer daran zweifelt, dem bin ich bereit eine Prüfung abzulegen. Ich kam aus dieſem Anlaſſe heute in Ihr Haus, Herr Poſtmeiſter. Grundverſchieden ſind unſere Lebenswege, allein hier haben ſie ſich gekreuzt.

Nun gehen ſie wohl wieder auseinander, oder vielleicht auch nebeneinander hin. Sie haben mir auf meinen Pfad zwar Steine geworfen, aber ich habe ſie weggeräumt, ohne ſie auf den Ihren zurückzuſchleudern, und mein Weg iſt der geradeſte und kürzeſte geblieben. Ich will, daß Sie ſich davon überzeugen, auf daß Sie zu Ihrem eigenen Beſten in die neuen Dinge Einſicht bekommen, die Sie nun täglich und allzeit vor Augen haben werden. Ich lade Sie daher ein, Herr Poſtmeiſter, ſich an der morgigen Probefahrt zu betheiligen."

Der Alte war ob ſolch' kühnen zuverſichtlichen Tones des jungen Mannes betroffen. „Sind Sie Ihrer Sache denn ſo gewiß?" ſagte er verbiſſen.

An den Tiſchen kicherte es.

„Ja, wenn man mit dem Belzebuben Bruderſchaft gemacht hat, dann iſt es freilich juſt nicht ſchwer, ſeiner Sache gewiß zu ſein!" rief ein Seifenſieder aus, und „wahr iſt's!" ſtimmten Andere bei.

Lechner wendete ſich gegen die Spötter. „Eure Bemerkungen, die ich übrigens heute nicht das erſtemal vernehme, verdienen kein Rückwort, und es iſt auch nicht erquicklich, ein ſolches darüber zu verlieren; wenn ich's dennoch thue, ſo geſchieht es aus Rückſichten, die ihr in höherem Maße zu beanſpruchen berechtigt ſeid, als manch' andere Gemeinde draußen auf dem flachen Lande. Unſer Arbeiten und Streben iſt ſo ehrlich, als das euere, und es muß euern Spott entſchieden zurückweiſen. Unſer heutiges Werk kommt nicht von geſtern; ſeit vielen Jahren haben Tauſende dazu vorgearbeitet, und dieſem Vorarbeiten von der Studierſtube an durch all' die Werkſtätten bis zu den Kämpfen mit der Natur, mit böswilligen und

beſchränkten Menſchen ihr Leben geopfert. Das koſtete viel, bis die Dinge auf den Standpunkt kamen, daß ich dafür nun den einfachen Eiſenweg zu bereiten brauchte. Die Welt iſt ſtolz auf ihr großes Werk; Tauſende von Menſchen legen Althergebrachtes, unpraktiſch Gewordenes zur Seite und erkennen die neuen Kräfte an. Und Millionen von Menſchen finden an der Dampfmaſchine und an Allem, was mit derſelben zuſammenhängt, ihren Lebensunterhalt. — Nur ihr eifert und ſtemmt euch dagegen und wollt das neue Syſtem aufhalten; ihr guten Leute, das iſt albern von euch. Freilich, ihr glaubt, was ihr nicht ſogleich begreift, das gehe nicht mit rechten Dingen zu, und ihr ahnt es gar nicht, wie wenig ihr begreift und wie gar ſehr unwiſſend ihr ſeid. Eine neue Kraft wird nun in euer That kommen und mit derſelben ein neues Leben; dieſes neue Leben zieht durch alle Länder und entzündet alle Völker: ihr allein, ihr armen, ungeſchulten, verwirrten Leutchen werdet es nicht ausblaſen. Durch euer Hott und Fluchen laſſen ſich eure ſteifgelenkigen Pferde zum Stehen bringen, nicht aber das Dampfroß. Nur ruhig, Leute, meine Worte ſollen kein Hohn und Spott ſein gegen euch. Auf daß ihr euch nicht ſelbſt Hohn und Spott bereitet, thut ihr am beſten, die Dinge ruhig ihren Lauf gehen zu laſſen und euch zu belehren, wie ſie in dieſen Lauf gekommen, und euch zu überzeugen, daß die neue Anwendung der Kraft, welche ja immer in der Natur lag, reines und wahrhaftiges Menſchenwerk iſt. Ich lade euch Alle ein, morgen um acht Uhr auf den Bahnhof zu kommen, ich werde euch die Maſchine und das ganze Weſen des Dampfwagens zeigen und erklären; das iſt euer Recht und euer

Pflicht, aber auch meine Pflicht. Mit dem Verständniſſe des Syſtems habt ihr Alles gewonnen; vormuthlos werdet ihr zur Eiſenbahn in ein günſtiges, euch vortheilhaftes Verhältniß treten, und euere Nachkommen werden den Tag preiſen, den wir morgen begehen und dem ihr leider heute noch ſo mißtrauiſch entgegenſehet. Wer meine Einladung annimmt, der hebe nur ſein Glas empor, wir ſtoßen an, auf das Wohl dieſes ſchönen Thales und ſeiner Bewohner!"

Einige Männer ſtanden ſogleich auf und ſtießen mit dem jungen Manne an; Andere wollten ſich auch erheben, aber da war's, wie wenn das Sitzleder an die Bank geklebt wäre, und dann ſchien wieder das Glas ſo feſt in dem Tiſch zu wurzeln. Endlich aber brachten ſie ſich doch los und brummten ein wenig ſchmunzelnd: „So ein Eiſenbahner redet einem völlig in's Gewiſſen hinein!" — und ſie tranken.

Einer blieb ſitzen in ſeinem Winkel und ſchielte wie ſcheu nach den Trinkenden. Dann murmelte er: „Schau, ſchau! trinken halt doch auf Bruderſchaft mit dem Schwarzen. Da kennſt du dich beſſer aus, Paul; das Geld ſteckſt ein, aber um den Finger wickeln läßt du dich nicht. Der Untere wird aber auch einmal Augen machen, wenn er daherpfnauft, als wie wenn er den Pontius Pilatus im Sack hätt', und ich ſteh' auf einmal da mit dem Jordanwaſſer! nu, der wird aber kurios abfahren! Ja, ja, dem Schwarzen ſein Roß beſchlägt der Hufſchmied Paul derweilen noch nicht, das ſoll nur ſtrudeln, rutſchen — hinab — tief hinab!" Stoßweiſe zuckte er ſeine Fauſt unter dem Tiſch, als ſchiebe und drücke und dränge er ſchon des Teufels Roß hinab — tief hinab. Wie erſchrocken taſtete dann das Männlein an ſeinen

Prunkſtück — ach, es hat immer Angſt, der hinterliſtige Belzebub komme und betrüge ihn um das Kleinod.

Den Poſtmeiſter hatte der Zorn und Aerger von der Stube hinaus in's Freie getrieben. Auf dem Knopfe des Kirchthurmes funkelte noch die untergehende Sonne. — „Was will die Sonne noch da oben? da nützt ſie nichts mehr. Man ſieht ſie aber doch gerne leuchten, auch in Stunden, wo ſie nicht mehr wärmt und befruchtet. So iſt's auch mit dieſem jungen Menſchen; er nützt und erwärmt uns gewiß nicht, ja, er iſt zu unſerem Verderben da; wenn man ihn aber anſieht und ihm zuhört, ſo will man das nicht glauben, er hat ſo ein Wunderliches an ſich, er berückt Einen — 's iſt das Beſte, man geht ihm aus dem Weg. Und die Pläne dieſer Herren werd. denn doch wohl über den Haufen fallen; es geht nicht, es kann nicht gehen — und es darf auch nicht. Eine Sache, die ſo viel Unheil in die Welt ſetzt, die alle Sitten und alles alte Recht mit Füßen tritt, die darf nicht ſein. Wenn ein Gott im Himmel iſt, ſo muß er ſolche Mißgeburt des Menſchengeiſtes vernichten!"

So ſprach der Poſtmeiſter halblaut zu ſich, als er über ſeinen Hof den weitſchichtigen Stallungen entlang ging.

„Habt ſchon recht, vernichten dieſe Mißgeburt!" flüſterte plötzlich eine Stimme hinter ſeinem Rücken.

Der Alte wendete ſich um: „Du ſchon wieder da, Fabian?"

„Ei freilich, Vater," ſagte dieſer, „hab' mich ja recht beeilt, bin letzther die halben Nächte gefahren durch das Salzburgiſch' herab. Jetzt iſt die rechte Zeit, müſſen's anpacken, Vater!"

„Wenn du mit deinem Vater reden willſt, ſo laß im Findelhaus nachfragen," ſagte der Alte unwirſch.

„Iſt recht, werft mir's vor!" verſetzte der Burſche trotzig; „im Findelhaus erfragt man auch nur die Mutter, ja, nicht einmal dieſe. Muß aber auch ein ſchlechtes Kind ſein, das ſich keinen zweiten Vater erwirbt. — Meine Roſſ' laß ich über die Nacht in euerm Stall, Poſtmeiſter, ſtellt mir einen Knecht dazu!"

Der Alte ſtarrte befremdet drein; — iſt der Fabian närriſch? gar einen Diener will der Tropf noch haben?

„Mögt euch's wohl denken, daß ich für heut' was Beſſeres zu thun hab'," ſagte der Burſche halblaut, und ſeine Augen glühten und rollten im tiefen Schatten der breiten Hutkrempe. „Wie's jetzt ganz finſter geworden iſt, trag' ich's Pulver hinab. Die Steinhöhlung unter der Brücke hab' ich vor Wochen ſchon gemacht. Sechzehn Pfund hab' ich mitbracht; ich mein', darüber ſpringt wohl der ganze Kram in die Luft."

„Narr!" rief der Poſtmeiſter lachend, „wenn du nichts Geſcheiteres weißt, als ihnen die lumpige Brücke in die Luft zu jagen, ſo bleib' lieber im Stall und friß mit deinen Roſſen Heu. Die Brücke bauen ſie ja in fünf Tagen wieder auf."

„Heißt das, wenn ſie nach dem luſtigen Tanz aufgelegt ſind dazu, und wenn ſie ihre zerriſſenen Schädelſtücke zuſammenfinden, und das verſpritzte Hirn."

„Burſche!" rief der Alte erſchrocken und machte einen Schritt zurück.

„Werd' wohl nicht ſo dumm ſein, daß ich das Neſt

ohne die Vögel ausnehm'," grinste Fabian, „all' die Herren Eisenbahner werden morgen die Luftfahrt machen, und wer sonst noch mag, wir halten Keinen auf, wer sich einmal dem Dampfwagen vertraut, der muß es d'rauf ankommen lassen, ob's nach Trifenz hinaus geht, oder in die frische Luft hinauf."

„Niederhau' ich dich, du verfluchter Lästerer!" schrie der Postmeister erregt.

„Und kein zweites Mal wird eine Probefahrt sein in unserm Thale," setzte der Fabianecht dazu.

Jetzt schien der alte Mann zu wachsen, seine Fäuste ballten sich krampfhaft, die bläulichen Adern über seinem Gesichte traten hervor und die Augenlider zogen sich zusammen. Es war, als wollte er losstürzen auf den Burschen; aber jetzt zuckte er wie gebrochen zusammen und stützte sich auf einen Balken.

„Nein, Fabian," stöhnte er dann, „schlagen mag ich dich nicht, schlagen nicht. Gott behüte meinen Arm vor solcher Entwürdigung! — Also — schau mich an, schau mich recht an! — so! nun erst weiß ich's, nun erst seh' ich's — du hast ein Galgengesicht. — Das also war's, und darauf hast du deine Pläne gebaut, und dafür hast du mich zum Vater haben wollen! — Du elender, nichtswürdiger Bube!" brach der Postmeister plötzlich in Wuth aus, „ein hundertfaches Verbrechen hast du begehen wollen, mich zum Mitschuldigen hast du machen wollen, und mein armes Kind, meine Seraphine — — aus meinen Augen troll' dich und nimmer komm' du in mein Haus; wir sind fertig für alle Ewigkeit.

— Knechte!" rief er, „fahr' dem Fabian die Rosse her und spann' sie an den Wagen!"

„Postmeister, ich bin im Einkehrhaus!" protestirte der Fuhrknecht muthschäumend.

„Im Einkehrhaus, ja, aber im Zuchthaus nicht, und im Criminale nicht, wohin ie ein Scheusal gehört. Was? würgen möchtest du mich? He! Leute, zu Hülfe!"

Mehrere Knechte eilten herbei, Fabian floh, höhnte aber noch zurück: „Gute Nacht, Herr Postmeister, gute Nacht!"

Kurze Zeit nachher rasselte und schrillte das Fuhrwerk des Fabian über den Marktplatz.

Zur selben Stunde war es auch, daß Bruno Lechner vom Posthause gegen seine Wohnung schritt. Vor dem Armenhause stand Seraphine, die einen Korb an die Schließerin abgab und sich um das Befinden mehrerer Kranken erkundigte.

Lechner grüßte das Mädchen durch einige heitere Worte und erbat sich die Erlaubniß, es nach Hause begleiten zu dürfen. Seraphine ließ es geschehen, nahm aber einen schnellen Schritt.

„Du hast Eile?" frug er.

„Die Leute werden reden!" entgegnete sie zagend.

„Und das sollen sie ja auch. Bald wird's ja selbst der Pfarrer von der Kanzel erzählen. Komm', wir gehen mitten über den Marktplatz: wir haben uns nicht zu schämen."

„O Gott, dort kommt Fabian's Roheisenwagen — auch er selbst —."

„Nun?“

„Heiliges Kreuz, und wie er wild iſt, wie er die Pferde ſchlägt! Weichen wir ihm aus, Bruno, er hat einen fürchterlichen Haß auf dich. Ich hab' dir ſchon erzählt, wie er ſich zwiſchen mich und meinen Vater drängt; er vernichtet unſer Glück, wenn er uns ſo daher kommen ſieht.“

„So arg iſt's nicht, liebes Kind, er gefällt ſich nur in poſſirlicher Wortreißerei. Nannte er letzthin den Eiſenbahnbauer einen Grünſchnabel, den er zu einem Ballen zuſammenkneten und über die hohe Kimpel werfen wollte. Köſtlichen Humor hat der Mann. — He, Vetter!“ rief er jetzt dem herbeifluchenden Fuhrknecht zu. „Was quält Er denn die Pferde ſo?“

Fabian ſtutzte einen Augenblick, als er das Paar ſah und die Worte hörte, dann begann ſein funkelnder Blick unheimlich umherzuſchießen, dann ſchlug er noch heftiger auf die Pferde, daß ſich dieſe bäumten, und dann ging das Fuhrwerk raſſelnd und ſchrillend davon.

„Siehſt du, dieſe Hiebe waren dir vermeint,“ ſagte das Mädchen aufathmend, „die armen Pferde haben deinen Vorwitz entgelten müſſen.“

„Ich bin heute übermüthig,“ lachte Bruno, „Serapbine, die Hoffnung, dich nun bald zu beſitzen, ganz und gar zu beſitzen!“

Das Mädchen ſchluchzte: „Kennſt du denn meinen Vater noch nicht? Ach, ich ſehe unüberwindliche Hinderniſſe —“

„Ueber die ich morgen mit dem ſtolzen Dampfroß kühn und ſiegreich hinausfahren werde. Liebes Mädchen, es iſt nicht

zu ſagen, wie hoch und freudig des Mannes Herz ſchlägt, wenn er ſein Werk gelungen ſieht. Im Gefühle ſeiner Kraft, die ſein eigen Selbſt geworden im Werke vor ihm ſteht und die vielleicht fortdauert, weit über das Sein des Schöpfers hinaus, feiert er die Sonntagsruhe. — Ich fühle die Ueberzeugung, daß mein Eiſenbahnbau gelungen iſt; morgen wird ſich der Beweis davon darthun vor aller Welt; und der morgige Tag wird auch das Vorurtheil meiner Feinde brechen und ſie mit mir verſöhnen. Dann bin ich reich, dann iſt eine Stellung mein, die mir für ferneres Wirken noch ſtärkere Hebel bietet, Seraphine, und ſo ein glücklicher Mann darf wohl anklopfen bei deinem Vater als Freier?"

Sie ſtanden in der dunkeln Hausflur. Seraphine legte ihr Köpfchen an ſeine Bruſt; er berührte mit den Lippen ihre Stirne.

Als Bruno das Haus verlaſſen wollte, begegnete ihm an der Thür der Poſtmeiſter. Er war ſehr aufgeregt und fuhr den jungen Mann an: „Auch Ihnen verbiete ich mein Haus! die ganze Welt iſt heut' zu Tag des Teufels!"

Lechner grüßte ſtumm und ging kopfſchüttelnd ſeines Weges. Er dachte an die Worte Seraphinens.

Auf dem Marktplatze wurden die zwei Laternen angezündet; hier und da ſchob man einen Wagen unter ein Dach, zu dem Brunnen trieb man Pferde zur Tränke.

Noch raſſelte der Poſtwagen heran und auch eine Kaleſche kam angefahren mit mehreren Ingenieurs und Eiſenbahnbeamten aus der Stadt. Bevor ſie noch in das Gaſthaus traten, ſahen ſie zum Abendhimmel empor und bemerkten, daß für die Probefahrt ein herrliches Wetter zu erwarten ſei.

Eine helle Mondnacht und ihre Schatten.

Der Roheisenwagen knarrte und klirrte eintönig der Straße entlang.

Fabian Geier saß auf seinem Brette, laute am Tabak und lauerte und brütete. Nun mußte er heute noch stundenlang fahren, bis hinaus in die Stadt Trifeng. Die Pferde ließ er gehen wie sie wollten; langsam trabten sie durch das stille nächtliche Thal.

Mildes Mondlicht lag über der Gegend, an den dunkeln Waldbergen war es, wie ein zarter, bläulicher Schleier. Die Straße war einsam; noch hinkte dann und wann ein verspäteter Handwerksbursche einher, oder es ächzte ein Fuhrwagen vorüber ohne Hie und Hott; schliefen doch die Fuhrleute unter der Rohrdecke. Nur einmal rasselte der Postwagen vorbei und man hörte ihn noch lange, und das Posthorn tönte und widerhallte in den Wäldern, viel heller, wie am Tag, und gar feierlich.

Fabian hörte nicht darauf, er konnte auch nicht schlafen — und doch war es Nacht außen und innen. — Eigentlich nicht auf offener Straße sollte er heute sein, der Fabian, sondern im Posthause, oder — unten an der Brücke. Wenn das aber der alte Filz nicht will, wenn er lieber sein Haus in die Luft gehen sieht, als die Eisenbahnbrücke — kann auch geholfen werden. Dann mag er schon schreien: Nimmer komm' in mein Haus, nimmer! Jeder wird ihm das gerne versprechen und Einer oder der Andere wird noch sagen: Vielleicht wagst in das meine kommen, Postmeister! — Der „elende

nichtswürdige Bube" fährt indeß durch die Welt und pfeift sein Liedlein.

Solche Gedanken zogen durch Fabian's Seele, dann kamen auch noch andere nach, eine lange Reihe finsterer Schattengestalten. — Da kommt ein wildfremder Mensch herein und wirthschaftet im Thale ohne Recht und Ordnung; gräbt den Wohlstand unter und das Elend aus. — Da ging er über den Marktplatz und hatte das Mädel im Arm und sprach ein Wort — zum Trotze, Alles zum Trotze. Und die hochmüthige Dirne, ein Pfund Hüttenrauch hätt' man ihr mit dem Peitschenstiel mögen in die Gurgel pferchen, dann hätt' das eitle Ding keine Sorg' mehr gehabt. Dann hätten sie zusammen fahren mögen; ihr Ritter fährt ja auch! — Ho ho, Junge! deine Probefahrt hältst du morgen? Hätt' dir sie mögen zur Hammelfahrt machen — ist aber dein väterlicher Gönner, der Herr Postmeister von Gimpelwang nicht einverstanden. Weshalb — es gehen noch andere Leut' herum in der Welt — versuchen's einmal mit einer Höllenfahrt. Will's aufwärts nicht, geht's abwärts; Eins für's Andere.

Der Rohreisenwagen knarrte und klirrte durch ein Wäldchen; das knarrte und klirrte nach, in den hohen finsteren Stämmen, daß der Fuhrknecht sogar einmal emporschreckte und wirren Auges in die Nacht starrte. — Ha, ha, es war doch nicht wahr, daß die Bäume lebendig geworden waren und mit einander rangen um das Verdienst, wessen Aeste einen Uebelthäter am würdigsten emporhielten zwischen Himmel und Erde. Der Wald stand starr und ruhig da, und an einzelnen Stämmen rieselten schimmernde Tropfen nieder von dem Lichte des Mondes.

Fabian lenkte die Pferde jetzt etwas seitwärts und ließ sie unter einem dichten Tannenbaume stehen. Behende sprang er vom Wagen, schlang den Leitriemen um einen Ast und eilte dann abwärts durch den Wald gegen eine Schlucht und gegen das Rauschen eines Wildbaches. Plötzlich rutschte er über einen Hang und stand nun auf der Eisenbahn. Eine kleine Strecke schritt er über die Querbalken des Geleises hin bis zu einer sachten Biegung um den Berghang. Dort stand er still. Weit draußen in den Wäldern zitterte noch der Klang des Posthornes; auf die Bahn fiel der Mond. Fabian hob einen Holzblock auf und that damit einen Stoß gegen die Schienen. Diese lagen fest an die Schwellen geschraubt, da gehört ein eisernes Werkzeug dazu. — Der Mann sann nach, wie er morgen vor der Fahrt wieder an die Stelle kommen und wie er ungehindert hier an der unwaldeten Reide das Geleise loschrauben und es verrücken werde in gerader Richtung hin gegen den Abgrund. Der Zug wird mit Mann und Maus hinabstürzen über die Wand in die tiefe Schlucht auf die Felsblöcke des schäumenden Wildbaches.

Fabian verließ die Stelle und kletterte aufwärts durch die Büsche. Auf einem Hügel stand er still und blickte durch die Baumstämme hinaus in das mondbeschienene Thal gegen Kimpelwang. Der Ort lag ruhig, wie selbstvergessen unter der Kimpelwand, der Knopf am Kirchthurm glänzte wie ein Flämmlein. — Das Flämmlein im Gehöfte des Herrn Postmeisters schläft noch. Wird schon wach werden, wird aufspringen und emporhüpfen hoch über den Kirchthurm. Die Eisenbahnarbeiter flüchten sich zur Nachtzeit gerne in die Ställe und machen Tabakfeuer und schlafen dabei ein; Sprengpul-

ver haben ſie auch immer bei ſich; du meine Zeit, ein Unglück iſt bald da — ha ha ha! — Sie wollen es ja ſo, die Kimpelwanger!

Eine Eule ſaß am Baum, die that dem Fuhrknecht das Lachen nach.

Ein Aufwachen mitten in der Nacht und am Morgen.

Seraphine ſtand am offenen Fenſter und ſah in die Mondnacht hinaus. Sie konnte nicht ſchlafen; ſie dachte an Bruno, hoch wogte ihr Buſen in Sinnen und Sehnen — und doch war ihr heute gar bang zu Muthe und in ihrer Seele erwachte das Lied:

„Da ſteh' ich halt wieder
Allein auf der Hoh'!
— — — — — — — —
Es lebt noch mein Vater,
Das Mütterlein mein,
Und dennoch bin ich
Ein Waiſelein!"

Nein, Mädchen, ſollſt nicht klagen; biſt ſo unglücklich ja nicht; er hat dich befreit und gerettet. Der Fuhrknecht iſt fortgefahren in's Weite — ſein böſes Gift iſt unſchädlich geworden durch deines Bruno Liebe. Leg' dich nun zur Ruhe, holdes Kind, die heiligen Engel wachen an deiner Ruheſtätte und an der ſeinen.

Es iſt ſpät, der Nachtwächter ruft die eilfte Stunde.

Es ist eine so ruhsame Nacht. Dort in den hinteren Stallungen hat ein Knecht noch Licht. Laß ihn wachen, es ist seine freie Zeit, er bessert noch etwas an seinen Kleidern. Pferde wiehern auch noch. Laß die Pferde, Seraphine, schließe das Fenster, es ist die Nachtluft rauh!

Das Mädchen schloß endlich das Fenster, begann sich zu entkleiden — kniete aber hin vor ein Muttergottesbild, auf dem eine milde Mondscheibe des Fensters lag.

Als sie lange und innig gebetet hatte, als sie ihre Thränen getrocknet hatte, hauchte sie: „Nun ist mir leichter geworden, nun will ich schlafen gehen. Gute Nacht, du gütige Jungfrau Maria!"

Und da lag Seraphine in ihrem Bettchen und die weißen, mondbeschienenen Linnen deckten den holden, nun ruhiger gewordenen Busen und ihre Augenlider waren zugegangen.

Ein milder, sonniger Morgen — Bruno geleitet sie über den Marktplatz und die Leute streuen Blumen und der Vater steht am Hausthore und lächelt. Tausend Menschen stehen auf dem Platze und singen ein Hochzeitslied; aber da rasselt ein Fuhrwerk, wild schlägt der Fuhrmann auf die Pferde los, diese bäumen sich und rennen in wilder Flucht dahin über den blumenbestreuten Boden, Funken schnauben die wüthenden Thiere und jetzt stürzt Roß und Wagen und Fuhrmann in einen Abgrund. — Und die Menschen singen noch immer das Hochzeitslied und die Kirchenglocken läuten, da — braust ein Sturm, da knallt es auf, da glühen Millionen Funken — — Seraphine sprang vom Lager empor und that einen Schrei. Und der Schrei scholl durch das Haus, durch den ganzen Flecken — tausendfach. Nein, nein

Seraphine, das iſt kein Traum mehr, das iſt wildes, entfeſſeltes Unheil. Hellroth glühen alle Mauern, alle Dächer und von den hinteren Stallungen des Poſtmeiſters ſteigt eine furchtbar praſſelnde Feuerſäule auf. Da ſtürzen die Leute hervor aus ihren Wohnungen, halbnackt, hilferufend. — Fliehe, Seraphine, rette dich, das iſt kein Traum mehr — bang und ſchwer wiegen die Kirchenglocken und ſchrillen.

Schon iſt der Hof voll Menſchen — ſie rennen hin, ſie rennen her — ſie lehnen Leitern an die Dächer, ſie werfen Bretter herab, ſie mauern Oeffnungen mit Ziegeln zu. Die Feuergarbe hinter den Gebäuden wächſt höher und breiter. An dem Brunnen ſchöpfen Eimer, Pferdedecken werden in's Waſſer getaucht, nach Feuerſpritzen ruft man, Feuerſpritzen? in der hinterſten Wagenhütte des Gemeindehauſes liegt eine einzige, verroſtet und verrottet.

„Hilf du, hilf du, o gewaltiger Gott!" jammert der alte Poſtmeiſter und rennt herum in den hellerleuchteten Räumen ſeines Hauſes. „Weib, und du mein Kind!" ruft er, „da ſeht, da haben wir's, jetzt brennt uns Alles nieder!" Lechner ſchießt an den Fenſtern vorüber und hin über den Marktplatz. „Da ſchaut ihm nach!" ſchreit der Alte, „will er die Wohlfahrt in's Thal bringen und ſaugt von unſerem Mark und wenn ein Unglück ausbricht, läuft er davon! So iſt man verlaſſen in der höchſten Noth!"

Und das praſſelt und lodert auf den Dächern der hintern Stallungen, hoch auf fliegen die brennenden Schindeln und die glühenden Halme und Späne, losgeriſſene Flammenfetzen wehen in den Lüften umher und hinan zu der hellerleuchteten Kimpelwand. Die Leute krabbeln auf den anliegen-

den Gebäuden herum; da schlägt der Qualm nieder, da müssen sie auf den Boden. Nach Leitern, nach Haken, nach Wasser rufen Alle; wer hört das Rufen in diesem Knattern und Dröhnen? — Wohl plätschert der Brunnen, und plätschert, doch abfließt das Wasser, das Dutzend Eimer vermag nichts zu leisten; die Leute rennen mit den Gefäßen, gießen ihren Inhalt über die heißen Dächer. Doch kaum sie wieder gegen den Brunnen eilen, sind alle Bretter und Balken trocken und fangen Funken und beginnen zu glühen und zu lohen.

Da drängt sich durch den verwirrten Menschenhaufen ein Männlein, das bückt sich durch, schielt nach links und rechts und murmelt: „Thut nur mich verlassen, werd's gleich machen; Unsereiner ist auch noch da!“ Und als er in die Nähe des Brandes kommt, öffnet er behend ein Fläschchen und spritzt einige Tropfen gegen das Feuer, und er spritzt mehr Tropfen und er spritzt das halbe Fläschchen hin — und die Flammen brausen weiter — Vögel schießen darüber hin und Tauben stürzen todt zu Boden, Hausthiere laufen brüllend umher und wollen in die Flammen. Das Männlein verschwindet. Weiter und weiter greift der Brand, schon hüpfen Flammenflügelchen auf den Dächern der großen Stallungen, schon springen im Posthause einige Fenster. Wohl kollern Kästen und Kisten auf die Straße und im ganzen Markte flüchtet man und rettet und flucht über den Postmeister, in dessen Scheunen — weiß Gott, wie! durch einen furchtbaren Ausbruch — plötzlich das gewaltige Feuer entstand. „Der ganze Markt ist ein Schutthaufen!“ rufen schon Einige, und die Glocken weinen und klagen — und die Menschen schreien durch die Glocken zu Gott im Himmel in den

Stunden der Gefahr. — „Wer hat mir das gethan?“ weint der Poſtmeiſter laut, „und wie hätt' ich mir das denken können, daß ich alter Mann eine ſolche Nacht noch erleben ſollt'! Will mir denn Niemand helfen, bin ich denn ganz verlaſſen in der höchſten Noth!“ Und ſein Weib jammert wie er, und ſeine Tochter betet: „Allmächtiger im Himmel, gib' daß es ein Traum iſt!“

Da raſſeln Wägen über den Marktplatz, daß auf den Kieſelſteinen die Funken ſtieben, da rufen Leute: „Ausweichen, ausweichen, die Spritzen von Triſeng ſind da!“ Das geht — ein Freudenruf — durch die Menge: „Die Spritzen von Triſeng! wie wär' denn das möglich, o Gott!“

Der Ingenieur Lechner ſpringt von einem Pferde und mit hellſchallender Stimme ruft er Befehle aus. Da richten ſie im Hofe und auf dem Marktplatze die Feuerſpritzen, da werden die Schläuche gezogen, da wird gepumpt an den Brunnen, da dröhnen die Maſchinen — da pfeifen in hohen Bögen Waſſerſtröme auf die Dächer, auf die brennenden Dachſtühle. Das brodelt auf den Brettern, das ziſcht und ziſcht; da zucken die lohenden Zungen zuſammen, da qualmen Rauchwolken empor, dicke, finſtere Rauchwolken — da wird heiſerer das Knattern und Praſſeln, da wird es dunkler in den Gaſſen und an der Rimpelwand — und heller tönen die Glocken auf dem Thurme.

Eine Stunde gewaltigen Ringens mit dem Elemente, und bei Laternenſchein ſchaffen die Leute, weinend und lachend zugleich, ihr Habe wieder in die Häuſer.

Wohl arbeiteten ſie die ganze Nacht an der Brandſtätte, und Lechner war ſtets voran und gab Vorſchläge, Befehle

und hielt Ordnung; Alles folgte ihm, und seit er zur Stelle war, ging die Arbeit planmäßig vor sich.

Wieder erglühten die Fenster und Mauern und die Schindeldächer und die hohe Kimpelwand und der Knopf auf der Kirchthurmspitze — im Morgenroth. Lebendig war's im Markte, die Leute waren in lebhaften Gesprächen und reichten sich die Hände; frisch und freudig leuchteten die Augen nach der durchwachten, gefahrvollen Nacht. Das Unglück war gekommen in dieser Nacht und eingekehrt im Posthause; da bleiben hatte es wollen und seine wüste Schuttstätte aufschlagen in Kimpelwang. — Da kamen sie zur Frage: wer war es eigentlich, der diesem unheimlichen Gast die Thür wies, ihn hinauswarf? — Verschiedene Antworten gab's, der Hufschmied Paul war auch da, der sagte nichts, sondern zeigte geheimnißvoll ein Fläschchen und schielte umher und das war seine Antwort.

Sie wollten es nicht aussprechen, es war eben schwer sagen, ihre Zunge war dazu nicht eingerichtet; aber endlich brach es doch los und allenthalben wurde es laut. Der Ingenieur Lechner hat nach Ausbruch des Brandes sofort nach Trifeng telegraphirt und in fünfundzwanzig Minuten darauf rollten die vier Stadtspritzen in den Markt ein und zur Feuerstätte. Eine Locomotive hatte sie gebracht.

Hunderte strömten nun hinter das Posthaus hinaus zur Brandstätte. Die Strohscheune und die hintere Wagenschupfe war vollständig niedergebrannt, an dem angrenzenden abgedeckten Dachstuhle der Pferdeställe waren auch noch die Querbalken halb verkohlt, weiter hin waren nur noch einige Trambäume schwarz — alles Uebrige stand da, wie gestern

und immer. Auf der Erde lagen Bretter, ſchwarze Bränder, halbverſengte Kotzen, Feuerhaken und Eimer. Männer zogen kohlende Balken aus der rauchenden Stätte. Im Hofe ſtanden die Feuerſpritzen, um welche die Leute umherſtanden, um die neuen Maſchinen daran zu betrachten. Andere ſtanden zuſammen und ſtellten Muthmaßungen auf, wie das Feuer entſtanden. War's doch geweſen, wie wenn in der Scheune ein Pulverfaß losgegangen wär, ſo ſchnalzte und praſſelte es auf und ſo plötzlich brach es los.

Lechner hatte ſich niedergelaſſen auf einen Stein und trocknete den Schweiß auf ſeiner Stirne.

Nach und nach wurde er von Menſchen umringt, ſie wollten nicht reden zuerſt, ſie ſprachen nur von den Brettern, die herumlagen, von den eiſernen Nägeln, die in denſelben ſtaken, und die doch auch wieder zu benützen wären. Dann ſprachen ſie von dem Rauch, der Einem ſchier die Gurgel verſtopfe. Endlich aber begannen ſie doch von den Feuerſpritzen, und wie das wunderbar ſei, daß ſie mitten in der Nacht wie auf ja und nein von Triſeng da waren und wie das Telegraphiren und die Eiſenbahn zu Zeiten denn doch recht vortheilhaft ſei und wie man Leute, die durch ihre Umſicht und Anſtrengung den ganzen Ort von einem großen Unheil gerettet, eigentlich hoch halten müſſe.

Der Poſtmeiſter ging umher, noch aufgeregt und verſtört. „Hat Niemand den Eiſenbahner geſehen?“ frug er mehrere Male, bis er dieſen endlich, von einer Gruppe umgeben auf dem Steine ſitzen ſah. Sogleich ging er hin, klammerte die Hände in einander und ſprach mit heiſerem Tone: „Das hätt' was werden können, heut' Nacht, Herr

Lechner! — Da, da ſteh' ich jetzt vor Ihnen, ich bin ein alter Mann!"

Bebend haſchte er nach des jungen Mannes Hand und wollte ſie an ſeinen Mund drücken, Bruno aber faßte ſanft ſeinen Arm und zog den alten Mann zu ſich auf den Stein.

„Nein, nein!" rief der Poſtmeiſter, „da ruhen wir nicht aus, da auf dem feuchten Stein unter freiem Himmel nicht. Wir haben ja noch ein Haus. O, thun Sie mir doch das nicht an, daß Sie mir was nachtragen im Herzen; kommen Sie mit in's Haus!"

Der alte Mann ſchluchzte und zitterte. Lechner mußte ihn führen und ſtützen, und als er zur Thüre kam, wo ihm die Poſtmeiſterin und Seraphine entgegeneilten, ſagte er gerührt: „Guten Morgen! Da bring' ich den Vater!"

Und über der Thür ſtanden die Worte: Gott ſegne den Eingang!

Und die Worte kamen zu hoher Bedeutung, Gott ſegnete den Eingang.

Eine Stunde ſpäter ſagte der Poſtmeiſter: „Trinkt denn, Kinder, ich trink' ja auch, und jetzt iſt mir wieder leicht um's Herz. Lieb' hab ich euch. — Bruno, dein perſönlicher Feind bin ich nie geweſen, nur der Eiſenbahn wegen war's. Je nu, wenn's Gott ſo haben will, ich red' ihm nichts mehr d'rein, und ich mach' dir auch die Probefahrt mit, das hab' ich mir gelobt heut' in der Nacht, als die Feuerſpritzen in den Hof fuhren. Im Herzen hab' ich nun noch Ein's, und im Herzen werd' ich's haben, ſo lang' ich leb', will den lieben Gott auch allweg bitten, daß er's recht

macht, recht mit euch, meine Seraphine und mein rechtschaffener Schwiegersohn!"

Dann sagten sie Alle: „Amen." Und so geschah's im Posthause zur Morgenstunde nach der unruhvollen Nacht.

Die Probefahrt.

Es war der Tag der Probefahrt.

Man hatte sich seit Tagen dagegen verabredet. Man hatte sich vorgenommen, in ruhiger, gewohnter Ordnung das Tagwerk abzuwickeln und nicht ein Wort anders zu sprechen und nicht einen einzigen Blick hinüber zu thun gegen den Bahnhof und die Eisenbahn, und brausten gleich alle Spektakel der Welt durch das Thal. Alles Aufsehen vermeiden, sich nur nicht kehren an den tollen Sturm — ist das Beste.

Aber das kam anders. Es lag in der Luft, im Glockenschlag der Morgenstunde. Auch waren die Leute aufgeregt von dem Feuer. — So ging denn heute Keines seiner bestimmten Wege, Keines an die Arbeit. Die Leute standen beisammen und sprachen von den beiden Ereignissen — dem nächtlichen Brand und der Probefahrt.

Um die achte Stunde war der Platz vor dem Bahnhofe gedrängt voll Menschen. Auch Frauen und Mädchen waren herangekommen und letztere sprachen nicht allein von der neuen Eisenbahn, sondern auch, und mit noch größerem Interesse, von dem jungen Eisenbahner, der so stolz und doch so leutselig, so übermüthig und doch dabei so ernst und ruhig sei. Er trägt gern ein Sträußchen im Knopfloch oder ein

frisches Blümlein in der Hand, und damit beschenkt er das erste Mädchen, dem er begegnet. Er kräuselt gerne sein weiches Flaumbärtchen und streicht sich mit der schönen, glatten Hand gerne die Locken zurecht. Wen er anblickt mit seinen großen blauen Augen, rechtschaffen ernsthaft, oder ein wenig lächelnd, der glaubt es all' sein Lebtag nicht, daß er dem Teufel verschrieben. Oder ja, er glaubt's, glaubt's nun erst recht; närrisch könnt' Ein's werden! und man mag sagen schwarz oder weiß, ein Zauberer ist er und der ist er einmal! — Um's Handumdrehen war's ihm heut' Nacht zu thun und auf der Stell' sind die Spritzen dagewesen und 's ganze Feuer war ausgeblasen, rein ausgeblasen! — Ja, und ein Anderer mag noch so schön und stolz sein, des Postmeisters Seraphine führt er nicht gleich so, mir nichts, dir nichts, über den Marktplatz, wie gestern der Eisenbahner. — — So sprachen die Weiber und Mädchen zu einander.

Plötzlich tönten einige Glockenschläge. — „Jesus, Feuer!" kreischten ein paar Stimmen, aber bald waren sie ruhig und ein paar Männer riefen: „Er ist da!"

Ein Dröhnen und leises Beben im Boden und die Maschine brauste heran und wuchs zusehends, und das Schnauben wurde lauter und das hohe, schwarze Unding ging mit all' seinem wunderbaren Anhang schwer und langsam in den Bahnhof. Diese mächtigen Eisenräder rollten glatt und gleich auf dem Geleise, man sah es ihnen an, daß sie in eherner Ruhe Alles zermalmten, was sich ihnen etwa entgegenstellen mochte. Mehrere gewaltige Arme aus Eisen gingen aus dem Riesenkörper hervor und trieben die Räder. Aus dem hohen, gähnenden Schlunde qualmte schwarzer Rauch.

Endlich ſtand der Zug ſtill. Aus den Waggons, die — zum Donner hinein — ja ausſahen wie Stadthäuſer — ſtiegen nun Leute und lachten und jauchzten.

Der Menſchenſchwarm, der ſich auf dem Platze verſammelt hatte, ſchob ſich furchtſam näher gegen die Maſchine und glotzte ſie an. — Das alſo des Teufels Roß, das ſie das Locomotive nennen!

Alte Frauen bekreuzten ſich und falteten wehmüthig die Hände; die Männer waren kühner und wagten ſich immer mehr und mehr in die Nähe des Ungeheuers und guckten und ſpähten, wo die Hexerei denn eigentlich ſtecken mochte. Plötzlich ſchnob die Maſchine Dampf aus und that einen gellenden Pfiff.

Die Leute ſtoben auseinander und rannten in wildem Schreck einander ſchier über den Haufen.

Aus dem Bahnhofe traten nun mehrere Herren in halbſtädtiſcher Kleidung. Dann kam auch Bruno Lechner, Seraphine und der alte Poſtmeiſter. Seraphine war weiß gekleidet, ſie hatte ein Dornröschen im Haar und trug ihren goldenen Halsſchmuck, wie an hohen Feſttagen. Der Poſtmeiſter trug ſeinen ſchwarzen Tuchmantel mit der ſilbernen Schnalle am Kragen und in der Hand hielt er ſeinen braunen Brantſtock.

Dieſe Erſcheinung an ſolchem Orte war Vielen der Anweſenden ſchier ſo merkwürdig, wie das Dampfroß.

Lechner lud nun Alle, die um ihn ſtanden, ein, vollends an die Maſchine heranzukommen. Hierauf begann er in möglichſt verſtändlicher Form zu erklären, die Einrichtung des Locomotives, die Kraft des Dampfes, ihre Erzeugung, Con-

centration und Anwendung auf den Kolben bis zur Bewegung des Rades, und wie — die Massen einmal in Bewegung — die Eigenschaft des Beharrungsvermögens der Körper der Dampfkraft zu Hilfe komme.

Viele verstanden die Dinge nun und sagten gedehnt: „Ah so! ei, dann ist's freilich was Anderes." Andere verstanden sie nicht, sagten aber das Gleiche.

„Wer nun die Fahrt bis Trisenz mitmachen will, der möge in die Waggons steigen!" rief Lechner, „wir fahren durch den Tunnel, über die Brücke und an der Reidwand hin; in einigen dreißig Minuten sind wir in der Stadt."

Das war ein Staunen! Rechnet man bis Trisenz hinaus über drei Stunden und der spricht von Minuten und bestimmt sie gleich auf seiner ersten Fahrt!

Drei Feuerspritzen und einige andere Gegenstände wurden aufgeladen. Als hierauf die Glocke das zweite Zeichen zur Abfahrt gab, zog sich die Menge langsam zurück; nur wenige Beherzte ließen sich von dem Schaffner in die hohen Waggons schieben.

Die Herren in der halbstädtischen Kleidung gingen umher und prüften Alles, zündeten Cigarren an und stiegen in einen gelblackirten Waggon.

Lechner ließ sich ein besonderes Coupé öffnen, hob zuerst den alten Mann hinein, dann Seraphine, und schwang sich dann selbst flink auf das Steigbrettchen, während sich der Zug schon zu bewegen begann. — Es war ihm unsäglich leicht und frisch zu Muthe. Einen großen Sieg errungen und als Lorbeerkranz und Palme eine Braut!

„Da kam ein fremder Ritter in's Land,
Und warb um der Prinzessin Hand;
Er warb umsonst; — die Lieb' war groß.
Er schwang die Maid auf sein wildes Roß
Und hat sie entführt — — —."

So sang Bruno heiter das alte Volkslied und dann schlang er seinen Arm um Seraphinens schlanken Leib.

Der alte Mann war aufgesprungen und hielt sich mit beiden Händen an eine Eisenspange. Das war ein Tosen und Fensterklirren und die Gebäude und die Stangen und die Bäume und die Wächterhäuser flogen hin und die Heuschober tanzten auf den Wiesen.

Zuerst hatte der alte Herr heitere Worte darüber, als der Zug aber immer schneller ging, als das immer mehr polterte und brauste und schwirrte, da sah er den jungen Mann fragend an, ob's denn nicht etwa doch schief gehe. Bruno lächelte.

Die Maschine pfiff; plötzlich wurde es dunkel; an den Fenstern flog eine Mauer von Quadersteinen vorüber, mächtig rauschte und hallte es. Jetzt wurde es ganz finster, das Rauschen und Tosen war gewaltig. Seraphine schmiegte sich ängstlich an Bruno, er drückte sie innig an sein Herz: „Du geliebtes Kind," sagte er, „ich bin dein Schützer."

Als endlich draußen die Mauer mit den Quadersteinen wieder sichtbar wurde, als diese zurückblieb, als sich der Erdwall senkte und als wieder die grünen, sonnigen Wiesen dalagen, da war der alte Postmeister bleich im Gesicht.

„Jetzt ging's durch den Tunnel," bemerkte Bruno. Der Alte war sehr nachdenkend.

„Aber nein!“ rief Seraphine plötzlich aus, „ist denn das möglich, daß wir jetzt schon am Wasserfall sind?“

Sie blickten durch das Fenster zu einer grünbemoosten Felswand empor, über welche, wie ein weißer, niederwallender Schleier, ein Wässerlein stürzte. Bald darauf kündete ein dumpfes Tröhnen, daß es über die Brücke gehe.

Nun kam an einer Seite das rothe Gestein der neugebrochenen Wand; an den Fenstern der andern Seite schossen die Wipfel hundertjähriger Tannen vorüber.

„Wir kriechen an der hohen Reidwand dahin,“ sagte Lechner.

„Ein schönes Kriechen, das!“ entgegnete das Mädchen, „ich mein', der flinkeste Vogel könnt' uns heut' nicht einholen! wenn's so fortgeht, sind wir ja in ein paar Stunden von der Welt draußen!“

„Ich versteh's allweg noch nicht!“ sagte der Postmeister und schüttelte seinen grauen Kopf.

„Wir verstehen es selbst nur halb,“ sagte Lechner, „wir haben die Kraft entdeckt und sie für unsere menschlichen Zwecke anzuwenden gelernt, wer jedoch könnte sagen, was diese Kraft ist? Genießen wir den über die Natur errungenen Sieg und genießen wir froh und mit neuer Zuversicht das stolze, heitere Leben —“

„Und danken wir Gott!“ setzte das Mädchen dazu.

In diesem Augenblick tönte ein schriller Pfiff. Der alte Mann lachte und bemerkte witzelnd, daß das Dampfroß wohl gar Hüttenrauch unter den Hafer bekomme, weil es so übermüthig sei. Seraphine senkte das Köpfchen — eines Näschens wegen, das an ihrem Busen aufgegangen

war. Der Pfiff wiederholte ſich noch einmal. Das Geſchnarre eines heftigen Einſchleifens war zu hören, es winſelten die Räder.

Lechner riß ein Fenſter auf und hielt den Kopf hinaus. Einige Secunden — jetzt war's wie ein kreiſchender Schrei. Dann war Schnarren und Winſeln vorüber und der Zug rollte wieder gleichmäßig dahin. Er hatte um den Berghang gebogen; — in der Tiefe ſah man durch das Geſträuche das Schäumen des Wildbaches.

„Was iſt denn das jetzt geweſen?" frug Seraphine.

„Weiß Gott!" ſagte Bruno, dann blickte er immer noch zum Fenſter hinaus.

Endlich war die Wand und die Waldſchlucht zurückgeblieben und es ging über grüne Auen und Felder an Dörfern und einzelnſtehenden Gehöften vorüber, dann eine Strecke der ſtaubwirbelnden Landſtraße entlang, auf der die Fuhrwerke waren; alle Wägen ſtanden ſtill, trotz der vorwärts trabenden Pferde und der ſich bewegenden Räder. Die Leute auf der Straße blieben ſtehen und glotzten das neue Wunder an; Handwerksburſchen ſchwangen dem Zuge zugrüßend ihre Mützen.

Vor jedem Wächterhaus ſtand ein uniformirter Mann mit einem Wahrzeichen in der Hand.

Wieder pfiff das Locomotiv, der Zug ging langſamer und ſtand endlich ſtill auf dem Bahnhofe zu Triſeng.

Lechner ſprang aus dem Waggon, eilte zum Maſchinführer und frug, was an der Neidwand vorgegangen ſei.

„Zuſammengefuhrt iſt Einer worden;" berichtete dieſer „Der Mann liegt auf der Bahn — anzuhalten iſt zu ſpät;

der Unglückliche ſpringt noch auf — rennt ihn der Zug ſchon nieder und geht über ihn dahin.“

Schnell ließ Lechner die Maſchine wenden, bedeutete dem ausſteigenden Poſtmeiſter und Seraphine, daß er ſogleich bis zur Reidwand zurückfahren müſſe, er ſei aber längſtens in einer halben Stunde wieder hier; ſie möchten ſich indeß in die Stadt begeben. Dann gab er dem Schaffner einige Anordnungen und bald brauſte die Maſchine ohne Waggons wieder thaleinwärts.

„Das iſt ein Rennen und Eilen bei dieſen Leuten, als ob heut' ſchon der letzte Tag wär',“ meinte der Poſtmeiſter.

Um die Mittagszeit trugen ſie einen Mann durch die Gaſſen der Stadt gegen das Lazareth. Er war gar bleich und erſchöpft vor Schmerz und Blutverluſt — die rechte Hand war ihm abgeſchnitten.

Es war Fabian der Fuhrknecht.

Als er auf ein Lager gebettet war, ſprach er halbverſtändliche Worte, man entnahm dieſen nur, daß der Unglückliche den Ingenieur Lechner, den Poſtmeiſter von Rimpelwang und einen Prieſter wünſche.

Und als dieſe bei ihm ſtanden, erzählte er mit halbgebrochenen Worten: „Die rechte Hand iſt nur weg, weil ich ſie hab' ausgeſtreckt zum Verbrechen — Poſtmeiſter, wie ſchaut's aus in Rimpelwang? Hat mein Pulver nichts angericht? Gar nichts? — Verfolgt keinen Andern — hat mich ſchon beim Schopf, der Herrgott. Der Todtengräber ſoll mir die Grub' machen, nah' an der Mauer meinetwegen, aber nur nicht außerhalb — Poſtmeiſter, nur außerhalb nicht

— kann ja nichts mehr anders machen. Ist — der Eisenbahner auch da? Gut, da steht er ja, seh' ihn schon. Abstürzen hab' ich euch wollen machen — seid mir so sehr im Wege gewesen auf der Welt — trotz euerer neuen Straße. Jetzt habt's die Weite, ich geh'; 's hat mich recht troffen. Wie ich mich anstemmen und die Schiene aufzwängen will mit der Eisenstang', fällt sie mir auf's Fußgelenk' — so recht auf's Bein — ist mir alles Hören und Sehen vergangen. Wie ich wieder was denk', hör' ich euch schon kommen — auffspring ich und ruf' zum heiligen Leiden Jesu — da ist ein Stoß — — ja und dann rieselt mir die Hand und es ist ein Sausen und Brausen, dann — — wie bin ich denn jetzt da? — Gefunden habt ihr mich? — Soll sich sputen, der Schaufelbub'! Und ihr — ein Vaterunser darf man — wohl erbitten — auch von seinem — größten Feind; — — 's ist des — Sterbens wegen."

Bruno sprach liebevolle Worte und kühlte dem Mann die Stirne. Noch rollten die zwei Quecksilbertropfen in den tiefen Augenhöhlen des Fuhrknechtes, endlich aber blieben sie hängen an dem milden Blick des jungen Mannes.

Lechner hatte mehrere Aerzte herbeiholen lassen und den Wärtern aufgetragen, mit aller möglichen Sorgfalt über den Kranken zu wachen; er machte sich erbötig, im Nothfalle alle Unkosten zu entrichten, wenn nur der Mann gerettet werde.

Im Gasthofe zu Irsing herrschte lautes Leben. Schaumwein floß, man traut auf den Sieg der Cultur. Auch die an der Probefahrt betheiligten Bauern stießen jauchzend mit an.

Auf dem Tische, an welchem der alte Postmeister von Rimmelwang und seine Tochter saß, blühte und duftete es,

wie in einem Garten — die ſchönſten Blumen und Roſen, die an dieſem Morgen aufgeblüht, waren der holden Braut des wackeren Ingenieurs geweiht.

Endlich kam dieſer aus dem Lazareth und ſetzte ſich an Seraphinens Seite; wohl lächelte er und wollte heiter ſein, allein in ſeinem großen Auge lag etwas, wie der Schatten einer Wolke auf dem ſtillen See.

Botſchaften kamen, laut wurden ſie verkündet. Eine neue Staatsverfaſſung war gegeben; aus dem Volke ſollten von nun an die Männer hervorgehen, welche die Geſetze aufſtellen und das Wohl des Reiches leiten. So war's dargelegt und der Landesfürſt hatte es heute unterſchrieben in ſeiner Burg.

Heute in ſeiner Burg! Lag denn nicht die Reſidenz mehrere Tagreiſen von dem Städtchen Triſeng entfernt? Auf dem braunen Eiſendraht war die Nachricht herangezuckt, ſo feurig, wie eine plötzlich erwachte Herzensfreude in demſelben Augenblick alle Glieder durchglüht.

Die Leute konnten es gar nicht begreifen.

Andere Telegramme kamen; nach Steinkohlen, nach Eiſen, nach Bauholz wurde gefragt im Thale und um die Hälfte mehr wurde geboten für die Naturprodukte, als ehedem.

Da blinzelten die Bauern zu einander und meinten: „Das iſt gar nicht ſo uneben; wenn's ſo fortgeht, iſt unſer Grund und Boden ja zweimal ſo viel werth als ſonſt."

Der alte Poſtmeiſter von Kimpelwang hatte die Aufregung von der letzten Nacht und manchen noch dämmernden Zweifel überwunden — er war nun auch heiter; indeß

brummte er faſt unwirſch: „Wir von der Landſtraße können unſere Hütten jetzt leicht zuſperren.“

„Dürfen ſie offen laſſen auch,“ meinte ein Gaſtwirth, „trägt uns Niemand was hinein. Hätteſt aber bei Zeiten zuſperren dürfen, Poſtmeiſter,“ ſetzte er noch hinzu und ſchielte auf die Verlobten.

„Ei der tauſend, Der wär' mir durch's Schlüſſelloch krochen, Der!“ lachte der Alte, „wenn Einer halt den Teufel zum Barbier hat, ſo ſetzt er Alles durch — ſetzt Alles durch! Je nu, mir mag's recht ſein, wenn ſie mit dem Herrgott fertig werden. — Brauchſt jetzt nicht mehr durch die Erde zu bohren, wie ein Maulwurf, Junge; jetzt iſt meinetwegen der ganze Hügel dein. Für uns Alte iſt ſchon 's Beſt', wenn wir uns um den Weltgang gar nicht mehr kümmern; wir verſtehen ihn ja ſo nicht. Weit ab von all dem tollen Treiben ſetzen wir uns auf's Trockene. Nu ja, von einer eben ſo tollen Enkelſchaar dürften wir uns noch dann und wann erzählen laſſen, wie's zugeht in der neuen, wunderlichen Welt. Wenn ſonſt die Alten den Jungen Märchen erzählt haben, ſo mag es jetzt umgekehrt ſein.“

Es war ſchon dunkler Abend, als auf dem Bahnhofe wieder das Locomotive pfiff, und der Poſtmeiſter ausrief: „Eingeſpannt iſt's!“

Sofort fuhren die Gäſte wieder zurück nach Kimpelwang.

Als der Zug in die Mündung des Tunnels rollte, flimmerten auf den Schwellen mehrere Lichtlein. Sie flimmerten und flackerten, und als der letzte Waggon in der Wölbung verſchwunden war, und nur noch der Boden zitterte, lugte hinter dem Erdwall der Kopf eines Mannes hervor.

Endlich tauchte die Gestalt auf und murmelte in sich hinein: „Heiliger Paulus beschütze mich! jetzt hab' ich ihn gesehen leibhaftig mit seinen glühenden Augen und seinem schnaubenden Rachen. Und so hat er daher gepoltert in schauderhafter Geschwindigkeit und die armen Menschenseelen hineingeschleppt in's finstere Grab. Und was ist denn das für ein Jordanwasser? spritz' dem Ungeheuer völlig neun Tropfen hin, und es hat's gar nicht einmal wahrthan. Und über die Luscharterren ist's mir hinausgerumpelt. — Du Bestie du! Das ist schier gewiß der Luzifär selber — erlöse uns, o Herr!"

Brummend schlich der alte Hufschmied davon und die Lichtlein flackerten noch eine Weile; sie hatten einen trüben Schein und konnten nicht recht leuchten und nicht ganz auslöschen.

Hoch über denselben, durch den Kupferdraht, ging der elektrische Strom, dahintragend auf flammenden Schiffen den menschlichen Gedanken.

Wohlfahrt auf der neuen Bahn.[1]

So war der Einzug der großen Zeit in jenem Thale.

Heute gehen die Post-, Eil- und Lastenzüge aus und ein in regelmäßiger Ordnung. Oft steigt am Bahnhofe zu Kimpelwang der Ingenieur Lechner aus, sammt Familie. Das ist ein lustig Johlen, wenn die Kleinen den Großeltern entgegenhüpfen, und da wird's im Posthause wieder laut und lebendig wie ehemals. Es gehört ein große wohlbestellte Landwirthschaft zum Posthause und der Alte geht mit seinem

grünen Köppchen [illegible] über die Felder; er verkauft viel Korn und Holzstämme und Steinplatten von der Rimpelwand. Die hinteren Wagenschuppen hat er nicht mehr aufgebaut; die Kohlenerde war so geeignet zu einem Garten und jetzt wachsen auf der [illegible] Brandstätte Rüben und Kohlköpfe — und die summenden Hummeln [illegible] darüber herum. Und im Hofe gackern die Hühner.

[illegible] nicht mehr [illegible] an die alte Zeit, nur im tiefen Traum [illegible] das Bild der sonnigen Jugendzeit [illegible]. Der Zeitensturm hat diesen Rauch verweht, [illegible] ehrt sie ihren Erlöser und liebt ihn als ihr [illegible] großes Seelenglück.

Für Fabian war keine solche Rettung gewesen; über seinem Grabhügel wächst das Gras. Das Gras wächst aber auch auf der Landstraße, und der alte Hufschmied Paul — dem es [illegible] Zauberschlüssel noch an keinem Sonnwendtag gelungen war, den Schatz unter dem Turban zu heben — weidet auf der Landstraße seine Schafe.

Ländlicher Liebe Luſt und Leid.

Allein wollen sie ihn verstehen lassen, den alten, großen Kieselschlaghof. Die Menschen auf dem Erdboden und die Vöglein in den Lüften — alle ziehen sie davon. Und das Haus wird zugesperrt und das Kätzlein schleicht noch auf den Dachfirsten umher und untersucht jedes Nest, ob die davonfliegenden Schwalben nicht etwa ein Junges zurückgelassen. Kein einziges. Alle fliegen sie über Berg und Thal, und fort — und ihre Jungen lassen sie nicht im Stich.

So sommerlich blau auch der Himmel ist, an diesem Herbstmorgen, aber von den Alpen leuchtet nieder der erste Schnee. Deiß' gräut sich das Haferfeld und graut, und darum zieht der Kieselschlagbauer so emsig mit seiner Schaar, bewaffnet mit Sicheln und Krämpfen, hinaus. All' sind so heiter und jauchzen und jodeln. Wenn's auch an's Arbeiten geht: hat Gott die Welt erschaffen, so muß sie auch was taugen.

Sie stellen sich der Reihe nach an und es rauscht in den Halmen, und hie und da wird ein Hase oder eine verspätete Wachtel aufgeschreckt, oder es huscht ein behendes Mäuschen dahin zwischen den Schollen. Nur wenige Garben zuerst, aber sie mehren sich rasch. Je eine Magd und ein Knecht schaffen zusammen eine Garbe. Die Magd rauft und dreht das Band aus Stroh, schneidet einen Armvoll Halme

heraus, eine „Welle", und legt sie auf das Band und läßt sie offen liegen, und beginnt wieder mit Neuem. Das ist nun erst die halbe Garbe. Aber der Magd folgt der Knecht nach, der schneidet mit mächtigen Sichelschwingungen die zweite Welle, legt sie gerad', schön fest auf die erste von der Magd, bindet sie mit dem unterliegenden Band zusammen und legt nun, etwa noch einen losen Halm auszupfend, die fertige Garbe aufrecht über die Stoppeln. So eine Garbe nennen sie ein „Kind", eine einzige offen daliegende Welle aber ein „unausgemachtes Kind".

Anna Maria ist die erste voran. Sie ist so schalkhaft und schneidet und windet mit großer Emsigkeit Welle um Welle heraus, daß der Josef, ihr Nachschneider, doch sonst ein flinker Bursche, schier nicht nachkommen kann. Und sie ist so jung und harmlos, daß sie gar zurückruft: „Hurtig, hurtig, Josef, schau, es liegen so viel' unausgemachte Kinder vor dir!"

Dann, wenn ihre Sichel nicht mehr schneiden will, hüpft Anna Maria zurück und Josef, der Krumpf und Wetzstein am Ledergurte hat, muß ihr die Sichel schärfen und dabei tupft er sie ein wenig mit dem Ellbogen und läßt seinen Blick ein paarmal in ihre Augen hüpfen, die so hell und blau sind, wie die Kornblumen auf dem Felde. Aber lange läßt sich das Mädchen nicht anquken, bald ist es wieder weit voran und windet Band um Band und legt Welle um Welle darauf und knüpft sein störriges Röckchen ein wenig empor zum Schürzenband und weiß es nicht, daß der Josef, wenn er so kniet und bindet, zuweilen ein bischen so nach dem Mädchen luget.

Zu Mittag, wenn die Bäuerin mit dem Mahle kommt,

ſetzen ſie ſich Alle auf Garben zuſammen im Kreiſe und nun — welches von den Mädchen hat den breiteſten Schoß? — Derſelbe muß Tiſch ſein. „Ich nicht," ſchreit Anna Maria, „ich beileib ſchon gar nicht! ich ſetz' mich lieber auf dem Joſef ſein Knie, weil der heut' mein Mann iſt."

Der Kieſelſchlagbauer ſchneidet Brot in die Suppe und ſie beten das Tiſchgebet. Und wie ſie ſo laut beten, da ſummt es über das Feld wie ein Hummelſchwarm.

Auf demſelben Felde iſt ſie gewachſen vor einem Jahre, die Gottesgab', die ſie jetzt heiter und froh genießen.

Die Herbſtſonne iſt ſchon betagt und völlig mühſelig, ſie mag nicht mehr recht ſteigen zum hohen Himmel empor; nur daß ſie ſieht, ob die Leut' fleißig ſind auf dem Felde, dann kehrt ſie gleich wieder um. Sie macht wohl noch ein freundlich mildes Geſicht, wie ein gutes Großmütterlein, aber ſie geht gern früh zu Bette. Doch kaum ſie nicht mehr da iſt und die Aufſicht führt, gehen die Leute von der Arbeit weg. Zwar auf unſerem Felde iſt noch nicht Feierabend, da müſſen erſt die Garben geſammelt und in „Deckeln" aufgeſchöbert werden. Da theilen ſich die Schnitter in mehrere Gruppen; und unten an der Lehne ſind der Joſef und die Anna Maria. Er ſtellt die Garben zuſammen und ſie hält dieſelben, daß ſie nicht auseinanderfallen, bis der Hut drauf kommt und ſo der Deckel fertig iſt. Wer „Kinder" hat, der muß ſie auch unter Dach und Fach bringen. Ob ſich Joſef das Sinnbild ausgelegt, ich weiß es nicht. Anna Maria hat nicht daran gedacht, ſie hat den Burſchen bis ſpät in die Nacht hinein noch geneckt, hat ihm zuletzt gar heimlich eine krabbelnde Heuſchrecke in den Hemdkragen geſteckt.

Der Mond ſtand hell und glänzend über den dunkeln Waldbergen, als die Leute heimkehrten in den Hof. Nach dem Nachtmahle weiß wohl Jeder gleich den Weg zu ſeinem Bette, denn es iſt eine rechte Mühſal auf der freien Weid', und wer ſich einen ganzen Tag bückt um die Kornhalme, der meint am Abend, ſein Rückenbein ſei abgeſprungen, und geht krumm daher wie ein Kameel.

„Gute Nacht, Anna Maria!" ſagte Joſef, „biſt leicht müd' vom Haferſchneiden?"

Da entgegnete das heitere Mädchen: „Wär' ich müd', was ging's denn dich an? müßt's ja ſelber leiden!"

Sie ging in ihre Kammer; er ſchritt über den Hof langſam dem Stalle zu. Dort hatte er ſein Lager. Eine Weile ſtand er noch vor der Thür und blickte hinab in das Thal. Der Mond ſchien dort in das glitzernde Wäſſerlein und die Sterne ſchwammen und tanzten im Teiche. An jedem Halm iſt eine Grille geſeſſen oder eine Heuſchreck', haben ſich geſchaukelt, ſind gehüpft, haben geflüſtert und geſungen, ſind gar unter die Blätter geſprungen, haben Hochzeit gehalten.

„Was ſteh' ich da, wie ein Lapp!" brummte Joſef zu ſich und ging zu Bette.

Der Mond ſpannte ein ſchimmerndes Schleierband zum Stallfenſterchen herein und auf der braunen Holzwand war ſeine blaſſe verſchobene Tafel.

Die Ochſen in der Nachbarſchaft pflegten auch ſchon der Ruhe und ſcharrten zuweilen mit den Zähnen.

Joſef that ſein Nachtgebet, daß kein böſer Geiſt Macht ſollt' haben über ſeinen ruhenden Leib. Dann zupfte er noch den Strohhalm aus dem Polſter, der ihn ſchon eine Weile

unter den Achseln gestochen hatte und rückte sich nun, daß er einschlafe. — Hub plötzlich an der Thürschwelle eine Heuschrecke zu schnurren und zu spinnen an. Josef wollte des Thieres nicht achten, da aber das Schnurren allfort lauter wurde, so hob er endlich doch seinen Kopf. — „Da könnt' Eins Nachtgebet beten, wie Eins wollt'," brummt er, „vom Schlafen gar keine Red', wenn so ein' Heuschreck' schreit."

— Anna Maria, dachte er, wird lange schon schlafen in der Kammer, wird ihr rothes, warmes Wängelchen legen auf den kühlen Polster, und ihr weiches Hemdchen schön sanft hinab gezogen haben über den jungen Busen und — „nein, wenn ich dich nicht todtschlag', du kreuzweis verzwickelte Heuschreck'!" rief er und fuhr fast leidenschaftlich wild empor, zur Thür hinaus, dem hüpfenden Thierchen nach über den Hof, gegen das Haus, gegen das Fenster ihrer Kammer.

Und seit derselben Nacht, da die Heuschreck' keine Ruh' geben hat wollen, sind Monate vergangen. Der Hafer war längst unter Dach und die Heuschrecken unter dem Schnee. Nur die Grillen und die Mäuse, und solcher Thierchen mehrere, wie sie im Sommer auf freier Weide waren, sind in das Haus gekommen, zu den Menschen. Da haben die Grillen gezirpt auf dem Ofen und auf dem Herde, und die Mäuschen haben sich in den Scheunen und Speichern herumgetummelt, und eines ist gar in Anna Maria's Kammer gekommen, hat dem Mädchen den Rock zernagt, abgebissen, just vorne, daß es nun — zu kurz war.

Das mußte ein groß Herzeleid sein für das Kind, denn nun wollte es gar nicht mehr heiter sein und schalkhaft. Nun saß es still bei dem Spinnrad, und blickte zuweilen

gedankenvoll hinaus durch das wohlverwahrte Fenster in das Freie, wo der Schnee lag und die Flocken wirbelten. Und die anderen Mägde sangen und scherzten und kicherten verdächtig hinter ihren Rocken.

Zur selben Zeit war's, als der Kieselschlagbauer das Mädchen in seine Stube beschied.

„Wschmächtiger wirst mir nicht in meinem Haus, Anna Maria!" sagte er halblaut, als diese vor ihm stand. — „Ein einfach Dienstbot hab' ich gedungen, und kein doppelt!" rief er dann schon derber, „da — da nimm dein' Jahrlohn und jetzt pack' dein Zeug, für liederlich Volk hab' ich kein Dach. Wirst mich verstanden haben — keine Red' mehr!"

So ging's vom Spinnrad weg und vom Hofe, in dem sie, eine arme Waise, seit ihrer Arbeitsfähigkeit gedient hatte, so ging's in den wüsten Wintertag hinaus; und als Anna Maria zu einer Köhlerhütte kam, da rastete sie, legte ihr Bündel auf den Schoß, stützte den Ellbogen darauf, und sagte seufzend: „Das ist ein Leben!"

Noch an demselben Tag trat Josef in die Stube seines Herrn.

„Wo ist die Anna Maria, Bauer?"

„Leicht findest die Spur noch im Schnee," sagte dieser gleichgiltig.

„Das werde ich, Bauer, und ich werde auch die Spur wieder finden zurück in dein Haus, ich werde dir sagen, daß ich kein herzloser Großbauer bin; daß ich vor der Leut' Augen keinen Heiligenschein aus Silber hab'; daß ich ein blutarmer Teufel bin, der noch weiß, was Pflicht und Schuldigkeit. Und noch weit mehr werd' ich dir sagen, Kieselschlagbauer!"

„Was wirst mir sagen, was?“ versetzte der Bauer, wie in stolzem Bewußtsein seiner Unantastbarkeit.

„Daß du am wenigsten das Recht hast, mit Tugend zier zu prahlen. — 's ist dreiviertel vorüber, aber eh' die Stunde schlägt, hab ich dir's bewiesen, du großmächtiger Kieselschlagbauer, daß heutzutag ein unehelich Kind auch zu Ehren kommen kann. Ich kenn' dir Einen — oh, brauchst dich nicht so aufzubäumen, Großbauer, seh' dich schon so auch, — Einen, ja, den sie als Findelkind von der Stadt herausgeholt haben, der's nach seinem Aufwachsen mit der Tochter seines Ziehvaters verstanden hat, der's, was man so sagt, gezwungen hat, daß er durch eine reich' Heirat heute groß Haus und Hof besitzt, Vorbeter ist in der Kirch' und Richter im Dorf, der gezwungen hat, daß er eine arme Magd, die ihm treu und brav gedient, heut' hinauswerfen kann in den kalten Winter zum Verderben.“

Der Bauer bemühte sich, eine gleichgiltige Handbewegung zu machen, und wollte davon gehen. Josef stellte sich ihm vor die Thür: „Nicht daß ich für Anna Maria bitte um dein frommes Dach, dess' bewahre mich Gott! Aber von dieser Stund' an bin ich dein Knecht nicht mehr. Zweimal mehr Lohn hast mir versprochen wie bisher, wenn ich dir bleib', meine Redlichkeit hättest nicht zu kaufen gebraucht, eher meine Kraft und Anstelligkeit. Jetzt ist's vorbei, jetzt hab' ich nichts mehr zu verkaufen, und dir, Kieselschlagbauer, schon gar am allerwenigsten. Ich verleugn' 's nit, daß ich schuld bin an der Dirn; was thät's helfen, die Gemein wird's erfahren und der Herrgott hat leicht gar zugeschaut, wie's g'schehen ist. — Wenn du's schon wegen der Sünd' thust,

was du heut' than haſt, Bauer, warum verjagſt denn mich nicht, warum juſt die Dirn? Weil's dein Vortheil iſt. — Der Fehler iſt geſchehen, die Schlechtigkeit müßt erſt geſchehen, ging's, wie du wollteſt, blieb ich bei dir, ließ die Dirn im Stich. Wenn du jetzt ſpähen gehſt, wohin wir unſeren Weg genommen — daß du's weißt, ſchnurgrad zum Pfarrhof geht die Spur. In paar Wochen iſt Anna Maria mein Weib, ich werd' ihr Dach und Brot verſchaffen und wir ſind dem Herrgott ſo viel lieb, wie jed' ander Ehpaar. — Das, Bauer, hab' ich dir ſagen müſſen, daß du ruhſam ſchlafen kannſt, fremder Leut' Sünden thäten dich gar ſo viel drücken."

Er hatte Jahre lang gedient in dem großen reichen Bauernhofe. Zufrieden war er. Und nun verließ er dieſes Haus und nun ging er fort in die Armuth.

Das arme, unerfahrene Mädchen ſaß in der froſtigen unbewohnten Kohlerhütte. Kein Wort hatte es dem Bauer entgegnet, als er es ſo herzlos aus dem Hauſe wies. — Er hat wohl Recht gehabt, ich bin eine Sünderin, dachte Anna Maria. Dann ſann ſie nach, wie denn das ſo gekommen ſei, daß ſie eine Sünderin geworden. Sie beſann ſich nur einer Zeit, wo ſie kindiſch und luſtig mit aller kindiſchen und luſtigen Welt hüpfte und ſprang und nicht daran dachte, warum es ſo war, und daß es anders ſein könnte. — Auf einmal war dieſe Zeit vorbei und Anna Maria war nicht mehr Kind, ſie war nicht mehr — — ſie dachte an die Mädchen des Thales, denen auch die Kindheit vorüber — die aber Jungfrauen hießen. An Joſef durfte ſie nicht denken, ſie wußte kaum, warum ihr das nicht wohlthat. Sie meinte, er wiſſe nicht, woran ſie jetzt ſei, und brauche es

auch nicht zu wissen. Sie wäre lieber gestorben, als daß sie ihm das Bekenntniß gemacht hätte; es war, als ob sie jetzt erst aus dem harmlosen Kinde zur schamhaften Jungfrau geworden wäre. Sie vermeinte, in der Köhlerhütte zu verbleiben, bis die Stunde käme. Und der Winter würde schon einen Wall aufbauen um die Hütte herum und einen Schleier über Alles breiten.

Da stand plötzlich Josef vor ihr. „Anna Maria," sagte er, „wir zwei müssen jetzt miteinander gehen. Ich bin dir im letztvergangenen Herbst mein Leben schuldig geworden . . . ." Weiter sprach er nicht, denn das Mädchen war ihm an die Brust gefallen und weinte — und weinte so sehr, so bitter und zum Erbarmen, wie er noch Niemanden weinen gesehen auf dieser Erde. Er führte sie in das Dorf.

„Deinetwegen, Anna Maria, bitte ich dich, daß du mit mir zum Pfarrer gehst." Das Mädchen verstand ihn mit einem Blick voll Liebe und Dankbarkeit. Aber ganz hatte es den Burschen doch nicht verstanden; und so war's ihm recht — vielleicht war es nicht sein Herz, das ihn leitete, als er sie zum Altare führte — vielleicht war es sein Gewissen. Wenn sein eigener Mund schweigt, wer weiß es?

Die Hochzeit war kurz und nicht zu laut. Wer kümmerte sich um dieses Paar. „Früh Ehʼ, früh Weh!" sagten die Leute.

Eine Dachstube miethete Josef für sein junges Weib. Den Winterzins konnte er zahlen, das Brennholz borgte er auf Rechnung besserer Zeiten.

Als das Frühjahr kam, ging er zu allen Holzmeistern der umliegenden Wälder und bat um Arbeit. Die Zeiten

waren ſchlecht, da beſchäftigte man keine Holzhauer. Kaum wurde ihm das Harzſammeln erlaubt in den Waldungen, aber mit Harz allein kittet ein Familienvater, der Joſef nun geworden war, ſein Haus und Wohl nicht zuſammen. Oft, wenn der junge Mann im Walde arbeitete, ſtellte ſich ihm ein Stück Wild gegenüber, als wollte es ſagen: Ja, Kari, dem daheim Weib und Kind hungert, haſt keine Büchſ' bei dir?

Er ſelbſt darbte willig. Des Tages im Wald oder auf dem kleinen Aeckerlein, das er ſich gepachtet hatte und das Haferbrot und Erdäpfel geben ſollte für den Winter, und ſpät Abends noch im Hofe eines Nachbars, wo er Scheiter ſpaltete, um doch ſeinem kränklichen Weibe das Nothwendigſte zu erwerben.

Da kam ein Holzhändler in die Gegend, der Leute als Flößer dingen wollte. Er ſtellte gute Bedingungen, allein Niemand wollte darauf eingehen; denn der zu befahrende Gebirgsfluß war gar gefährlich und forderte Jahr um Jahr ſeine Opfer.

Joſef ließ ſich anwerben, ließ einen bedeutenden Betrag für Weib und Kind daheim vorauszahlen und zog in das Thal, von da aus er Holzladungen in die unteren Gegenden befördern ſollte.

Nach Wochen kam er heim, um ſich ein paar Tage Ruhe zu gönnen. Des Tages grub er auf ſeinem Aeckerlein, des Nachts ſaß er oft ſtundenlang an der Wiege ſeines kleinen Knäbleins, welches er heimlich oft ſo derb herzte, daß es zu ſchreien anhub. Es verſtand's noch nicht, was der Vater ihm war. Er hatte Geld heimgebracht; aber wenn ſonſt auf ſeinem Geſichte, das dereinſt ſo heiter geweſen, die

Sorge gelegen war, ſo lag jetzt auf demſelben der Kummer. Anna Maria tröſtete er überlaut, und war mild und gut zu ihr, wie ein getreuer Bruder. Oft, wenn das Weib nicht zugegen, hub er mit dem Kinde zu reden an: „Ja, mein Junge, in dir hebt's von Neuem an, was mich hat zu Grund gerichtet. Das Beſte wär', du gingſt mit mir hinaus auf's Floß.“ Er wußte ſelbſt kaum, was er ſagte. Dann murmelte er wieder in ſeinen wildſtruppigen Bart hinein: „Ich bin Vater und Gatte, das Flößen ſollt' ich wohl aufgeben. Nur noch die ſieben Fahrten will ich machen, dann ſind wir gedeckt für den Winter.“

Betrübt ſah er ſein blaſſes Weib an, als er wieder fortging. „Anna Maria,“ ſagte er, „den kleinen Buben hüten und beten für mich!“

Er kam nach mehreren Tagen glücklich wieder zurück. Er erzählte von Gefahren auf dem Fluſſe, von Unglücksfällen; aber er war heiterer als ſonſt, er hub gar an und ſpielte ſchier kindiſch mit dem Kinde. Da hüpfte eine Heuſchrecke durch das offene Fenſter, und auf die Wiege und wieder davon.

Dann war Joſef wieder wochenlang fort, und in der Dachſtube war es nicht fröhlich. Der Knabe gedieh, aber die Mutter wurde bläſſer; mitten am hellen Tag war es, als ob nicht die Sonne, als ob der Mond auf ſie ſchiene. Der Kleine ſchrie oft ſo ſehr, daß ſich die Nachbarſchaft darüber beklagte, wenn Anna Maria zuweilen um einen kleinen Beiſtand rief; — ſie hörte man nicht.

Als wieder der Tag und der Abend kam, da ſie ihren Gatten erwartete, kehrte dieſer nicht zurück. Es verging ein zweiter, ein dritter Tag. Am vierten kam ein Nachbar und

rieth dem armen Weibe, es möge das Fenster schließen, es wehe schon ein scharfer Herbstwind. Anna Maria schloß das Fenster, aber sie hörte es dennoch, wie die Kirchenglocken klangen vom Berge herab, da sie läuteten für den verunglückten Flößer Josef. — Hochwasser war, ein Floß war zerschellt an Klippen, zwei Männer retteten sich durch Schwimmen, der dritte ging unter, rollte vielleicht fort auf den Kieselsteinen des tiefen Grundes — man hat ihn nicht gefunden.

Wieder flogen die Schwalben davon und von den Almen leuchtete der erste Schnee. Da schritt Anna Maria langsam hinaus zu ihrem kleinen, reifen Haferfelde. Heute schärfte sie sich die Sichel selbst und drehte das Band und schnitt die erste Welle, und schnitt die zweite dazu und band die Garbe zusammen. Und so oft eine Garbe fertig war, setzte sie sich darauf und ruhte. Da athmete sie tief. Da sann sie vielleicht einer vergangenen Zeit. — Wie waren ehdem — ehdem die Schnitter so lustig!

Der Kieselschlagbauer kam und war gütig mit dem kranken Weibe und bot sich an, mit einem Pferde die Fechsung unter Dach zu bringen.

Aber am Tage, als die wenigen Garben in die Scheune rollten, war auch für Anna Maria die Ernte und das Einsammeln in die ewige Scheuer gekommen.

Den Knaben nahm der Kieselschlagbauer zu sich. Er ist ein frischer, blondlockiger Junge und kann heute schon mit den Schnittern laufen und Garben tragen. Und da hüpft er herum mit seinen weißen Höslein, und hüpft und bückt sich und hascht mit den Händen und johlt. Der Range fängt Heuschrecken.

Das Kreuz vom Dornſtrauche.

„Ich schick' noch ein Trankel herauf, so zum Abledigen und es wird schon Alles recht werden. Nur nicht verzagt sein, Lehnschlagerleut!"

So sagte der Bader am Krankenbette des Lehnschlager-Paul, dann nahm er von dem rothangestrichenen Tischchen, das in einer Ecke der kleinen, dunkel verhangenen Stube stand, Hut und Stock und ging.

Die Lehnschlägerin ging ihm nach hinaus vor die Thür und da war an dem ärmlichen Bette Niemand als Lina, der Eheleute einziges Kind, ein Mädchen in seinem neunzehnten Jahre. Sie hatte vor sich auf dem Boden einen Haufen Nakurutzstroh, das sie fein zupfte, um dem Kranken daraus ein frisches Lager zu bereiten. Und wie oft, wie oft ließ sie ihre Hände in dem Schoße ruhen, als wollten diese auf die Arbeit vergessen, während ihre großen, blauen Augen an den abgehärmten Zügen des geliebten Kranken hafteten.

Wie ein holder Engel Gottes saß sie da, einfach und unschuldsvoll, glaubend und vertrauend, daß der lieb' Herrgott sie nicht zur Waise machen werde.

„Laß das Zeug, Lina, und leg' dich ein wenig um," sagte der Kranke langsam und halblaut, „drei Nächt' hast jetzt schon kein Aug' zuthan und drei Nächt' kann's leicht

noch sein, daß du wachen mußt. Die lieben Engel könnten mich nicht süßer warten, als du und die Mutter, das will ich — wenn meine Stund' glücklich vorbeigeht, euch in Ewigkeit gedenken!"

„Euer in Ewigkeit gedenken und euch danken, Vater, dasselb' muß ich Von der frühesten Morgenroth' bis in die späteste Abendstund' habt ihr euch gemüht, Jahr um Jahr in der Sonnenhitz' und in der wüsten Winterszeit, daß ihr uns das Lehnschlagbäusel zu Eigen erwerben habt mögen. Es wird nicht oft ein Vater zu finden sein, der für die Seinigen das thut, wie ihr; und daß ich euch noch viel zu gut thun kann, will ich die lieb' Frau wohl bitten, daß sie euch das Leben schenkt —."

Die Mutter kam in die Stube zurück und wischte sich verstohlen die angelaufenen Augen.

„Aha," sagte der Kranke etwas lebhafter: „Hast es wissen müssen? Und ist dir jetzt wohl, weil du's weißt? Wenn ich den Vater noch ein einzigmal sehen könnt', auf schelten thät ich ihn recht —"

„Wegen was, Paul? du wirst uns ja wieder gesund, hat er gesagt, recht frisch und gesund."

„Wegen dem fährst dir mit dem Vorwurf nicht so oft über das Gesicht, dasselb' weiß ich!" versetzte der Kranke heiser, „er hat dir's auf die Nasen bunden, daß es gar wird mit mir. Das Trankel zum Abledigen mag ich ersparen: 's ledigt sich schon so auch ab. Nur auf Gleich möcht' ich mit dir kommen, Franciska, ganz auf Gleich — es schläft Eins nachher friedlicher ein."

„Mein Paul," weinte das Weib und beugte sich nieder

zu seinem Haupte, „auf Gleich sind wir gewesen seit unserm Ehrentag vor zwanzig Jahren; so gut, so von Herzen gut hätt's kein Mensch mit mir meinen können, wie es du thun hast — dein Schutzengel, der dich in den Himmel führt, wird dir's auch sagen."

„Ja, das thät mich wohl freuen, aber — das Kranabetkreuz, von dem möcht' ich reden."

Das Weib zog ein winziges Holzkreuzchen aus dem Busentuch: „Wohl mit Ehren kann ich dir's weisen."

„Nicht das, Franciska," sagte der Mann gedrückt, „dich hab' ich nicht fragen wollen um das Kreuzlein. Aber du wirst mich um das meine fragen, wenn gleich nicht zu dieser Stund', aber vor dem Richterstuhl Gottes. Denn so ist unser Wort gewesen, wie wir vor zwanzig Jahren uns am heiligen Ostersamstag Abend da draußen vor dem Kranabetstrauch (Wachholderstrauch) versprochen haben, und wie wir aus demselben Holz zwei Kreuzlein geschnitzt und ausgewechselt haben, weil wir keine goldenen Trauring haben kaufen mögen. Du siehst, Franciska, ich weiß es wohl, und in meiner Krankheit weiß ich's noch, aber — mein getreues Weib — du wirst mich nicht verklagen vor unserm Herrgott, und du wirst mich in meiner Sterbstund' nicht verlassen, wenn auch —"

Franciska drückte einen langen Kuß auf seine Stirne.

„Jetzt küssest mich noch —" fuhr der Kranke fort und schlug sein eingefallenes Auge traurig zu ihr auf — „und jetzt muß ich dir was anvertrauen in meiner letzten Noth, weil ich dich nicht so betrügen mag, noch über's Grab hinaus. Das Kranabetkreuzlein von dir, Franciska, das wirst nimmer

finden an meiner Bruſt, wenn ihr mich heut oder morgen hinauslegt auf den Laden. — Das Kranabetkreuzlein, das hab' ich nimmer, das hab' ich verſchenkt. Daß ich dir im Eheſtand bin getreu geblieben, darauf leg' ich hier die Hand zum Herzen; aber halt vor demſelben iſt's geweſen, eh' ich dich noch kennen gelernt und herübergeholt hab' aus dem Narrhauſe. Und iſt nachher ein Kind auf die Welt kommen, und die Mutter iſt dabei geſtorben. Viel hundertmal hab' ich dir's ſagen wollen, Franciska, aber wie wenn mir der boſ' Feind einen Mühlſtein auf den Mund gewälzt hätt', ſo iſt's geweſen. Mein außerehelich Kind hab' ich aber doch auch heim ich im Herzen gehabt, und wenn ich ihm wegen unſerer Armuth ſonſt auch gar nichts thun hab' können, das Kranabetkreuzl hab ich ihm geſchickt, und ihm wohl ſagen laſſen, es ſollt's in Ehren halten, es ſei von ſeinem unbekannten Vater, und es könnt' ihm leicht gar noch ein Segen ſein im Leben und Sterben."

Der Kranke ſank erſchöpft zurück auf das Kiſſen und ſeine Bruſt wogte hoch und wild, wie ein ſturmbewegter See.

„Mein Paul!" ſagte nun das Weib herzinnig, „darüber, was du mir jetzt aufrichtig erzählt haſt, wird Gott kein Gericht halten. Mit dem Menſchen muß es ſchon oft ſo ſein. Wir reden davon nicht weiter. Nur ein einzig Bitt thät ich mir erbitten, wenn du vor dem lieben Herrgott ſtehſt, und eine Gnad' für uns erlangen kannſt. Unſere Lina iſt aufgewachſen, und mit unſerem Herzen haben wir ſie gewahrt und gepflegt und ſie iſt unſer gutes, getreues Kind. Jetzt iſt ſchon dieſelb' Zeit, daß Burſchen kommen von

oben und von unten, und am Ring anhalten, wie du's ja wohl weißt."

Das Mädchen bog sich vor und zupfte eifrig im Strohsack, daß es raschelte.

„Ein wenig weiß ich was," fuhr das Weib fort, „und Einen sieht sie gern. Und wenn Eins auch zu solcher Stund' nicht davon reden soll', so ist's doch ja nur um deinen Willen und um deinen Segen, und daß du dein Wort noch dreinreden kannst zum Wichtigsten, was unser Kind betrifft, auf all sein Lebtag. Nina, jetzt sich' auf, und wenn es dein heilig Begehren ist, was ich jetzt zuweilen schon wahrgenommen hab', so sag's dem Vater mit ehrlichen Worten von wegen dem Leitenhofer Josef!"

Franciska hatte kaum ausgeredet, als der Kranke einen tiefen Wehhauch that, mit den Händen zuckte, sich emporzuraffen suchte, aber wieder tief und lautlos zurücksank. Er bewegte die Lippen, seine Augen traten hervor und gingen über — da wollte er sich noch einmal emporringen, und einen unsäglich wehevollen Blick that er nach seinem Kinde, nach seinem Weibe — ein einzig Stammeln und lallend noch ein Wort, ein gellendes Wort, so wild und gräßlich, wie es kein Sterbender in den Todeswäldern noch ausgestoßen — aber unverstanden, in sich selbst erstickend.

Wohl zündeten sie zitternd die Sterbekerze an, aber der letzte Blick war gebrochen und das Zucken der Lippen erstarrt zu einem ewigen Schmerzensring. — Wie es schon sein muß im Thale der Thränen: für uns Alle wird es dereinst hinabrollen, das letzte Körnlein in der Sanduhr.

Drei Tage und drei Nächte brannte die Kerze fort an

der düsteren Bahre des guten Lehnschlager-Paul. Und als die dritte Nacht vorüber war, zog das Lichtlein dem schwarzen Sarge nach, hinab durch die säuselnden Waldungen, dem Kirchhofe zu. Das Wachslichtlein und das Herz der Gattin und das Herz des Kindes.

Als sie an dem Kranabertstrauch vorüberkamen, ließ Franciska den Sarg ein wenig absetzen und legte auf denselben einen Zweig von ewiggrünem Wachholder.

Und als der Gatte und der Vater begraben war, da gingen die Leute zum Todtenschmaus.

Nur das Weib aus der Lehnschlagerhütte und ihre Tochter blieben noch auf dem Grabhügel, als wollten sie nicht heimkehren allein. In maßlosem Schmerze hob Franciska ihre Augen, ihre Hände zum hohen Kreuze empor, als müsse sich der Heiland loslösen vom Kreuze und den Begrabenen erwecken, wie einst den Lazarus.

„Einen einzigen Tag noch sei mir geschenkt, du treues Herz!“ rief sie aus, „ein einzigmal steh' noch vor mir mit deinem jungen, heiteren Leben, blühend und freudig, wie vor zwanzig Jahren — ein einzigmal noch, dann mögen sie dich ja hinabsenken in die tiefe Grube, daß du mir vermoderst und in Staub zerfällst, du geliebter Mann!“

Hatte sich der Heiland losgelöst vom Kreuze, hatte er den Begrabenen erweckt, wie einst den Lazarus?

Blühend und lieblich stand er vor ihr, wie vor zwanzig Jahren mit seinem jungen, heiteren Leben, und seine Hand legte er ihr sanft auf die Achsel und sagte: „Wohl die Besten nimmt der Herr zu sich, aber auch auf Erden gibt es noch

gute, treue Menschen' Mutter, ich führ' euch vom Grab hintan!"

„Der Leitenhofer Josef!" hauchte bewegt das Mädchen, das mit stillen Thränen des Vaters Grabhügel benetzt hatte; „Josef, daß du nicht bei den Zechenden bist, daß du unser gedenkst zu dieser traurigen Stund', das sei dir mein Lebtag nicht vergessen!"

Zitternd haschte sie nach seiner Hand, aber mehr vermochte sie nicht zu sagen. Ein unsäglich Weh war in ihrem Herzen, als sei ihr in dem Jüngling der geliebte Vater wirklich wieder erstanden und mit ihm der Beschützer und Gatte, den sie seit vielen Tagen schon im Herzen trug. — Und endlich wächst aus der lieben Grabhügel doch wieder frischer Lebenskeim, und zierlichen klingenden Glocken, die heute dem Todten nachwinken in die Gruft, singen morgen leicht ein lustig Hochzeitliedchen.

O, wie war die kleine Hütte oben am Waldesraume groß und weit geworden, während sie unten den Hausvater begraben hatten! Groß und weit und öde! Die Stätte, wo ein geliebter Mensch gestanden und gewandelt und gehandelt, wer füllt sie aus? Ein neuer geliebter Mensch oder — das Vergessen.

So begannen die zwei Armen zu leben in der Hütte, die nicht auszufüllen war, und sie begannen zu zehren an der Zeit, die nicht vergehen wollte. Zu dieser Stunde trat er zur Thüre herein, da stand er, so sprach er, so faßte er das an; das liebte er, das hatte ihm ein Leid gethan, das hatte er gemacht, geordnet — mein Gott, wer weiß es nicht,

wie die Erinnerung lebet und webet, wenn Eins aus unſerer Mitte hinübergezogen iſt!

Und ihr einſamen Seelen in der Lehnſchlagerhütte, wenn euer Sehnen doch zur Wahrheit würde, wenn doch die Thüre plötzlich aufginge und er hereinträte und ſich zu euch ſetzte und die bekannten Worte ſprächte, er, der Todte! Ihr vermögt den Gedanken kaum zu denken, er erſtarrt euch mitſammt dem Blute.

Die Furcht hatte ſich eingeſtellt anſtatt des Gatten und Vaters, als ſie vom Friedhofe heimkamen, und das war ein böſer Gaſt, der auch noch ſeine ſchlafloſen Nächte haben wollte, wie das Krankenbett und die Todtenbahre.

Sie fürchteten ſich nicht blos vor Geſpenſtern, ſondern auch vor böſen Menſchen, wie ſie zur Sommerszeit in den Waldbergen doch zuweilen herumſteigen, auf Diebſtahl lauern und juſt auch ein Menſchenleben nicht abwägen, wenn es ihnen zum Diebſtahle im Wege ſteht. Derlei Strolche waren in der einſamen Gegend gar oft geſehen, und der Paul hatte für derlei Beſuche ſtets ein geladenes Schußgewehr in Bereitſchaft.

Auch heute, als die zwei Waldleute von dem Dorfe heraufgeſtiegen waren, hatten ſie ſo einen verdächtigen Kerl über die Haide laufen geſehen und gleich darauf im Dickicht etwas rauſchen gehört. Sie hatten ſich ſchier die Thüre nicht zu öffnen getraut in die Hütte hinein — leicht konnte in einem finſteren Winkel ein Räuber lauern, oder ein Geſpenſt. Der Laden im Vorhauſe, wo drei Tage lang die Bahre geſtanden, war leer, und von einer Dachlucke guckte der blaue Himmel darauf herab, recht wißbegierig,

ob nicht etwa wieder ein Anderer läge auf dem langen Brette.

Als es Abend wurde, ging Franciska und verschloß die Thür; dann stellte sie das Kranabetkreuzlein auf den Tisch — das winzig kleine Schnitzwerk, und stellte ein Wachslicht dazu, dann knieten sie hin und beteten still. Und in dieser Stille hörten sie zuweilen die Wand ächzen und gar die Todtenuhr ticken. Darauf huben sie laut an zu beten, daß sie das Schauerliche nicht sollten hören können, aber zwischen den Worten horchten sie ängstlicher als früher. Erst bis die Häuslerin das Herdfeuer, das traulich knisternde Herdfeuer anzündete, begann die Bangigkeit etwas zu weichen, die lustig flackernde Flamme weihte das unheimliche Haus wieder ein zur Heimstatte.

Gleich nach der spärlichen Abendkuppe löschten sie den Span aus und legten sich in die Strohbetten, die in der friedlichen Stube neben dem Sterbelager des Hausvaters standen. Sie sprachen so vor dem Einschlafen von der Zeit, in der sie noch nicht so allein waren, und von der Zeit, in der sie nicht mehr so allein sein sollten. Es müsse wieder ein Beschützer und Pfleger in das kleine Haus, ein Gatte und Sohn und —

Da sahen sie während des leisen Gespräches plötzlich eine Gestalt draußen an den Fenstern vorüberhuschen.

„O Maria!“ hauchte Franciska, jetzt ist schon Einer draußen!“

„Nachher ist's aus und Alles vorbei!“ versetzte Lina. „Zwei schwache Weibsleute, wie wir sind, wie sollten wir uns

denn wehren und wie sollten wir um Hilf' schreien in dieser Einschicht da heroben!"

„Beschütz uns, mein Paul, wenn du in der Ewigkeit diese Noth der Deinen wissen kannst!" flehte das Weib, „o, denk' an deine Lieb', an unser Zeichen, das Kranabetkreuz!"

„Wenn's ein rechter Räuber ist, so schert er sich um kein Kranabetkreuz," sagte das Mädchen, sich geräuschlos aus dem Bette erhebend, „da weiß ich für einen ordentlichen Räuber schon ein anderes Mittel und freiwillig laß ich unsere Schmalzbutten und den Flachs und was wir sonst noch haben, nicht forttragen!"

Sie langte nach dem mit Bleischroten geladenen Schußgewehr an der Wand.

Da huschte es draußen wieder vorüber und guckte ganz ein wenig durch das Fenster.

„Wer gibt kein' Fried' in der Nacht?" rief Francieka mit möglichst beherzter Stimme.

Nichts. Ganz still — nicht einmal die Wand ächzte.

„Wer ist da?" rief das Weib noch einmal.

Still. Man hörte nichts, man sah nichts.

„Gutes hat er nicht im Sinne, weil er keine Antwort gibt," lispelte das Mädchen.

Sie horchten eine lange Weile. Alles ruhig. Aber sich nun wieder schlafen legen, das konnten sie nicht. Francieka rief noch einmal und dann meinte sie, es würde gut sein, wenn Lina ein Fenster öffne und einen Schuß mache hinaus in die Finsterniß, damit es Einer nur merke, daß es mit der Sache ernst sei.

Und das Mädchen öffnete leise ein Fenster. Kühle, thaufeuchte Nachtluft strömte herein. Zwischen den hohen Fichtenwipfeln flimmerten einige Sterne nieder und über das Gebüsche schwebte der Funke eines Johanneswürmchens.

Sonst war Alles eingehüllt in die tiefe Nacht.

Lina zitterte. Selten noch hatte sie einen Schuß losgedrückt.

„Jetzt weiß ich was," flüsterte sie, „ich fahr' mir mit einer Kohle unter der Nase herüber und ich setz' Vaters Hut auf, damit es der Räuber beim Aufblitzen sieht, daß ein Mann im Hause."

So that sie, während die Mutter angstvoll betete, und dann ergriff sie wieder das Gewehr, hielt es durch das Fenster, spannte bebend den Hahn und drückte ab.

„Jesus, Maria und Josef!" rief eine schrille Stimme, „jetzt haben sie mich erschossen!"

Lina hatte die Worte kaum gehört, so stieß sie einen Wehschrei aus und das Gewehr kollerte zu Boden und die Häuslerin rief: „Herrgott im Himmel, das ist ja dem Peter-hofer Josef seine Stimm' gewesen!"

Dann liefen sie wohl hinaus und fanden ihn bei dem Gebüsche kauern und schleppten ihn in die Stube und leuchteten ihm in's Gesicht.

Freilich wohl, du schrecklicher Himmel, war er's — Lina's künftiger Bräutigam. Bleich und fahl war sein Antlitz, aber von der Brust nieder rieselten kleine, blutherrothe, lebendige Quellen.

„Da, da sind die Schuß hineingegangen," stammelte der Sterbende, „hast leicht glaubt, Lina, ich wär' ein schlech-

ter Mensch und hast es nicht gewußt, daß ich herauskommen bin euretwegen und deinetwegen, weil ich gedacht, es könnt' euch leicht die Zeit lang werden in der ersten Nacht, und böse Leut' gibt's auch in der Gegend. Wie ich aber — ich denk', wir ziehen den Brustfleck aus, daß wir das Blut stillen mögen — wie ich aber so dasteh' vor dem Haus, ist's mir doch wieder vorkommen, es thät sich nicht schicken, daß wir im ledigen Stand in der Nacht so sind — unter einem Dach — und so bin ich eine lange Weile gestanden dort bei den Kranabeten und hab' nicht gewußt, sollt' ich herein, oder mich gar nicht anzeigen und wieder still hinabgehen zu meinem Haus — da — ist's auf einmal geschehen. Wenn's Blut leicht gar nicht mehr zu stillen ist, so — euch kann' ich keine Schuld geben — für mich beten — Nina, dasselb' kann ich verlangen."

Franciska hatte schnell seine Brust entblößt, hatte dann aus einem Winkel der Ofenbank einen Fetzen Spinnengewebe hergerafft, um damit das aus drei Quellen sprudelnde Blut zu hemmen; da schrie sie jäh:

„Herrgott, Josef, was hast denn da? ein Kranabetkreuz?"

„Ein Kranabet — ja, wird wohl sein," sagte der Bursche schwach, eine Hand nach seinem umgehangenen Kreuzchen hebend, während der Athem unregelmäßig zu stoßen begann, „hab's von meinem Vater, den ich mein Lebtag nicht gesehen — hätt' mir sollen ein Segen sein — im Leben und Sterben."

„Weh, mein Bruder!" schrie das Mädchen auf in diesem Augenblicke und warf sich in unsäglicher Pein an des

Jünglings Brust, als wollte sie mit ihrem warmen Busen sein entschwindendes Leben zurückhalten.

„Bruder! Sohn!“ Ob der Sterbende diese Worte noch gehört, noch nachgedacht hatte, wer kann es wissen! „Meine — Lina!“ hauchte er noch, und einen milden, lächelnden Blick that er in das Auge der Schwester, der Mutter . . . Eine Braut verloren, eine Schwester gefunden . . . so verband ihm der Tod das Auge und führte ihn hinüber.

Drei Tage lag er auf dem Laden und die Jungfrau blickte allweg in sein weißes Gesicht; sie wußte nicht, wer da lag, so still und friedlich lächelnd, der Bräutigam, oder der Bruder, oder — ihr Ankläger vor dem gerechten Gott.

Mußte es so sein? Hatte der letzte Hauch des sterbenden Vaters, dessen brechendes Auge seine leiblichen Kinder als Brautpaar sah, ein solch' blutiges Geschick heraufbeschworen?

Steht es in dir, du ewiges, geheimnißschweres Buch, geschrieben, daß die schuldlosen Kinder büßen müssen für der Eltern Vergehen?

Die Geschichte hat sich so zugetragen. Sie legten den Sohn zum Vater. Auf den zwei Hügeln wächst noch kein Gras.

Die zwei Frauen führen ein Einsiedlerleben in der Waldhütte. Franciska trägt das Kreuzlein ihres Gatten, sein treu gedenkend am Herzen; sie fürchtet sich nicht mehr vor Gespenstern und Räubern, denn das Aergste hat sie erfahren, sie ist stumpf geworden für Freud und Leid.

Lina trägt an ihrem Busen das Kranabetkreuzlein des Bruders, gefärbt von seinem Blute. Das arme Mädchen

kann nicht mehr lachen, nicht mehr weinen — ſie iſt eine Mörderin und eine Märtyrerin.

Im Vorhauſe liegt noch das lange Brett und durch die Dachlucke guckt der blaue Himmel darauf herab, recht wißbegierig, wann auf dieſer Stätte wieder ein Schläfer ruhen wird. Der Himmel weiß warum, er hält für dieſen Schläfer eine herrliche Krone bereit.

Die kalte Braut.

Das Feuer iſt ausgegangen.

Suſanna ſtand am Herde und ſchlug Feuer zur Mittagsſuppe ihres Vaters.

Juſt als der Buchenſchwamm Funken fing, öffnete ſich die Thür, und der ältere Sandbichlerſohn trat herein. Er grüßte freundlich; ſie dankte kaum vernehmbar und ſchürte in der Aſchengrube.

„Grad, wie ich da vorbeiſteigen will, geht mir die Pfeif' aus," ſagte der Burſche, „und ſo bitt' ich dich jetzt um ein Fünklein Feuer, Suſanna!"

„Da brennt's ja ſchon, nimm halt, kein Menſch verwehrt dir's," entgegnete das Mädchen, ohne aufzublicken.

Der Sandbichlerſohn nahm ein brennendes Spänchen, ſog die Flamme desſelben in ſeine kurze Pfeife, und als es brannte, drückte er den Deckel zu und ſagte: „Was iſt's, Suſanna, hat ſchon nachdenkt d'rüber?"

„Hab' nichts nachzudenken," verſetzte ſie kurz und holte Brennſcheiten von der Holzaſen, die ſich über dem kleinen Feuerherd befand.

„Sei geſcheit, Trudl, ſchau, Haus und Hof bringt dir ſo bald nicht wieder Einer."

„Einer nicht, aber zehn!" lachte das Mädchen; „lauft

ſich nicht der Hiesbauernſepp völlig die Füß' ab zu mir? Und der Tonihofer — wenn's d'rauf ankommt — hat auch ſo viel, wie du. Daß du nicht glaubſt, du allein biſt der Vornehme. — Mag euch all' drei nicht und ich mein', das hätt' ich dir ſchon oft genug geſagt!"

„Auch recht," verſetzte der Burſche ruhig und biß in ſein Pfeifenrohr, daß es krachte. „Iſt auch recht. Laſſ' dein' Vater grüßen und ihm ſagen, er ſollt' ſein Korn ein andermal ſelber mahlen, meine Füßl' wär' verfroren. — Schau, Susanna'" ſagte er dann bei mit weicher Stimme, „biſt ſonſt ein liebes und gutes Mädchen, biſt geſcheit und häuslich, und ich hab' dich ſeit der Schulbank her alleweil recht ſchaffen gern gehabt. Wie kannſt jetzt ſo fein gegen mich? Oder hab' ich dir was Leides thun? 's mag ja ſein. Hat's dich leicht verdroſſen, daß euch mein Vater jahraus jahrein den Erdäpfelgarten gelaſſen; biſt gar bös geworden, daß er euch immer vor allen Anderen das Korn gemahlen? Ich bitt' dir's ab!"

„Iſt ſchon recht," ſagte ſie, und blieb vor dem Burſchen ſtehen, „ihr habt uns viel Gutes thun, und das erkenn' ich auch und will euch dafür helfen im Heumahd und im Schnitt. Wenn ihr die Mutheiten von wegen was Anderem than hättet, ſo wäre das ein' Schand und Spott, und ich ſag' dir's noch einmal, ich mag dich nicht!"

„Nachher iſt's was Anderes. Schön' Dank für's Feuer!" Bitter ſprach's der Landbuchlerſohn und ging zur Thür hinaus.

Als die Mittagsſuppe fertig war, öffnete Suſanna eines der kleinen Fenſter, durch welche man auf die Wieſe

und in das Dorf hinabsehen konnte, streckte den blonden Lockenkopf hinaus und nach aufwärts gelehnt rief sie: „Vater, zum Essen ist's!"

Am Strohdache des Häuschens lehnte eine Leiter und nach dieser stieg ein bejahrter Mann in Hemdärmeln herab. Das war der Decker Karl, der sonst in der Gegend auf den Dachstühlen herumhantirte und das Strohdach schaffte. Heute besserte er den Deckmantel seiner eigenen Hütte aus, weil in Regentagen schon die Tropfen durchsickerten und diese — 's ist doch boshaft — gerade auf das Bett seines Töchterleins fielen.

Susanna trug nun die Mittagssuppe in die kleine Stube und setzte sie auf den weißgedeckten Tisch; dann brachte sie noch einen Topf mit Erdäpfeln und ging mit dem Vater zum Essen.

„Heut' Nachmittag kommst wieder allein an," sagte der Mann, indem er Brot in die Suppe schnitt; „ich muß zum Tonihofer hinüber, sie haben schon die Latten auf den neuen Dachstuhl genagelt. Und dann Susanna — wenn mich der Bauer wieder frägt derentwegen, — weißt schon — was soll ich ihm zur Antwort geben? Gelt, ich darf ja sagen?"

Nach diesen Worten hielt sich das Mädchen die blaue Schürze vor's Gesicht und weinte. „Jetzt will mich auch mein Vater noch martern!" schluchzte sie, „ich will und ich mag einmal nicht, und zwingen werdet ihr mich?"

„Nein, dasselb' nicht, mein Kind, zwingen nicht. Aber eine Gutthat hab' ich dir erweisen wollen, damit du mir keine Schuld gibst, wenn du dereinst das Glück nicht mehr

findeſt, das du jetzt in deinen übermüthigen Tagen mit Füßen trittſt. Andere an deiner Stell', wie froh wären ſie, wenn ſie das Glück hätten, wie du, ſie thäten gleich darnach greifen. Du ſiehſt, was wir haben; 's iſt leicht zu zählen: eine Hütte, eine Ziege, zwei Schafe, ein Joch Grund. Findeſt ſonſt noch was? Ich weiß nichts mehr. Deine rothen Wangen, deine goldenen Haare meinſt? — Geb' nichts dafür, färbt in paar Jahren Alles ab. „Dein Vater, das ſi läſt wohl, wird auch alt und mag nicht immer fort auf den Dächern herumkrabbeln und", fuhr der Mann fort, du meinſt es nicht, aber auf ſo einem ſteilen Strohdach oben iſt Ein's dem Grabe viel näher, als wenn man herunten feſt auf der Erde ſteht. Wirſt mir nachweinen, Suſanna, wenn ſie mich hinaustragen, ich weiß das, biſt ja doch ein gutes Kind. Sonſt aber — ſchau, 's wär Arznei für mich, wenn du halt den Tonihofer nehmen thäteſt; nachher hätt' ich ein ſorgloſes Alter, ſo aber wird es brotlos. Wenn du ihm den Schimpf anthuſt und ihn abweiſeſt, ſo läßt er unſere Zieg' ſicher nimmer weiden auf ſeinem Anger, und das Pferd leiht er uns auch nicht mehr zum Anbauen. — Wenn deine brave Mutter noch leben thät, Suſanna, ſie möcht' dir dasſelbe ſagen. — Ja hörſt, das Weinen hilft nichts. Wenn du einmal nicht magſt, 's iſt gut — wie du willſt; ich hungere auch dir zu Lieb', und jetzt weißt du's."

Scharfe Meſſer waren dieſe Worte für Suſanna's Herz, und als der Vater fort war, lehnte das Mädchen noch lange an der Thür und blickte ihm nach.

„In Gottesnamen!" ſagte ſie plötzlich zu ſich, als ſie

in die Stube zurücktrat, „ich will ihn nehmen, nehmen aus Liebe — aus Liebe zum Vater. 's wird nicht mein Ende sein. Und wenn auch — deswegen fällt kein Spatz vom Dach. — Sigmund! diesen Namen vergrab' ich jetzt in der tiefsten Waldschlucht und häufe Felsenberge darüber — der muß mir vergessen sein!"

Sie machte die Thür zu, schob den Holzriegel vor und ging an ihre Arbeit. Sie saß am Rocken und spann, sie spann an Fäden und Gedanken. Oft und oft wollte sich der Faden in sich zusammenschlingen; solches bedeutet — wer es wissen will — für die Spinnerin immer nahe Hochzeit. Die Fäden, die sich selbst so zusammenschlingen, weben sich zum Brauthemd.

Das Feuer ist angefacht

Es war am späten Nachmittag. Die zwei Eschen, welche vor dem Häuschen standen, warfen bereits lange Schatten über die Dorfwiese; und die Henne, welche Susanna's Eigenthum war, schlüpfte durch das Dachfenster in die Lauben und flatterte auf ihren Sitz.

Susanna spann.

Da klopfte es draußen an der Thür. Die Spinnerin ließ sogleich das Rädchen stehen und horchte. Es klopfte zum zweitenmal und dann rief es: „Susanna!"

„Jesus, der Sigmund!" hauchte das Mädchen und eilte, beinahe über den Rocken stolpernd, hinter den Ofen.

Bald darauf erschien ein hübscher Jünglingskopf am Fenster und dieser rief: „Bist denn nicht zu Hause, mein Herz?"

Ich zeige mich nicht und ich mache gleich den Anfang. Mit diesem Gedanken bückte sich das Mädchen in den Winkel.

„Bist doch da, du kleine Hexe, es rührt sich gar der Rocken noch, wart'! — Ei, komm' und öffne mir, du Goldkäfer, sonst werden die schönen Alpenrosen welk, die ich dir mitgebracht habe!"

„Es nutzt nichts, er hat mich wahrgenommen," lispelte Susanna und eilte zur Thür. Doch noch bevor sie öffnete, rief sie: „Mußt aber heute Ruh' geben und nicht einen einzigen Kuß darf es setzen — es darf nicht!"

„Muß sich ein geben, mach' jetzt nur auf, du kleine Grille, du!"

„So mach' ich nicht auf: geh' weiter, wirst sehen, heute setz' ich meinen Kopf auf!"

„Gut, so — so soll es heute keinen Kuß setzen!"

„Das Sagen ist zu wenig," sagte das Mädchen ernsthaft scherzend, „das mußt du mir bei der Hand versprechen!"

„Bei der Hand, mach' doch nur erst auf, lieb' goldenes Suschen!"

Und als sie aufgemacht hatte, siehe, da nahm er sie richtig bei der Hand und küßte sie auf die Wange.

Sigmund war ein schöner Junge. Er trug gekräuselte Haare, ein leichtes Schnurbärtchen und einen schmucken Jägeranzug. Er war der Sohn des herrschaftlichen Oberförsters, der seit Kurzem in der Gegend wohnte.

„Und wo hast du denn meine Alpenrosen?" frug Susanna.

„Ei richtig, von diesen muß ich dir sagen, daß sie recht schön blühen da oben auf dem Hochstein. Es wär' leicht doch

ſchade um ihr junges Leben — ich ließ ſie blühen. Ich bin auch nicht da wegen den Roſen, wohl aber wegen dem Koſen — daß du's nur gleich weißt, du lieb' goldenes Täubchen, du!"

„Mir liegt nichts an den Alpenroſen," entgegnete das Mädchen, „und ich kann mir ſie auch ſelber holen. Weil du ſie mir aber einmal verſprochen haſt, Sigmund, ſo hätteſt ſie mir auch geben mögen. Und daß du allweg ſolche Worte ſagſt, die nachher nicht wahr ſind, das macht mich traurig — Ich hätt' dich heut' bitten mögen, daß du recht aufrichtig mit mir ſprieſt, ſo wie ich es mit dir bin. Schau, der Sandbichlerſohn übernimmt jetzt von ſeinem Vater Haus und Hof und da — daß ich dir's nur ſag', will er mich zur Hauswirthin haben. — Meinetwegen, Sigmund, hab' ich ihn abgewieſen. Der reiche Teufhofer thät' mich auch nehmen, und ich wollt', meines alten Vaters wegen, gar ja ſagen — aber jetzt, weil — weil — Sigmund, du biſt mein Todfeindlich, aber das Beſte wär' geweſen, du wäreſt nimmer gekommen zu meiner Hütte. — Ich weiß nicht, wie ich d'ran bin und ich bitt' dich heut' bei deiner Ehr' und Seligkeit, Sigmund, ſag' mir's treuherzig heraus, ob du mich doch nehmen willſt zu deinem Weſpons, oder ob du mich zuletzt gar ſitzen laſſeſt auf der Altjungferenbank. Wohl Reichere und Schönere gibt's für dich, wie die Strohdeckertochter, aber lieber — dasſelb' ſag' ich dir bei meiner armen Seel' — lieber hat dich Keine. Schau mich jetzt an und ſag' mir, wie du's haſt in deinem Sinn. Und leg' dabei die Hand auf's Herz: es könnt' leicht zerſpringen, wenn du mich, das hilflos Mägdlein, bethören wollteſt!"

Der junge Mann drehte an seiner silbernen Uhrkette und sagte nichts.

„Du bist jetzt still, Sigmund? Das, wornach ich dich hab' gefragt, mußt du ja den Augenblick wissen; und weißt du's nicht, so sag' gleich: Nein, so sag' gleich nein, vor Gott und der armen Susanna!"

Aber der Förster sagte nicht nein, sondern ein anderes Wort und Susanna sank ihm an die Brust.

Glühen, Auflodern und Verlöschen.

Da verging ein Tag, und Susanna war sehr betrübt, und es verging ein zweiter Tag, und Susanna war noch immer betrübt.

Am dritten sagte sie zu ihrem Vater: „Müsset nicht böse sein, aber ich kann mir nicht helfen — ich nehme den Jägerbuben."

Darauf nahm der alte Decker Karl sein Pfeifchen aus dem Mund — that es aber wieder hinein und rauchte weiter.

„Ich könnt' ihn nicht vergessen, so lang' ich leb', und wenn ich einen Anderen heirathe, so ist es zum Verderben. Daß ihr mich nicht zwingt, Vater, das dank' ich euch, wie dem Herrgott seinen Sonnenschein. Und so halt' ich mich an den Sigmund. Dort auf der Leiste liegt das Buch, d'rin steht's: Du sollst Vater und Mutter verlassen und deinem Manne anhängen. Das Letzt' soll sein, das Erst' aber nicht — euch verlassen, Vater! dasselb' kann der Herrgott nicht

geschrieben haben in das Buch. Und jetzt saget mir ein heiliges Wort, Vater, daß ich weiß, ich hab' euren Segen!"

Da entgegnete der alte Mann:

„Das Beste wär', ich wüßte von Allem nichts und schwieg' zu Allem. Wenn ich jetzt sag': Nimm ihn nicht! so nimmst du ihn doch, und wenn ich sag': Nimm ihn, so springt mir mein Herz mitten auseinander. Du weißt es ja, der Bub ist nichts und hat nichts, und ob er seiner Tage was werth wird, das weiß Gott. Er kommt aus der Fremde herein, man kennt ihn kaum, man nimmt ihn nicht einmal auf in die Gemeinde. Susanna, mein einziges Kind, wenn du diesen Menschen zu meinem Schwiegersohn machest, so thust du mir ein Leid an, so groß, wie mir gequältem Mann noch keines geschehen ist auf dieser Erden!"

So sprach er. Und es verging wieder ein Tag, und wieder einer, und Susanna war bleich und weinte.

Da sagte endlich der alte Mann zu ihr: „So in des lieben Gottes Namen! thu' jetzt was du willst — mir ist's recht."

Nach diesen Worten ging er aus dem Häuschen und in den Wald, und erst am späten Abend kam er wieder heim.

Und Susanna wurde auf der Kanzel aufgeboten als Braut des Försterssohnes Sigmund.

Das war jetzt wohl ein tolles Gerede im Dorf, und ein Flüstern und Kichern. — Da wächst wieder ein sauberes Bettelpaar. — Nein, sie will halt eine Frau Försterin sein; aber den Magen mag sie gleich auf den ersten grünen Baum hängen, daß er fein zusammendorrt. — Nein, da steht sich wieder einmal Eine vor's Licht; den fetten Hasen läßt sie

am Feuer verbrennen und dem mageren läuft ſie nach. Der Jagerbub' mag ſich alle zehn Finger abſchlecken, wenn ihm Einer fünf Groſchen ſchenkt.

Und wie ein Dorftratſch ſchon geht.

„Wir hat — recht geſagt — dieſes Weibsmenſch aus dem Teckerhäuſel gar nie gefallen," ſagte jetzt der Tonhofer.

„Ein wahrhaftiges Glück, daß ſie fortkommt," meinten mehrere Weiber, „ſie hätt' doch all unſeren ehrſamen Ehemännern den Kopf verrückt; im Alter wird dieſe Suſann' ſicher eine Wetterhexe!"

„Und dieſer Sigmund hat gar noch die Windeln unter dem Höslein."

„Und ſeine Anſtellung iſt g'rad von heut' auf morgen; aber — 's iſt eine eigene Sach' — ſolche Leut' tragen den Bettelſtab ſo wohlgemuth, wie die Kline!"

Auch die Mädchen ſagten beinahe dasſelbe — aber ſie dachten anders. Sie beneideten die Häuslerin um den hübſchen, flinken, lebensglühenden Bräutigam. Suſanna wußte das wohl und war ſtolz.

Sigmund hatte ihr ein grünſeidenes Kleid gekauft und dazu ein roſenrothes Halstuch; und wenn ſie nun damit durch die Dorfgaſſe ging, ſo war es immer, als ob ſie ſagen wollte: Man muß nicht immer gerade eine reiche Bauerstochter ſein, um ein ſeidenes Kleid zu tragen!

Voll Freuden wareſt du da, Suſanna, und du ſagteſt das auch deinem ſüßen Bräutigam, denn die Freude im Herzen iſt wie ein gefangenes Vöglein zur Maienzeit, es flattert und ſingt laut hinaus in das ſonnige Freie.

Der Bräutigam lächelte wohl, aber er ſagte nicht mehr

ſo glühende Liebesworte, er blickte ihr auch nicht mehr ſo innig in die Augen und er küßte ſie nicht mehr ſo oft auf die Wange und auf den Mund. — Die Zeit dazu kommt ja erſt; — und jetzt, während des Brautſtandes ſchickt es ſich auch nicht, dachte das Mädchen.

Sigmunds Vater, der Förſter, war ein alter Mann mit einem ſehr rothen Geſicht. Er ging nicht mehr in den Wald und ließ die Bäume — Bäume, und die Wildſchützen — Wildſchützen ſein. Am liebſten ſaß er in ſeinem Stüblein und trank Branntwein. Als ihn Sigmund um ſeine Einwilligung zur Heirath bat, ſtarrte er ſchläfrig auf ſein Fläſchchen und brummte: „Mach' du, was du willſt.“ Bald darauf duſelte er ein.

Ein Förſtergehilfe war da, der ſchielte und trug einen lichtblonden Spitzbart.

Der nahm Sigmund oft mit in den Wald, und einmal reiſten ſie zuſammen über die Grenze und kehrten erſt nach drei Tagen wieder heim. Der Förſtergehilfe hatte zum Jüngling auch oft über die Tochter des Strohdeckers geſprochen und mit Blinzeln gemeint, das gäbe einen Meiſterſchuß.

Heute aber, da Sigmund als Bräutigam in die Stube trat, zog ihn der Gehilfe in einen Winkel und flüſterte ihm in's Ohr: „Haltet zu Güte, ihr ſeid ein Eſel!“

„Warum, Baſtian?“

„Warum? Nu, werdet ſchon ſelbſt noch d'rauf kommen.“

Sie ſprachen eine Weile miteinander von verdächtigen Dingen, endlich ſprang Sigmund auf und ſagte: „Nein, Baſtian, nein, das wäre ſchlecht; ſo etwas thut nur ein Lumpenkerl!“

Dann ging er von dannen.

Es kam der Hochzeitstag. Susanna sah in einem neuen, weißen Hauskleide aus wie eine Fee, und dann im Hochzeitsschmucke wie eine Prinzessin. Wahrhaftig, sie war schön. Sie trug heute das grünseidene Kleid und ein Rosmarinkränzlein auf ihrem goldfarbigen Haar.

Sigmund war auch schön in seiner schmucken Jägertracht und Alles an ihm war von feinem Stoff und Schnitt; es war keine Arbeit des Dorfschneiders, es kam von der Stadt.

Die bösen Zungen verstummten ein wenig, der Förstersohn mußte denn doch reich sein.

Der Bräutigam war sehr ernst, aber Susanne mußte ihre Freude kaum niederzukämpfen; sie hätte ihn küssen mögen vor der ganzen Gemeinde, und sie hätte die ganze Gemeinde küssen mögen aus lauter Herzensglück.

Eine Bettlerin in zerlumpter Bekleidung kauerte an der Kirchenthür, als der Brautzug mit klingendem Spiele herankam. Susanna eilte auf sie zu und rief: „Armes Weib, komm' morgen zu mir, ich geb' dir meinen ganzen Werktagsanzug!"

Die Leute sagten: „Du gütiger Gott, jetzt steht die Hexenhani an der Kirchthür; das wird nichts Gutes bedeuten."

Als die Brautleute hierauf am Altare knieten und der Priester vor ihnen stand, da war es so still in der Kirche, daß man die Thurmuhr gehen hören konnte. Das war wie das eherne Hinschreiten der Zeit über dem Gotteshause und den Menschenherzen . . . .

Dann erhob der Priester seine Stimme, sprach die

üblichen Worte der Trauung und frug den Bräutigam: „Hochzeiter, ich frage dich bei Gott, willst du sie nehmen zum ehelichen Gespons, und Tisch und Bett mit ihr theilen in Ehren, so sprich: Ja!"

Da neigte Sigmund sein Haupt und sagte leise: „Ja."

„Und ich frage dich," fuhr der Priester fort, „willst du sie lieben als dein Höchstes nach Gott, so daß ihr Eins seid in einem Willen und in einem Sinne, so sprich: Ja!"

Der Jüngling starrte auf den Altarstein und hauchte kaum vernehmbar: „Ja!"

Susanna, das Herz hätte dir zerspringen mögen zu dieser glückseligen Stunde. Eine Minute noch, und er ist dein für's ganze Leben.

„Und ich frage dich, Bräutigam," sprach der Priester zum drittenmal, „willst du kein Weib erkennen außer ihr, und willst du bei ihr sein in Freud' und Trübsal und ihr getreu bleiben bis zum Tode, so sprich: Ja!"

Da sprang Sigmund auf, und laut, daß es im hohen Kirchenschiffe widerhallte, rief er: „Nein! Nein!" Und er eilte durch die Sakristeithür in das Freie.

Da wurde der Priester bleich, fast wie die Wand, da ging es durch die Kirche, wie ein Brausen des Sturmes.

Und Susanna?

Aufschreiend war sie auf und ihm nachgestürzt, aber an der Thür brach sie zusammen.

Der alte Fischer Karl hatte seine bleiche Tochter aufgehoben, sie in den Armen gehalten und mit bebender Stimme gerufen: „Jesus, das ist mein Letztes!"

Wochenlang war sie gelegen in ihrem Häuschen, und

die alte Bettlerin, die an der Kirchenthür gestanden, war gekommen und hatte sie gepflegt — weil sonst im Dorfe Niemand nahen wollte zum Beistand.

Der alte Strohdecker war gestanden und gesessen an ihrem Bette und hatte gewacht, bis kein Brod und kein Stäubchen Mehl mehr im Hause war. — Dann ging er fort und stieg auf die Dächer reicher Häuser und arbeitete.

Als Susanna in ihrer schweren Krankheit endlich einmal ein wenig zu sich gekommen war, frug sie die Bettlerin: „Ja wie, ist es doch wahr? ist denn Alles so gewesen und bin ich wirklich eine kalte Braut?"

„Ei ja wohl," sagte das Weib, „du bist eine kalte Braut, und sie lachen und spotten deiner und werden dich meiden, weil dich der Bräutigam verlassen hat am Altare und weil sie dich deswegen für segenlos halten all' deiner Tage. Es kommt jetzt eine trübe Zeit über dich, du armes Mädchen; du weißt es ja, eine vom Bräutigam verlassene, kalte Braut erleset sich Niemand mehr zur Hausfrau, die muß Braut bleiben, bis sie der Rippenhaus zur Kirche führt. — Aber, Susanna, du wirst nicht segenlos sein, der lieb' Herrgott wird bei dir sein und ich werde auch bei dir sein. Siehe, auch mich verspotten und meiden die Leute, und nennen mich eine Hexe, weil einmal — und das am nämlichen Abend, als der reiche Salgerer mir die Nachtherberge versagte, ein Gewitter losbrach, und dem Bauer die Feldfrüchte verwüstete. Ich bin verwaist auf Erden und muß nun betteln, weil mir die abergläubischen Leut' keine Arbeit geben. Du, Susanna, hast mich liebreich angesehen in deinem Glücke, und mit dir will ich nun leben und arbeiten; du mußt mir das Eine

lehren und ich lehre dir das Andere. Und nachher will ich dir noch was ſagen. Du wirſt es nicht meinen, Kind, daß das ein Glück für dich war, wie dein Bräutigam iſt vom Altare geflohen. Weißt du es ſchon, daß der Förſter fort iſt aus der Gegend, und daß ſein Sohn auch nicht mehr da iſt. Ich ſchleudere auf keinen Menſchen einen Stein, aber drei Gerichtsdiener ſind gekommen, und die haben ihm und dem Förſtergehilfen eiſerne Ketten an die Hand geſchnallt — dann ſind ſie alle fortgezogen."

„O Gott!" rief Suſanna aus, „eiſerne Ketten, weil er mich zur kalten Braut gemacht hat?"

„Nein, mein Kind, deswegen führt man Keinen vor den Richterſtuhl."

Das Mädchen barg ſein bleiches Geſicht in das Leinen des Bettes. — Er mußte vor den Richterſtuhl, mußte in Schmach und Elend vielleicht. Ließ er dich deshalb zurück?

Wieder vergingen Tage.

Der Teufel kam jeden Abend heim, wenn er in der Nachbarſchaft arbeitete, und Suſanna wandelte auch wieder im Häuschen herum. Es ſchien Alles in's Geleiſe zu kommen, nur loſch dem älteren Sandbichlersſohn nicht mehr die Pfeife aus, wenn er am Häuschen vorüber ging.

Es ſollte aber doch anders werden.

Suſanna brütete an einem Plan. Verbannt, verhöhnt, wie ſie jetzt im Dorfe war, ſie ſelbſt nicht ganz ohne Vorurtheil gegen die alte Bettlerin, die ſich ihr anſchloß und die man die Hexenhani nannte — hatte ſie vor, die Gegend zu

verlassen, weit draußen im Lande Arbeit zu suchen und den Erwerb ihrem Vater zuzuschicken.

Und es war im Herbste. Ein nebliger Nachmittag — eine stille, düstere, frostige Zeit.

Der alte Decker war auf Arbeit aus, und die alte Hanl war hinauf in den Wald gegangen um Brennholz zu sammeln. Susanna zog ihr Sonntagskleid an, jenes seidene vom Brauttag aber band sie in ein Tuch, und den Bündel nahm sie unter den Arm.

Sie war lange gekniet auf dem Schämel vor dem Hausaltare, hatte dann am Herd und am Bette des Vaters geweint, und noch einmal den Kopfpolster und die Decke zu rechtgezogen. Endlich raffte sie sich auf, um die liebe Stätte zu verlassen — wohl gar für immer. — Aber wie sie hinaus will, tritt von ihrer kleinen Kammerthüre, da hört sie Schritte vor der Thür, da kommen Männer und bringen eine Tragbahre.

Erkaltet und erstarrt.

„Wir haben das Unglück gehabt," sagten die Männer, „zu bringen wir den Vater. Ganz todt ist er noch nicht."

Und als sich das Mädchen auf die Bahre warf, sah es über der Stirne des Greises ein blaues Tuch liegen, das nur halb eine Schramme bedeckte, und als das Mädchen rief: „Vater, was ist das?" da schlug dieser die Augen auf und lispelte leise: „Meine Susanna, heut' hat's mich nicht getroffen!"

Beim Steinighofer stand es auf dem hohen Dachfirste

und schob die Strohschaube zwischen die Latten, band sie mit Holzbändern fest und schlug sie mit dem Deckbrettlein glatt. Da glitt er plötzlich aus auf dem feuchten Balken, rutschte über die Vorsprungbretter und stürzte auf den Boden.

So erzählten die Männer, legten dann den Verunglückten in's Bett und gingen davon.

Der arme Strohdecker, nun lag er da und blickt lächelnd auf sein Töchterlein. — Und da, Susanna, hast ihn verlassen wollen, und es wäre allem gewesen in der höchsten Noth! —

„Wenn es jetzt aus ist mit mir," sagte der Mann mit tonloser Stimme, „so weißt du es. Das Häuslein gehört dein, baue und baue, und schau, daß du nach und nach wieder freudig werden kannst, wie du's seiner Tage gewesen bist. Und denke fein, daß du nicht schlechter bist wie Andere. Ich geb' dir keine Schuld. Es hat Alles so sein müssen, und so wird Alles gut werden, für mich und für dich. — Wenn du nur zuweilen an deinen Vater denkst, Susanna, — und dann und wann ein Vaterunser für ihn betest." —

— — — — — — — — — — — —

Der alte Mann hat kein Haus mehr eingedeckt. Einige Tage lag er in herben Schmerzen unter seinem Dach, dann, als die Schmerzen vorüber waren, trugen sie ihn hinaus auf den Kirchhof.

Susanna gab dem Dorfzimmermann eines ihrer zwei Schafe, auf daß er ihr ein Kreuz zimmere für den Grabhügel des Vaters. Und auf den Querbalken des Kreuzes ließ sie folgende Worte setzen:

„Wahr iſt das Vaterherz,
Falſch iſt der Liebe Scherz;
Kurz iſt die Treue,
Ewig die Reue!“

Wenn Suſanna damals anſtatt des Kreuzes an der Kirchhofmauer einen Apfelbaum gepflanzt hätte, ſo könnten jetzt ihre rothbackigen Enkel rothwangige Aepflein beißen, während ſie — die Großmutter — die theure Ruheſtätte mit friſchen Blumen bekränzt.

Wie aber das mit den rothbackigen Enkelein noch gekommen iſt, das will ich nun ſtill und ruheſam und zuletzt freudig, wie im heiteren Frühlingsſonnenſchein erzählen.

Aſche auf eigenem Herd.

Man hätt's ja auch nicht gemeint, daß in dem Häuschen auf der Anhöhe Kummer und Trübſal daheim; die Eſchen auf ſeinem Plane grünten ja ſo friſch, und die Fenſterſcheiben funkelten ſo lebendig in rothgoldiger Gluth.

Das Häuschen war klein; aber als man den Vater hinausgetragen hatte, und als die Liebe fortgezogen war, da blieb ein weiter öder Raum zurück.

Suſanna ſtellte wohl Blumen an's Fenſter, daß ein bunter Strahl in ihr mattes Auge fiel; ſie hing der Ziege eine Schelle um den Hals, daß die Hütte belebt werde von einem klingenden Tone; ſie ſang die Lieder ihrer Kindheit wieder, ſie flocht zuweilen einen Kranz aus Lärchenreifern für den Hausaltar. Und ſie richtete der alten Hani neben ihrem

Bette ein Lager auf, damit in den langen trüben Winternächten, die nun doch wieder kamen, ein menschlich Wesen bei ihr sei. Und trotz der Herbststürme draußen blühten die Blumen zwischen den Gräsern und schellte und meckerte die Ziege und machte lustige Sprünge um ihre kleine Krippe, und die Alte plauderte stundenlang an Sagen und Märchen — allein der Raum im Hause und im Herzen der Susanna wollte leer und öde verbleiben.

Einmal kam ihr wieder der Gedanke fortzuziehen; aber als sie am Grabe ihres Vaters Abschied nehmen wollte, da wurde ihr das Herz so schwer, daß sie zu schwach war, es fortzutragen hinaus in die weite Welt.

Siehe, da kehrte in die stille Wohnung der Strohdeckertochter eine hohe, edle Frau ein; und wo diese Frau einkehrt, da gibt es keinen leeren, öden Raum mehr. Einfach, im Hauskleide naht sie; sie lächelt nicht, ihr Blick ist ernst, und jede Hand, die sie freundschaftlich drückt, schwillt auf, und wem sie die Stirne küßt, der stützt sein Haupt auf die Hand und wird ernst wie sie. Darum fliehen sie auch so viele Menschen, aber das möge man nicht; denn wo sie ihre Hand hingelegt hat, da wird der Stein zu Brot, und wo sie gestanden ist, da wächst ein goldener Baum empor, und in den Zweigen des Baumes ist ein freudenreiches Leben.

Arbeit heißt sie. — O sei mir gegrüßt, du hohe, edle Frau!

Die alte Hani ging über die schneeigen Berge und brachte Flachs und Wolle heim. Susanna spann und als die Strähne fertig waren, da trug sie die Alte wieder über die schneeigen Berge und brachte dafür Mehl und Butter zurück

Als der Frühling kam, und der kleine Garten neben dem Häuschen zu grünen begann, da ging Susanna wohl mit schwerem Herzen zum Tonihofer und bat ihn, daß er ihr mit zwei Rindern den Garten umackere; das sei in einem halben Tag abgethan, meinte sie, und sie helfe dafür im Heumahd und im Schnitt. Aber der Tonihofer hielt die Hände hinter den Rücken und sagte: „Hab' nicht Zeit!" Dann schlug er ihr die Thür vor der Nase zu. Susanna ging hierauf zum Hiesbauer und zum Sandbichler, aber diese hatten auch nicht Zeit; sie hätten selbst eine Wirthschaft, sagten sie — Selbst eine Wirthschaft, so, das hatte die Hänslerin längst schon gewußt.

Traurig kam sie heim und frug die alte Hanni: „Kannst du graben?"

„Gelernt hab ich's nicht," antwortete diese, „aber wenn dich hungert, so kann das jeder Mensch."

Darauf nahmen sie Beide die Spaten und gruben tagelang an den Erdschollen, die ein Pfing in drei Stunden umgekehrt hätte.

Als das endlich geschehen war, thaten sie Erdäpfelsplatten und Kohlpflanzen in das Erdreich und überließen das Uebrige dem lieben Gott.

Am Rande des Gartens wuchs Gesträuch und Gras zur Weide; dorthin führte die Alte täglich zweimal das Schaf und die Ziege.

Als der Hochsommer kam, ging Susanna einmal in den Wald gegen das Försterhaus hinauf. Als sie der neue Förster sah, frug er barsch, was sie wolle.

„Nichts für ungut, daß ich frage," entgegnete das

Mädchen, „aber ich möchte wohl wissen, ob ihr es mir erlauben könnt, daß ich im Herrschaftswald Klaubholz sammle."

„Das kann ich nicht erlauben."

„Aber ich wollte auch dafür was arbeiten."

„Wenn du drüben im Holzschlage Bäumchen setzen helfen willst, so ist es recht. Wirst dafür bezahlt, nachher kannst das Holz dir kaufen."

So sagte der Förster, und Susanna ging nun wochenlang in den Holzschlag und setzte Bäumchen in die Erde. Sie war die fleißigste unter den Arbeitern. Als die Arbeit fertig war, gab ihr der Förster neun Stück Thaler und sagte: „Weil du so brav zu hantieren weißt, Mädel, so magst du dir im Walde Klaubholz und Winterstreu für das Kleinvieh sammeln; auch Laub und Gesträuche magst du holen für die Ziege. Und im nächsten Jahr komme wieder; für die Fleißigen haben wir Arbeit allezeit."

So kam Susanna in ihr Häuschen zurück und war froh. Von einem Theil des Geldes kaufte sie eine zweite Ziege, den andern Theil barg sie gut in ihrem Kasten.

Jetzt hatte sie gar einen Sparpfennig — wie reich kam sie sich vor!

Dann sammelte sie Holz und Streu für den Winter, grub Haidekraut und schnitt am Waldessaum Bocksbart und Farrenkräuter als Futter. Als dieses hierauf an der Sonne getrocknet war, trug sie es auf den Stallboden und war nun wohl versorgt für Haus und Hof.

Als der Herbst kam, heimste sie die Gartenfrüchte ein, und die alte Hani stand ihr in Allem getreulich bei.

So bereiteten sie sich für Winter und Sommer, und so lebten sie fort — jahrelang. Da hieß es wohl:

Die Zeit vergeht,
Das Leid verweht,
Und aus der Scholle
Ein Blümlein ersteht.

Mit den Menschen im Dorfe verkehrte sie nicht, außer am Sonntage, wo sie in die Kirche oder auf den Friedhof ging, und selbst da suchte sie die einsamsten Steige und Stätten auf, damit sie keines Frommen Schritt entweihe. Sie fürchtete die Blicke und Reden der Menschen, weil diese nur Hohn und Spott hatten für das arme verlassene Herz.

Die kalte Braut wurde sie geheißen von Allen, die einst sie verfolgt mit Liebesworten und glühenden Blicken. Die kalte Braut! Das war ein unheimliches Wort.

Wenn sie's denn war, so wollte sie es auch sein: für Niemanden hatte sie einen warmen Blick, ein warmes Wort; es war, als ob ihr Herz unlöslich zur Eisscholle erstarrt wäre bei jenem schrecklichen Nein am Altare.

Sie wußten es nicht, wie es in stillen, einsamen Stunden thaute in dieser Brust . . . . .

Aber einmal an einem Samstag-Abend im August trat der Sohn des Dorfschmiedes zu Susanna in die Stube und sagte ihr, daß er sich über das alberne Vorurtheil der Leute hinaussetze und sie heirathen werde.

Da sah ihn das Mädchen erstaunt an und entgegnete: „Wie wirst du mich denn heirathen, wenn ich nicht will? Glaubt ihr vielleicht gar, ihr erweiset mir eine Gnade, wenn ihr mir solche Worte sagt? Daß du mich, die kalte Braut-

nähmeſt, wär' wohl freilich keine Schand', aber daß du dein Mädchen und dein Kind, die da unten auf dich warten, verlaſſen möchteſt, das wär' eine Schand' und Schmach, wegen der man dir in's Geſicht ſpucken ſollt'!"

Der Bursche ging und von dieſer Zeit ſprach er die Häuslerin nicht mehr an.

So verging Jahr und Tag. Suſanna war lange nicht mehr ſo blühend als einſt, da ſie mit Sigmund in die Kirche zog. Sie lebte ſtill auf ihrer kleinen Wirthſchaft und hauſte und baute, wie ihr Vater geſagt hatte. Die alte Hani war ihre einzige Freundin.

Da kam einmal im Frühjahre der Sandbichler, der lange ſchon verheirathet war, und bot Suſanna ſein Pferd zur Umackerung ihres Gartens an.

„Ich danke dir ſchön, Sandbichler," ſagte die Häuslerin, „wir, ich und meine Hani da, ſind das Graben mit dem Spaten ſo gewohnt worden, daß wir jetzt derweil kein Zugthier brauchen. Wenn wir aber einmal älter werden und nicht mehr graben können, ſo wirſt ſchon ſo gut ſein und mit deinem Roß herauffahren."

Der Bauer ſagte es lächelnd zu; aber im Geheimen ärgerte ihn dieſer Stolz.

Anglimmen und luſtiges Herdfeuer.

Einige Wochen nach dieſem kleinen Zwiſchenfall klopfte es mitten in einer ſtürmiſchen Regennacht an's Fenſter des Häuschens und eine heiſere Stimme rief: „Ich bitt' euch,

machet auf und behaltet mich über diese Nacht unter eurem Dache!"

Susanna öffnete die Thür, wie sie vor Jahren auf ein Rufen einmal diese Thür geöffnet hatte. Ein fremder, hochgewachsener Mann trat ein: sie machte Licht und sah ihren Gast an.

Der trug eine weite, braune Obenkleidung, einen breiten, grauen Filzhut und einen langen, dunklen Vollbart, welcher den größten Theil seines rauhen, gebräunten Gesichtes bedeckte.

„Wenn ihr noch kein Nachtmahl gehabt habt, so koch' ich euch eine Suppe," sagte Susanna zu dem Fremden.

„Ich bitt' euch darum," versetzte dieser kurz und setzte sich auf eine Bank nieder.

Als Susanna in der Küche war, weckte sie die alte Nani auf und erzählte ihr, daß Armand gekommen sei. Es würde doch kein schlechter Mensch sein, meinte sie, und der Nani möge ein wenig durch die Finger gucken, daß sie ihm koche.

Das that die Alte auch, und als sie den Kopf zurückwendete, sagte sie: „Hab' in meinem Leben noch keinen solchen Menschen gesehen, am End' ist's gar der ewige Jud', Susanne, thu' Vorsicht in seine Suppe!"

Als das kleine Nachtmahl vor dem Fremden auf dem Tische stand, sagte dieser: „Wie geht's euch, Hänslerin, lebt euer Vater nicht mehr?"

„Nein", ihr habt gar meinen Vater gekannt?"

„Freilich wohl. Bin schon einmal in dieser Gegend gewesen. Das war damals, als sich das mit euch und dem

Försterssohne zugetragen hat; werdet euch wohl noch erinnern. Zur selben Zeit hab' ich euren Vater gesehen."

Der Häuslerin stieg das Blut zu Kopf. — Jetzt weiß [illegible]'s auch. [illegible] ist's doch der einzige 'Bub'!" — Sie sprach kein Wort, während der Fremde aß. Später erst antwortete sie auf seine Frage: „O Gott, mein Vater, der lebt schon lang' nicht mehr. Und [illegible] wird schon wahr sein, daß ihr da waret, aber gesehen hab' ich euch noch meiner Tag' nicht. Wo seid ihr denn nachher gewesen seit der Zeit?"

„In Amerika," entgegnete der Fremde.

[illegible] schwere Regentropfen an den Fenstern.

„Wollt ihr — —" Der Mann hielt inne mit dem, was [illegible] sagen wollte, erst als er die Holzschüssel von sich geschoben und den Löffel abgewischt hatte, sprach er halblaut: „Wißt ihr vielleicht vom Zigeunerl etwas?"

„[illegible]" [illegible] hat, aber dann [illegible] durch das Fenster in den Sturm hinaus und sagte nur für sich: „[illegible], es gießt den Himmel herab. — Nein, es ist nicht recht, daß ihr mir von jenem Försterburschen erzählt. Mag nichts von ihm wissen."

„Dann kann ich grad so [illegible] Fremde wieder fort [illegible] zu [illegible], daß — —"

„[illegible] und [illegible] kommt er nimmer?"

„[illegible] — in Amerika."

[illegible] rauschten die Tropfen am Fenster.

„Ich habe mehrere Jahre [illegible] an der Uebernahme einer Landstrecke gearbeitet," sagte der Fremde, „ich [illegible], ich kann wohl sagen, vom einzigen Freund,

und mir hat er Vieles erzählt, was ich euch wieder erzählen soll. — Aber — wenn ihr nichts mehr hören woll't —"

„Ja — weil ihr doch schon einmal so weit hergekommen seid, ich verwehr' euch das Reden nicht."

„Ihr würdet ihn jetzt schier nicht mehr erkennen. Gram und Entbehrung hat den Richtungen alt und rauh gemacht."

„Mein Gott, weswegen läuft er auch so fort. Ich wünsch' ihm nichts Böses, bei meiner Seel' nicht. Ich denk' euch nicht mehr an die Pein, die er mir hat angethan, und ich trage mein Leben, wie es jetzt ist, wenn auch schwer wie einen Stein auf dem Herzen. Daß er mich armes Mädchen so am Altare verlassen hat, das wird ihm der Herrgott wohl im Gericht nachtragen — aber meinetwegen nicht; von mir aus soll Alles vergeben und vergessen sein."

„Ihr wißt nicht, Häuslerin, warum es so gekommen ist; — ich weiß es. — Wenn ihr die Jahre hindurch nichts von ihm gehört habt, so — — er hat euch wohl geschrieben, er hat euch gebeten, daß ihr zu ihm hinüberfahren möchtet über das Wasser."

„Zu? zu ihm hinüberfahren hätt' ich sollen? thät' mich schön bedanken."

„Aber den Brief hat er nicht abgeschickt — zerrissen hat er ihn, eh' noch die letzte Zeil' trocken gewesen ist. — Hat darauf wieder eine Weil' vergehen lassen, hat gearbeitet, hat gebaut und hat — weil's ihm keine Ruh' gelassen — mich zu euch herübergeschickt. Leicht wollet ihr mir's nicht glauben, aber meine Botschaft ist, daß er euch verlassen hat aus Neid und Zorn', und —"

„Geht's weiter!“ unterbrach sie ihn unwillig. „'s ist jetzt Schlafenszeit.“

„Ein wenig leichtsinnig war der Junge, das ist wohl wahr,“ fuhr der Mann fort, „aber geliebt hat er euch von Herzen, das sag' ich — das muß ich euch sagen bei Gott im Himmel. Sein Unglück war der Förstergehilfe, mit dem er damals die Wälder durchzog. Der hat ihn verleitet von einem Abweg auf den andern und hat es so weit gebracht, daß Sigmund ein Wildschütz geworden ist. Und der Wildschütz hat nun das seinem Herrn gestohlene Gut über die Grenze geschmuggelt, ist also auch noch ein Schwärzer geworden. Euch hat er aus dem Erlös von dem unrechten Gut den Brautstaat angeschafft. — Jetzt geht's weiter. Der Försterhilfe hat den Jungen noch zu ganz Anderm verleiten wollen, es ist aber das schon zu viel gewesen. Gerade in den letzten Tagen vor der Hochzeit kommt die Kunde, daß die Wilderei und die Schwärzerei entdeckt sei. Könnt ihr euch die Lage des armen Burschen denken? In seinen Freudenwochen muß er täglich die Gerichtsdiener erwarten; vielleicht schleppen sie ihn schon vom Altare weg, und er hat für seine Erwählte kein anderes Brautgeschenk als Brandmarkung und ewige Schande. Euch vertrauen hat er es wollen, noch am letzten Tage; aber es hat die Worte nicht aussprechen mögen. Und wenn ihr vermeint, das Verbot gefühlt zu haben zur Stunde, als euch der Bräutigam verlassen, so werdet ihr doch nimmer begreifen, was er selbst gelitten hat, als Liebe und Ehrgefühl in seinem Herzen kämpften. Gott sei Dank — noch in der letzten Stunde hat er sich für das Rechte entschieden. Wohl, es war das Rechte, und so ist's euch gut geworden. — Einige

Tage nach jener schrecklichen Stunde stellten sie ihn vor's Gericht, und nach mehreren Wochen der Sühne entschloß sich der Arme, nicht mehr in jene Gegend, in der er gebrandmarkt war, zurückzukehren, sondern in die neue Welt zu gehen und dort ein neues Leben zu beginnen. Bald folgte ihm die Kunde nach, daß sein Vater am Schlagflusse gestorben, der Förstergehilfe, sein ehemaliger Gefährte, aber mit einer Diebsbande neuerdings eingezogen worden sei. — Noch hegte Sigmund eine kühne Hoffnung, die — so unberechtigt sie auch war — nicht zu Schanden geworden sein möge. O hätte Sigmund ahnen können, welche Folgen seine Flucht am Altare für euch gehabt, er wäre längst, wenn auch als Bettler, zu euch gekommen und hätte euch auf blutigen Knieen vor der ganzen Welt um Verzeihung angefleht. So ist es freilich mehr besser, die Schuld ist gesühnt und die Treue bewahrt, frei und reich kehre ich zu dir zurück, Susanna — o verzeihe!"

„Heiland, der Sigmund!" schrie Susanna auf, und als die alte Hani auf den Schrei herbeikam, da sah sie's — lachend und weinend zugleich lag das Weib in den Armen des Fremden. —

Wie es weiter gekommen ist?

Sigmund schnitt seinen Bart und seine Haare, kleidete sich in die Tracht des Landvolkes und führte des Strohdeckers Töchterlein das zweitemal zum Altare.

Dort rief er laut und hell drei feurige Ja. Und als die Braut an die Reihe kam, Ja zu sagen, flüsterte er ihr flehend in's Ohr: „Um Gotteswillen, vergelt' mir's nicht! Ach, wenn du mich jetzt verließest!"

„Ja!" sprach Susanna, aber dieses Ja galt zum

Glücke nicht den Worten des Bräutigams, sondern der dritten Frage des Priesters.

Das Ehepaar ging in das Haus zurück und hauste und baute und — so ist es weiter gekommen.

Sie blieben stets in der Gegend, wo man die wackeren Leute jetzt liebt und ehrt.

Die alte Hani ist heimgegangen. Sigmund aber hat seiner Susanna einen großen, schönen Bauernhof gekauft. Sie sind glücklich und allweg noch heiter, obwohl sie heutigen Tages schon schneeweiße Haare haben.

Vor einigen Jahren führte ihr älterer Sohn ein junges Weibchen heim, und die hausen und bauen und — so ist es gekommen mit den rothbackigen Enkeln, die jetzt scherzend und jubelnd mit bunten Steinchen und Käferchen spielen, während Großmütterchen die Ruhestätte des Urgroßvaters mit Maiblumen bekränzt.

Ein verspäteter Frühlingssonnenschein in stillen, blüthenlosen Tagen des Herbstes. Und warme Herzen für die kalte Winterszeit.

Die beiden Trommler.

Ein Schwank aus dem Volke,
Harmlos und heiter,
Wer mich will hören,
Der horche weiter.

Der Weber Martin und der Schneider Kurt waren zwei unzertrennliche Gesellen. Sie waren junge, kernfrische Burschen, geliebt von dem weiblichen Geschlecht und nicht ohne Grund gehaßt von dem männlichen. Man kann wohl sagen, die beiden Burschen waren im Tale die Löwen.

Die Anderen mochten in den Samstagnächten und auf der Kirchweih noch so jauchzen und lärmen, das wollte nichts sagen; wenn aber der Mart und der Kurt in anmuthigem Piano ihre Brummeisen spielten, da spitzten alle Mädchen die Ohren, bis ihre Köpfchen wirbelig waren. Die beiden Gesellen hatten keine Ueberredungskunst vonnöthen — die surrenden, säuselnden Brummeisen zwischen den Zähnen waren die Sieger, und bis sie die schlüsselförmigen Instrumentchen von ihren Lippen zogen, harrte schon sehnsuchtsvoll so manches Mündchen, das sich mit den Burschen auch ein wenig im Mundtrommeln versuchen wollte. Nicht umsonst sehen solche Brummeisen aus wie winzig kleine Fuchs- oder Marderfallen; gar männiglich Pfotchen verklemmt sich darein. Das

surrt und brummt aber auch so verfänglich, daß Ein's, bei dem's einmal verschlägt, toll werden könnte.

Der Mark und der Mirk hatten im Dorfe den Spottnamen „die Brummer" oder „die Trommler" erhalten, und da schnüffelten die beiden Brummbären mit ihren Maultrommeln so herum. Ihr Geschäft, Weben und Schneidern, das verstanden sie, und aus dem Lodentuch, das der Eine wob, formte der Andere die trefflichsten Kniehosen. So mühten sie sich christlich, die menschlichen Blößen zu bedecken, und so blieben sie gut Freund.

Da hatte der Müllermeister eine Tochter, die Margarethe hieß und die in ihrem sechzehnten Jahre — weiß Gott — plötzlich des Rädergeklappers überdrüssig wurde und sich nach dem lieblichen Brummeln sehnte.

Der Mirk hatte sein Lebtag nicht viel Furcht vor Mühlstaub, er mußte dem Müller ja von jeher die Mehlsäcke und Beutelsiebe verfertigen. Der Mirk hatte — wenn ich schon Alles sagen soll — auch keine sonderliche Abneigung gegen Margarethe, und da fand sich zu Zeiten in der Mühlstube schon ein trautes Stündchen.

Da war es einmal an einem trüben Dezember-Nachmittage, daß der Mirk in seiner Kammer saß und die Brummeisen stimmte. Er klebte bei dem einen ein wenig Wachs an das Züngelchen, daß es den Baß gab, und bei dem andern bog er das Häkchen um.

Trat der Mark ein und sagte: „Schneiderlein, gut, daß du heut' zwischen den Wänden bist, draußen blies dich der Wind davon."

„So spann' halt dein Garn auf, vielleicht bleib' ich

dir d'ran hängen," entgegnete der Schneider, den Spott leise erwiedernd.

„Was klöppelst denn da mit den Maultrommeln?" fing der Andere.

„Aha, guckst schon! Nu weißt, 's gibt heut' ein Ständchen. Müllers Gretchen will mich ein paar Stündlein trommeln hören, und da schleich' ich die heutige Nacht, wenn um elf Uhr der Müller im Nest ist, zu ihrem Fensterlein, und trommle bis der Schulmeister zur Rorate läutet. Nicht immer du, alter Fuchs, dermalen produzir' ich mich; 's ist schon abgemacht."

„O du Spitzmauskater!" rief der Mart. Im Geheimen aber wurmte ihm das Glück des Freundes, bei welchem er selbst leer ausgehen sollte, und da er ein gar praktischer Weber war, so verstand er auch Pläne und Ränke zu weben. Er stand lange da und spielte mit dem schwitzenden Fensterglase, auf das er mit dem Finger Figuren zeichnete. Wie die ganze Angelegenheit zu seinen Gunsten wenden? Es war kein Leichtes. Der Mart war sonst just kein sonderlicher Schlaukopf, er war schon so manches Mal in des Webers Garn gegangen; doch heute, die Zeit war kurz, konnte es der Wege und Gewebe wenige geben. Aber der Mart wollte den Sieg um jeden Preis, und vielleicht, so dachte er, macht den Schneider die Zuversicht arglosen als je.

„Nu, ich gratulir' dir, junger Freiersmann!" sagte er plötzlich, „meinen Segen dazu, aber die Zeit wird dir kurz werden, wie ein Achtel auf deiner Elle; der Alte geht spät zu Bette, und um sechs läutet schon die Frühglocke."

„Da haſt Recht," meinte der Mirt, „das iſt wohl des Teufels!"

„Hör' einmal, Junge, ich bin dein Freund, ich ſteh' dir bei, wir machen einen Streich. Der alte Mehlwurm läßt ſich erſt von der Rorateglocke aufwecken; wenn er die nicht hört, bleibt er ein Stündlein länger im Neſt. Nu — jetzt ſteig' du heute nach dem Abendläuten auf den Kirchthurm und umwickle den Glockenſchwenkel dicht mit Lappen, damit er morgen Früh keinen Klang gibt. Da gewinnſt du eine volle Stunde!"

Zu ſolchen Streichen war der Mirt immer bereit, wenn ein überlegener Freund dabei voranging, um ſo mehr heute zu ſeinem eigenen Vortheile. Alſo zugeſagt und abgemacht.

Und am Abende nach der Gebetglocke ſchlüpften die zwei Burſchen durch das offene Thurmpförtchen ein. Der Schneider ſtieg mit einem Wachslichte die Leiter hinan, der Weber ſtand unten am Eingange und hielt Wacht.

Der Mirt war ſchon im dritten Geſtocke unter dem Uhrwerke, als unten plötzlich der Mart flüſterte: „Du, halt ruhig, mir ſcheint, es ſteigt noch der Schulmeiſter daher. Ich zieh' ſchnell die Leiter weg, damit er nicht zu dir hinauf kann, ſonſt faßt er dich gar bei dem Ohren."

Er that's, zog die Leiter hinweg, huſchte davon, und von derſelben Minute an war Alles ſtill im Thurme, nur die Uhr tickte langſam und die Fledermäuſe flatterten und draußen blies der Wind.

Lange ſtand der Mirt ſtill und horchte, aber es kam kein Schulmeiſter und es kam kein Mart, der wieder die Leiter gebracht hätte. Endlich ging ihm auch das Licht aus, er war

in der ſtockdichten Nacht, und nun ſah er ein, daß er ſchmählich hintergangen war. — Mitternacht wird kommen, der Mart wird zu Margarethens Fenſter ſchleichen, wird das Brummeiſen ſpielen die ganze Nacht — o, nun im Finſtern ſah der hinter's Licht Geführte Alles, was er am hellen Tage nicht geſehen hatte! Dieſer elende Weber!

Aber was ſollte er thun? Sollte er laut rufen? Dann kommt der Schulmeiſter, kommt vielleicht das ganze Dorf und ſein Loos iſt Hohn und Spott. Sollte er die Glocken lauten und ſo Alles in Allarm bringen, um dem Nebenbuhler die Liſt zu verderben? Wohl denn, Alles wollte er darauf ankommen laſſen — aber er fand den Glockenſtrick nicht; er war unter dem Uhrgehäuſe. Sollte er die Uhr verkehren, vorrücken, raſſeln laſſen? Gewiß, aber er konnte nicht hinauf zum Räderwerk, er mußte an der einen Stelle, auf der er kauerte, kauern bleiben, oder er konnte abſtürzen.

Still war es, und in wahnwitziger Verzweiflung ſann er und taſtete an den nackten, rauhen, mit Spinnengeweben umzogenen Mauerwänden umher. Recht boshaft tickte und tickte es im Uhrwerk und endlich ſchlug es über ihm im Glockenhauſe die zehnte Stunde.

Wohl ſteckte Mart in ſeinem dicken Flanellrock, da er ſich ſchon für das Stündchen vorgeſehen hatte; wohl wickelte er ſich in die Lappen die für die Glockenſchwengel beſtimmt geweſen waren; wohl hatte er ſeine beiden Maultrommeln bei ſich — wozu all das? Der weltvermaledeite Weber klopfte an ihr Fenſter!

Als die Verzweiflung den höchſten Grad erreicht hatte, war der Todesentſchluß reif. „Es iſt tragiſch,“ wimmerte

der Mirt, „und ein ſolches Ende in meinen jungen Jahren hätte ich mir nicht träumen laſſen; aber es muß geſchehen und das Geſchick erfüllt werden, ich ſtürze mich hinab und breche mir dreifach den Hals. Dann wird die Gretl weinen und der falſche Freund mag trommeln, bis auch ihn einſt die Stunde ereilt!“

Der Schneider ſchluchzte in bitterſtem Weh, und wieder begann er zu tappen. Da — halt, was hing da nieder? Das war ja das Uhrgewicht! Dem guten Mirt kam ein guter Gedanke — ein guter Gedanke, hoffnungsreich und wohl der Ausführung werth.

Er zog den Strick ein wenig an ſich, umfaßte ihn und ſetzte ſich vorſichtig auf den als Gewicht dienenden Steinklotz. So ſaß er und oben tickte die Uhr, doppelt laut, doppelt eilfertig, und ſo ging's mit dem Burſchen langſam nieder, tiefer und tiefer.

Mittlerweile ging der Mark auf Wegen, die Früchte ſeiner Liſt zu ernten.

Er eilte hinab gegen das Müllerhaus und lauerte, wann in der Stube des Alten der Lichtſchein erlöſchen würde. Er trippelte im Schnee, er warf die Arme hin und her, als ob er an ſeinem Webſtuhle ſäße — zog ja ein froſtiger Wind, und die röthlichen Fenſterſcheiben unten wollten nicht erbleichen.

Endlich aber doch. Und als nun ganz, ganz die dunkle Nacht gekommen war, ſchlich er vollends hinab, an den rauſchenden Mühlrädern vorüber, dem Ziele, dem Fenſterlein zu.

Da klopfte er nun. Er wußte aber wohl, daß man

an einem solchen Fensterlein zur solchen Stunde nicht Einmal klopft, sondern dreimal, neunmal, ein dutzendmal. Er handelte getreu nach Erfahrung, allein — das Fensterlein wollte sich nicht öffnen. Gut denn, so trommelte er nicht mehr an dem klanglosen Glase, sondern zog seine niedlichen Brummeisen hervor. Und siehe, als diese zu säuseln und zu singen begannen, da wurde die Fensterrahme lose und eine Stimme flüsterte: „Was hast mir's denn nicht gleich gesagt, Mirt!"

Er spielte noch eine Weile, er spielte eine jener Schelmenweisen, die kein Herzchen und kein Füßchen in Ruhe lassen, die Alles aufwiegeln zum Hopfen und Tanzen, die sammt und sonders jeden Blutstropfen herumjagen in der Runde. Da konnte das Mühlwasser rauschen, konnten die Räder plätschern wie sie wollten, deswegen just war kein einzig Blutströpflein pressirt.

Endlich spielte der Mart nicht mehr, sondern flüsterte: „Gretchen, das wirst du einsehen, daß mich dein Vater morgen da vor dem Fenster nicht angefroren finden darf, und

Mein Herz und mein Sinn
Is im Kämmerlein d'rin,
Und wie stell' ich's denn an,
Daß ich nach eini kann!"

Gretchen war nicht weniger schalkhaft, sie flüsterte von innen:

„Dein Herz und dein Sinn
Is bei mir nit herin;
Hast im Schnee draußt verlor'n,
Is wie ein Eiszapfen g'frorn!"

Darauf er:

„Du herzig lieb's Schatzerl,
Du Himmelsschlüssel
Steh' auf und mach' auf
Ein klein wenig's Pförtel!

Und darauf sie:

„Geh' weg von mein Fenster,
Geh' weg von mein Bett;
Ich bin a jung's Dirndl, [illegible]
Wär' leicht überredt!"

Und dann er:

„Wann ich wispel und schrei,
Und du verstehst mich nit glei,
So muß ich's verstehn,
Daß ich weiter kann gehn!"

Und dann sie:

„Beim Fensterle stehn
Und laß red'n von der Thür,
Wann's d' a g'scheuter Bua bist,
Findst schon eina zu mir!"

Sofort verschwand der Bursche vor dem Fenster, leise ging die Kammerthür auf — und die Mühlräder rauschten und rauschten. —

Den Tag über fließt viel Wasser über die Rinne und die Mühlsäcke sind schwer, was Wunder, wenn sich ein gesunder Schlaf einstellt und die Nacht, verstreicht eh' man sich's versieht!

Der Müller glaubte kaum ordentlich eingeschlafen zu haben, als der Schulmeister schon die Rorateglocke läutete.

Kroch denn der Alte brummend aus seinen Federn, zog sich an bis auf den Pelz und ging die Margarethe zu wecken, auf daß sie das Haus hüte und die Frühsuppe bereite, während er in die Vorate ging.

Aber da er die Kammerthür öffnete, war drin ein fürchterliches Gepolter, und als er das Licht emporhielt, sah er in einem Winkel dürftig gekleidet den Weber Martin kauern. Ueber der Thür hingen einige Wagenstricke, davon ergriff der Alte einen, und als ob er einen durch und durch bestaubten Sack ausklopfen wollte, drosch er auf den unglücklichen Weber los, daß dieser winselnd hüpfte und in allen Winkeln herumkollerte, wie ein davongeschnelltes Garnknäuel. Endlich wälzte er sich doch gegen die offene Thür — flugs huschte er hinaus, der Alte ihm nach über die Gasse, durch den Schnee bis hinauf zum Weberhäuschen.

Der guten Margarethe aber war schon früher ein Schrei der Ueberraschung entfahren, als sie im Lichtscheine nicht den Mirt, sondern den Mart sah. — Nun erst dankte sie Gott für ihre Standhaftigkeit und voll ängstlicher Hast wischte sie sich mit dem rauhen Hemdärmel den einzigen falschen Kuß von den Lippen.

Und als die Leute fort zur Kirche gegangen waren, klopfte Mirt an die Thür. Nicht die Maultrommel spielte er, sondern mit den Zähnen klapperte er, suchte sich bald darauf beim Herdfeuer zu erwärmen und erzählte dem Mädchen Alles, wie ihn der Weber in den Thurm gebannt, wie er sich nur durch das Uhrgewicht retten konnte, welches erst nach drei Stunden so tief sank, daß er es wagen konnte, auf den Boden zu springen.

Durch dieſes ſeltſame Anhängſel am Uhrgewichte kam es auch, daß die Stunden flogen, daß es weit vor der Zeit ſechs Uhr ſchlug, daß der Schulmeiſter läutete und der Weber Mart, im Rauſchen des Mühlbaches das frühe Läuten überhörend, von der Folge ſeiner eigenen Schlauheit ſo unangenehm überraſcht wurde.

Und ſo hielten ſie in derſelben Nacht ſchon zur dritten Stunde die Rorate ab, und der Mirt hatte einſtweilen Muſe, ſich ordentlich zu erwärmen und auch noch ein wenig ſein und Margarethens Lieblingsinſtrument, die Maultrommel, zu ſchlagen.

Die Leute wunderten ſich gewaltig über die Zeit, und daß es nicht Tag werden wollte, endlich aber über die Kirchenuhr, die ſonſt immer ſo regelmäßig gegangen war.

Nur der Mart ahnte die wahre Sache, und wie er nun in ſeinem Häuschen ſaß und ſich kühlende Umſchläge zutheilte, ſchwor er ſich — über die Gewichtloſigkeit der Schneider keine Witze mehr zu reißen.

Der Mann mit den dreizehn Thalern

oder

die Geſchichte eines armen Lebens.

Der Mann, von dem ich erzählen will, war eine merkwürdige Erscheinung. Er war nicht groß, aber stark untersetzt und unter der rechten Achsel auffallend ausgewachsen, so daß an derselben Seite der kurze graue Wollspenzer zwischen sich und der Hose das Hemd hervorlugen ließ. Die kurze, eng anliegende Lederhose ließ deutlich sehen, daß der Mann sichelbeinig war. Das etwas bleiche Gesicht sah recht offenherzig aus, war rund und hatte für das Dorf astronomische Bedeutsamkeit. Wenn nämlich dieses Gesicht neu und glatt rasirt war, so konnte man überzeugt sein, daß der Mond im ersten Viertel stand und wäre der Himmel noch so dicht umwölkt und der Kalender noch so weit abhanden gewesen.

Die Welt sah der Mann nur halb, das heißt immer blos mit dem einen rechten Auge an, das linke hielt er stets zugedrückt. Und doch war er nicht einäugig, denn einmal — es war freilich schon lange her — hatte es sich ereignet, daß für einen Moment beide Augen hellicht offen waren. Die Leute meinten, der Alte verschließe das linke, weil er Alles recht sehen wollte; Andere behaupteten, er thue es aus Sparsamkeit, damit, wenn sich im Greisenalter die gewöhnliche Sehkraft erschöpfe, er noch ein neues, frisches Auge habe, und wieder Andere vermutheten, der Alte thue aus Nachsicht, daß er immer ein Auge zudrücke.

So riethen die Leute und sie wußten doch nicht, ob sie es erriethen. Indeß, einen Zweck mußte es haben, denn Alles, was der Alte that oder ließ, hatte einen Zweck. Oder weshalb ließ er seine bereits weißen Haare so lange wachsen, daß er sie wie einen Turban um die Stirne drehen konnte, als daß er dadurch die Kopfbedeckung von fremden Haaren ersparte? Und weshalb kaute er immer und immer an einem Strohhalm, als zum Ersatz für das Rauchen, das er sich in seiner Jugend angewöhnt hatte? Und weshalb hatte er in seinem Stübchen eine reichbeflügelte Windmühle, die mehr als den halben Raum einnahm? — Ja, die Geschichte von der Windmühle ist nicht einfach; die Maschine stand aber auch nur im Winter in der Wohnung des Mannes, im Sommer ruhte sie in einer Rumpelkammer, die gleich daneben und zu der die Stube unseres Helden eigentlich das Vorzimmer war. Ob über diese Appartements der alte Mann oder die Mäuse Hausherr waren, das ist eigentlich nie recht klar geworden; bestimmt ist vorläufig nur anzugeben, daß beide Parteien in den Dachstuhlräumen des alten Pfarrhofes wohnten.

So bedenklich die Holzleiter aussah, die zu diesen Räumen emporführte, so wohnlich waren letztere eingerichtet. Eine Matratze, die am Boden lag, ein dreibeiniger Sessel, der daneben lehnte, ein wurmstichiger Schrank, der an der Wand stand, und ein kleiner eiserner Ofen, der im Winkel kauerte — das war außer der Windmühle die Einrichtung der Wohnung des Malchus Zacharias Rosenkranz. Das Fenster, das zwischen der schiefen, reichlich mit Lehm überworfenen Dachwand in einer Nische stand, war wie der alte Malchus

einäugig, da der andere Flügel mit blauem Papier verklebt war. Indeß war der Ausblick durch die eine Glasscheibe um so herrlicher. Unmittelbar unten — das ließ sich allerdings nicht läugnen — war der Hof und der Düngerhaufen, auch promenirte zu gewissen Stunden des Tages die Schweinefamilie, mit zahlreichen, sehr lebhaften und hoffnungsvollen Nachkommen gesegnet, durch den Raum. Doch dieses Alles trat in den Hintergrund und wurde reich aufgewogen von dem einen Entzückenden: dem Fenster des Malchus gegenüber stand nämlich das Wirthschaftsgebäude und auf dem hohen First desselben saß zu allen Stunden des Tages ein Spatz oder die Katz'! Und über dieses wunderbare Bild wölbte sich am Tag der blaue Himmel, zur Nacht das Sternenzelt und zu trüben Zeiten der Nebel.

Gelänge es mir, nun meinen Blick von dem berauschenden Bild ab und nochmals auf das Innere der Behausung des Malchus zu lenken, so würde ich auf den schwärzlichen Hafentopf aufmerksam machen; der am eisernen Ofen steht. Dieser birgt das Mittags- und Abendmahl des Mannes, sowohl für alle gewöhnlichen Tage, als auch für alle Feste des Jahres berechnet — ein nahrhaftes Erbsengericht. Gewiß lohnend würde es sein, auch einen Blick in den alten Schrank zu thun. Da uns die zahlreichen Wurmstichlöcher aber doch immer keinen Einblick in das Innere zu gewähren vermögen, so ist Malchus Zacharias Rosenkranz bereit, die Decke zu öffnen. Die hier reservirten paar Holzschuhe und salbledernen Beinkleider, sowie der Sack Erbsenvorrath sind allerdings von minderem Interesse; um so auffälliger aber ist uns die viele Schafwolle, die auf Spulen und Knäueln

gewickelt ist, und das sorgsam gehaltene Strickzeug. Wir haben hier die heilige Stätte der Arbeit vor uns; Malchus beschäftigt sich jahraus jahrein mit Stricken und versorgt alle Bauern, Hirten und Holzhauer der Umgebung mit Fäustlingen und Socken. Diesem seinem bestrickenden Wesen verdankt Malchus seine ganze Existenz, wie wir sie in Flor und Gloire in und um ihn erblicken.

Im untersten Winkel des Schrankes befindet sich aber ein Wollbeutel, welcher einen feinen, zarten Metallklang gibt, sobald ihn der Mann berührt; Malchus schichtet alle vorräthige Wolle über den Beutel und blinzelt dabei ganz merkwürdig mit dem rechten Auge. Dann blickt er unstät um sich, aber das linke Auge bleibt zu, nur der Strohhalm, an dem Malchus kaut, macht ein paar Schwingungen auf und nieder, was wohl gar eine Drohung bedeuten mag.

Ein Geizhals, ein erbärmlicher Geizhals, weiter nichts. — Meint ihr das? — Recht gut, so hat es einen Zweck, daß ich euch die Geschichte des Mannes erzähle.

Malchus Zacharias Rosenkranz lebte schon seit einigen fünfzig Jahren in dem Dachstübchen des Pfarrhofes und ihm sind auch die Tage bekannt, die er noch hier verleben wird. Er weiß den Tag seines Todes. Wie sie ihn über die hinfällige Leiter hinabbringen werden, das ist ihre Sache, — gewiß nur ist, daß sie nach Verlauf der bestimmten Zeit den alten Malchus hinaustragen werden auf den Kirchhof. Der Alte weiß das genau, und zwar schon seit einiger Zeit, doch verzehrt er heute sein Erbsengericht so ruhig, als vor dreißig Jahren. Er betet und hofft nur, daß bishin kein Unglück mehr komme.

Eine Tagreiſe von unſerem Dorfe, in einer herrlichen, weit und breit bekannten Gebirgsgegend liegt der rothe See. Dieſer iſt an vielen Stellen grundlos tief, birgt Millionen von Forellen in ſich und hat ſeinen Namen von den rothen Felswänden, die an ſeinen Ufern aufragen und ſich in dem klaren Waſſer ſpiegeln.

Am Ufer dieſes Sees ſtand vor vielen Jahren eine arme Fiſcherhütte. Sie war aus rauhen Waldſtämmen gezimmert und mit Lehm und Moos gegen Wind und Wetter wohlverwahrt, denn in ihrem Innern barg ſie drei Edelſteine, zart und unſchätzbar — drei Menſchenherzen, die, weit abgelegen von der Gemeinde, ſich einander ſelbſt die Welt geworden waren. In der Hütte wohnte ein Mann und ein Weib und ein Kind. Der Mann war kühn und trieb ſich die meiſte Zeit auf dem See herum, bis er zu Abend mit reichbeladenem Kahne gegen die Hütte ruderte. Das Weib war arbeitſam und pflegte den Gemüſegarten und die Ziegen und in der Winterszeit höhlte es Holzſchuhe aus zum Verkaufen. Das Kind war ein lieber, freudvoller Knabe, in welchem ſtolze Jugendluſt ſprudelte und ein reiches, ſchönes, kraftvolles Leben zu ſchlummern ſchien.

Das Fiſcherpaar liebte ſein Kind unſäglich, aber es lag eine große Betrübniß in ſeiner Seele, ſo oft es den heiteren Knaben anſah. An jenem Tage nämlich, als dem Fiſcher das Kind geboren wurde, fing er in ſeinem Netz eine ungeheure Seeſpinne, wie er noch nie eine geſehen hatte. Er ſchleuderte das Thier wohl gleich wieder zurück in die Wellen, aber nach ſeinem einfältigen Sinn ſollte der Fang für die Zukunft ſeines Neugebornen von böſer Bedeutung ſein. Er theilte dies

auch seinem Weibe mit, welches zwar den Wahn des Gatten überlaut zu widerlegen suchte, im Innen aber bangte, des unglücklichen Lebens gedenkend, das vielleicht ihrem Kinde bevorstehe.

Trotzdem wuchs der Knabe auf zum schönen, hoffnungsvollen Jüngling, der nur lachte, als ihm die Eltern die Geschichte von der Seespinne und ihre Ahnung mittheilten. Aber dann faßte der Junge innig die Hand des Vaters und umschlang den Hals der Mutter — er war ja seinen Eltern so gut, so unsäglich gut.

Der Jüngling kam so selten zu fremden Menschen; er sah dann und wann nur einen rohen Holzhauer, einen bärtigen Jägersmann, und wenn er auch — was selten geschah — hinaus kam in die Gegend, wo das Dorf und die Kirche stand und wo die Leute auf dem Felde oder auf der Wiese arbeiteten, so fühlte er sich dort nicht behaglich, bis er nicht wieder daheim war in der Fischerhütte oder auf dem Kahne seines Vaters. Die ganze Liebe seines jungen Herzens wendete er seinen Eltern zu.

Aber zu der Liebe kam auch der Segen in die Fischerhütte. Jener böse Wahn des alternden Paares begann in diesem ruhigen und heiteren Fortleben zu schwinden. Der alte Fischer war ein braver Mann, und er erzog sein Kind so, daß es werden mußte wie sein Vater.

In einem Winkel oben unter dem Dache, wohlverwahrt, stand ein Kästlein aus hartem Buchenholz voll blanker Silbermünzen. Durch die vielen Jahre der Arbeit und des Fleißes hatte sich die kleine Familie ein Vermögen erworben, welches in dem alten Fischer keinen geringeren Plan wachrief, als den, die baufällige Hütte niederzureißen und sich am

Ufer des Sees ein ſtattliches Wohnhaus zu bauen. In ſeiner Seele mochte vielleicht das Bild einer lieben Tochter zu dämmern beginnen, die der Junge früher oder ſpäter bei den vielen Menſchen draußen finden und nach Hauſe bringen werde.

So zog der Jüngling eines ſchönen Julimorgens aus, um einen Baumeiſter und Arbeiter zu dingen. Wenn er an großen, ſtolzen Bauernhöfen vorüber kam, ſo ſtudirte er die Bauart und den Geſchmack und er freute ſich auf das Leben im neuen Hauſe, das ſich in der Einſamkeit zwiſchen dem See und den rothen Wänden doppelt ſchön ausnehmen werde, und er freute ſich auf das Lieben und Pflegen der alten Eltern, das in der neuen Wohnſtätte doppelt ſüß ſein müſſe.

Als er hierauf nach gewiſſenhaft vollführter Sendung in das Felſengebirge zum rothen See zurückkehrte, da war Alles aus. Wo die Hütte geſtanden hatte, kniſterte ein Gluthaufen und von demſelben rieſelte über die breiten Steine ein ſchmales Silberbächlein gegen den See, als fordere dieſer die unzähligen Silbermünzen, die er durch ſeine Fiſche erwerben half, geſchmolzen wieder zurück.

Und in dem Aſchenhaufen lagen zwei verkohlte Leichname. — — — — Schöner Fiſcherjüngling! Dort am Ufer ſteht noch der Kahn, dein einzig Erbe. Geh' hinab, mache ihn los, ſpringe hinein und fahre hinaus, bis in die Mitte des rothen Sees. Dort ſtürze dich kopfüber hinab in die grundloſe Tiefe — zur Seeſpinne. —

Und in dem Aſchenhaufen lagen zwei verkohlte Leichname.

Er ſprang nicht in die Glut, er ſprang auch nicht in den See; er brach nicht zuſammen, es trat ihm auch keine Thräne in's Auge. Einen kurzen, gellenden Schrei ſtieß er

aus im ersten Augenblick — — — dann drückte er sein linkes Auge zu und blinzelte mit dem rechten und lächelte.

Später wühlte er in den Kohlen und Bränden und suchte nach eisernen Nägeln. Die Leichen seines Vaters und seiner Mutter ließ er liegen, wie sie lagen, bis nach vielen Stunden Leute kamen, die das Unglück sahen, das arme Fischerpaar begruben und den Jungling mit hinaus nahmen in das Dorf.

Aber seine Jugend war zu Ende, seine Kraft gebrochen — das plötzliche unfaßbare Unglück, das dem Jungen mit einem einzigen Schlage Alles geraubt hatte, was er besaß, was er liebte und an dem er hing mit seinem ganzen Wesen — der unsägliche Schmerz hatte sein Gehirn erschüttert, sein Lebensmark geschmolzen — ein blödsinniger Greis von siebzehn Jahren — drückte stets das linke Auge zu und kaute an einem Grashalm.

Die Brandstätte seiner Heimatshütte lag öde da; die Fischlein im See reckten oft ihre Köpfe empor, ob denn der Alte nicht wieder einmal käme mit seinem hinterlistigen Garnsack und da er nicht kam, so veranstalteten sie lustige Spiele und feierten das Fest ihrer Befreiung durch Tänze und Wettrennen nach Mücken und Würmchen. Doch endlich kam wieder ein neuer, starker und rothbärtiger Mann, welcher mit riesigen Garnbeuteln den rothen See neuerdings unsicher machte.

Für das geschmolzene Silber, welches von der Hütte über die breiten Steine gegen den See floß, bekam der arme Malchus dreizehn Thaler.

Bisher hatte er eine Wollmütze am Kopfe getragen, die nahm er nun ab und wickelte das Geld hinein und sagte zu sich: „Das ist gerade noch genug, daß sie die Glocken läuten und daß der Pfarrer mitlauft, wenn mich die sechs Träger hinaustragen. Sechse? Ei, ich dächte, für den armen Malchus thäten's auch blos vier."

Ein alter Pechbrenner, in dessen Hütte Malchus seit dem Unglücke wohnte, ließ sich die dreizehn Thaler zeigen, legte dann den Finger auf den Mund und flüsterte: „Malchus, das ist ein Capital, geh' damit ein Geschäft an! Schau, ich habe vor fünfunddreißig Jahren, als ich in den Wald ging, nur zwei Sechser gehabt, kaum, daß ich mir davon den Pechhafen hab' kaufen können und heut' schau dir einmal meine Pecherei an! Hab's weit bracht, Malchus! probir's, wirst es auch weit bringen."

Auf diese Worte legte der junge Mann einen Grashalm auf die Zunge und indem er an demselben zu kauen begann, sagte er langsam: „Meinst? wart, Domini, wart, mit fünfunddreißig Jahren hab' ich's weiter gebracht als du. Wird der Todtengräber einen alten, halbzerfressenen Knochen anfassen und brummen: Wem hast du gehört? Bist in deinen jungen Jahren nett gehüpft und gesprungen, he! oder hast dich an fremder Thür nach einem Hungerpfennig ausgestreckt, oder bist dem alten reichen Grundauer sein rechter Arm gewesen, der alljährlich viel tausend blanke Thaler in die Tasch' gestrichen hat? oder bist gar ein alter Todtengräber gewesen? he! — In's Knochenhaus wirft er ihn lustig und es ist das Bein von dem armen Malchus gewesen. O, bin ein Glückspilz, Domini, und werd's bald so weit bracht

haben." Dabei blinzelte der Burſche faſt heiter mit ſeinem rechten Auge, das linke hielt er immer geſchloſſen.

„Pfui Teufel über dein Altweibergeſchwätz da!" lachte der Pechbrenner, „wie du ein Kerl biſt, ſollſt du ja die Welt auf die Achſel nehmen wie einen alten Henkorb! Fikra ſikra Haferſtern! wenn ich der Malchus wär', ein Schloß von Elfenbein müßt' ich haben und das ſchönſt' Weiblein drin und ein goldenes Bettſtattl mit Roßhaar! — thät's nicht billiger!"

Malchus lächelte, aber ſagte nichts darauf; er wickelte ſeine dreizehn Thaler wieder langſam in die Wollmütze.

„Und was willſt du nachher mit deinen dreizehn Apoſteln da, geh', iſt ja der Judas noch dabei! du Malchus, den mußt weg, er verräth dir ſonſt die andern all', oder der dreizehnte ſtirbt ſo — ſtirbt im hitzigen Fieber und ſteckt dir die andern an. Mußt ihn weg, Malchus!"

„Mag wohl wahr ſein," murmelte der Burſche, faltete ſeine Mütze wieder auseinander und hielt dem Pecher eine Münze hin.

„Junge, da thuſt du geſcheidt," ſagte der Alte ſchnell und ſteckte den Thaler in ſeine Taſche, „bei mir hat er's gut, wenn du ihn brauchſt, ſo komm' und hol' ihn."

Ein andersmal, als Malchus tagelang zwecklos im Walde herumgelaufen war, ſagte der Pechbrenner zu ihm:

„Ja, was willſt denn, Malchus, du biſt ja ein ganzer Narr!"

„Das hab' ich mir auch ſchon gedacht," entgegnete der Burſche phlegmatiſch. Dann warf er ſich ſchluchzend an die Bruſt der alten Mannes und ſagte: „Domini, lieber Domini,

ich weiß mir keinen Rath. Ach, du, ich sag' dir's, wenn sie mich nicht gleich auf die Bahr' legen, so kommt noch früher ein großes — Glück über mich!"

„Ein großes Glück, meinst? Thät dir schön recht geschehen und ich thät dir's wünschen."

„Weh, weh!" rief Malchus aus und wollte dem Pechbrenner den Mund verhalten, „was fing' ich denn an, du Gott im Himmel! — Ja, ja, Glück?" lächelte er dann, „'s wär' schon recht! aber da kommt dir auf einmal eine böse Stunde, und das Glück, so schön, so fleißig aufgebaut in vielen Jahren, wird in einer Nacht zum Unglück. Domini, ich sag' dir's, wenn unten beim rothen See jetzt eine Fischerhütte stünde, und es lebte ein guter Mann drin, der mein Vater, und eine gute Frau, die meine Mutter wäre — ich ging nicht hinab zu dieser Hütte; nein, alter Domini, und wenn ich nur mit den Thieren des Waldes leben müßte, ich ging nicht hinab — 's möcht' vielleicht schön sein unten, so nu — schau mich an Domini — so unsäglich schön sein unten; es möchten vielleicht Tage sein, wie die himmlischen Freuden — ich thät schaukeln mit dem Vater auf dem rothen See, und ich thät sein an der Mutter ihrer Seite. Jauchzen thät ich auch! — So thäten wir leben zusammen — da kommt Feuer aus und die Hütte bricht zusammen und, und — Jesus, ich kann's nicht sagen, ich kann's nicht denken — Domini, die ganze Welt brennt nieder! — — Schau, alter, schwarzer Pechbrenner, du hast doch recht — bin ein ganzer Narr! — aber das kannst mir glauben, Domini — ging nicht mehr hinab." —

Dem alten, lustigen Domini war diesmal zur Entgeg-

rung kein Scherz eingefallen. Er ſchwieg und dachte daran, wie das plötzliche Unheil auf den lebensfreudigen, argloſen Jüngling einen ſo fürchterlichen Eindruck gemacht hatte, daß der Arme das Glück nur als Urſache des Unglückes betrachtete und es fürchtete, wie das Unglück ſelbſt.

„'s wird Alles wegen der Seeſpinne geſchehen ſein," ſagte Waldhus ruhig, „und ich weiß nun ſchon, ich darf nichts anfangen in der Welt, 's thät mit Allem ſchlecht ausgehen. Ich will keine Freude mehr haben, denn die Trauer iſt zu bitterlich; mag auch kein Geld und Gut, thät's doch bald wieder verlieren. Mag gar nichts von dem, was ſonſt die Menſchen lieb haben — bin einmal zum Unglück geboren. — Ich will das Elend ſchon ertragen, Domini, o, ich bin ſtark! Vor Hunger fürcht' ich nicht, die Kälte auch nicht — ich mag die bitterſte Noth; aber zu plötzlich — hörſt du — zu plötzlich muß ſie nicht kommen, ſo etwa über Nacht oder gar mitten im ſonnigen Tag, nur das nicht, das iſt der allergrößte Schlag, den die böſen Geiſter uns Menſchen zufügen können! — Aber ich bewahre mich davor, Domini, ich kann ſtricken; ich find' ſchon wo ein Plätzchen für die paar Jahre und da ſtricke ich und erwerbe mir für jeden Tag eine gute Brotſuppe, oder wenn das Geſchäft gut geht, gar meine Lieblingsſpeiſe, ein Erbſengericht. Die Lederhoſe da, ſchau einmal, Domini, ſie iſt von Hirſchleder, die hält mir's reichlich aus, und dann ſoll das Unglück nur kommen, wo will's denn aufſitzen? — Bleibt mir mein Geld da nicht, iſt recht, nur fort, liegt mir wenig daran; und bleibt es mir, ſo iſt's gut für den Pfarrer und für den Schulmeiſter, wenn ſie mich begraben. Die dreizehn Thaler bleiben für mein Begräbniß."

„Hast nur zwölf mehr," warf der Pechbrenner ein.

„Zwölf?" sagte Malchus befremdet, „wo hätt' ich denn hernach den dreizehnten?"

„Hast ihn ja mir gegeben, von wegen dem, weil er der Judas war," versetzte der Alte kiese, „aber, wenn du ihn wieder willst . . ."

„Nein, behalt' ihn nur," sagte Malchus, „du hast mir jetzt die lange Zeit her in deinem Hause Dach und zu Essen gegeben. Ich dank' dir's tausendmal, Domini, aber jetzt werde ich dich verlassen, ich gehe in's Elsaß aus; bet' dann und wann ein Vaterunser für mich; schau, Domini, der Malchus ist eigentlich doch ein recht armer Teufel."

Das waren die Abschiedsworte. Seine Wollmütze im Sack, einen Stock in der Hand und einen langen Halm zwischen den Zähnen — so wandelte Malchus langsam durch den Wald und hinab zum rothen See, wo am Ufer eine kleine, röthliche Mauer stand. Der Herd ist noch geblieben, ist nicht in die Erde gesunken wie alles Andere, nur, als ob das Schicksal höhnen möchte: Ei, sieh' da, Malchus Zacharias Rosenkranz hat doch auch einen eigenen Herd! —

Der blödsinnige Bursche wühlte — weil er just vorüber ging — ein wenig in dem Aschenbaden, ob etwa nicht irgendwo noch ein Eisennagel läge. Einen rostigen Pfeifendeckel aus Stahl fand er — den hatte der alte Fischer mehreremale auf- und zugedrückt, als er behaglich schmauchend am Tischchen saß und zu seinem Weib und zu seinem Sohne sagte: „Nu, was meint ihr, werden uns halt ein Häuslein bauen müssen, das ein wenig größer und bequemer ist. Junge, zuletzt wirst du auch noch zwei Stuben haben wollen!"

Malchus ging vorüber und jetzt hatte er gar keinen Strohhalm aus dem Munde verloren.

Als sich der Bursche in einem entfernteren Thale nach Strickarbeiten umsah, lachten ihn die Leute aus. — So jung, so frisch, so schön und ein Altweibergeschäft!

Aber weil's gar zu sonderbar war, so gaben sie ihm doch eine Arbeit.

Malchus half auch auf dem Felde, aber da war er sehr unbehülflich. Einmal zur Erntezeit sagte man ihm: „Nur fleißig Korn tragen, Malchus, die Korntrager werden reich!" Aber auf diese Worte wollte der Bursche keine Garbe mehr anrühren.

„Warum gehst du denn immer barhaupt?" frug ihn einmal eine junge Magd und wickelte sich seine dunkeln, wirren Locken um den Finger.

„Das weiß ich nicht," antwortete Malchus langsam und blickte seitwärts.

Wenn er mit Andern zu Tische war, so aß er immer nur Brotsuppe und Gemüse und wenn sie ihn zum Fleisch gerufen oder zu fetten Mehlspeisen einluden, sagte er: „Vergelt's euch Gott, auf so was ist's so viel schwer, sich den Hunger anzugewöhnen."

Einmal sagte der Bauer, bei dem er arbeitete: „Malchus, ich schenk' dir eine Pfeife, daß du nicht immer an einem Strohhalm zu zuzeln brauchst."

Darauf entgegnete der Bursche: „Wenn du auch den Tabak dazu gibst, nehm' ich die Pfeife, sonst zieh' ich den Strohhalm vor, der immer zu haben ist."

„Wie hast du denn dein linkes Aug' abgebrochen,

Malchus?“ frug ihn die schalkhafte Bäuerin eines Mittags, als sie dem Burschen eine fette Erbsensuppe vorsetzte.

Dieser aß die Erbsensuppe, aber er antwortete nicht auf die Frage.

Endlich sah man ein, daß der Malchus ein „Hascher“ sei und man behelligte ihn nicht mehr mit Witzen und Zumuthungen, denen er nicht entsprechen konnte; man gab ihm Wolle und ließ ihn bei seinen Stricknadeln, und Malchus strickte und schien zufrieden.

Er war ruhig, gutmüthig und anhänglich und die Gemeinde ließ dem armen, heimatlosen Burschen auf dem Dachboden des alten Pfarrhofes ein Stübchen einrichten.

Malchus, der bisher im Thale in verschiedenen Bauernhöfen gelebt und gearbeitet hatte, war anfangs kaum zu bewegen, seine neue Wohnung zu beziehen. „Auf einmal wird mein Haus niederbrennen,“ meinte er, „und dann bin ich ein Bettler!“

Gegen die Stiege, die man ihm zu seiner Dachkammer bauen wollte, protestirte er auch. „Werde die Wohnung halt in Gottesnamen beziehen, aber gebt mir nur eine Leiter zu derselben, die man allzeitig wegziehen kann; dem Unglück darf man nicht auch noch die Wege bahnen.“

So begann nun Malchus in seinem neuen Hause zu leben. Bei trübem Wetter saß er auf seiner Matratze und strickte, oder sah sich dann und wann auch seine zwölf Thaler an, die er im alten Holzschranke verwahrt hielt. Die sind halt für's Läuten und für's Hinaustragen und für den Segen in die Grube. Ja, wo war denn der Dreizehnte? Den hatte er zuletzt gar dem alten Donner geschenkt? Ja freilich.

An heiteren Tagen aber kletterte er über die Leiter, ging durch das Dorf, über Feldwege und redete einige Worte mit den Leuten, die ihm begegneten, und strickte.

Mit seinem lockigen Barhaupte und dem ewig zwinkernden Auge und dem unvermeidlichen Halm zwischen den Lippen sah er aus wie ein harmloses, stillheiteres Gemüth. Er lächelte auch oft; er legte dann und wann seine Gedanken und Meinungen dar, aber er sprach nie von seiner Vergangenheit; war es, daß sie sein krankes Hirn vergessen hatte, oder wollte er die glückliche Zeit und den Schreckenstag mit Gewalt aus seiner Erinnerung bannen?

Die Arbeit holte er sich von seinen Kunden selbst, wer hätte es auch wagen mögen, über die gebrechliche Leiter in sein Stübchen zu kommen!

So saß er denn allein auf seiner Matratze und strickte oder sah am kleinen Ofen nach, was die Erbsen machten; zu Zeiten, wenn eine lustige Flamme war, wurden dieselben gar lebendig und stiegen heraus und Malchus mußte sie mit kaltem Wasser wieder zurück hineinjagen, die Flüchtlinge, wenn er sie verzehren wollte. —

An einem Sonntag Vormittag war's, die Leute waren alle in der Kirche, auch Malchus saß in einem Winkel hinter dem Taufstein und betete seinen Rosenkranz ab und murmelte zu der braunen Korallenkette: „Du bist ein Rosenkranz und ich bin auch einer: du hast ein Kreuz und einen „Glauben" und zweiundsiebzig Korallen; ich hab' auch ein Kreuz und einen Glauben, aber ob ich mein Lebtag zweiundsiebzig Tugenden zusammenbring', d'rauf wollt' ich just nicht wetten. Bin halt doch oft recht untugendsam, wenn ich gar so über-

mäßig über mein Unglück trauere und das Leben und meine Jugend verachte, als ob just auf mich alles Elend kommen wollte. Zuletzt werde ich so glücklich sein, wie alle Anderen, und mein einfältig Klagen und Zittern ist ein Frevel. Deswegen, du tugendsamer Rosenkranz, thu' nur ein wenig beten für den Untugendsamen!"

Alle waren andächtig, die Orgel tönte piano und feierlich zur Messe und wenn das Glöcklein klang, knieten Alle auf den Holzboden und schlugen an die Brust und beteten:

„Jesus, durch deine heilige Pein
Laß uns dir empfohlen sein;
Hilf uns auf der Himmelreis'
Und führ' uns in's himmlische Paradeis!"

Da kam plötzlich der Kirchendiener aus der Sakristei und sagte dem Pfarrer am Altare etwas in's Ohr. Der Pfarrer kehrte sich gegen die Gemeinde und rief laut: „Feuer ist im Dorf, geht löschen!" Am Thurm schlugen schon die Glocken an.

„Aha, ist schon da!" murmelte Melchior und erhob sich langsam von seinem Platz.

„Du Heiland, und wo brennt's denn?" fragten sich die Leute und stürmten in das Freie.

„Wo wird's denn brennen, ihr Kindskopf," sagte Melchior ruhig, „im Pfarrhof brennt's halt; eben in meiner Stub' brennt's, i will wieder meinem Vater und meiner Mutter haben wollen eher auch und jetzt bin ich gar nicht zu Haus."

Er steckte seinen Rosenkranz in die Tasche und ging ruhigen Schrittes hinaus.

Am unteren Ende des Dorfes qualmte dichter, röthlich brauner Rauch auf. „Das ist der große Heustadl!“ hieß es, und die Leute eilten mit Eimern und Kübeln und Leitern und Haken gegen den Brand, und weil keine Feuerspritze im Ort war, so trugen sie aus dem Ziehbrunnen, der auf dem Platze stand, und aus dem Bächlein, das weiter unten hinfloß, Wasser auf die Dächer. Der Stadl war nicht mehr zu retten, da pfiffen die Flammen schon aus allen Fugen und Fensterchen; jetzt krachen sie gewaltig aus; glühendes Stroh, brennende Schindeln flogen empor. Auf den Nachbargebäuden kletterten Männer herum, warfen die Dachbretter herab, begossen die Firste und Dachstühle; sie riefen sich zu, aber im Knattern der Bretter und im Prasseln des Feuers hörten sie sich kaum. Die Weiber jammerten in den Gassen und schleppten Hausgeräthe aus ihren Wohnungen; alte Kästen und Bettstätten zerrten sie hervor und vergaßen auf den Sparpfennig. Auf dem Thurme schrillten stoßweise, in ungleichen Zwischenräumen die Glocken, daß von den Nachbargemeinden Hilfe kommen möge.

Ueber all das lag der klare Sommertag und der goldene Sonnenschein, wenn auch die Schatten des Rauches über das Dorf und die Kirche hinflogen.

Walchus half nicht im Löschen, aus daß er in der Nähe des Feuers beim Forttragen von Hab und Gut thätig war.

Zuletzt ging er ganz davon, setzte sich auf einen Anhöhe nieder und sah dem Feuer zu. „Wie sie auch löschen und wehren mögen,“ sagte er finster, „das ganze Dorf brennt nieder. Das Feuer ist dort unten und mein Pfarrhof ist da

oben am andern Ende. Du rothhaariges Unglück, du hast es doch nur auf mich abgesehen und jetzt hinfest du über alle Hausdächer bis zu meiner Wohnung. Und ich bring' so viel Unheil über Alles; es wär' doch das Beste, ich thät der ganzen Welt aus dem Weg gehen — ganz, ganz aus dem Weg — die Seespinne wird früher keine Ruh' geben."

In einer Stunde später war der Heustadl eingestürzt und die Flammen leckten nur mehr an den Wandbäumen, die am Boden lagen. Die nächst angrenzenden Gebäude standen unversehrt da, nur daß bei einigen das röthlichgraue Dachstuhlgerippe nackt emporragte, weil es die Leute abgedeckt hatten.

Die Kirchenglocken waren zur Ruhe gekommen, das wüste Schreien war verstummt, die Weiber trugen ihre Geräthe wieder in die Häuser und sie lachten, wenn sie gleich noch vor Aufregung zitterten.

Malchus stieg vom Hügel, schüttelte wiederholt den Kopf und kaute eifrig an seinem Strohhalm. „Jetzt hat die rothhaarige Bestie sicher gemeint, ich wohne im Heustadl!" brummte er zu sich und schritt dem Pfarrhofe zu.

Als er über die Leiter steigen wollte, lag diese in Trümmern auf dem Boden und neben ihr ächzend und sich in Schmerzen windend lag der alte Schuhflicker Fritz.

Malchus kannte ihn gleich, der Mann flickte ihm ja unentgeltlich seine Schweinsleberschuhe. Er rief also:

„Ja, Schuster, was ist denn dir da geschehen?"

„Wehe," wimmerte dieser. „Wie das Feuer auskommen ist, hab' ich dem Malchus wollen sein Hab und Gut retten

und da bin ich über die Leiter gestürzt — Fuß und Hand hab' ich mir gebrochen."

Während er dieses sagte, wälzte er sich um und suchte einen grauen Wollbeutel zu verdecken, der neben ihm lag. Aber Malchus hatte diesen bemerkt und sagte: „Fritz, es schaut so aus, als ob du mir mein Geld gestohlen hättest!"

„Beileib nicht, Malchus, nur retten hab' ich dir's wollen, — ach weh!"

„Das kann sein und es kann auch nicht sein — gib nur her, Fritz."

„Zu tausendmal gern; aber sag' Niemanden was davon, Malchus, schau, bin ein armer, alter Mann und hab' Weib und Kind, hab' noch Niemandem was gestohlen, mein Lebtag nicht, hätt' dir auch das wieder zurückgegeben — aber sag' nichts davon, Malchus, jetzt muß ich ja so bald sterben!"

So jammerte der Schuhflicker und Malchus beruhigte ihn: „Ist dir schon vergessen; flickst mir ja fleißig meine Schuh, und zuletzt hätt' doch nur ich da herabstürzen sollen, das Unglück ist heut' schon das zweitemal zum Unrechten gekommen. Magst dich auf meine Achsel helfen, Fritz, ich trag' dich heim in dein Häusel."

Und er trug den Fritz heim in sein Häusel.

„Frau Schusterin," sagte er, „thut euch nicht erschrecken; beim Leichen ist er auf den Estboden gefallen."

Dann ging Malchus wieder seiner Wohnung zu, band die Leiter zusammen und stieg zu seiner Stube hinauf. Die Thür war offen, der Schrank ebenfalls. Malchus barg seine zwölf Thaler wieder an ihrer Stelle.

Leute, die den jungen Mann während des Brandes

auf dem Hügel hatten sitzen sehen, sagten lieblose Worte, Andere, die ihn mit dem Schuster Fritz begegneten, erzählten Gutes von Malchus, dem armen, blödsinnigen Stricker.

Es war im Spätherbst desselben Jahres, als eines Abends durch das Dorf der lustig polternde, pudelnärrische Brechelzug ging. Die Leute kehrten eben von der „Haarstube" zurück, wo sie gemeinsam ihren Flachs gebrechelt hatten; sie gingen jetzt zu einem reichlichen Mahle, dem Tanz und anderes Freudige folgen sollte. Die Pfeifen und Geigen waren schon da und die Bläser und Streicher auch dazu und die Füße des jungen Völkleins waren bereits voll Räder und Federn und die Burschen sangen sich zu:

„Mein herzliabsta Buama,
Sagt Margerle auf Komm,
Wenn mar z'sammanander
Auf's Tanzboden gehn?
Mih g'freut just mei Diandl,
So oft ih drauf denk,
Und meine herzliabstn Buama,
Wie is's dann dan auf?"

„Jo mei, wia wirds denn ah,
Schon nett wirds heit sein;
Schaut's, unsere Diandla
Hebn Aeugerln san.
Thean bliahen, thean bliahen
Wia d'Engerln gwiß;
Wia liab daß so a Diandl,
Wanns bleiban thut, is!"

Dem Zug voran gingen zwei Bursche, die mit Besen die Gasse auskehrten und hinten her zog ein junger Mann

gebracht und behauptet, und dieser streute Asche auf den Weg, damit der Last und der Freude, die hier im Triumph einherzog, das Leid und die Kümmernis nicht folgen konnte.

Als sie aber den Platz am tiefen Dorfbrunnen vorüberkamen, standen Einige plötzlich still und legten den Finger an den Mund, dann riefen sie: „Ein Gespenst, ein Gespenst!“ und liefen davon.

Andere blieben ebenfalls stehen und lauschten. — „Du Nixenkapperment, was ist denn das da unten?“

Aus der Tiefe des Brunnens hörte man seltsame Laute — wie ein Keuchen und Stöhnen, dann wieder wie ein Lachen. O Gott, das war ja wieder dieselbe Stimme, wie man sie vor dreißig Jahren gehört hatte, als darauf eine Ueberschwemmung über das Thal kam; und das war auch dieselbe Stimme, die vor achtzehn Jahren tief im Brunnen rief, als dann die große „Seuch“ in der Gemeinde ausbrach. Wer die Stimme gehört hatte, das wußte man heute nicht mehr, aber das wußte man, daß es ein gar böses Zeichen war, daß das Unglück rief und heute wieder rief.

Die Pfeifen waren in schrillen Tönen ausgelaufen und schwiegen jetzt; die Leute flohen entsetzt davon.

Nur Melchior floh nicht davon. Er stand am niedern Brunnengeländer, starrte in die finstere Tiefe und horchte den sonderbaren Lauten. — Wird kein' Ruh geben, die Spinne, bis sie mich nicht bei Putz und Stingel verdorben hat. Da bin ich, du fürchterliches Ungeheuer, da nimm mich, nimm mich! aber laß' die Andern in Ruh'; was können denn sie für das, was mir die Teufelinne angethan hat? — Sehen wollt' ich dich aber — es wird das Beste sein. Ja, ja, 's

ist besser, wenn ich es ergreife, als wenn ich unten warten muß in Angst und Furcht, bis es mich erhascht —

So dachte der arme Jüngling in seiner kranken Phantasie, dann rief er so laut, wie man ihn noch nie rufen gehört hatte: „Vreni, einen Strick! Lauf schnell hinab, ich werde das Unglück, Vreni!"

Heftig blinkerte er mit dem Auge, gar der Strohhalm war ihm aus dem Munde gefallen.

Die Leute wußten nicht, was geschehen sollte, aber sie brachten einen Strick und liefen Mehrere in den Brunnen.

Der Arme hatte noch früher einen Blick gethan gegen die goldige Abendröthe, gegen die dunklen Waldberge, gegen die weiße, stille Dorfkirche und gegen die Menschen — dann hatte er den Eimerbaum seitwärts gestoßen und es ging langsam hinab — von dem Lichte zur Dämmerung, zur Dunkelheit, zur Finsterniß, den schauerlichen Tönen näher.

Der Strick war lang, der Abgrund tief; aber der Strick mußte angeknüpft werden und noch immer zog's hinab, hinab.

Endlich schien die Luft auf dem Grunde oder auf dem Wasser zu sein, der Strick war locker.

Man horchte, man hörte kaum mehr die Laute von früher. Das halbe Dorf hatte sich um den Brunnen versammelt.

Die Mauern und weißen Schindeldächer der Häuser waren röthlich gefärbt von der Abendröthe; die Fensterscheiben leuchteten, als ob alle inneren Räume in Flammen ständen — so deutlich scheidet der Tag: so natürlich macht die Nacht, und dem Mann im Abgrund — wie wird's ihm ergehen?

Endlich tönte aus dem Brunnen ein hohles langgezogenes: „Auf!"

Man spannte den Strick, man zog und zog; die Last war schwer. Schon kam der Knoten, wo die beiden Stricke zusammengeknüpft waren — eifriger zog man, das Seil lag schon am Boden, in unzähligen Ringen und Schlingungen, wie eine endlose Schlange, und endlich —

Malchus kam herauf und in seinen Armen hatte er, bedeckt von Schlamm und Grünspath —

„Martha, meine Martha!" erscholl in dem Augenblick eine grelle Stimme und ein Weib stürzte zum Brunnengeländer, auf das sich Malchus erschöpft mit seiner Beute gesetzt hatte. Nun erst sah er recht, was er trug: ein bleiches, junges, bildschönes Mädchen, dessen lange, feuchte Locken weit über seinen Arm hinabhingen.

Malchus riß die Augen auf, auch das linke und diesmal war es, daß der Mann für einen Moment beide Augen hellicht offen hatte.

Das eine sank aber sogleich wieder zu, als das Weib, eine Nähterin, welche ihr Töchterlein gegen Abend zum Krämer schickte, und es nun so wieder fand, mit demselben laut weinend in das nächste Haus ging.

Aber Malchus ging nach in das Haus und blieb so lange bei dem Mädchen, bis es die Augen aufschlug — die schönen tiefblauen Augen, und bis es die Mutter küßte auf seinen zarten, lächelnden Mund und bis die Mutter sagte: „Martha, du mein liebes, einziges Leben, was hätte ich gethan, wenn du dahin gewesen wärest!

Martha war neun Jahre alt und der Häuslerin einzi-

ges Kind. Zum Krämer ging sie heute, auf daß sie Zwirn und Schnüre hole; spielend mit der kleinen Geldnote hüpfte sie dahin und über den Dorfplatz. Das Lüftchen spielte lieblich in ihren losen, goldlockigen Haaren, aber dasselbe Lüftchen entführte ihr die kleine Geldnote und trug das Papierchen hin und her und über das Geländer des Dorfbrunnens. Und wie nur zu viele Menschen dem Gelde nachjagen und in den Abgrund stürzen, so ging es auch Martha, am Geländer blieb das Blättchen nicht liegen, es schwebte über der Tiefe, das Mädchen langte über — und so kam's.

Unten unmittelbar über dem Wasser blieb Martha mit dem Kleide an einer hervorstehenden Stange hängen. Sie begann schon langsam unterzusinken, noch im rechten Augenblick kam Malchus hinab und — heute hatte er wirklich das Unglück getödtet.

Wie ihm das arme Weib dankte, wie ihn Martha anblickte, da war's doch ein Regen und Bewegen in seinem Herzen, wie noch nie, noch gar nie in allen seinen Lebenstagen.

Als Malchus hierauf der Dorfstraße entlang ging, war es schon so finster, daß er kaum mehr einen Halm fand; als er endlich einen solchen doch wieder zwischen den Zähnen hatte, sagte er zu sich: „Und jetzt geh' ich dem Brechelhause zu, heut' möcht' ich schier ein wenig tanzen."

Aber es wurde an demselben Abend nicht getanzt.

So vergingen einige Jahre und das erwartete Unglück für das Dorf kam nicht.

Malchus war um ein gut Stück heiterer geworden, aber er lebte immer in seinem Dachstübchen und strickte oder that

andere Kleinigkeiten. Zur Weihnachtszeit erhielt er immer ein Packet Wäsche, er wußte nicht von wem; von dem Pfarrer, meinte er anfangs, aber dieser sagte: „Von mir nicht, Freund; ich weiß es wohl, wer dir das schickt, ich darf dir's aber nicht sagen."

Malchus frug auch nicht mehr, sondern fühlte sich recht behaglich in den weichen Leinen und war zufrieden.

Zweimal des Jahres war ein Fest in seiner Stube, da schickte ihm Martha, die indeß zu einer schönen, lieben Jungfrau geworden war, immer einen Strauß schneeweißer Röslein, wie sie im kleinen Garten der Nähterin am Hagebuttengesträuche wuchsen. Der eine Strauß kam immer zu seinem Namenstag, der andere an einem Tag im Spätherbst — der Empfänger wußte es kaum, warum.

Martha hätte ihm die Rosen am liebsten selbst gebracht, aber Malchus sagte einmal zu ihr: „Martha, die Leiter zu meiner Stube ist so gebrechlich, die Sprossen thäten es für dich nicht halten."

Die Sprossen — du guter Bursche — hätten es wohl gehalten, aber dein Herz war auch gebrechlich, das wollte nicht ruhig sein, wenn du Martha sahest; weißt du, dein Herz war geworden wie ein Märchen, das sprach gar mit den schneeweißen Röslein und legte sich sorglich die abgefallenen Blätter in ein Papier zu den zwölf Thalern. Malchus, du bist jetzt fünfundzwanzig Jahre alt, erwerbe dir ein Haus, nimm Martha zum Weib! —

Wohl oft dachte der Jüngling daran, aber mitten in diesem Sinnen fuhr er auf: „Ja, daß leicht das Haus ein-

ſtürzen und ſie begraben thäte unter Schutt und Mist; die Seeſpinne wird doch kein' Ruh geben!"

Und die Seeſpinne gab keine Ruh', wenigſtens nicht im Gemüthe des armen Burſchen; er ſollte nicht glücklich werden.

Martha hatte den guten Jüngling ſo lieb gehabt; ihr Leben, ihr junges, friſchblühendes Leben, ſie hatte es von ihm ſeit dem Augenblick, als ſie im tiefen, ſchauerlichen Abgrund in ſeine rettenden Arme geſunken war.

Aber das nicht allein war es, der Strauß, den ſie dem Burſchen zum Namenstage ſchickte, bedeutete was Anderes. Malchus verſtand es wohl, aber er wollte nichts gewinnen, damit er nichts verlieren konnte.

Marthas Mutter, die Nähterin, war dürftig. Da kam eines Tages Malchus mit ſeinem Wollbeutel, öffnete ihn und legte die zwölf Thaler auf den Tiſch, dann ſuchte er noch eine Weile im leeren Beutel herum und murmelte: „Weiß nicht, aber ich hab' doch dreizehn gehabt!"

„Was machſt denn da, Malchus?" frug die Nähterin.

„Mutter," ſagte der Burſche ſchüchtern und blinzelte ſtark „ich hab' ein Anliegen; ihr könnt euch ſo wenig verdienen, weil ihr ſchon halb blind werdet und die Sachen ſind ſo theuer. Schenkt mir ſo viel Liebe und nehmt die paar Groſchen da!"

Da ſagte das Weib unter Thränen: „Eher in's Grab, Malchus, eh ich einen Groſchen von dir nehmen thät; du biſt viel tauſendmal ärmer als wir, und wir ſind dir viel tauſend Gottesdank ſchuldig!"

Auch Martha ſagte dasſelbe und Malchus mußte ſein

Geld wieder in seine Wohnung tragen. Sein Leben hatte er aber so eingerichtet, daß er nicht nothwendig hatte, etwas von den zwölf Thalern anzubrauchen, so wie er von seinem kleinen Erwerbe auch nichts dazu that, sondern davon seine Bedürfnisse bestritt. Auf diese Art besaß er durch alle die Jahre zwölf Thaler und nicht mehr und nicht weniger.

Wie im Landvolke schon oft alberne Gerüchte herumlaufen, so wurde in dem Wirthshause unseres Dorfes auch einmal Folgendes erzählt:

Jetzt soll draußen im Land ein reicher Graf gehängt werden, der den Landesfürsten hat ermorden wollen. Wie sich aber die großen Herren einander die Augen nicht auskratzen, so ist auch dem Grafen erlaubt worden einen Andern für sich hängen zu lassen. Das soll aber so sein: Der Graf soll zwanzig Lose ausgeben und jedes mit zehntausend Gulden ausstatten; eines von diesen zwanzig Losen sei aber das schwarze, und wer das ziehe, der müsse sich für den Bösewicht hängen lassen. Beim Kreisgerichte nun sind diese Lose zu haben.

„Du meine Welt," meinten Einige, „die Lose wird er doch wohl leicht anbringen. Die Unwahrscheinlichkeit zur Wahrscheinlichkeit, daß man den Fehlgriff macht, ist wie eins gegen neunzehn: dann hat man aber sein Glück gemacht und braucht sein Lebtag nichts mehr zu arbeiten; ich nehm' gleich ein Los!"

„Ei ja, so denkt Jeder von den Zwanzig," versetzte der alte Strohdecker. „Einen erwischt's aber doch — der mag sich wohl ärgern und sagen: aber zum Donner hinauf, warum denn just mich? Und er muß sich hängen lassen."

„Wenn man ſeine zehntauſend Gulden wenigſtens früher verjuxen könnt'," ſagte ein Schneiderlein.

„Drei Tag' haſt Galgenfriſt," belehrte der Erzähler.

„Drei Tag', ſchau, das ging noch, da könnte ich früher noch einen luſtigen Handwerkertanz geben, drei Diandln foppen und meinen Meiſter durchprügeln laſſen."

„Und ich thät mir gleich den Freiherrentitel kaufen," rief der Krämer Anton.

„Du den Freiherrentitel! aber hör' einmal, du biſt ja ein geſchworner Feind der Adeligen!"

„Eben deswegen," ſagte Anton, „dann ließ ich den Baron für den ehrſamen Bürger hängen!"

So redeten ſie halb im Scherz und halb im Ernſt und es gab viel zu lachen über den Gegenſtand. So Mancher ſagte dann in den nächſtfolgenden Tagen, wenn ihm etwas nicht recht zuſammen ging: „Ich's ſchon, werd' wohl müſſen auf's Kreisamt gehen um ein Los."

Es ging aber doch Keiner.

Es ſollte aber doch Einer gehen. Malchus hatte ſich die Geſchichte dreimal erzählen laſſen, dann hatte er noch einmal nachgefragt: „Und das ſchwarze Los hat die zehntauſend Gulden auch?"

Dann war er ſtundenlang auf ſeiner Matraze geſeſſen und hatte mit großem Nachdruck ſeinen Strohhalm zerkaut.

„Werde ich gehängt oder laſſen ſie mich laufen," murmelte er endlich „das Geld bekommt Martha und ihre Mutter. Zwar, es wird kein Zweifel ſein, die Seeſpinne wird mich wohl hängen laſſen, aber ſchon recht, dann iſt ſie mit

nun endlich einmal fertig, und ich bringe auf diese Weise mein elendiglicheſ Leben noch am anſtändigſten weg, weiß ohnehin nichts Rechts damit anzufangen. Ja, ſo wird's ſein."

Dann ſtand er auf, aß ſein Erbſengericht, nahm einen Knotenſtock, verſperrte Alles wohl und verließ den Pfarrhof und das Dorf.

Als er am Häuschen der Nähterin vorüber kam, klopfte er an die Fenſterſcheibe und ſang das Liedchen:

„Zwei Roſſ und ein Wäglein,
Und auf dem Wäglein ein Mägdlein,
Und neben dem Mägdlein ein Bräutigam,
Und der hat ein gold'nes Kleidlein an!"

Dann ſchritt er fürbaß auf der Straße gegen das Kreisgericht.

Als Malchus in das Städtchen kam, begegnete ihm der alte Domini, welcher eben eine Pechtrage auf den Markt gebracht hatte.

„Haſt du auch ein Los geholt?" war das erſte Wort, welches Malchus dem Alten entgegenbrachte.

Der wußte von Allem kein Wort und der Burſche mußte ihm erzählen.

Domini hörte auch ruhig zu, dann aber ſagte er: „Malchus, ich will dir was ſagen, du wirſt kein Los bekommen. Schau, dich kann man nicht hängen, du biſt zu dumm dazu, dich muß man mit einem Strohſchaub erdrücken."

Schier wollte dem Malchus bei dieſen Worten auch das linke Auge aufgehen.

Aber Domini fuhr fort: „Hör' mich einmal, Junge, dieſe ganze Geſchichte von den Loſen iſt erſtunken und erlogen.

Und wenn's wirklich wahr wäre, wer wollt' sich gleich aufknüpfen lassen; das thät ich nicht, nein, und nicht um ein Schloß! Aber sag' mir, hast denn gar nichts zu beißen, weil du auf solche Gedanken kommst?"

„Ich schon," sagte der Bursche, „aber, es gibt noch andere Leut' auf der Welt. Tomini, ich weiß mir völlig nicht zu helfen, dir sag' ich's. Daheim in unserem Dorf kenn' ich ein junges Weib und das wird mich nach und nach umbringen. Ich möchte das oft gern ansehen, aber ich kann nicht, mein Aug' ist sonst nicht schwach, aber wenn ich das junge Weib anschauen will, so ist's, als wollt' ich in die Sonne hineinsehen. Es ist noch völlig ein Kind, aber ich thu' so schwer mit ihm reden, wie wenn ich mit einem König reden thät. Dann, wenn ich so dasteh', wird mir gar der Athem kurz, wie im Fieber, und im Kopf und in der Brust wird mir so heiß, daß ich mein', es ist nicht anders und es trifft mich der Schlag. Ich fürcht' nur, es ist mir was anthan worden, Tomini, und wenn du mir von diesem Weibe abhelfen thätest, das wäre wohl eine große Freundschaft!"

Der alte Pechbrenner sah den Burschen eine Weile an, er konnte schier ein Lächeln nicht lassen.

„Ja, Malchus," sagte er dann, „dieses Weib ist so böse und gefährlich, daß du es heiraten mußt!"

Nach einer Weile entgegnete der Blödsinnige: „Ja, das Zeug ist mir auch schon eingefallen. Aber ich darf doch andere Leut' nicht mit mir in's Unglück bringen."

Tomini sah den Burschen mitleidig an. Er hatte über die armselige Lebensanschauung des jungen Mannes schon unwirsch werden wollen, es war ihm schon ein hartes Wort auf

der Zunge gelegen, aber er schluckte es wieder in sich hinab — der Arme kann ja nicht dafür und kein Mensch auf der Welt kann ihn mehr anders machen. Domini sagte zuletzt nur: „Malchus, thue, wie du willst und magst, ich, der alte Domini, der es immer gut mit dir gemeint hat, sag' dir nur das, thu' nicht sinnen und grübeln, sondern immer nur arbeiten und arbeiten. Kannst du singen? Lerne Lieder und singe; Malchus, das ist das allerbeste Mittel gegen die Seespinne. Das Singen ist ein hochheiliger Segensspruch gegen das Unheil und das Weh im Herzen; mußt das nicht vergessen, Malchus, thu' fleißig singen. Und wenn du einmal in der Noth bist, so weißt mich zu finden. Mir geht's recht gut und dich laß' ich nicht Hunger leiden. Malchus, thu's nicht vergessen! Geh' jetzt heim, wenn ich in deine Gegend einmal komme, so suche ich dich auf."

So gingen sie auseinander und Malchus zog sein blaues Sacktuch heraus und machte einen Knoten in demselben, daß er sich erinnere daran, was ihm der Pechbrenner gesagt hatte.

Und der Knoten blieb jahrelang im Sacktuch und der Bursche trug des Pfarrers Stallmagd, die ihm die Wäsche besorgte, mit großem Nachdrucke auf, daß sie den Knoten im Sacktuche nicht lösen möge.

Er wollte oft singen, wie er es von anderen Burschen hörte, aber er konnte sich kein Liedlein merken; nur eines, wie es Martha gerne sang, hatte er sich eingeprägt:

„Magst zählen die Sternlein am Himmel,
Die Halmlein im weiten Land,
Magst zählen die Tropfen der Wasser,
Magst zählen die Körnlein im Sand

Doch, nimmer mehr magst du zahlen,
Zu kurz ist der ewige Lenz,
Die Schmerzen in meinem Herzen,
Und meine Traurigkeit!"

Dieses Liedlein hatte Martha gesungen, wenn sie auf der Haide oben über dem Berghang die Ziegen ihrer Mutter hütete.

Malchus war auch einigemal strickend über die Haide gegangen, um sich im Walde abgefallenes Brennholz zu sammeln, das er in den Korb that, den er am Rücken trug.

Immer, wenn er an der jungen Dirtin vorüber kam, sagte er: „Thust gaishalten, Martha?"

Und darauf antwortete das Mädchen stets: „Ja, ich thu' gaishalten, Malchus."

Einmal sagte sie aber auch noch etwas Anderes.

„Gib deinen Hut her!" rief sie dem langsam hinschreitenden Burschen zu.

„Geh, Martha," lächelte er „was thätest denn mit meinem Hut, der braune Balg da ist ja schon ganz zerrissen und zerdrückt, die Krempen hängen auch schon herab. Möcht' wissen, was dir so ein alter Fetzen sollt'!"

Er gab ihr aber den Hut doch und sie steckte ein buntes Sträußchen Haideblumen auf denselben.

Und es war doch nicht sein Namenstag und es war auch nicht der Tag im Spätherbst. Es war ein milder Sommertag.

Dem Burschen aber war's wieder so, wie er es dem alten Pechbrenner erzählt hatte. Er drückte schier beide Augen zu; nicht einmal den Strauß sah er recht an, schnell that

er den Hut auf die wirren Haare und schnell eilte er dem Walde zu.

Den andern Tag ging Malchus mit einem kleinen Holzkübel thaleinwärts dem Bächlein entlang. Oft unterwegs zog er seine Wolljacke aus, streifte die Hemdärmel zurück, legte sich am Ufer des Bächleins hin, und langte, wo das Wasser tief war, unter den Rasen. Wenn ihm eine Forelle nur einmal in die Hand kam, entschlüpfen konnte sie ihm nicht mehr; dafür war er eben ein Fischer.

Er hatte sich seit Jahren wohl nicht mehr geübt, aber nun mußte er ja endlich ein Gegengeschenk haben für die Blumensträuße.

Heute hatte der Bursche einen besonderen Vorsatz. Ein Lied hatte er gesungen, dabei war ihm der Gedanke gekommen. Am Abend, wenn er die Fische hintrage, wollte er Martha sagen, daß er sie lieb habe und daß er glaube, es sei gut, wenn sie sein Weib werde, denn er wolle nicht mehr stricken, er sei gegen die dreißig Jahre alt, er habe Kraft, er wolle zu den Holzschlägern gehen und im Walde arbeiten und Geld verdienen für sie und für ihre Mutter. — Das wird er ihr doch sagen können und darauf wird sie ihre Meinung aussprechen und —

„Wart du verblitzter Fischdieb!" rief es plötzlich neben dem hingestreckten Burschen.

Malchus sprang auf. Ein großer, grangekleideter Mann mit einer langen Stange über der Achsel stand da, es war der Fischer.

„Ei schau, der Malchus ist's. Na hörst, wie kommst denn du unter die Pharisäer?"

Der Bursche war wie vernichtet, jetzt erst fiel es ihm ein, daß hier das Fischen für ihn verboten sein könnte.

Nun war er ein Dieb und der Mann treibt ihn vor das Gericht — oh, die Seespinne!

„Laß' es gut sein, Malchus, und geh' jetzt heim, die Forellen, die du da gefangen hast, die schenk' ich dir, laß' sie dir backen und schmecken."

„Will sie nicht!" brummte Malchus trotzig, seinen Strohhalm zerkauend und stürzte den Kübel sammt Wasser und Forellen in das Bächlein.

Als er zu dem Pfarrhofe zurückkam, trat eben die alte Wahlerin aus dem Hause, sie hatte es dem Seelsorger angezeigt, daß ihre Tochter heute aus der Gemeinde fortgezogen sei, um sich in der Fremde einen Erwerb zu suchen. Bei einem Verwandten, der im Kreisstädtchen ein Haus habe, werde sie Dienst finden — es sei so das Beste.

Malchus entgegnete kein Wort, stieg über seine Leiter und als er im Stübchen saß, murmelte er — „Ja, ja, es ist so das Beste."

Dann fuhr er sich mit dem Sacktuch über die Augen. Was doch das für ein Knoten war im halbzerrissenen Sacktuch?

Der Mann wußte es nicht mehr.

Jetzt erst bist du ganz allein, Bursche, die Seespinne, meinst du, sei noch bei dir? — Geh, sing' ein lustig Lied!

Aber der arme Malchus sagte zu sich: „Jetzt wär's schon bald Zeit, daß die Geschichte zu Ende ging' — jetzt hab' ich kein' Freud' und kein Leid mehr auf der Welt."

Aber es kam der Herbst und der Winter und der Frühling und es ging nicht zu Ende.

Da war's an einem Maimorgen. Malchus saß in der dunkeln Kammer am offenen Fensterlein, strickte und sah hinaus auf die Bretterdächer des Wirthschaftsgebäudes, aus welchen die Sonne noch den Thau sog. Die Luft war so frisch und rein und der Himmel so tiefblau. Ueber das Dach ragte der Wipfel einer junggrünenden Esche empor und auf diesem saß heute schon seit früher Morgenstunde ein Kukuk. Er schrie in einemfort seinen hellen, eintönigen Ruf.

Da warf Malchus plötzlich sein Strickzeug weg, lehnte sich an die Fensterbrüstung und sagte mit zitternder Stimme: „Ewiger Gott, jetzt muß es gelten! Sag' mir, du Vogel, wie lange werde ich noch leben? Nenne mir vom nächsten Sylvester an die Jahre!

Der Kukuk schwieg.

„Kein Jahr mehr?" murmelte der Mann, „nicht ein einzig Jahr mehr! schau mich genau an, Vogel, bin noch jung und stark!"

Und es war wirklich, als ob sich der Kukuk gegen ihn wendete. Dann wiegte sich derselbe eine Weile auf dem Ast und endlich begann er zu schreien.

Er schrie zweiundvierzigmal.

Dem Burschen ging schier das linke Auge auf. „Also zweiundvierzig Jahre — und vielleicht noch was dazu? Vogel, sag' mir die Monate!"

Der Kukuk schrie viermal.

„Denn doch über den April hinaus," sagte Malchus mit zufriedener Miene. „Und wie viele Tage schenkst mir noch vom Mai?"

Der Vogel schrie vierundzwanzigmal.

„So wird's am Feſte des heiligen Urbanus für mich zum Sterben ſein; das iſt gerade unſer Kirchenpatron; ich werde doch wohl noch das Hochamt erleben, Kukuk?"

Der Vogel flog ab.

Malchus wendete ſeinen Blick in die Stube zurück; ſein Auge war geblendet, es war faſt ganz finſter. Das Strickzeug ließ er eine Weile auf dem Boden liegen, o, nun war ja noch ſo viele, ſo viele Zeit zum Stricken.

Zweiundvierzig Jahre, Malchus! Haſt du Pläne? wie wirſt du dieſe lange, öde Zeit ausfüllen? — Ach, ſeine Kraft iſt gebrochen, ſein Geiſt iſt lahm, ſeine Liebe iſt weit fortgezogen in die Fremde.

Der Mann zog ſeinen braunen Roſenkranz hervor, zählte zweiundvierzig Korallen ab, machte nach dieſen einen Knoten in das Schnürchen, zählte vier Korallen, machte darauf wieder einen Knoten, zählte nun noch vierundzwanzig Korallen und ſchlang einen dritten Knoten. Die noch übrigen zwei Kügelchen entfernte er und nun bedeutete ihm der Roſenkranz die Zeit, die ihm noch beſchieden war auf Erden.

Seine zwölf Thaler ſuchte er von nun an noch ſorglicher zu verwahren, ſeine Zeit und Lebensweiſe noch regelmäßiger einzutheilen und ſein Leben ſo ruhig und einfach als möglich einzurichten, damit das Unglück nirgends eine Nahrung habe.

So kamen und gingen nun Jahre und Jahre.

Malchus Zacharias Roſenkranz lebte einſam in dem Dachkämmerlein des alten Pfarrhofes. An ſeinem Fenſterchen blühte nie mehr ein Strauß von weißen Roſen.

Nur die Mäuſe, die kleinen, behenden, uralten, grauen Mäuſe kamen von der nachbarlichen Rumpelkammer öfters

zu ihm herüber auf Besuch und guckten ihn helläugig an und wisperten ihm auch oft was vor. Nähere Nachforschungen aber, die ich über diese Historie anstellte, ergaben, daß der Besuch weniger dem Malchus, als seinem Erbsentopfe galt.

Mit den Menschen verkehrte Malchus nur wenig: sie hatten nichts für ihn als Wolle, und sie verlangten nichts von ihm als Strümpfe. Er strickte aber auch Handschuhe, Hauben und Unterjacken, wie er selbst eine trug schon seit vielen Jahren.

Im Sommer ging er die stillsten Wege, die es im Thale gab, am liebsten aufwärts gegen die Haide, wo Martha einst die Ziegen hütete.

Vom Walde trug er wenig Brennholz heim; zur Erwärmung im Winter brauchte er nicht zu heizen, denn dafür hatte er eine Erfindung gemacht. Er hörte einmal, daß schnelle Bewegung der Körper Wärme erzeuge; sofort bat er den Pfarrer, daß dieser ihm die alte Windmühle schenke, die schon lange Zeit unbenützt in der Scheune stand, weil sie keinen Windboden mehr hatte. Diese Windmühle nun stellte der Mann zur Winterszeit in sein Stüblein, und wenn ihn frieren wollte, begann er an der Handhabe zu treiben, daß es sauste und klapperte, und nach wenigen Minuten war ihm ganz leidlich warm und er konnte wieder stricken.

Wohl schienen die Mäuse über ihren polternden Nachbar sehr ungehalten zu sein, denn sie entzogen ihm nach derlei gleichen fürchterlichen Operationen stets auf längere Zeit ihre wohlwollenden Besuche.

Seit mehreren Jahren hatte sich Malchus auch einen anderen, neuen Hausrath anzuschaffen bemüssigt gefunden —

ein Raſiermeſſer, mit dem er ſich nach jedem Neumond regelmäßig ſeinen braunen Bart ſchnitt.

Die Haare aber begann er ſtehen zu laſſen und er wand dieſelben nun, da der alte Filzhut ſchon längſt den Weg alles Irdiſchen gegangen war, wie einen Turban um das Haupt.

Aus denſelben ökonomiſchen Gründen hatte Malchus auch die bereits grau gewordenen Lederſchuhe gegen ſolidere Holzſchuhe vertauſcht, eine Aenderung, mit der die Nachbarſchaft ebenfalls nicht einverſtanden war.

Zum Weihnachts- und Oſterfeſte war er immer beim Herrn Pfarrer zu Tiſche geladen, weil er im Laufe des Jahres dann und wann kleine Kirchendienſte that, aber Malchus fand ſich bei der Tafel nicht behaglich. Der Braten, ei ja, der thät ſchon ſchmecken, das Glaſel Wein auch, aber der Pfarrer ſchaut ihn beim Eſſen alleweil ſo an und die Köchin auch und dann lachen ſie heimlich zuſammen, als ob ſie noch nie geſehen hätten, wie man die Knödeln mit den Fingern aus der Schüſſel nimmt, wie man's daheim in der Fiſcherhütte gehalten. Zu Weihnachten bekam er auch immer noch das Packet Wäſche.

In der Neujahrsnacht langte Malchus immer ſeinen braunen Roſenkranz (für das Gebet hatte er nun einen weißen, aus Steinchen) aus dem Schranke hervor, that eine Koralle weg, warf dieſe aus dem eiſigen Fenſter und ließ ſie hinabrollen über die Schneerinde des Daches, ſo wie das Jahr hinabgerollt war in die Ewigkeit.

Schon viele Kügelchen hatte der Roſenkranz auf dieſe Weiſe verloren, und Malchus war dabei durch ſein ewiges

Sitzen auf der Matraze buckelig und säbelbeinig und mühselig geworden.

Auch sein Turban war nicht mehr dunkel, sondern lichtgrau, wie von hellem Silber.

Im Dorfe und im Thale waren Menschen geboren worden und aufgewachsen. Sie hatten Hochzeiten und Kindstaufen und Begräbnisse gehabt, hatten sich endlich selbst auf das Brett gelegt und Malchus Zacharias Rosenkranz hatte für sie gestrickt. Auch die alte Nähterin hatten sie auf den Kirchhof getragen. Ein fremder Wagen mit zwei Pferden war zum Begräbniß gekommen — ein Mann und eine Frau saßen darin.

Malchus bekam an demselben Tag vom Pfarrer einen neuen Anzug aus grauem Loden und ein silbernes Kreuzlein, das er um den Hals hing.

Es gingen große Ereignisse vor in der Gemeinde, noch größere draußen in der Welt. Für Malchus war es das größte, daß während der vielen Jahre zweimal das Dach des Pfarrhofes gedeckt werden mußte, wobei gräßlich gehämmert wurde, und daß auf dem gegenüberliegenden Dach des Wirthschaftsgebäudes einmal drei Kater rauften, und so wüthend rauften, daß einer davon halb zu Tode gebissen über die Bretter kollerte.

Auch war im Laufe der Zeit jenem Stern, der in den Sommernächten gerade über dem Stallfirst stand, einmal ein so ungeheurer Schweif gewachsen, daß alle anderen Sterne der Nachbarschaft weit auseinander gehen mußten, um dem wüsten Ungeheuer eine Gasse zu machen.

So lebte der arme, alte Mann fort; er wußte schier nicht mehr, wie er in das Dachkämmerlein gekommen war. Er hatte auch vergessen auf den Schreckenstag in seiner Jugend, auch auf den alten Pechbrenner Tomini, und wie dieser gesagt hatte, daß er singen sollte und daß der Gesang der beste Segensspruch sei gegen das Unheil und gegen das Weh im Herzen. Aber der alte Mann hatte endlich ja auch an die Seespinne vergessen, die als unheilvolles Erbe des elterlichen Aberglaubens durch die schönsten Jahre der Jugend hin sich an sein weiches, liebendes Herz geklammert hatte.

Nur das war dem armen Malchus noch: es habe ihm einmal geträumt von einem lieben Mädchen, das auf der Haide die Ziegen gehütet und ihm Blumen gegeben hatte. Das Angesicht dieses Mädchens war wie die Sonne, er konnte es nicht anblicken, und doch hatte er die dunkelblauen Augen gesehen; dann war es wieder wie eine erhabene Gottheit, zu welcher er vor Ehrfurcht nicht sprechen konnte. Und es war doch nur ein armes Kind, das er einst aus einem Grabe gezogen.

Wie Einem doch so wunderlich träumen kann, nicht wahr, Malchus? – Aber sag' einmal, wie viel hast denn noch Korallen an deinem Rosenkranz?

Der Alte mag selbst daran denken, der Grashalm wackelt ihm unsicher im Munde – hat ja schier keinen Zahn mehr. Seit Kurzem hatte er nach jedem Monat ein Kügelchen von der Schnur thun müssen, dann gar nach jedem Tag; so war's, so mußte es sein. Aber er hatte zu gar Niemandem etwas gesagt – sie werden es schon sehen. Drei Korallen sind noch am Schnürchen, dann kommt der letzte Knoten.

Draußen blüht und leuchtet der Maitag.

An der Kirchenthür wird ein großer Kranz aus Tannenreisern geflochten, es werden auch Rosen hineingewoben, rothe und weiße — es ist das Fest des Kirchenpatrones Urbanus nahe.

Unten im Hofe bei den Schweinen ist großer Schrecken, wie er immer war, wenn ein großer Tag herannahte und der Pfarrer für den Festbraten sorgte.

Der alte Malchus befand sich ganz wohl. Schon vor Wochen hatte er die Windmühle in die Rumpelkammer geschoben, wofür er von der Nachbarschaft eine sehr traurliche Segen- und Dankvisite erhielt. Eines der Mäuschen lief dem alten Mann gar auf die Achsel, um ihm ein wenig beim Stricken zuzusehen.

„Sollst halt du meine Arbeit übernehmen," redete der kindische Mann mit dem Thierchen, „ich werde bald ausziehen. Weiß nicht, ob meine neue Wohnung groß und licht genug sein wird zum Stricken."

Malchus holperte noch einmal durch das Thal; er konnte im Gehen nicht mehr arbeiten, er mußte schon den Stock recht fest halten. Heute wollte er sich die Welt noch einmal ansehen, diese Erde noch einmal, den Himmel noch einmal. Ist recht nett beisammen Alles. Die Erde ist grün, der Himmel blau, die Rosen sind roth, die Wolken weiß; das Bächlein funkelt wie die Sonne, und die Luft hat gar keine Farbe, die ist durchsichtig, daß man all das Andere sehen kann. Und die Luft trägt den Duft der Blumen herum und sie trägt den Gesang der Vögel herum. Der Kukuk schreit auch; das wird derselbe nicht sein, der vor mehreren vierzig Jahren auf der

Eiche hinter den Wirthschaftsgebäuden gesessen ist. Derselbe war ein gar gescheidtes Thier! Malchus, das ist ein wunderlicher Morgengang! Und Alles ist so mild gegen dich und weiß nichts davon, daß du sterben mußt — schon in zwei Tagen.

Malchus bückte sich und riß einen jungen, frischen Halm ab und begann an ihm zu kauen.

Zur Haide stieg er auch hinauf; von dieser Haide hatte ihm ja einmal geträumt. Heute nahm er kein Gefallholz mit hinab und ein Bauer, der ihm begegnete, sagte deshalb: „Hab' dir's ein für allemal gesagt, Malchus, magst sie schon nehmen die herabgebrochenen Aeste, brauchst nicht zu fragen."

Am nächsten Tag kamen schon die Krämer mit ihren Tragekästen, schlugen auf dem Dorfplatz Stöcke in die Erde, banden Stangen an dieselben und richteten ihre Stände auf. Kinder standen dabei und sahen zu.

In den Häusern wurde gebacken und geschmort, in's Wirthshaus kamen gar schon vier Männer mit Pfeifen und Geigen; hinten geht eine ungeheure Baßgeige nach; von dem Träger sieht man unterhalb nur die staubigen Stiefel trippeln.

Der alte Malchus Rosenkranz humpelte gebeugt am Stabe durch das Dorf. Er kam von der Kirche, wo er eine Beichte abgelegt und die Communion empfangen hatte. Vor dem alten Brunnen, der jetzt schon lange verfallen war, und auf dem rother Hollunder wuchs, blieb er einmal stehen und sah blinzelnd das frischgrüne Gebüsch an. Dann ging er weiter hinab bis an's Ende der Häuser, wo einmal ein alter Heustadl niedergebrannt war, und er ging weiter des Weges entlang bis zu einem Häuschen, in dem einst die alte Nähterin

gelebt hatte. Dort kehrte er wieder um und ging durch die hintere Dorfgasse dem Pfarrhofe zu. Vor einer Schreinerwerkstatt blieb er stehen und sah durch das offene Thor den Gesellen zu.

Sie hobelten an Läden, die Späne schoben sich durch die Eisenscharte und flogen lustig davon. Dann nahmen sie den Zollstab und maßen. „Nicht ganz sechs Schuh!" sagte der Eine. Dann nahmen sie eine Säge und schnitten schief in die Quer.

„Mit Verlaub zu fragen, was wird denn da gemacht?" sagte Malchus mit fast zitternder Stimme.

„Ein recht wunderliches Ding, Alter," entgegnete der Obergeselle, „ein Bettlein wird's und wer da d'rin liegt, von dem kann man sagen, daß er glücklich ist."

„Verstehe," murmelte Malchus, „werd' auch bald so ein Bettlein brauchen — gar diese Woche noch!"

Da lachten die Schreiner. „Ist ein wenig spät," sagte der Meister, „aber früh genug auch alleweil noch; ich gratulir' dir, Malchus, und ganz umsonst mach' ich dir ein nettes Wieglein, und ich mal' dir auch noch Blumen d'rauf!"

Die Schreiner zimmerten ein Wieglein dem Weber-Josef, der vor wenigen Monaten in den Ehestand getreten war.

Der alte Mann schritt langsam und gebeugt seiner Wohnung zu. Gar mühsam kletterte er über die alte, halbmorsche Leiter. Dann kochte er sich einen Topf Erbsen.

Am Abende desselben Tages saß er lange am Fensterlein und strickte. Er hatte für die alte Einleger-Ploni noch ein Paar Strümpfe fertig zu bringen; 's ist schon gezahlt dafür

und 's wär doch eine Schand', wenn er jetzt, ohne die Arbeit zu vollenden, durchging — in die Ewigkeit!

Auf das gegenüberliegende Bretterdach fiel das milde, bleiche Licht des aufgehenden Mondes. — Wenn er über das Haus herüberkommt und nach Mitternacht zum Fensterlein hereinlugt, vielleicht bist du dann schon so bleich und still wie er — nur wirst nicht so laufen können, hoch oben über das Himmelszelt, wirst blos untergehen — hinabrollen in die Grube.

Auf dem Rosenkranz des Alten war keine Koralle mehr, nur noch der **Knoten** — der letzte Knoten.

Auf dem Eschenwipfel, der über den Dachfirst emporragte, saß ein Vogel. War's wieder ein Kukuk, wie vor einigen vierzig Jahren? wollte er zuletzt gar noch ein paar Jährchen d'rauf geben?

Der Vogel krächzte lang und hohl — es war eine Eule.

Der Alte hörte dem Gekrächze eine Weile ruhig zu, endlich begann er zu brummen: „Ja, ja, ja, ist das eine ewige Kräherei, eine langweilige! weiß 's ja so — hab' gemeint, die Arbeit da brächt' ich noch fertig früher, aber 's wird nicht sein mögen!"

Und er strickte und strickte.

Gegen Mitternacht zog er die letzte Nadel aus der letzten Masche und der Strumpf war fertig. Der Alte machte ein Kreuz über Stirne, Mund und Brust und legte sich auf die Matraze. Seine Glieder waren müde, sein Sinnen war umflort — er schlief bald ein.

Der Mond war über das Haus gekommen, blickte durch das Fenster und auf dem Fußboden lag seine weiße Tafel.

Auf der weißen Tafel ſaß ein Mäuschen und blickte mit hellen Aeuglein den Mond an.

Am andern Morgen, als die erſten röthlichen Sonnenſtrahlen auf den Dachfirſt fielen, läuteten alle Glocken. Mathäus erwachte und ſchlug für einen Moment die beiden Augen auf. Es war das Feſt des Kirchenpatrons Urbanus — jener Tag, von dem ihm der Kukuk keinen Augenblick mehr verſichert hatte. Ei, der Kukuk! dachte ſich der Alte, ich ſteh' jetzt auf und geh' vorläufig in die Kirche; biſt ſchon wieder beim Erbſenſack, du vertrackte Maus? Nu, nu, nur nicht gleich ſo beteten, nag' zu, beiß' zu! und wenn der Rippenhans kommt, ſo ſag' ihm, er möge warten, ich ſei bei der Meſſe.

Dem Alten war wunderlich um das Herz — nicht ſo, als ob er ſterben ſollte, aber faſt ſo, als ob er ſeinen Brautführer erwarte — luſtig war ihm zu Muthe und doch auch ein wenig feierlich. Klar war ſein Denken auch heute nicht, aber ſtatt der düſteren, ſtumpfen Lethargie war eine Art von Berauſchung eingetreten. Mit ſeltener Sorgfalt ordnete er ſeinen Anzug und wand ſeine weißen Locken um das Haupt — von Kronen und Lorbeerkränzen wußte er nichts.

So kletterte er über die hohe Leiter und ging in die Kirche

Da ſtanden die Leute auf dem Dorfplatz, Kopf an Kopf, mit grünen, ſchwarzen, grauen und anderen Hüten; Weiber und Kinder, darunter mit bunten Hauben und Kopftüchern; Alles ſchmuck, ſogar Blumenſträußchen hatten ſie bei ſich auf den Hüten, im Knopfloch oder am rothſeidenen Buſentuch. Und ſie waren fröhlich und plauderten miteinander und ſahen die Marktſachen an, die in den Buden und Ständen ausge-

ſtellt waren, und ſie feilſchten mit den Krämern — und das war ein Summen und Brummen über dem Kirchplatz hin, und darüber lag die Morgenſonne und auf dem Thurme klangen die Glocken und riefen zur Frühmeſſe. Da drängte ſich das Volk der Kirchthür zu — viele blieben auch im Freien ſtehen, oder ſie gingen gar in's Wirthshaus.

Trotzdem war die Kirche voll. Die Orgel war laut und hell — der Schulmeiſter hatte alle vier Regiſter aufgezogen, ſowie der Kirchendiener alle Kerzen, die in der Kirche waren, angezündet hatte. Der heilige Papſt Urbanus, der in ſeinem ganzen goldenen Ornate über dem Altare ſtand und „der den Wein wachſen läßt", hatte zwölf Kerzen und ſein Mantel und der vielbändrige Strauß, den man ihm zu ſeiner blechernen Weintraube in die Hand ſteckte, war in nicht geringer Feuersgefahr, was aber wenig zu ſagen hatte, da der heilige Floriani mit dem gefüllten Waſſerbehälter daneben ſtand.

Das war eine gar vielverheißende Bedeutung, wie die Sonne ſo klar durch die hohen Kirchenfenſter fiel, denn

Urbani Sonnenſchein
Bringt viel und guten Wein!

Zwar im Thale und in der ganzen Gegend weit und breit wuchs kein Wein und die Meiſten aus dem Dorfe hatten in ihrem Leben noch keine Traube geſehen, außer jene, ſo der heilige Urbanus, der „Weinpatron", über dem Altare in der Hand hatte. Aber das will nicht heißen, daß in der Gegend kein Wein getrunken wurde. Ging doch der Pfarrer mit dem Beiſpiele voraus, und trank ihn am Altare; wie er dann auch predigen mochte gegen das Laſter der Völlerei und

Trunkenheit, vergeblich war's; nach der Predigt gingen sie in's Wirthshaus und lobten beim Weine den Pfarrer, „der gar so scharf und kräftig predigen kann."

Auch heute während der Messe und des Hochamtes denken die Burſche und Männer, die in der Kirche ihren Rosenkranz wickeln und drehen und bereits zum drittenmal abbeten, schon ein wenig an die Gläser, die sie Nachmittags füllen und leeren werden und die — sollten sie über diese Zeit hinaus noch ganz bleiben — auch morgen noch füllen und leeren werden. Musik wird auch dabei sein, Weiber und Mädchen werden auch dabei sein; dann, wenn es recht lustig ist, wird ein wenig geschimpft, ein wenig gestritten und ein wenig gerauft — eines rechten Kirchtags wegen lohnt sich's allerwegs, daß man ein paar Köpfe einschlägt.

Schon in der Kirche denken sie daran, die Reihen des Dorfes und da beginnen sie wohl gar an dem Rosenkranz zu zerren und zu reißen, bis die losen Kügelchen mit allen ihren Paternosters lustig auf den Boden kollern.

Beim Hochamte war's heute wacker zugegangen, besonders auf dem Chore, die langweilige alltägliche Orgel mußte schweigen, jetzt hatten die Klarinette und die Waldhörner und die Pauken ihre Herrlichkeit, und wahrhaftig, die blieben nicht müßig — ihre Aufgabe war es ja, die Trommelfelle aller anwesenden Ohren auf das Festlichste zu rütteln. Man wollte aber einmal behaupten, der hölzerne Papst auf dem Altare habe gar kein Trommelfell in seinen Ohren; lächerlich, als ob er ohne solches die Stimmen der Andächtigen hören könnte, die ihn betend und singend verehren und um Glück und Wein bitten! —

Endlich war der Festgottesdienst vorüber und Alles drängte sich in das Freie; nun sollten sofort die Gedanken von den Gläsern und so weiter der Verwirklichung entgegengehen.

Unser alter Malchus suchte sich auch allmälig durch die Menge zu winden. Man warf ihm sogar Kreuzer zu, die er aber nicht auflas und für die er nicht dankte.

Eine Bäuerin bat ihn, daß er ihrem Töchterlein ein Wollenjopplein stricke, er aber sagte nicht zu, er bleibe nicht im Dorfe, meinte er, es werde noch heute Jemand kommen und ihn mit fortnehmen.

Noch ging der Alte heute ein wenig durch das offene Thor in den kleinen Kirchhof. Da war Alles so grün und frisch, kaum eine Gräbererhöhung war zu bemerken — in der Gemeinde war schon seit Langem Niemand gestorben.

Vogelsang und Jubel war da. An einem verwitterten Grabstein spielten Kinder und legten bunte Steinchen auf denselben und bauten aus diesen Steinchen eine Pyramide gar geschickt und sorgfältig, und sie hielten schier ängstlich den Athem an sich, daß der nette Bau nicht zusammenfalle. Wie sie aber das letzte Steinchen auf den Gipfel legten, da kam dennoch Alles in's Rollen, die Pyramide glitt auseinander und die Steinchen rollten über das Grabmal zur Erde, und dann jubelten die Kleinen erst recht.

Warum jubeln die Großen nicht, wenn ihre Pyramiden, die sie sorgsam auf Grabsteine bauen, plötzlich zusammenstürzen?

Als Malchus in sein Dachstübchen zurückkam, blieb er einen Augenblick an der Thür stehen. Es war ein fremder

Mann da. Er war dem Fenster zugekehrt, stützte sich auf die Brüstung und sah in den blauen Himmel hinaus.

Er war sehr gebückt, hatte einen grauen Pelz an und die wenigen Haare, die von seinem kahlen Kopfe über das Genick hinabhingen, waren schneeweiß. Der Mann war uralt.

Aha, da ist er schon! dachte Malchus, ging dann auf den Fremden zu, der ihn noch nicht bemerkt hatte, und zupfte ihn ein wenig am Pelz. Der Alte kehrte sich langsam um.

Er hatte keinen Zahn mehr im Mund, das Kinn stand hervor, die Nase war spitzig, die grauen Aeuglein lagen ziemlich tief, obwohl sie noch Feuer hatten, wie auch die Wangen noch frisch geröthet waren.

„Dennoch wohl, dennoch wohl!" sprach er nun, als er Malchus erblickte, in fast unverständlichem Tone, „du, Junge, jetzt schau, ich bin aber keck gewesen, gelt? Nun, daß ich halt so heraufgekommen bin da in deine Stub'. Hab' wohl gewußt, daß du in der Mess' bist; hätt' auch können hineingehen, aber weißt, Junge, mag nicht recht, bet' meinen Herrgott lieber unter den alten Waldbäumen an, wenn ich schon mit ihm allein bin. Du schaust so' kennen wirst mich doch wohl noch? — bin ja der alte Domini, ich, hi hi!"

Malchus glaubte, er träume. — Das wird doch wohl nicht der Pechbrenner Domini sein, den er vor Zeiten als alten Mann gekannt hatte! Oder doch, ist dieser seiner Ahnherrn' entstiegen, um ihn abzuholen? Wohlan, Malchus war bereit. —

„Siehst du, Malchus," sagte der Fremde, „dort auf dem Eichenwipfel sitzt ein kohlschwarzer Rabe. Der ist ein Stammvater, von dem gesagt wird, daß er zweihundert Jahr alt

werde. Hab's noch lange nicht so weit gebracht, bin erst ein wenig über hundert, aber wir zwei werden es schon noch so weit bringen, Junge."

„Ei, versteht sich," entgegnete Malchus fast ironisch. „'s ist nur schad', daß vor einigen vierzig Jahren ein anderer Vogel auf dem Wipfel dort gesessen ist. Wenn du aber der Domin bist — sei nur so gut und mach' nicht viel Umstände, ich weiß es ja — auf meinem Rosenkranz ist der letzte Knoten."

„Red' nicht so kindisch; pack lieber deine sieben Sachen zusammen; wirst heut' mit mir gehen müssen. Mit dem Pfarrer hab' ich schon gesprochen, Malchus — wirst kaum mehr zurückkommen in dieses Dorf!"

Was hatte der alte Malchus Zacharias Rosenkranz zusammenzupacken? Seinen Wollenbeutel nahm er und seinen Stock, dann war er fertig. Er ließ voran über die Sprossen hinab; als Domin nachkletterte, brach die Leiter, der Greis erhielt sich noch glücklicher Weise an einem Nagel, sonst hätte er sich wahrscheinlich den Hals gebrochen.

Zur selben Stunde schritten die zwei alten Männer aufeinander gestützt langsam durch die Dorfgasse. Viele Leute blickten ihnen nach. Mehrere folgten sogar und aus dem Wirthshause klang die Tanzmusik.

Wohl blieb Malchus noch einmal stehen und sah zurück, aber er dachte kaum an das, was kommen sollte, sein Geist war wieder in dumpfer Stumpfheit versunken.

Am Ende des Dorfes, wo das Häuschen der Kähterin stand, war Roß und Wagen. Der Amtmann, der dabei war,

bei den beiden Greisen in den Wagen und dann rollte das Gefährte davon.

Malchus fuhr sich mit dem Aermling zweimal über die Augen, er öffnete auch das linke zu Zeiten und sah in die Gegend hinaus und sah seinen wunderlichen Gefährten an. War's denn doch wohl der alte Tomini? — Malchus fühlte sich heute gar nicht behaglich; er hatte früher vergessen, einen Halm aufzulesen und jetzt wußte er nicht, an was er kauen sollte. Einmal öffnete er seinen Wollenbeutel, zählte die Thaler und murmelte dann vor sich hin: „Wo hab' ich denn doch den andern gelassen? es müssen dreizehn gewesen sein!"

Gegen Abend, als im Thale schon die Schatten lagen, ließ der alte Tomini vor einem Wirthshaus halten; nach einem Imbiß ging das Fuhrwerk weiter. Es kam die Nacht, sie fuhren über öde Auen und durch finstere Wälder. Malchus saß in sich versunken da. — Jetzt war der Tag vorbei — vorbei mit Allem — oder der Kukuk mußte sich verrechnet haben. —

Und der Kukuk hatte sich verrechnet.

Als die Sonne aufging, stand Roß und Wagen still und da war ein See und an beiden Seiten desselben standen rothe Felswände und spiegelten sich im dunkeln Grunde. Am Ufer des Sees stand ein neues Haus in Schweizer Styl gebaut und vor demselben lag ein heiteres Gärtlein.

Tomini führte den Malchus gegen das Haus und sagte: „Wir zwei sind wohl ein wenig alt, aber da ist Alles wieder jung geworden, sieh' ich. Mich däucht, Malchus, du hast dem Pechbrenner Tomini vor fünfzig Jahren einen Thaler geschenkt, weil der der Jüngste war, und mich däucht, der Pechbrenner

Domini hätte mit demſelben Thale zu hauſen und zu wirthſchaften angefangen, und mich däucht, er hätte dann dieſes Haus da bauen laſſen, daß du eine Ruhſtatt hätteſt für deine alten Tage. Jetzt, Malchus, ſchau ein wenig nach, ob's denn wohl ſo iſt!"

Und als ſie in das Haus gingen, da ſtand ein Weib vor der Thür und da reichte dem Malchus liebevoll die Hand, und der Malchus, ei, der hat ſie gleich erkannt. Alle zwei Augen waren ihm offen — hellicht und freudig offen, er lachte, er löſte ſeinen Turban auf, daß die Haarſträhne ſchlängelnd über die Schultern wallten, und er breitete die Arme aus und rief laut und herzinnig: „Martha!"

Und dann gingen ſie in die Stube, in die freundliche Stube mit den großen Fenſtern, durch welche die Fülle des Sonnenlichtes auf den glatten, getäfelten Fußboden und auf den gedeckten Tiſch ſtrömte.

Das iſt nun dein, Malchus, glücklicher Malchus, für den der Freund geſorgt, den das Liebchen nicht vergeſſen. — Martha hatte einen Mann gehabt, hatte viele Jahre glücklich mit ihm gelebt. Als er ſtarb, war ſie wieder allein, wie ehdem. Sie hatte ja nicht einmal eine Mutter mehr. Nur ihr armer Lebensretter war noch in der Welt, recht verlaſſen, vergeſſen. Aber nein, vergeſſen nicht, ſie dachte ja an ihn und ſie wollte dem alten Mann ihre noch übrigen Lebenstage weihen zur Pflege und zur liebevollen Bewahrung.

Malchus freute ſich wohl darüber, aber — — dann ging er hinab zum See, dann hörte er dem Unke zu, dann ging er wieder in's Haus, kletterte auf den Dachboden, ſchlang

ſich den Turban ſeiner Haare wieder um das Haupt und ſetzte ſich auf einen Holzſtrunk.

Dort ſaß er Stunden und Stunden und drückte das linke Auge zu und kaute an einem Halm. —

Die Geſchichte iſt hier zu Ende.

Das Gebirge, wo ſie ſich zugetragen hat, iſt eine der herrlichſten Gegenden der Alpenwelt unſeres Vaterlandes. Heute wird dieſe Gegend beſucht von vielen hundert Fremden aus großen Städten ferner Länder. Da freuen ſich die Großen und die Kleinen. Und dennoch gibt es auch heute noch Menſchen dort, denen es nicht viel beſſer geht, wie einſt dem armen Malchus. In Wahnwitz und Vorurtheilen befangen, kriechen ſie thatenlos durch das Leben, nichts zu gewinnen wagend, um nichts verlieren zu können.

Die drei alten Leute lebten noch eine Zeit im Hauſe am See. Es war kein großes Leid im Hauſe und auch keine rechte Freude. Martha ſtarb zuerſt und nicht lange darauf trug man auch den Tomini hinaus. Nur Malchus blieb übrig — noch jahrelang. Er ſtrickte wieder und er aß wieder ſein Erbſengericht. Noch im letzten Frühling ſaß ein Kukuk vor ſeinem Fenſter und ſchrie unzähligemal: „Kukuk!“

Da warf der Alte einen Stein nach dem Thiere und rief: „Gehſt mir einmal fort, du ſchreckliches Weſen — Gee ſpinne du! Ich mag nicht ewig leben!“

Maria unter der Linde.

„So wär' es denn in Gottesnamen wieder Samstag und Feierabend. Und für mich schon gar, für mich hat die Werktagszeit ein Ende, und der Feierabend, der jetzt anhebt — wie lang wird er währen?"

Das war ein junges, liebliches Mädchen, welches so sprach. Es trug zwar das blaue Röcklein, wie es die Weiber des Bauernstandes gerne anhaben, und das braune Kopftüchlein, das die schönen, zarten Locken neidisch verdeckt, während draußen die Vornehmen, die gar nicht mehr Weiber und Frauen, sondern „Damen" heißen wollen, so gerne mit fremden Haaren prahlen. Aber es hatte ein schneeweißes, weitärmeliges Hemdchen an, das bis hinter die Ellbogen mit den Grübchen zurückgestreift war, damit es nicht in der Arbeit hindern konnte. Das Mädchen ging nämlich just von der Wiese heim und trug noch den Futterrechen über der Achsel.

Ein schönerer Name wächst und blüht nicht auf der ganzen Welt, als wie ihn das hübsche Kind zu eigen hatte. Rosa hieß es. Es fällt Einem bei diesem Namen so leicht die frisch aufblühende, sich sehnend der milden Wärme des Lebens erschließende Jungfrau ein.

Wäre ich so ein Mädchen, so lieblich hold und innig mild und thauig, und trüge so einen Namen, allsort müßt'

ich zum Schild ein hellrothes, flammendes Röslein im Haar haben. Rosa hat es wohl auch gerne so gehabt, aber jetzt hat sie das Röslein abstreifen müssen, nur die Dornen sind noch stecken geblieben — davon könnte sie sich jetzt eine Krone flechten, wie sie der Heiland trug.

Der Abend war so warm und rein und lauschig, die Grillen hüpften und zirpten auf den Halmen und erfreuten sich sicherlich an dem Duft des bleichenden Grases. Die Höhen der Waldberge leuchteten im güldenen Schein der Abendsonne. Hinter den Wäldern ragten die lichten Felswände zur klaren, unendlichen Himmelskuppel empor. Man hätte kein Wörtlein vom Kalender, und gar kein Pünktchen Zeitrechnung zu wissen gebraucht; nur die Augen aufgemacht, die Natur angeblickt, und gleich hätte man gewußt, es ist heilige Feierstunde, es ist Sonnabend.

Töne einer Klarinette schwammen durch die Luft. Rosa wollte darauf nicht achten, sie beschleunigte ihre Schritte, um zu ihrem Hause hinan zu gelangen. Das stand auf dem Hügel zwischen Linden und Eichen, über welchen sanft und zart der abendliche Rauch aufstieg.

Hinten drein dem Mädchen kam ein flinker Bursche mit Knielederhosen, grünen Strümpfen, hohen Bundschuhen, mit rothem Brustfleck und einem lustigen Hütchen; den grauen Rock hatte er ausgezogen und trug ihn über einer Achsel; über derselben Achsel trug er auch eine Heugabel. In der Hand hatte er das Instrument, das gerade vorhin zu hören war. Jetzt war es mäuschenstill; der milde Abendhauch entlockte ihm keinen Schrei und keinen Jauchzer, wie früher die kräftige Lunge des Burschen.

„Du mein tausend liebes Pfeiflein," sagte nun dieser lustig, „wenn du einmal jodelst, so tanzen alle Heuschöber, so fangen alle Engel im Himmel zu hupfen an, und gar der heilige Petrus gibt ein Trinkgeld her!"

Dann eilte er einem großen, dichtbuschigen Lindenbaum zu, der auf der Anhöhe stand und an dessen gewaltig umfangreichen Stamm ein altes, graubemoostes Muttergottesbild hing. In dem Geäste dieses Baumes hatte der Bursche Drosselschlingen aufgerichtet. Das war so ein kleiner Nebenerwerb und ein unterhaltlich Spiel dazu. Nur des letzteren wegen mochte er's thun, denn oft, wenn ihm so ein Vögelchen in die Falle gegangen war, ließ er es wieder frei: „Flieg' hin und flieg' her in der freien Luft, flieg' für mich; Unsereins hat eh' keine Flügeln!"

Als er heute zur Linde kam, holte er das Mädchen ein. Er hatte ihm schon gepfiffen; aber Rosa war nicht stehen geblieben, hatte nur allfort so zu Boden gesehen, als gäbe sie acht, daß sie keine Ameise und kein Käferchen zertrete.

„Wir thäten zusammenpassen," rief ihr der Bursche zu, „ich schau was fliegt, und du schaust was kriecht. Weißt heut' kein Liedl, Rosa?"

Mir hat's mein' Stimm' verschlagen," entgegnete das Mädchen ohne aufzublicken.

Da hub der übermüthige Junge an zu trillern:

Und hätt's mir gleich mein' Stimm' verschlagen,
So thät ich blasen und Zither schlagen,
Die Samstagnacht, die Samstagnacht,
Wo jede Grill' ihr Liedl singt,
Wo jeder Bursch zum Diandl springt,
Und gar die Heuschreck Musik macht!"

„Ich bitt' dich gar schön, Peter, hör' mir auf!" sagte nun das Mädchen, blieb stehen und blickte den Burschen verwirrt an. „Ich kenn' mich nicht aus, mag dein Singen und Blasen nicht leiden, es thut mir davon der Kopf so weh, es bebt mir die Brust zu zittern an." Dann wendete sie sich weg und klagte es heimlich dem Baume: „Mein Herz möcht' zerspringen, hör' ich ihn spielen."

„Wenn du's nicht leiden kannst, ich kann's ja lassen," versetzte der Bursche halblaut und schob die Klarinette in den Sack. Dann aber trat er ganz nahe zum Mädchen und hob mit beiden Händen ihre niederhängende Rechte auf und frug leise: „Hast es bedacht? Lass' mich nicht mehr lang warten. Rosa, schau, beim Warten kriegt gar der ewige Jud' weiße Haar. Wofür wären wir aufgewachsen zusammen, wofür thät ich dienen in dein' Vater sein' Haus, so wie man sagt, daß der Jakob gedient hat für seine Braut? Wegen was thät ich mein klein erspart Sackel nicht gleich vertrinken und verspielen, thät ich nicht allerwege auf was Besseres warten. Du weißt recht gut, Rosel, auf was ich wart'!"

Darauf entgegnete das Mädchen: „Du redest unbesinnt daher, hast leicht wohl geschlafen seit Peter und Pauli? Hast es nicht gehört singen von den Spatzen auf dem Dach? Solltest es wohl wissen, daß ich in ein Haus gehe, wo Sonntag ist aller Weile."

„Rosel, aber da nimm mich mit!" jauchzte der übermüthige Bursche auf.

„Ja, das ist kein Sonntag für einen Hupf ins Feld — das Kloster ist ein kalter, bleicher, versteinerter Sonntag."

„Ah geh'," versetzte der Junge fast spöttisch, „also in's

Kloſter willſt hinein. Haſt recht, dort brauchſt nicht zu ſchwitzen im Heu und beim Kornſchnitt, dort haſt ein' Schatten!"

Da ſchlug das Mädchen die Augen zu Boden. „Wärſt leicht auch mein Feind, der mir das noch ſchwerer machen will, was ich ſo ſchon nicht ertragen kann."

„Wer mehr trägt, als er mag, der iſt ein Narr, hat mein Vater gern geſagt," verſetzte der Burſche ernſthaft. „Wirf's ab, was dich drückt, gleich iſt dir leichter. — In's Kloſter! bei meiner Treu, was die Leut' heut' zu Tage für närriſche Gedanken kriegen! — Schau, Roſel, daß ich dir's ſag', du biſt eine ſaubere, eine rechtſchaffene Dirn, du arbeiteſt für drei und denkſt für zehn. Wie der lieb' Herrgott deine Händ' hat erſchaffen, da hat er nicht gemeint, daß du mit den Fingern allfort Roſenkranz zupfen ſollſt; und wie er dir das Köpfel da aufgeſetzt, ſo hat er an eine rührſame Hauswirthin gedacht, und wie er dir dein röſerlads Herz hat eingelegt — denk' noch, Roſel, was mag dem lieben Herrgott dabei eingefallen ſein? — Bei meiner Seel', ſchad' wär's um dich!"

Die letzten Worte waren wie im Schmerze herausgepreßt. Roſa ſah den Burſchen mit ihren großen, dunkeln Augen an; ſie wußte nicht, wie ihr war, ſie harrte auf ein erlöſendes Wort von ſeinem Munde. Aber es gab ja keines, und der Peter ſchwieg jetzt ſelbſt und ſtieß ſeine Heugabel unwirſch in den Erdboden.

„Meinſt, ich hätt's nicht auch ſchon bedacht?" liſpelte Roſa und zupfte ein Heuhälmlein von ihrer Schürze weg, „aber es bleibt mir kein Ausweg. Ich bin verſchenkt. Mein

Vater hat mich in einer bösen Stund' versprochen in's Haus Gottes hinein. Wollt' er jetzt sein Wort auch wieder zurücknehmen, er könnt' leicht Schaden haben an seiner armen Seel'. Ich selber will mich nicht fragen, will mir denken, die Kirchenglocken klingen tausendmal schöner wie die Kühglocken — freilich wohl . . ." Sie brach ab, sie schloß die Augen und murmelte: „Wie ich die lieben Vieher vergessen werde, das weiß ich nicht. Die Scheckl (gebräuchliche Benennung für eine scheckige Kuh) schon gar — wer bringt ihr den Klee, wer wird's bedenken, daß sie den Sauerampfer nicht mag, wer legt ihr die Streu, wie ihr's recht ist." Dem Naturkinde lugt der Humor zuweilen auch in bitteren Stunden über den Zaun.

„Und meinetwegen schaust gar nicht um?" sagte der Bursche, „'s kann sein, 's hätt' mich mein Vater auch verschenkt. Kosel ich geh' mit dir!"

Da lachte das Mädchen überlaut auf: „Möcht' wissen, zu was Ein's dich brauchen thät!"

„Weißt, Dirn," rief der Peter sehr ernsthaft, „weißt, 's gibt kein Käferl auf der Gassen und kein Sandkörnlein auf der Straßen, das kein Anwerth hätt'. Zu was Ein's mich brauchen thät? Die Meßnerei studier' ich! Du singen und beten in deiner Zellen, ich dazu den Glockenstrick reißen von Frühmorgens bis in die spät' Nacht hinein — du, wir thäten was ausrichten, und angreifen müßt's beim Herrgott eben."

Da sah sie ihn wieder an, sie wußte wahrhaftig nicht, war der Bursche so schauderhaft übermüthig, oder in der Verzweiflung.

„Mich bringst nimmer weg von dir!“ rief der Peter jetzt, „Rosel, magst mich denn gar nicht!“

. . . . „Feind will ich dir nicht sein,“ hauchte das Mädchen; da sank das Köpfchen wohl ganz nieder auf die Brust.

„Feind willst mir nimmer sein!“ jauchzte der Bursche, „und nachher red' ich mit deinem Vater, den ruck' ich mir schon zurecht!“

Da hat's wohl ein Küßchen gegeben, und der Peter ist davongelaufen wie entzückt und verrückt.

Das ließ sich freilich gut erzählen; aber wie das Mädchen nun so dastand und dem Davonjohlenden nachblickte, sagte sie zu sich: „Wenn er zu früh schreit, so wird er zu früh heiser. — Sauber gewachsen ist er wohl . . . .“ Plötzlich schreckte sie aus ihrem Sinnen auf: „Was steh' ich da und hab' närrische Gedanken und vergeß' gar auf meine Arbeit. Ich seh's schon, für die Welt taug' ich nimmer. Die Schecklo wird freilich wohl dreinschauen; will ihr's schon ausreden, sie wird es einsehen — ist ein gescheidtes Vieh.“

Von der Ferne klang die Schelle; Rosa jagte die drückenden Gedanken davon, und sang das Lied:

„Das Vandleben
Hat Gott gegeben
So heiter und froh
Darum treiben
Die Weisen
Das Vandleben
So hoch
Auf den Bergen
In den Thälern.

Auf den Wiesen
Im Grün,
Da fliegen
Kleine Englein
Mit Roselein hin.
Sie kommen
Wohl her aus
Dem himmlischen
Paradeis ...."

Die Sängerin hielt inne. Sie sah vom Hause her ihren Vater nahen, da durfte sie nicht schweigen im Preisgesang des Landlebens. Das Lied war keine Klosterglockenweise. Rosa ging durch den Gadern gegen die Halde und rief und lockte die Herde zum Heimzug.

Das war der alte wohlhabende und angesehene Brandsteiner, der vom Gehöfte her nahte. Er sah nicht gut aus. Rauh und derb wie sein Anzug war seine Gestalt, waren seine Bewegungen. Er war gebeugt, das grauende Haar hing wirr über die schründige Stirne nieder. Er rauchte ein kurzes Pfeiflein, aber seine Lippen waren trocken und seine Hand, die das Zeug hielt, zitterte.

Das mußten schwere, laute Gedanken sein, die ihm das Lied seiner Tochter überhören machten. Er kam bis zu der Linde heran und murmelte neben dem Holzstummel hervor: „Schon ein' sackrisch zuwidere Geschicht' das. Sein Lebtag ist's wahr, daß Ein's zu früh nichts versprechen soll." Er wendete den Kopf ein wenig gegen das milde Firmament empor: — „Von morgen an ist der alt' Brandsteiner allein auf seinem Hof. Das Weib liegt im Kirchgarten, die Dirn ist davon." — Er biß und zog an dem Röhrchen, kein einzig

Wölkchen mehr, das Feuer war ausgegangen. „Willst nicht brennen, so laß es bleiben!“ brummte er und warf das ganze Rauchzeug zu Boden.

Dann stützte er sich vorgebeugt auf seinen schweren, dicken Birkenstock. „Die Dirn sagt nicht ja und nicht nein. Irr tumm Einer werden. — Aber er wird schon Recht haben, mein Bruder der Pfarrer, was eine Schickung ist, das ist eine Schickung; gegen unsern Herrgott kommt Einer nicht auf, der geht seinem eigenen Kopf nach, — allweg seinem eigenen. Wird schon Recht haben: wird auch 's Beste sein.“

Er brach seine Betrachtung ab. Im Schachen dudelte die Klarinette lustig, lustig war die Weise, aber nach und nach wurde sie gemäßigt, völlig ernst und endlich gar betrübt; es war wie übermüthige Freude, wie ein Wenden und Verlieren, wie ein Klagen, wie ein Sehnen und endlich wie ein Entschlummern. Auf einmal aber noch ein helles, freies Aufjauchzen — dann war es still.

Der Alte hatte gehorcht, hatte die beiden, schwerfälligen Hände gegen den Kopf erhoben und gebrummt: „Blast mir der Bub schon wieder das G'fangel — er kann's halt nicht lassen. In meinen Augen dürfen sie mir kein Wasser sehen und jetzt schon gar am allerwenigsten. Aber es ist halt das G'fangel von meinem Weib — Gott tröst' ihr' Seel'!“

Als hernach der Peter mit seinem schweren Anliegen zögernd herankam, sagte der Alte gutmüthig grollend: Hab' nichts dagegen, Bub, wenn du das Stückel blast — kann nichts dagegen haben, aber in Ehren halt' mir's und nicht zum Zeitvertreib brauch' mir's. Wirst mir's nicht glauben, Peter, aber es ist richtig, das G'fangel hat mich und mein

Leib zusammengebracht vor fünfundzwanzig Jahren. Wie oft haben wir's miteinander gesungen, bis der Schaufelmann den Takt dazu hat geschlagen. — Ei, geh' mir weg mit solchen Geschichten!"

Er fächelte mit der Hand in der Luft herum, daß er die trüben Gestalten verscheuc. „Insoweit recht, daß du da bist," sagte er hernach zum Burschen, „hab' dir sagen wollen, daß du mir morgen auf dem Kirchplatz um eine neue Dirn umschaust."

Der Peter war ja Brandsteiner's Oberknecht.

„Um eine neue Dirn?" versetzte er trotzig, „das thu' ich nicht."

Der Alte sah verdutzt d'rein. Acht Jahre hatte ihm der Bursche treu und fleißig gedient, und jetzt ein solches Wort!

„Die Rosel geht fort," sagte er halblaut.

Anfangs hub der Peter jetzt mit guten, gefügigen Worten an, als der Alte dabei blieb, daß der Oberknecht ihm morgen um eine neue Dirn umsehe, da rief der Bursche:

„Brandsteinbauer, heut' ist Samstag und ich verlang' meinen Feierabend; für den Sonntag gebt ihr mir keinen Lohn und daß ich euch um eine Dirn umschau, das thu' ich nicht. Warum nicht? — weil ich keine find' für die Rosel, weil keine gewachsen ist, weil in der ganzen Welt keine auf steht für die Rosel, weil es eine Sünd' und Schand' ist, Bauer —"

„Bist mir still!" fuhr der Alte d'rein.

„Nein, ich red'! oh, jetzt ist Feierabend, da bin ich mein eigen' Herr und nicht euer Knecht, und ich trau' mich wohl, daß ich euch sag': wenn ihr das Rosel in das Kloster

ſchickt, ſo habt ihr kein Gewiſſen und kein Herz im Leib, ſo betrügt ihr den Herrgott im hohen Himmel oben, ſo raubt ihr euch ſelber aus, ſo bringt ihr auf eine ſaubere Manier euere Tochter um's Leben. Und ich bleib' keine Stund' mehr in euerem Haus, und ich geh' zum Gericht und verklag' euch; und ich geh' zum Pfarrer, daß er euch nicht losſpricht bei der Beicht', und ich —" er ballte ordentlich die Fäuſte, „ich geh' zu meinem Namenspatron, dem heiligen Petrus hinauf, daß er euch zur letzten Stund' die Himmelsthür verriegelt, und ich — bei Gott und allen Heiligen, das größte Unrecht iſt's auf dem weiten Erdboden!"

Der Alte ranz die Hände. — „Jeſus," brach er aus, „ſie verfluchen mich! und ich kann's nicht ändern bei meiner armen Seel', und wir wiſſen uns all miteinander nicht zu helfen!"

Mit dumpfer Stimme entſchuldigte ſich der junge Oberknecht für das grobe Wort, aber es habe heraus müſſen, es hätte gebrannt im Herzen wie glühende Kohlen.

„Könnteſt leicht mein beſter Freund ſein, Peter," ſagte der Bauer gemildert, „meinen thätſt es nicht ſchlecht, aber verſtehen thuſt es nicht. Ich verſteh's ja ſelber nicht; 's iſt Keiner auf der Welt, der's wenden kunnt'. — Da," — er zeigte gegen das Muttergottesbild am Stamme der Linde, „ſchau' an dieſes Kreuz; da hab' ich's gelobt vor fünfundzwanzig Jahren, daß die Roſel in's Kloſter geht. — Nicht auf der Welt, meinſt, iſt ſie damalen noch geweſen? Schreiſt auch gleich ſo herriſch darein, wie ein Unhold. Laſſ' dir's erzählen; 's ſteht dir gut an, hörſt du ihm zu, dem alten Mann. Allfort billiger iſt das Hören, wie das Erfahren."

Der Bauer ſtützte ſich feſter auf ſeinen Stock; die

Blätter des Baumes flüsterten sich Stille zu und huben an zu lauschen.

Der Peter horchte auch, er wußte wohl, wenn der Alte einmal erzählte, so war's der Mühe werth, daß man die Ohren aufmachte.

„Zu derselbigen Zeit," hub der Brandsteiner an, „wie ich im heiligen Brautstand gewesen bin, ist unten auf der Bachwiesen, wo ihr heut' das Heu habt geschöbert, noch der finstere Wald gestanden; die ganze Gegend ist eine halbe Wildniß gewesen. Rechtschaffen gern bin ich gegangen zu meiner Braut in's Dörfel hinab, und so ist die finstere Nacht da, wie ich heraufsteig' zu meinem Haus. Da ist einmal — kannst mir glauben, Peter, dieselb' Stund geht mir mein Lebtag nicht aus dem Kopf — ist einmal, wie ich so daher tritt', hinter mir ein Gehetz' und mächtiges Pfnausen gewesen — saust mir ein großmächtiger Bär nach. — Ich, das weißt, heb' dir an zu laufen, verlob' mich in der Geschwindigkeit zur heiligen Mutter in Zell, aber das Haus mag ich nicht mehr erreichen. Just daß ich noch zu rechter Zeit den Baum dort erlong' — mich hinaufschwing' — ist das Unthier schon da. — Morgen, Peter, morgen zeig' ich dir den Schuh, wo er hineingebissen hat; aber nicht allein den Schuh, den Fuß hätt' er auch noch gern dazu beißen mögen. Ich, in der Todesangst, mach' das heilig' Vornehmen, ein geweihtes Kreuz laß' ich aufrichten auf diesen Lindenbaum, daß Jeder, der vorbeigeht, sein Vaterunser betet. Aber der Bär, wild wie der höllisch Drach', hat brummt und brüllt, daß der Erdboden zittert, und seine Augenräder funkeln, daß es ein Graus ist, und wühlen that er in der Erden, und scharren

an den Baumrinden, daß die Fetzen fliegen und — Jesus, Peter, wenn du das hättest gesehen! — zu klettern hebt er an hinauf nach dem Stamm, und ich spür' schon in allen Gliedern sein gluthheißes Schnauben. Ich wohl gleich dem Wipfel zu, aber die Bestie mir nach, und schon bieget sich alle Aest'. Herrgott in deinem Reich! schrei' ich, wenn ich dir schon die heilige Kirchfahrt verricht' nach Maria Zell, wenn ich dir schon das Kreuz aufstell', was willst denn noch, was soll ich dir geben, daß du mich errettest aus dieser Noth! — Sterben, mein Peter, sterben will halt kein Mensch, und doch gar zu bitter wär's im glücklichen Brautstand. Da — fällt's mir ein in der höchsten Bedrängniß — mein Kind! meinen Erstgeborenen schenk ich dir, du himmlischer Herr!"

Das nahe Birkenwäldchen rief die letzten wild hervorgestoßenen Worte nach, als habe es Zeugenschaft, daß vor Jahren wirklich so gesprochen worden sei. Der Oberknecht schaute in den schönen, milden Abend hinaus, sah, wie dort um den Hof ein einsames Täubchen flatterte, das lange schon bei den anderen unter Dach und Fach sein sollte. War das gute Thierchen denn ausgeschieden, verstoßen aus seinem Heim?

„Und schau," fuhr der Brandsteiner gemäßigter fort, „wie ich das Wort so hab' ausgerufen, da hör' ich schon die Leut' vom Haus, wie sie hervoreilen, und blitzt schon der Schuß, und das Ungeheuer kugelt zusammen. — Das ist der letzte Bär gewesen, den sie in unserer Gemeinde geschossen haben. — So ist es gewesen. Die Wallfahrt hab' ich verrichtet, das Kreuz hab' ich aufgestellt auf dem Baum — jetzt hab' ich noch das Kind zu thun."

Der Alte ließ sich erschöpft auf einen Baumstrunk nieder; das Gesicht hatte er sich verdeckt mit seinen zitternden Händen.

Der Peter wußte nicht, was er sagen sollte; doppelt streute ihn jetzt das herbe Wort. Doch nachgeben, das wollte er nicht.

„Brandsteiner," sagte er leise, aber nicht ohne Schalkheit, „ihr seid gut an mit unserem Herrgott; ich halt', er wird euch eine Bitte nicht abschlagen. Ich bin der Meinung, daß, wenn ihr ihm sagen thätet, es wär' euer einziges Kind; ihr hättet ihm den Erstgebornen versprochen, und nicht den Letztgebornen — so wär' ich der Meinung —"

„Ja, Peter, wenn ich wissen thät, daß er's nicht etwa übel aufnähm'," sagte der Bauer. „Wenn's ein Bübel gewesen wär', mein Erstgeborner, nu, so hätt' ich ihn in die Studie gegeben, wär' ein geistlicher Herr worden, wie mein Bruder der Pfarrer; das hätt' sich geschickt und hätt' uns Ehr' gebracht. Weil's aber just ein Dirndl sein muß, so heißt's: mit ihm in's Kloster hinein. Weiß mir keinen andern Ausweg."

Der Bursche redete und wies darauf hin, daß Rosa gewiß recht ungern von heim fortgehe; daß nebst ihrem Vater vielleicht auch sonst noch Jemand da sei, den sie nicht gerne verlasse — weil es in so einer Gemein' schon allerhand Leut' gebe. „'s könnt sich wunderlich schicken, daß ich selber — so Einen wissen thät."

„Bist ein herzensguter Bursch', Peter!" versetzte der Alte gerührt.

„Na, nachher könnt' ich ihn ja nennen —"

„Ein herzensguter — aber zu Zeiten steckst du deine Nase ein wenig weiter, als sie lang ist. Die Rosel weiß, wie's steht, ist ihr Lebtag ein fromm' Kind gewesen und thut's von Herzen gern. Keine Red' mehr, Junge! In der Wirthschaft versteh' ich dein Rath und That schon zu schätzen, was ich aber mit mir und meinem Kind abzumachen hab', dafür weiß ich meinen Bruder, den Pfarrer. Der versteht's. Es ist ein Glück für die Rosel, sagt er, wenn sie so der Welt Gefahr entflieht. Und Gottes Braut zu sein, da kann kein Mensch auf Erden höher steigen. Freilich wohl wird's richtig sein: Unsereins hat nicht studirt und kann sich die Sach' nicht so überlegen."

So war er wieder der Unerbittliche.

„Und ihr wollt euere alten Tage in der Einschicht (Einsamkeit) verleben, und der große, alte Brandsteinerhof soll in fremden Leute Händ' kommen?"

Da richtete sich der Alte auf und mit gefalteten Händen rief er: „Der Mensch hat sein Leben vom Herrn, hat seine Kinder vom Herrn, hat sein Vermögen und Alles vom Herrn. Ich opfere das Meine wieder auf zu seiner Ehr'. Dieselb' Meinung hat auch mein Bruder, der Herr Pfarrer. — Du aber, Peter, laß' dir kein graues Haar wachsen. Wir führen die Wirthschaft fort, und das Korn wird geschnitten auch ohne der Tirn. Vergiß auf morgen nicht, was ich ge sagt hab'!"

Mit diesem Worte wendete sich der Alte, verneigte sich vor dem Bilde am Baum und schritt mit großer Hast dem Hofe zu, aber nicht in denselben hinein. Der Bursche stand mit seinem Anliegen auf dem alten Fleck wie früher. „Das

Korn wird geschnitten auch ohne der Dirn," murmelte er. Dann schlug er sich wild auf die Stirne: „Warum, du dalkerter Bub', hast ihm nicht gesagt, was nicht sein wird ohne der Dirn! Warum, du Blödling, hast nicht gesagt, daß du morgen von Haus gehst und zu den Soldaten, daß du dich niederschießen läßt auf dem weiten Feld, weil du ja kein Daheim hast, und keinen Werth, weil keine Glückseligkeit mehr sein soll auf der Welt, weil der Mensch nur zuweg ist, daß das Korn geschnitten wird."

Der gute Bursche dämmte seine Herzfluth nieder bis zur tiefen Ebbe. Es war ihm ja Alles entgegen; kein Mensch noch hat einen gefährlicheren Nebenbuhler gehabt, als der arme Peter; dieser Nebenbuhler war ja Gott im Himmel selber, denn dem sollte ja seine Rosel geweiht werden.

Oben auf der Linde klatschte die Drosselsange ab. Der Bursche stieg auf den Baum und in dem dichten Laubwerk empor bis zu dem kleinen Gefangenen, der angstvoll flatterte mit seinen Flügelchen.

Es begann bereits zu dunkeln; die Wälder lagen in tiefblauer Dämmerung, an den fernen Felshäuptern entzündete sich nach und nach in stiller Pracht die wunderbare Herrlichkeit des Alpenglühens.

Von der Halde trappelte die Heerde heran, gut genährt und glatt gestriegelt; gar in dem Wesen der ruhig heimwärts ziehenden Rinder lag die Behaglichkeit und Befriedigung des Feierabends, und die Glockenkuh hielt einen so gleichmäßigen, würdevollen Schritt, daß der Schellenklang ordentlich feierlich wurde, als läute er den Sonntag ein.

Das kindliche und zuweilen gar ein wenig kindische

Mädchen, die Rosel, schloß die Reihe und unterhielt sich mit ihrer Freundin, der Schecklo. Sie war ein bischen schalkhaft; sie hielt dem Thiere einen eben gebundenen duftenden Blumenstrauß hin. Dieses wendete seinen mächtigen Kopf und wollte gleich mit der Schnauze anfassen; so gelbe Dotterblumen und rothe Kleeblüthen und blaue Vergißmeinnicht waren ihm zu allen Zeiten ein willkommener Nachtisch. Aber Rosa sagte: „Geh', geh', du, Alles mußt auch nicht haben. Das Sträußlein da kriegst mir nicht, das kriegt wer Anderer —"

Nun aber, als sie gegen die Linde kam, wurde sie ganz kleinlaut. „Hart genug ankommt's mir," sagte sie halb zur Schecklo, halb zu sich selbst, „und bei meiner Treu', ich bin eine kindische Gredl. Aber probiren thu' ich's doch. Du Schecklo, lauf schön ruhsam den Anderen nach. Das Thor ist schon offen. Ich bleib' ein wenig zurück; zu der ich jetzt geh', die hat einen heiligen Namen. Die Trösterin der Betrübten will ich sie heißen: 's kunnt sein, es ging doch gut aus. Für übel nehmen kann sie mir's nimmer. Leicht, Schecklo, bleiben wir nachher noch beisamm'."

Die Heerde zog in den Hof ein; das Mädchen blieb stehen vor der Linde. Zaghaft blickte es zum Bilde hin. Sie zögerte und zögerte; endlich aber faßte sie doch Muth, trat zum Stamme, stieg auf einen Stein und begann das Marienbild mit den Blumen zu zieren. — „Weil heut' die heilig' Samstagnacht," flüsterte sie, „so hätt' ich dir die Blümlein bracht, Nelken sind's und Rosmarin und Herzenstrost und Immergrün und Vergißmeinnicht zur schönsten Zier, du liebe Jungfrau Maria! — Nicht, daß ich's sag', aber wie du bist, so gibt's keine schönere Frau im Himmel und auf Erden.

Und die Röſelein ſteh'n dir gar ſo gut. Wer wird ſie bringen und wer wird dich zieren, wenn ich nimmer bin? Ich hätt's gethan mit Sorgen und Freuden, aber ich muß ja fort in's Kloſter geh'n. Ich hoff' dich wohl auch dort zu finden, aber ſo finſter iſt dasſelbige Haus, daß ich mein', 's kunnt dir leicht lieber ſein, im ſchönen, goldenen Sonnenſchein unter dem grünen Baum. — Wie wollt' ich dableiben bei dir und zur jeden Samſtagnacht ein Kränzlein winden. — Und nachher, wenn ich's bedenk', daß auch mein Vater alt wird und ſchwach — möcht' wiſſen, wer ihm beiſtünd' in ſeiner Mühſal! — Und deswegen in's Kloſter will ich halt nicht gehen. Meinem Vater getrau ich mir's nicht zu ſagen, der hat mit dem lieben Herrgott ſchon Alles ausgemacht. Und weil mir ſo angſt und bang iſt, ſo komm' ich zu dir, Maria rein, und thät dich bitten zu tauſendmal, daß du meinetwegen redeſt mit deinem Sohn. Du bringſt es leicht zuweg, daß der ganz' Handel wieder zurückgeht. Und das ſoll er bedenken, dein lieber Sohn Jeſus, wenn er ſchon einmal ſo viel hat gethan, daß er den Leuten zu Lieb' am Kreuz iſt geſtorben, ſo wird er ſich wegen meiner Bitt' ſchon auch nicht aufhalten. Er ſteht auf mich nicht an. Ich bin eine einfältige Dirn; beim Beten ſchlaf' ich ein, und bin gar ſündhaft noch dazu, und in's Kloſter — ich ſag's rund heraus — in's Kloſter taug' ich nicht. Du, Maria rein, biſt die Himmelskönigin und haſt das größte Recht, und dein göttlicher Sohn, der wird dir deine Fürbitt' nicht abſchlagen!" Dann ſank ſie hin vor den Baumſtamm: „Es iſt ja nicht von Stein, dein Herz und du wirſt mich nimmer verlaſſen in meiner Noth!"

Ganz dunkel war es geworden, nur die höchste Alpenspitze glühte noch in einem leuchtenden Dreizack, wie das Herz Gottes, das zuweilen zum Troste dem Sterblichen erscheint in einem Wunderspiele der Natur. Und in diesem Augenblicke war es auch, daß aus dem Thale herauf das Abendglöcklein klang. Selten zog die Luft so, daß dieser Ton der Dorfglocke heraufdrang zu dem entlegenen Gehöfte.

Darum erhob sich nun das Mädchen, und zum Bilde gewendet flüsterte es bewegt: „Ist das schon deine Stimm', dein Jawort? — So bedank' ich mich vieltausendmal und sag': Vergelt's Gott bis in den Himmel hinauf!" — Dann wurde sie kühner und zutraulicher: „Und nachher, du liebe, gnadenreiche Mutter Maria, weil wir so weit richtig und bekannt sein thäten, so hätt' ich wohl noch eine schöne Bitt', 's ist nur von wegen dessen, weil ich, wenn ich's auch meiner Tag nicht will sagen, unserem Knecht sein Blasen gar so von Herzen gern hör'; und — aber für übel nehmen mußt du mir's einzig nicht! Schau, du unsere liebe Frau, daß ich eine kindische Bredl bin, das weißt gleichwohl schon lang'. Und so hätt' ich halt gemeint, weil ich schon einmal ein Dirndl thät sein, und weil's im Lied heißt, daß der Herrgott die Bübelein z'wegen Unsereinem hätt' gemacht, so würd' er's nicht verlangen, daß — 's ist halt just so eine Sach', und ich red' mich rechtschaffen schwer . . . ." Sie richtete sich ganz empor zum Bilde und sehr leise flüsterte sie diesem zu: „Der Peter liegt mir im Sinn . . . ."

Und als sie wieder niederstieg zum Boden, sagte sie: „Treu sein, dasselb' thät ich versprechen vom Herzen gern."

„Immer eine Andere thät zu dieser Stund' den engli-

ſchen Gruß beten!" brummte es jetzt plötzlich: da ſtand der Alte an der Linde. „Kannſt ein ſauberes Gebetlein, du!"

Da ſah Roſa Alles verrathen, vernichtet; wohl hinſtürzte ſie an die Bruſt des Vaters, und beſchwor ihn, daß er ihr verzeihe um Gottes willen, ſie wiſſe ſich nicht zu helfen.

„Du kindiſch, du kindiſch;" rief der Alte im Schmerz und Freude aus. „Warum haſt du das nicht gleich geſagt? Weiß ich, daß du nicht willſt fort von heim, ja, ſo knie' ich halt hin vor dieſem Kreuz und bettel' dem Herrgott mein Wort wieder ab. Wenn er denn ſchon meint, es müßt' gelöſt werden, mein Leben kunnt' er ja nehmen dafür. Wenn nur Ein's wär', daß ich im Frieden leben und ſterben kunnt, wenn er mir nur ein Zeichen thät geben bei dieſem Lindenbaum, daß er einverſtanden wär' mit der Bitt'!"

Oben rauſchte es in den Blättern; das hielt das Mädchen gleich für das Zeichen und rief: „Vater, ein Vogel iſt geflogen!"

„'s kunnt eine Fledermaus ſein geweſen," entgegnete der Alte leiſe, „ſei ſtill, es iſt ſchon ſo dämmerig."

Da ſah Roſa im Alpenglühen das Gotteszeichen, aber der Brandſteiner murmelte: „Ja leicht wohl, leicht wohl, ſchamroth ſind die Berge. 's iſt gerad', wie wenn ſich das Felſengebirg für mich ſchämen thät, daß ich Dem dort oben mein Wort nicht will halten. O, wenn zu dieſer Stund' nur Eines von Allen, die heim ſind gegangen vor mir, thät zurückkommen auf ein Wörtel, nur auf ein Sterbenswörtel, wie ich daran bin!"

War's wirklich der lieb' Gott, oder war's Zufall, oder

war's der Schalk oben im Laubwerk — es dudelte die Klarinette. luſtig, luſtig war die Weiſe, dann, aber wurde ſie ernſt und völlig betrübt — dann war's ein Sehnen und Entſchlummern.

Der Alte jauchzte auf mit bebender Stimme: „Mein Spiel und mein Brautlied. Mein herzentreues Weib gibt mir das Zeichen. Haſt mich denn doch verſtanden, du Herrgott im Himmel, und gibſt mir mein Wort zurück! — Ich hab' dich ſchon geſehen; — der Peter iſt oben! Iſt ja all' eins, wie der Vot' heißt; geh', ſo ſteig' herab, biſt ſchon ſicher; heut' iſt der Pär nimmer da!"

Er rief's und hatte eine Thräne im Auge. Das Lied hatte ihm wieder die Erinnerung geweckt, da hatte das alte Herz geſiegt. Und auf dem Lindenbaum wuchſen erfreuliche Geſchichten; das war ein rechter Wunderbaum. Der Burſche kletterte eilig herab.

Roſa ſchämte ſich tief in ihre blaue Schürze hinein, daß der Peter all' ihr Gebet ſo gehört hatte.

„Ich hab' auch ein Gelöbniß gethan auf dieſem Lindenbaum!" rief der junge Oberknecht kühn, „wenn ich die Roſel zum Weib krieg', hab' ich geſagt, bei meiner armen Seel', ſo zünde ich all' Samſtagabend ein gluthguldenes Kemplein an vor dem Marienbildniß. Ein geweiht' Lichtlein muß unſere liebe Frau denn doch wohl haben. Und das werdet ihr nun einſehen, Vater, mit der lieben Frau kann ein's keine Feindſchaft anheben, und um das Nachtlichtlein dürft ihr ſie beileibe nicht bringen!"

„Dasſelb' wär' völlig auch mein Gedanken", fügte das

Mädchen leise bei, „das Nachtlichtlein muß man ihr freilich wohl zukommen lassen.“

So haben sie den Alten bearbeitet, bis er endlich — es war ja schon so finster beim Baum — zum Nachtlichtlein eingestimmt hat.

„Die Rosel ist leicht nicht der letzt' Erstgeborne auf dem Hof,“ gurgelte der Bauer lachend und weinend, „ist aber später einmal Einer dabei für's Haus Gottes, so —“

Da war das Mädchen schon keck und hielt ihm den Mund zu: „Ich bitt' euch gar schön, Vater, thut nichts versprechen, 's kannt auch Keiner dabei sein — ging die zuvidere Geschichte von vorn wieder an.“

„Sie geben nimmer nach,“ rief der Alte, „in Gottes Namen, weil's denn schon sein muß; mir ist's ja hundertmal recht, die Rosel kriegst du, Peter, und das Nachtlichtlein zum Samstagabend kriegt die da — Maria unter der Linden. Aber mein Bruder, der Pfarrer?“

„Der kommt auf den Ehrenplatz bei der Hochzeitstafel,“ rief der Bräutigam.

Die Sterne lächelten zufrieden nieder, wie sich hier unten am Lindenbaum Alles so lieblich gewendet hatte. Und als zunächst wieder die Samstagnacht kam, da schloß sich im Brandsteinerhofe kein einzig Auge — Alles bereitete sich vor zum Hochzeitsmorgen, und vor dem Marienbilde war das goldene Aemplein.

Heute steht eine Kapelle daselbst, genannt: Maria unter der Linde. Rosa, die Brandsteinhoferin, hat sie erbauen lassen aus Dankbarkeit für ihren herzensguten Mann, den sie sich daher erbeten hatte.

Vor dem Bilde iſt zum Hinknieen eine breite und dicke Steinplatte gelegt, aber wenn es wahr iſt, was die Leute ſagen, daß ein heißes Gebet um Eh'männer vor dieſem wunderthätigen Bilde ſtets Erhörung findet, ſo wird von den zahlloſen Knieen dieſer Stein bald verwetzt und verſchliffen ſein, und weltberühmt und viel zu klein wird die Kapelle, genannt: Maria unter der Linde.

Ferner

sind erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Adalbert Stifter's sämmtliche Werke.

Vollständige Octav-Ausgabe in 17 Bänden.

Studien. **Ausgabe in drei Bänden.** Mit dem Bildniß des Verfassers nach Mahlknecht und **zwei** Stahlstichen nach P. J. N. Geiger. In Umschlag geheftet 3 Thlr. — 5 fl.

Inhalt: I. Der Condor. — Feldblumen. — Das Haidedorf. — Der Hochwald. — Die Narrenburg.
II. Die Mappe meines Urgroßvaters. — Abdias. — Das alte Siegel. — Brigitta.
III. Der Hagestolz. — Der Waldsteig. — Zwei Schwestern. — Der beschriebene Täunting.

Bunte Steine. Ein Festgeschenk. Mit **einem** Stahlstich. Vierte Auflage. In einen Band geheftet 1 Thlr. — 1 fl. 50 kr.

Inhalt: Granit. — Kalkstein. — Turmalin. — Bergkristall. — Katzensilber. — Bergmilch.

Der Nachsommer. Eine Erzählung. Mit drei Titel-Vignetten nach P. J. N. Geiger. **Drei Bände.** Zweite Auflage. Geheftet 3 Thlr. 24 Sgr. — 6 fl.

Witiko. Eine Erzählung. **Drei Bände** mit drei Titelstahlstichen nach P. J. N. Geiger. Geheftet 4 Thlr. 24 Sgr. — 7 fl. 50 kr.

Erzählungen (gesammelt und dem Nachlasse entnommen), herausgegeben von **Johannes Aprent.** Zwei Bände mit zwei Titelbildern nach Zeichnungen von P. J. N. Geiger. In Umschlag geheftet 2 Thlr. — 3 fl.

Inhalt: I. Prokopus. — Die drei Schmiede ihres Schicksals. — Der Waldbrunnen. — Nachkommenschaften. — Ein Gang durch die Katakomben. — Aus dem baierischen Walde.
II. Der Waldgänger. — Der fromme Spruch. — Der Kuß von Sentze. — Zuversicht. — Zwei Witwen. — Die Barmherzigkeit. — Zwei Parabeln. — Gedichte.

Vermischte Schriften (gesammelt und dem Nachlasse entnommen), herausgegeben von **Johannes Aprent.** Zwei Bände. In Umschlag geheftet 2 Thlr. — 3 fl.

Inhalt: I. Die Mappe meines Urgroßvaters. (Letzte Bearbeitung.) — Ueber Kunst im Allgemeinen. — Dramatische Dichtung und Darstellung. — Kirchliche Bauwerke. Gemälde. — Die Poesie und ihre Wirkungen.
II. Aus dem alten Wien. — Winterbriefe aus Kirchschlag. — Die Schule und die Schulbildung. — Kleine Aufsätze verschiedenen Inhalts.

Briefe. Herausgegeben von **Johannes Aprent.** Drei Bände. Mit dem Bildniß Adalbert Stifters in Stahlstich nach Steckelt. In Umschlag geheftet 3 Thlr. — 5 fl.

Geſchichten aus den Alpen.

II

Geſchichten aus den Alpen.

Von

P. K. Rosegger.

Zweiter Band.

Peſt.

Verlag von Guſtav Heckenaſt.

1873.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle.

Inhalt.

II. Band.

	Seite
Der Adel im Dorfe	1
Der Kaiserhansel	119
Der Waldprozeß	143
Das Enkelkind	187
Das Paradeisg'spiel	207
Der Müller von Falkenbach	235
Der Palmkatzelkrieg	303
Das Dreigespann des Todes	321

Der Adel im Dorfe.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

„Und macht auch ein wenig Waldrauch in den Zimmern!“ rief der Schmiedwirth noch die Treppe hinauf. Dann langte er eine Kanne von der Holzwand und begab sich damit vor das Haus, um das Wasser über die Straße in den Graben zu leiten.

Es war ein reiner, heiterer Frühlingsmorgen, aber in der Nacht hatte es sehr geregnet und das Wasser stand noch in großen Lachen auf dem Wege. Es ist keine beschotterte Straße, die hier vorüberführt, es ist nur ein schmaler Fahrweg, der von der entfernteren Poststraße in das entlegene Thal zieht. Das Dorf liegt sehr abgeschieden da; das Thal ist wohl grün, aber es wächst in demselben nichts, als fettes Gras und magere Erdäpfel; wer noch ein wenig Hafer, Salat und Kohl bauen will, der muß auf dem Boden Scheiter und Gesträuche verbrennen, um die hartnäckigen Graswurzeln zu vertilgen, und er muß sehr viel düngen.

Ein ganz kleines Bächlein fließt durch das Thal, in dessen Hintergrunde das kahle Felsengebirge niederstarrt. Mitten im Dorfe steht ein einziger größerer Bau von Stein mit einem Holzthürmchen; das ist die Kirche, der Pfarrhof und das Schulhaus zusammen. Am Wege steht das hölzerne, freundliche Wirthshaus mit den großen, weißgetäfelten Fenstern.

Und im Wirthshause ging's heute um, wie in einem Bienenschwarm. Die Schmiedwirthin hatte heute nicht ihr braunes Kopftuch über, sondern sie hatte ihre schwarzseidene Haube auf, und das bedeutet immer was. — Sie eilt treppauf, treppab und durch alle Stuben und Kammern, sie schafft mit den fegenden, ordnenden Mägden und ruft sich alle fünf Minuten selbst zu: „Ei ja richtig, deswegen muß ich mir auch einen Knopf in der Nase machen, deswegen auch!"

Jetzt, da sie den Befehl ihres Mannes hört, sagt sie: „Ja, bin ja auch nicht erst heut' vom Himmel gefallen; das weiß man so, daß Waldrauch in die Zimmer kommen muß!"

Der Wirth leitet behend das Wasser in den Graben und dann blickt er erwartend den Weg entlang und murmelt:

„Jetzt dürften sie schon da sein!"

Der Schmiedwirth erwartet noble Gäste aus der Residenz. Der Graf Funkelblut hat bei ihm für mehrere Wochen eine Wohnung bestellen lassen und heute soll er mit seiner Frau und mit seiner Tochter kommen. — Einen Bedienten werden sie wohl auch bei sich haben, denkt sich der Mann so im Arbeiten, und das wochenlange Imwirthshauswohnen wird dem Herrn wohl auch ein wenig theuer kommen; nun, die Leute haben ja wohl 's Geld.

Der Wagnerfaltl, ein bucklicher Mann mit langen röthlichen Haaren, einem kurzen struppigen Bart und einem sehr dicken braunen Hals, hinkte heran. Er kam eben aus der Kirche, in welcher die Messe zu Ende war und sagte nun zum Schmiedwirth:

„'s wär' nicht uneben, wenn du eine weißrothe

Fahne auf dein Hausdach stecken thätest; das haben solche Leut' gern."

„Du Tallert, wo nähm' ich denn jetzt eine Fahne?" entgegnete der Wirth und spuckte sich in die Hände, daß er den Hausstiel besser fassen konnte.

„Das ist 's Wenigst', so einen dummen Fetzen hab' ich gleich beisammen."

Mit diesen Worten eilte der Bucklige davon und nach einer halben Stunde kam er wirklich mit einem schmucken Fähnlein. Ein Knecht mußte ihm die Leiter an das Dach lehnen, und bald war der Wagnerfaltl auf dem Giebel des Schindeldaches und befestigte die Fahne.

„Sie kommen! Macht's Thor auf, sie kommen!" rief ein Junge am unteren Ende des Dorfes, und die Wirthin im Hause schrie: „Schau, wenn man den Wolf nennt, so kommt er g'rennt!"

Zum Glücke war im „oberen Stocke" Alles fertig und die Mägde stürzten zu den Fenstern.

Zwei schwarze glänzende Equipagen mit braunen Hengsten kamen herangeflogen und auf dem Bocke saßen Herren in schwarzer Kleidung mit hellglänzenden Knöpfen und geschmückten Zilindern.

Der Wirth stellte sich mit seiner Bande an den Rand des Weges und als die Pferde still standen und die Herren vom Bocke sprangen, zog er ehrerbietig sein grünes Käppchen ab und wollte den Ankommenden seine Hand zum Gruße reichen. Allein diese sahen sich nicht nach ihm um, sie öffneten den Wagenschlag, verbeugten sich, grüßten sein mit den Hüten und waren den Aussteigenden behülflich.

Aus dem ersten Wagen stiegen zwei dichtverschleierte Frauen in rauschenden Seidenkleidern und ein Herr in prächtigem Anzuge, welcher einer der Frauen beim Aussteigen die Hand küßte. Aus dem zweiten Wagen stieg ein junger Mann in Grau gekleidet, ein älterer Mann in Frack und Zilinder und zwei unverschleierte Damen, wovon die eine ein weißes Windspiel auf den Armen trug. Alle hatten dunkelbraune oder lichtgraue Handschuhe an und Alle thaten sich nun zusammen, begrüßten sich und halfen sich in dem Kleinsten.

Der Schmiedwirth war ganz verwirrt, er hatte gemeint, es käme nur der Graf und seine Frau und seine Tochter und etwa noch ein Diener, und jetzt waren zehn bis zwölf Menschen da und er wußte gar nicht, welches der Graf und welches die Gräfin sein mochte. Auf gut Glück trat er zur Frau, welcher der Geistliche die Hand geküßt hatte und mit einem leisen: „Grüß' Gott!" wollte er ihr die seine, etwas rauhe und staubige reichen, doch blitzschnell zog die Frau ihren Arm zurück und hauchte ihrer Gefährtin zu:

„Mon Dieu, was ist doch das für eine Figur!" Darauf seufzte sie und die zwei Herren, die auf dem Bocke gesessen waren, hielten sie, weil es war, als wollte sie umfallen.

„Ja, wo ist denn nachher die Gräfin?" frug der Wirth kleinlaut den Mann im grauen Anzuge. Aber schon fiel der Herr in dem Frack dazwischen und lispelte:

„Excellenz! Ihre Excellenz! Da, da! — aber stell' Er sich rückwärts!"

„Sie ist krank und ihr werdet am Besten thun, vor-

laufig gar nicht mit ihr zu verkehren," sagte der Mann im grauen Anzuge leise zum Wirth.

„Ist Er der Herr Graf?" frug dieser.

„Wohl nicht," entgegnete der Andere lächelnd, „der Herr Graf kommt erst in einigen Tagen nach. Vielleicht werden euch, da ihr wohl der Wirth seid, Alle vorgestellt, wenn nicht, so merkt euch: die Frau dort, die sich an die Diener stützt, ist die Frau Gräfin Amtelblut; die, welche ihr jetzt ein Fläschchen hinhält, ist ihre Tochter, die Comtesse Gabriele. Die zwei Damen, wovon die eine den kleinen Hund auf den Armen trägt, sind Gesellschafterinnen, und heißt die mit dem Hund Mathilde, die andere Klementine. Der Herr mit dem Frack, der jetzt mit den Kutschern spricht, ist der Hofmeister und Secretär der Herrschaft; der Geistliche ist Pater Severin, der Beichtvater der Damen, und ich bin der Lehrer der Comtesse."

„Ei wer' läßt man uns dastehen in alle Ewigkeit?" rief der Hofmeister in das Haus. Da eilte der Schmiedwirth nochmals herbei und sagte, er sei der Hausherr und man möge nur hineingehen, es sei schon Alles fertig.

„Ja, wenn kein Mann wär', so könnt' man den Teufel zu einem Lugochsen brauchen!" hörte man die Wirthin von innen heraus und endlich kam sie an die Thür, machte Knixe und sagte:

„Ach Gott und neun Heiligen, die Frau Mutter ist gar krank!"

Es brauchte viel, bis die Herrschaften in's Haus kamen; die Damen gingen auf dem rauhen Boden wie auf Eis, und als sie die Holztreppe hinaufstiegen, sagte die Gräfin:

„Glaubt man denn, wir sind Holzhauer, daß man uns nicht einmal einen Teppich legt?“

Nun wurde eine große Anzahl Kisten und Koffer in's Haus geschafft und die Wirthin staunte über die Menge nach ihrer Ansicht unnöthiger Dinge, die man aus der Stadt für die paar Wochen Aufenthalt mitgebracht hatte.

„Als ob wir nichts hätten,“ meinte sie, „aber halt ja, wer lang hat, läßt lang hängen!“

Der Wagnerfaitl war während all' dem auf dem Dach bei seiner Fahne gesessen und hatte dem Treiben zugesehen; jetzt erst stieg er langsam herab und ging kopfschüttelnd seinen Geschäften nach. Auf dem Firste wehte in sanften Schwingungen das Fähnlein.

Da der Schmiedwirth keine Wagenhütte hatte, so wurden die beiden Wägen vorläufig in die Tenne geschoben, für die vier Pferde mußte eilends der Kuhstall hergerichtet werden.

„Jetzt, wenn die Alle dableiben,“ sagte der Wirth, „was thäten wir denn, hätten ja keinen Platz!“

„Ja, das ist der Herr Teufel,“ antwortete sein Weib, „aber man muß es halt ausmitteln; drei Betten hab' ich in der Gräfin ihr Zimmer stellen lassen und im Grafen seinem Zimmer stehen auch zwei; die Frauen müssen halt zu Zweien zusammenschlafen, 's geht nicht anders, man kann nicht gleich Alles vom Finger herauszuzeln! Schau' nur, Philipp, daß die Roß' einen Platz haben; die Küh' kann man nicht auf der Weid' lassen, oder meinst, ich werd' der dummen Rösser wegen meine Küh' beim Schweif aufhängen?“

In diesem Augenblick wurde die Wirthin zu den Herr-

schaften gerufen und als sie vor der Gräfin stand, die jetzt entschleiert und sehr roth war, sagte sie:

„Was schaffen's? — Schaffen's was?"

„Man treibt schöne Sachen mit uns," versetzte die Gräfin. „Soll das unser Appartement sein? Und dieser ekelhafte Ofen!"

„Ja, die guten Gedanken und die blinden Ross' hinken halt allweil hinten drein; hätt' mir's wohl denken können. Aber wenn die Frau Gräfin was braucht, so thu' Sie 's nur sagen; thu' Sie ganz, wie wenn Sie bei uns daheim wär'. Eine Fleischbrüh' hätt' ich; eine warme Suppe ist gut für einen Reisenden!"

Später, als die Wirthin allein war, sagte sie zu sich:

„Schicken muß man sich können zu den Leuten, dann geht's schon!"

Aber gleich darauf bedeutete ihr der Hofmeister, daß sie das Zimmer Ihrer Excellenz nicht mehr betreten möge; Ihre Excellenz wären sehr häufig unwohl.

„So, Philipp," sagte sie dann zu ihrem Manne, „zuletzt müssen wir aus unserem eigenen Haus, und sie werfen uns noch gar den Strohsack vor die Thür!"

Comtesse Gabriele saß neben ihrer Mutter auf einem Stuhl. Sie hatte den Schleier zurückgeschlagen, um ihre seltsame Umgebung besser betrachten zu können. Das Mädchen war halb erwachsen, war etwas bleich und zart und hatte große dunkle Augen. Auf den modern frisirten, fast glänzend schwarzen Haaren lag ein reicher Schmuck, ihr faltiges Kleid war aus schwerem Stoffe, aber es ließ die halbe Brust

und die Arme bloß, was zur großen Jugend des Fräuleins nicht besonders gut stehen wollte.

Der Priester sah durch das vergitterte Fenster hinaus in das Gebirge, die Diener waren mit Auspacken beschäftigt. Plötzlich jedoch befahl die Gräfin mit heiserer Stimme, daß man mit dem Auspacken einhalte, da noch heute abgereist werde. Darauf ließ sie den Hofmeister rufen. Dieser küßte ihr die Hand und sagte:

„Excellenz haben befohlen wieder abzureisen — aber — pardonniren — es geht nicht. Bedenken Excellenz Ihren Zustand, dieser verlangt unerbittlich die Ausführung dessen, was wir vorhaben. Daß wir den Aufenthalt hier möglichst kurz zu machen suchen, das versteht sich; ich werde noch heute Anstalten treffen, daß wir den Mann auffinden."

„Ach, ich beschwöre Sie, lieber Herr von Fraisbein, thun Sie Ihr Möglichstes. Bringen Sie den Mann hierher, aber ohne Aufsehen; die Leute dürfen nicht ahnen, um was es sich handelt; und dem Mann sagen Sie, daß es in drei Tagen gut sein muß und daß er in diesem Falle sein Glück macht. Aber sagen Sie ihm das. Nur kein Zögern, hier ist es unausstehlich!"

Der Hofmeister war mit einer sehr komplizirten Verbeugung davongeritt. Das Auspacken wurde fortgesetzt. Die Glas- und Papierbilder, die an den weißgescheuerten Wänden hingen, die Stühle und die Bettüberzüge wurden hinausgeschafft und diese Dinge durch mitgebrachte ersetzt. Gabriele klagte über den starken Geruch und wollte, daß alle Fenster angelweit offen seien; die Gräfin lächelte und befahl, daß man die Fenster schließe.

Der Pfarrer und der Schulmeister, welche von dem Bedrängnisse des Schmiedwirthes hörten, erboten sich, zwei Herren in die Wohnung zu nehmen: sofort zog Pater Severin zum Pfarrer und der Lehrer der Comtesse quartierte sich beim Schulmeister ein. Für die Kutscher und Pferde wurde beschlossen, sie auf einige Tage in den Marktflecken Reichau zurückzuschicken.

Der junge Mann, der sich dem Wirth als Lehrer bezeichnet hatte, war in seiner neuen Wohnung eben beschäftigt, seine mitgebrachten Bücher auf dem Tisch zu ordnen, als ihn der Hofmeister rufen ließ.

„Lieber Johannes, ich lade Sie auf einen kleinen Spaziergang ein," sagte dieser, „ich habe Ihnen im Namen Ihrer Excellenz Mittheilungen zu machen."

Und als die zwei Männer hinter dem Hause über eine Wiese gingen, frug der Hofmeister den Johannes:

„Wissen Sie wohl, warum unsere Herrschaft für diesen Sommer gerade diesen Gebirgswinkel zum Aufenthalte gewählt hat?"

„Da ich erst seit Kurzem im Hause des Grafen bin, und da ich mich nicht näher um die Familienangelegenheiten bekümmere, als es mein Beruf verlangt, so kann ich das nicht wissen."

„Diesmal aber dürften Sie doch ersucht werden, lieber Johannes, etwas über Ihren eigentlichen Beruf hinaus zu thun. Vor Allem hören Sie. Unsere gnädige Herrschaft hat bisher ihre Sommeraufsche immer in einer Villa, in der Nähe der Residenz, genossen. Der Aufenthalt hier im Gebirge hat nicht blos

den Zweck einer Sommerfriſche, ſondern auch einen andern. Sie wiſſen, daß Ihre Excellenz mit einem räthſelhaften Uebel behaftet iſt, welches bisher allen mediziniſchen Hilfsquellen Hohn geſprochen hat. Die Frau Gräfin leidet ſchon ſeit Jahren an einer unbegreiflichen Schwäche und Abſpannung, welche ſie zu allen Arbeiten und Genüſſen unfähig macht. Die berühmteſten Aerzte haben unſere Gnädige ſchon behandelt; die verſchiedenſten Heilanſtalten mit allen möglichen Bädern ſind ſchon verſucht worden — vergebens, das Uebel wird immer intenſiver. Die Frau Gräfin lebt im Wahne, ihr Blut ſei vergiftet; ihr Zuſtand iſt alſo um ſo bedauerlicher. Da wollte es vor wenigen Wochen der Zufall, daß die Gnädige von einem Wunderdoktor hörte, welcher in einem Gebirgswinkel des Oberlandes leben ſollte, und der noch Jeden geheilt, welcher ſich mit feſtem Vertrauen an ihn gewendet; beſonders in Reinigung und Auffriſchung des böſen Geblütes ſei er unfehlbar. Nachdem ſich die Frau Gräfin die Gegend und den Wohnort dieſes Mannes näher beſchreiben ließ und nachdem ſie ihrem Leibdoktor, der ihr ſchon ſehr läſtig geworden, Urlaub gab, traf ſie Anſtalten, den Wunderdoktor aufzuſuchen. Da ſie dieſen Mann des Aufſehens halber nicht in die Stadt bringen laſſen wollte und da ſie gehört hatte, daß mit der Heilung auch ein Landaufenthalt in der Nähe des Wunderdoktors verbunden ſein müſſe, ſo beſchloß die Herrſchaft, die diesjährige Sommerfriſche in dem betreffenden Gebirgsthale zu nehmen, und während derſelben mit dem Wunderdokter zu verkehren. Wir ſind nun in dieſem Thale. Daß die hieſige, ohnehin vorurtheilsvolle und gleich Alles übel deutende Bevölkerung weder den Zuſtand der Gräfin, noch

die Urſache ihres Aufenthaltes hier ahnen darf, verſteht ſich von ſelbſt. Nun aber handelt es ſich, den betreffenden Wundermann, der in dieſer Gegend herum leben muß, vollends aufzufinden. Sie, lieber Johannes, ſind aus dem Volke und verſtehen mit demſelben beſſer zu verkehren, als wir de la haute volée. In der Ueberzeugung, daß Sie unſerer Herrſchaft ergeben ſind, würden wir Ihnen nun die Aufgabe zutheilen, den Wunderdoktor aufzuſuchen, was Ihnen hoffentlich bald gelingen wird. Laſſen Sie es aber nur bei dem Aufſuchen bewenden, und geben Sie mir dann Bericht; alles Uebrige iſt meine Sache."

Johannes verſprach, ſogleich an ſeine Aufgabe zu gehen.

Als er hierauf von einer anderen Seite als der Hofmeiſter in das Dorf zurückkehrte, begegnete ihm der bucklige Mann, der auf dem Dache des Wirthshauſes die Fahne befeſtigt hatte. Mit dieſem ließ ſich der junge Mann in ein Geſpräch ein. Er erkundigte ſich nach den Zuſtänden der Gemeinde, nach der Bevölkerung, ob ein geſunder Menſchenſchlag da ſei, wie alt die Leute in dieſer Gegend in der Regel würden und ob nicht auch ein Arzt im Dorfe wohne.

„Iſt Keiner da," ſagte der Bucklige, „ſo lang die Leut' arbeiten, bleiben ſie hübſch geſund, und werden ſie alt und ſchwach, ſo ſterben ſie auch ohne Arzt."

„Aber wenn Einer ein Bein bricht, oder einen Zahn zu ziehen hat, oder einen Aderlaß braucht, da gibt es wohl den Hufſchmied, oder ſo Einen?"

Der Wagenfalti ſah den jungen Mann groß an und ſagte kurz

„Gibt Keinen. Wenn euch aber just ein Zahn weh thut, den schlägt euch Jeder heraus. Ich auch!“

Damit wendete er sich ab und ging seine Wege.

„Dieser ist sehr tückisch, oder es gibt wirklich keinen solchen Menschen da herum, wie ich ihn suchen soll,“ dachte sich Johannes und schritt weiter.

Ganz nahe am Dorfe traf er den Schmiedwirth, der eben einen Bretterzaun ausbesserte. Als dieser den Lehrer sah, grüßte er und sagte.

„Ihr geht schön herum da, auf dem Futter! Aber es macht nichts, es ist meine Wiese und ihr seid mein Gast. Sagt mir, seid ihre Alle krank, weil ihr so blaß und grämig ausschaut?“

„Bei mir mögt ihr nicht weit gefehlt haben, Herr Schmiedwirth.“

„Bin kein Herr, nennt mich kurzhin den Schmiedwirth oder den Philipp, wie's mir noch am liebsten ist. Wie muß man denn euch nennen?“

„Meine Herrschaft nennt mich Johannes. Ich heiße eigentlich Hans Meier, aber dieser Name ist meiner Herrschaft nicht genehm.“

„Mein Schwager, der Kuhringer, heißt auch Hans Meier, und mein Almbub auch; der Kreuzschuster in der Lacken schreibt sich Johann Meier und in Reichau kenne ich noch drei andere Meier. Ihr auch Meier, nu, so hätten wir jetzt halt um Einen mehr. So, so. Und wo fehlt's euch, weil ich's vorhin bei euch errathen hätt', sagt ihr?“

Jetzt mußte der junge Mann schon eine kleine Lüge sagen, um vielleicht doch an's Ziel seiner Forschung zu kommen.

„Die Gicht, die Gicht, lieber Philipp,“ sagte er, „ist denn kein Arzt, so ein Bader im Dorf?“

„Ei, wer wird denn gleich zum Bader gehen! Für die Gicht weiß mein Weib das beste Mittel, werd' ihr's gleich sagen, wenn ich in's Haus komm'.“

„Bin aber oft ordentlich ein wenig in der Angst, Schmiedwirth; 's hat mir einmal geträumt, das Blut wär' mir vergiftet.“

Der Wirth sah den jungen Mann an:

„Ist wohl ein Kreuz mit den jungen Leuten heut' zu Tag, gleich haben sie's im Blut. Aber sein mag's schon; müßt euch's abbeten lassen, halt ja! Geht einmal zum Wagnerfaltl hinauf, der segnet euch's schon ab, 's mag euch gut thun; nnn und hilft's nicht, so schadet's nicht. Zwischen den zwei Fichten dort — schaut einmal — seht ihr ein graues Bretterdach; dort ist dem Wagnerfaltl sein Häus'l. Geht nur hinauf und sagt, ich hätt' euch geschickt und er soll euch das vergiftete Blut abbeten. O, zum Wagnerfaltl kommen die Leut' von weit und breit; er kann allerhand und er ist ein rechter Schwarzkünstler.“

„Dank euch recht!“ entgegnete Hans Meier. „Da muß ich schon ein wenig hinauf.“

Dann eilte er davon. Jetzt glaubte er's zu wissen. Aber, war seine Mission schon zu Ende, sollte er nicht etwa mit dem Manne auch selbst sprechen? War er es am Ende nicht sich, seiner Wißbegierde, den wunderlichen Mann kennen zu lernen, und war er es nicht auch dem Schmiedwirth für den wohlgemeinten Rath schuldig?

Sofort ging er durch das Dorf hinaus und aufwärts,

das Bächlein entlang gegen das ihm beſchriebene Häuschen. Dasſelbe hat eine faſt ganz ſchwarze Holzwand mit kleinen, kreuzweiſe vergitterten Fenſtern mit ſchmaler Vertäfelung. Das lichtgraue Bretterdach ſteht weit vor und bildet auf einer Seite eine Hütte, in welcher verſchiedene Ladenſtücke und Werkzeuge ſind. — Am vorüberfließenden Bächlein ging ein Rad, welches eine zwiſchen zwei Pfeilern aufrechtſtehende Holzſtange bewegte. Am oberen Ende dieſer Stange war eine Spagatſchnur befeſtigt, welche oben durch die Luft und durch die Wand in das Häuschen ging und mit jedem Umtrieb des Rades einen kleinen Ruck that.

Hans blieb ſtehen und ſah dem Dinge zu; ſollte das etwa das Schild des Wagners ſein?

Die Thüre des Häuschens, auf welche viele Holzkreuzchen genagelt ſind, war angelehnt. Als ſie der junge Mann öffnete, ſtand er in einer dunklen Vorlauben, deren Fußboden aus geſtampfter Erde beſteht. Er klopfte an eine zweite Thür; er hörte von Innen ein Geräuſch, aber Niemand ſagte: Herein! Er öffnete und trat in die kleine Stube.

In der Stube war ein Kind, welches etwa zwei Jahre alt ſein mochte und welches ſich in einer ſonderbaren Vorrichtung befand. Dieſe Vorrichtung beſtand aus einem Brette, das in Form eines ganz niederen Tiſchchens auf vier Füßen ſtand. An jedem dieſer vier Füße war ein kleines Rädchen, ſo daß das Tiſchchen hin- und herrollen konnte. Das Tiſchchen ſelbſt aber hatte in der Mitte eine runde Oeffnung, in welcher das Kind ſtand, das auf dieſe Weiſe nicht umfallen, aber durch die kleinſte Bewegung das Geſtelle mit ſich fortrollen konnte. Das war zur Uebung im Gehen ohne Gefahr

des Fallens. Um den Hals hatte das Kind einen Kranz von verschiedenen Kleinigkeiten, als Holz- und Papierstücke, Steinchen und Wurzeln, welche an einer Schnur hingen.

Hans lächelte, das Kleine zeigte Furcht und trieb sich gegen einen Winkel.

In der Stube war aber auch noch ein zweites Kind, welches ganz jung zu sein schien und in einer Wiege lag. An der Wiege war jene Spagatschnur befestigt, welche durch die Wand vom Rade hereinkam; diese Schnur bewegte das Bettchen sanft, aber beständig, und das Kind schlief.

An der Stubenecke, wo der Tisch steht, hängen zahlreiche Heiligenbilder, theils auf Glas, theils auf Holz gemalt. Gerade über dem Tisch hängt ein aus Papier geformter Vogel mit ausgestreckten Flügeln. Rings an der Wand in einer gewissen Höhe sind Leisten angebracht, auf welchen damals noch Gläser, Tiegel und verschiedene Paketchen lagen. Alles ist mehr oder minder rußig, nur der Fußboden ist stets rein gescheuert. Die Mauer des großen Kachelofens ist gelblich von dem hervorschlagenden Rauch; hinter dem Ofen stehen zwei Betten mit hellrothen Ueberzügen, und über denselben hängen mehrere Schwarzwälderuhren, deren Geticke bald regelmäßig, bald wirr durcheinander geht. Neben den Betten steht ein großer Kasten, der roth und blau und mit verschiedenen Blumen, Buchstaben und Zeichen bemalt ist.

Hinter diesen Kasten hatte sich das eine Kind mit dem Tischwägelchen geflüchtet.

„Sag' mir, kleiner Schatz, ist dein Vater nicht zu Hause?" frug Hans das Kind. Dieses gab keine Antwort, sondern begann laut zu weinen.

Jetzt wurden auf dem Dachboden Schritte vernehmbar und bald darauf trat ein erwachsenes Mädchen in die Stube. Das stutzte, als es den Fremden sah, doch dieser trat ihm entgegen und sagte, des eigenmächtigen Eintrittes wegen fast beschämt:

„Um Vergebung, ich such' den Wagnerfaltl."

„Dann muß Er ein wenig warten, mein Vater ist in den Wald gangen und wird gleich zurück sein. Wenn Er sich niedersetzen will?"

Hans that es und das Mädchen besänftigte jetzt das weinende Kind.

Das Mädchen war so gekleidet, wie es alle Weiber jener Gegend sind, wenn sie im Sommer zu Hause Verrichtungen haben und nicht weiter ausgehen. Es hatte ein Hemd aus Baumwollenstoff an, welches den Hals weit herab und die Arme unbedeckt ließ, und es hatte einen Unterrock aus grober Leinwand, der kaum über die Kniee reichte. Das war der vollständige Anzug des Mädchens. Die Füße waren bloß, die hochblonden Haare waren einfach zurückgekämmt und rückwärts in einem Knoten zusammengebunden. Das Gesichtchen war voll und ein wenig geröthet, die Augen klar und dunkelblau, das Näschen stumpf, die weißen Zähne sah man nur, wenn es lächelte. Wie alt es sein mochte? Ueber die vierzehn Jahre wohl schon hinaus, das zeigte der volle, ebenmäßige Bau seines Körpers.

Da das Kind sich nicht besänftigen lassen wollte, schlug das Mädchen einige Male mit der rechten Hand auf seinen eigenen linken Arm und sagte wie schmollend:

„Wart', du zuwidere Mariann, du, daß du das Venerl so allein läßt, wart' du!"

„Ja, ja, lern' nur dem Kind das Schlagen recht!" sagte ein älteres Weib, das eben eingetreten war. „Das lernen sie so auch noch früh genug: und thäten sie 's gar nicht lernen, die Kleinen, so blieben bei den Großen die Schlägereien aus. Hast es schon gehört, Mariann, des verstorbenen Spreitzenhofersohn seine Hand wachst aus dem Grab heraus, weil er damit einmal seine Mutter geschlagen hat! Schau jetzt auf die Kinder, ich geh' den Gaisstall streuen."

Das Weib war wieder fort und Mariann sagte zum Venerl:

„Hop, hop, sei nur still; 's wird Alles gut, eh' du heirateſt."

„Ist das Spielerei, was ihr da dem Kinde um den Hals gehangen habt?" frug Hans.

„Bei Leib nicht, das ist der Zatsch," antwortete das Mädchen, „schau Er, da ist einmal das Fraisſteindl, das hilft für die Frais, und das da sind Krebsaugen, die sind gut für das Ungeziefer, und hier ist eine Feigenwurzel, daß 's Dirndl nicht verschaut wird."

„Verschaut, was ist das?"

„Er weiß just nicht gar viel. Zu uns kommen alle Tag fremde Leut', weil mein Vater ein wenig doktert und die Krankheiten abbeten kann, und die Leut' schauen die Kinder halt an, und auf der Stell' haben diese nachher Hitz' und das Durchfallen und eine harbe Stirn. Wenn wir ihnen aber eine Feigenwurzel anhängen, so schadet das Anschauen nicht."

„Haſt du auch eine Feigenwurzel angehängt, Mariann?“

„Ja, was nicht noch! Bin ja ſchon groß und mich mag kein Menſch mehr verſchauen, das iſt nur bei den Kleinen. Ja, wenn's bei den Großen auch wär', da müßt ich ſchon lang ſterbenskrank ſein — wie mich die Leut' anſchauen! — Jetzt ſei aber ſtill, Lenerl, ſchau, der Mann dort, der packt dich ſonſt mit!“

Ueber dieſes Wort ſchrie das Weib draußen:

„Wart, Mariann, ich werd' dir helfen, wenn du den Kindern ſo vorſagſt; dann fürchten ſie ſich doch vor jedem Menſchen und vor jeder Maus, daß es Noth thät, man hätt' Einem die Fratzen alleweil an den Buckel binden!“

Aber das Lenerl war ruhig geworden und die Mariann ſchob jetzt die Wiege ein wenig zurecht und ließ ſie dann wieder in ihren Gang.

„Das Oswalderl ſchläft ſonſt nicht, wenn man's nicht immer wiegt,“ bemerkte ſie, „deswegen hat mein Vater den Waſſerwieger hergerichtet; Unſereins hat nicht alleweil Zeit, daß man dablieb.“

„Sag' mir einmal, Mariann, was bedeutet dieſer Vogel über dem Tiſch?“ frug Hans.

„Wenn Er ein Chriſt iſt, ſo wird Er's wohl wiſſen, und wenn Er keiner iſt, ſo ſag' ich Ihm's nicht. Nu, jetzt kommt mein Vater.“

In der Vorlaube hörte man eine männliche Stimme:

„Sein Lebtag iſt's wahr, was der Kopf vergißt, das müſſen die Füße büßen; jetzt bin ich auf dem Rinſchlag oben geweſen und hab' dennoch das Brombeerlaub vergeſſen für den Kuhringer ſeinen Fuß. Iſt wer kommen derweil?“

„Ja, ein Herr wartet auf dich: drin' in der Stub'," entgegnete das Weib.

Sofort trat der Mann ein.

Hans war neugierig geweſen, wie der „Wunderdoktor" ausſehen mochte und er war nicht wenig überraſcht, als jetzt jener bucklige Mann vor ihm ſtand, dem er vor ein paar Stunden hinter dem Dorfe begegnet war und den er gefragt, ob kein Bader in der Gemeinde ſei.

Als ihn jetzt der Wagnerfaltl um ſein Begehren frug, wußte er kaum, was er antworten ſollte. Er hatte eigentlich kein Begehren, als den Mann kennen zu lernen, aber dabei durfte es nun des Aufſehens wegen nicht bleiben, er mußte ſich aus der Klemme zu helfen ſuchen.

„Wenn ihr mir vor zwei Stunden geſagt hättet, wer ihr ſeid," ſagte Hans, „ſo hätt' ich euch gleich damals gebeten, daß ihr mir das vergiftete Geblüt abbetet; 's thut mir nicht gut, und ich glaub', ich hab's im Blut."

Der Faltl ſah den jungen Mann an:

„Ihr im Blut? Thät' Gott danken, wenn ich euer Blut hätt' — ließ mir's nicht abbeten. Wenn ihr ſonſt nichts wollt von mir, ſo —"

Hans war in Verlegenheit, er mußte eine andere Wendung nehmen. Im Geheimen verwünſchte er dieſe Lage, in der er ſeiner Herrſchaft wegen um ſprechen mußte, um ſeine Gedanken zu verbergen.

„Spaß bei Seite," meinte er endlich, „meine Herrſchaft will bei euch einen Wagen beſtellen, das mitgebrachte Gefährte taugt nicht für dieſe Gegend."

„Einen Wagen will euere Herrſchaft? Hab' zwar mein

Handwerk schon an den Nagel gehangen, weil ich so besser fahr', aber wenn euere Herrschaft mehrere Tage gedulden will, so mag sie schon ein Wäglein haben, wie soll's denn werden?"

„Wird meine Herrschaft erst angeben; vielleicht wolltet ihr euch einmal unten beim Schmiedwirth anmelden."

Nach diesen Worten ging der junge Mann. Der Fatti begleitete ihn bis zur äußeren Thür, dort sagte er:

„Ihr seid zu mir kommen um ein Abbeten und um einen Wagen, aber ihr braucht nicht mein Abbeten und ihr braucht nicht meinen Wagen. Was ihr von mir braucht, das weiß ich heut' noch nicht: ich mach' euch derweil den Wagen. Sagt das euerer Herrschaft, oder sagt ihr es nicht. Behüt' euch Gott!"

„Diese Städter sind dumm, wie ein Schaub Stroh," sagte die Schmiedwirthin, als ihr Mann am späten Nachmittag von seiner Zaunarbeit zur Hause nach Hause kam, „um zwölf Uhr nehmen sie das Frühstück und jetzt kochen sie erst ihr Mittagsmahl: 's ist doch wahr, wie's heißt, sie gehen zum Mittagessen, wenn die Hühner aufsitzen, und schlafen, wenn der Hahn kräht; — nein, da muß man sich doch verwundern, wie die Maus beim Vögerl. Und erst die spaßige Kocherei, die sie haben, Alles wollen sie selbst machen und meinen, Unsereins könnt' nicht fünfe zählen. Guck nur einmal dort hinein in die Küch'; das Kochen steht den vornehmen Leuten just an, wie dem Esel das Zitherschlagen; wie sie herumgreifen, als hätten sie lauter Butter an den Fingern. Ich lach' noch, wenn sie Alles anbrennen und ver-

pfeffern; dann ſollen ſie's nur ausſieſen, wie ſie's einbrocken! Ich lach' noch!"

Um fünf Uhr wurde zum Eſſen gerufen. Die Tafel war im Freien hinter dem Hauſe und die Sonne fiel auf die ſilbernen Beſtecke, auf die ſchneeweißen Teller und Taſſen und auf die funkelnden Gläſer, die ſie alle aus der Stadt mitgebracht hatten. Man wollte den Tiſch unter den Schatten eines Lärchbaumes ſtellen, aber die Gräfin proteſtirte dagegen: ſie ſaß bereits in der Sonne und war in dichtes Pelzwerk gehüllt. Verſchleiert war ſie nicht. Auch die Comteſſe war trotz des Verbotes ſeitens der Gouvernante ohne Schleier im Hauſe umhergegangen. Jetzt ſaß ſie neben ihrer Mutter und verzog ein um das anderemal Näschen und Mund über die ländliche Umgebung.

Endlich nach vielen gegenſeitigen Komplimenten ſaßen Alle beiſammen und zwei Diener trugen Speiſen auf und um den Tiſch herum.

Die Schmiedwirthin guckte durch ein Dachfenſterlein auf die Geſellſchaft.

„Die laufen zum Tiſch, wie meine Schwein' zum Trog," ſagte ſie zur Stallmagd, die bei ihr war; „fein und nobl iſt's ſchon, wenn mit dem großen Löffel geſſen wird, aber möcht' nicht mithalten. Haſt geſehen, Hanni, was ſie zum Rindfleiſch für eine gelbe Soß auftragen haben? Ich hab' vom Anſchauen ſchon genug!"

„Comment va la santé, Madame?" leitete der Hofmeiſter ein Tiſchgeſpräch ein, indem er ſein glattraſirtes, etwas fahles Geſicht ſtreichelte.

„Ah, je suis enrhumé; j'ai mal à la téte," antwortete die Gräfin, und ſie ließ ihren Teller unberührt.

Später bemerkte der Hofmeiſter der Gräfin gegenüber, daß der betreffende Mann bereits erkundet ſei.

Johannes richtete einige Worte an die Comteſſe, ſchlug für den Abend einen kleinen Spaziergang vor und ſprach von wundervollen Partien, die er bereits entdeckt habe. Die Gouvernanten waren mit dem Spaziergange einverſtanden. Gabriele ſagte:

„Je reste à la maison."

Pater Severin, der neben dem Lehrer ſaß, erzählte von einem Ausflug, den er bereits mit dem leutſeligen Herrn Pfarrer gemacht habe und daß ſie bei einem über hundert Fuß hohen Waſſerfall geweſen ſeien. Die Umgebung ſei wundervoll; an den Menſchen habe er bemerkt, daß ſie ſehr gutmüthig wären.

„Aber ein wenig abergläubiſch, ſcheint mir," ſagte Fräulein Klotilde, „gerade früher habe ich gehört, daß hier in der Gegend ein Mann lebe, der es verſtehe, Krankheiten abzubeten, und daß es Leute gäbe, die ſich von dieſem Manne wirklich anfabeln ließen."

Ein Theil der Geſellſchaft lachte.

Der Hofmeiſter goß Wein in eines ſeiner Gläſer und warf die Frage auf, warum es in ihrem Quartier wohl beim Schmiedwirth hieße, es ſei ja kein Schmied in der Nähe.

„Weil auf dem Lande Alles Unſinn iſt," bemerkte die Comteſſe etwas vorlaut.

„Zu bewundern iſt die Auffaſſung des gnädigen Fräuleins," ſagte Johannes ein wenig ironiſch, „kaum acht Stun-

den hier, vermag es die ländlichen Verhältniſſe ſchon ſehr beſtimmt zu beurtheilen."

„Das war ein Verweis, Gabriele!" bemerkte die Gräfin und zog ihren Pelzüberwurf enger zuſammen. Von den erſten Speiſen rührte die „Gnädige" nichts an, nur als das Wildpret und die Mehlſpeiſen kamen, ließ ſie ſich etwas auf den Teller legen.

Nach der Tafel frug Johannes die Gräfin, ob er mit dem Unterrichte des Fräuleins fortzufahren habe; die Dame machte eine Handbewegung und ließ ſich durch den Hofmeiſter in ihr Zimmer führen.

Gleich darauf ließ ſich der Wagnerfaltl melden, allein er erhielt den Beſcheid, daß er ein anderesmal kommen möge, Excellenz ſchliefen.

Der Faltl ließ zurückſagen: „Wenn man ihn benöthige möge man nur zu ihm kommen, er ſei zu jeder Tageszeit wach."

Hans holte aus ſeinem Zimmer einen Stock und ein Buch zu einem Spaziergang, wurde aber noch vor dieſem von der Schmiedwirthin gerufen.

„Mein Mann hat geſagt, daß Er die Gicht hat und jetzt hab' ich Ihm ein Ameisbad gemacht und einrauchen thu' ich Ihn auch, wenn Er will; Er ſchaut eh' aus, wie ein Herrgott aus Hafermehl!"

Hans hatte Mühe, dem Weibe zu entkommen und dieſes ſchrie ihm nach:

„Ja, ja, nur gleich davonlaufen; wer die Medizin nicht ehrt, der iſt der Geſundheit nicht werth!"

Der junge Mann ging thaleinwärts gegen eine Schlucht

dort wo aus einer Kluft ein Wässerlein niederrieselt, setzte er sich auf einen Stein, las in seinem Buche, schrieb in seinem Notizhefte und blickte dann empor zu den hohen Wipfeln der Fichten und zu einer luftigen Felsenzinne, auf welcher noch der Abendsonnenschein lag.

Es war ihm, als ob auf der ehernen Felswand goldig seine Kindheit gemalt wäre. —

Hans Meier's Heimatsstädtchen lag auch zwischen herrlichen Felsen. Diese Felsen und die Lüfte um dieselben waren oft so rein, daß man die Gemsen auf den Wänden herumsteigen sah; dann waren sie wieder so blauduftig, als ob sie plötzlich in weite Ferne gerückt worden wären und dann waren sie wieder so wunderbar im Alpenglühen.

Aber Hansen's Vater, der ein Landwirth war, sagte oft:

„Ich wollte, es wären keine herrlichen Felsen, sondern es läge um uns eine einförmige Ebene, daß wir Brot hätten."

Als Hans studirte, schickte ihm der Vater in den ersten zwei Jahren Geld, im dritten kam ein Brief, der keinen Kreuzer, aber viele Worte brachte — daheim sei große Noth. Wolle Hans weiter studiren, so möge er sehen, daß er gute Menschen fände. — Hans fand gute Menschen und studirte weiter. Nach seinen wohl bestandenen Prüfungen wurde er dem Grafen Funkelblut als Hauslehrer empfohlen und so erhielt er diese Stelle. Er ist zufrieden, obwohl ihm die Lebensweise seiner Herrschaft nicht zusagt. Die Comtesse unterrichtet er in der Grammatik und in der Naturgeschichte. Er hat Glück im Unterrichten, aber das verzogene Fräulein hatte sich anfangs nicht selten über ihn lustig gemacht, da

ſein Benehmen in der vornehmen Geſellſchaft oft ein wenig linkiſch war. Hans hat einen offenen und einfachen Charakter und gibt ſich eben nicht beſonders Mühe, allen glatten Regeln der Etikette vollkommen zu entſprechen. Fremdling im Salon, iſt er daheim im Volke, dem er ſich ſeiner Zeit auch ganz widmen will. — Eine große Freude hatte Hans über den Aufenthalt im Gebirge; dieſe Zeit ſoll ihm wieder neue Kraft und Friſche verleihen für ferneres Arbeiten und Lernen.

Das war wieder einmal ein Morgen, an welchem der Natur das Herz lachte, und dem Menſchen auch.

Die Herrſchaft hätte ihn verſchlafen, wenn unten im Hofe nicht ſchon um vier Uhr das Gepolter des Werktages begonnen hätte. Der Stallbub ſchrie mit ſeinen Ochſen, der Großknecht ließ einen Karren über den Hof kollern, ein Anderer dengelte Senſen und gab in allen Kammern und Ecken Befehle.

Mißmuthig erhob ſich die Gräfin halb aus ihrem Lager:

„Demoiſelles, ſagen Sie doch dieſen — dieſen Bauersleuten, daß ſie ruhig ſind — ach, 's iſt eine Unmöglichkeit! Oeffnen Sie doch ein klein wenig das Fenſter — ach, ein unausſtehlicher Dunſt!"

Mathilde, welche mit der Gräfin und der Comteſſe in einem Zimmer ſchlief, warf ein Morgenkleid um und öffnete ein Fenſter.

Friſche Morgenluft ſtrömte herein.

„Dieu, Dieu!“ rief die Gräfin aus, „das iſt ja ein wahrer Eisſtrom! Schließen Sie, ich bitte, ſchließen Sie!“

Gabriele, welche auch ſchon erwacht war, blickte von ihrem Lager durch die Scheibe und rief: „Mama!“ Sie zeigte gegen das Fenſter.

Die Dame hatte ſich in Pelze gehüllt, dann ließ ſie ſich einen Stuhl an das Fenſter rücken. Sie ſah hinaus. Endlich öffnete ſie wieder das Fenſter und ſah immer hinaus.

„Magnifique!“ hauchte ſie endlich und die Comteſſe jubelte.

Vor ihren Blicken lag die Alpenwelt zur Morgenſtunde.

Da lag die friſchgrüne Wieſe mit ihren funkelnden Thautropfen, ſo daß Gabriele ausrief:

„Sind denn die Sterne herabgefallen?“

„Und die Silberkette dort, das Bächlein,“ ſagte Klotilde.

„Und die ſchwarzen, großen Bäume und die rothgoldene Wand — ah, die iſt ja während der Nacht viel näher gekommen?“

„Wenn man lange zu jener Felſenſpitze emporblickt, ſo glaubt man, ſie fällt auf uns her! — Und dieſe tiefe Bläue des Himmels.“

„Wer hat doch die weiße Wolle dort an den Felſen geklebt? Ah, das iſt ja ein Wölklein, welches hoch an der Wand ſchwebt!“ —

Ein Junge trieb die Heerde zwiſchen den Wieſen hin und gegen den Wald. Das vordere Rind hatte eine Viehſchelle um den Hals gehangen, welche klang und ſchrillte und in der aufgehenden Sonne funkelte. Der Junge ſang einen Jodler.

Dort ging der Wirth in Hemdärmeln über die Wiese; er trug eine Senſe auf der Schulter, mit welcher er nun zu mähen begann. Langſam fuhr er durch das naſſe Gras und dieſes legte ſich hin, und hinter dem Manne ſchlichtete ſich in einer langen Reihe das abgemähte Futter und der friſche Duft des Graſes durchzog die Morgenluft.

Als Philipp bemerkte, daß ihm die Herrſchaft von dem Fenſter aus zuſah, lüftete er ſein grünes Käppchen und grüßte. Dann ſchärfte er mit einem Stein, den er in einem Holzkumpf mit ſich trug, die Senſe und mähte weiter. Jetzt kam eine Magd mit einem „Buckelkorb", in welchen ſie das abgemähte Futter that und dieſes ſofort in den Hof trug.

„Kommt's her, die Suppe ſteht ſchon auf dem Tiſch!" rief die Hausfrau von der Thür her. Der Mäher wiſchte ſeine Senſe mit Gras ab und ſchritt dann langſam gegen das Haus. Im Hofe wurde es ſtill und bald hörte man in der Geſindeſtube das Summen des Tiſchgebetes.

Auf das Bitten der Zofe, welche um den Zuſtand der Gräfin beſorgt war, ſchloß dieſe das Fenſter, aber ſie ging nicht mehr in das Bett zurück, ſie ließ ſich ankleiden.

Nach dem Frühſtück, welches die Herrſchaft in der Vorſtube eingenommen hatte, ſchlug der Hofmeiſter eine Spazierfahrt vor; zwei Pferde ſeien bereits von Reichau angekommen. Man war fröhlich einverſtanden. Die Gräfin bemerkte, man möge den Weg am Wagnerhäuschen vorüber nehmen, da ſie ein Landwäglein zu beſtellen gedenke.

Nach der Meſſe, welche Pater Severin im Dorfkirchlein las, ſetzten ſich die Gräfin, die Comteſſe, Klotilde, der Hofmeiſter und der Prieſter in den Wagen. Johannes, Kle-

mentine und der Schulmeiſter (welcher ſich heute einmal erlaubt hatte, die Schulſtube zuzuſperren, weil, wegen der dringenden Heuarbeit, ſich nur Ein Schüler eingefunden hatte) gingen zu Fuß.

Auch ein Gewerke aus Reichau, ein alter Bekannter des Grafen Funkelblut, der heute mit den Pferden der Herrſchaft gekommen war, ſchloß ſich den Fußgehern an. Er war ein ſchon betagter, heiterer Mann, ziemlich korpulent, aber in ſchmucker Bergmannstracht, auf welche er ſich nicht wenig einzubilden ſchien. Die Geſellſchaft nannte ihn Herrn von Sturmhaus.

Herr von Sturmhaus war nach allen Seiten ſehr aufmerkſam, trug der Soubrette wiederholt den Arm an und zu Johannes ſagte er:

„Sehr erfreut, ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen, Herr von Meier; dem Namen nach habe ich ſchon lange die Ehre.“

Meier ſchrieb nämlich mitunter kulturhiſtoriſche Aufſätze, die in verſchiedenen Zeitſchriften abgedruckt wurden.

Der Wagen war thaleinwärts vorausgefahren und hielt vor einem kleinen ſchwarzen Holzhäuschen. Hans wußte, warum er hielt, aber er ſprach mit dem Schulmeiſter über die zahlreichen Löwenzahn, die vor dem Häuschen blühten. Die Gräfin, Amand, ihren kleinen Lieblingshund auf dem Arm, und der Hofmeiſter ſtiegen aus — man möge nur weiter fahren und den Sommertag genießen, ſie wollten den Wagnermeiſter ſprechen, dann würden ſie zu Fuß in das Dorf zurückkehren.

Herr von Sturmhaus und Fräulein Klementine ſetzten

ſich nun an die Stelle der Ausgeſtiegenen in den Wagen und dieſer rollte weiter. Hans und der Schulmeiſter gingen langſam nach.

Der Hofmeiſter trat in's Häuschen; die Gräfin ſetzte ſich vor demſelben auf ein Holzbänklein.

Der Faltl, der eben auf einem Brettchen malte, das vor ihm auf dem Tiſche lag, wollte die Dame einladen, in die Stube zu kommen, allein ſein Weib ſagte:

„'s müßt' doch eine alte Kuh lachen, wenn die Frau in die Stuben ging; die ſchaut ja aus, wie der Schweinſtall im Advent!"

„Ihre Frau muß nicht ganz geſund ſein," bemerkte der Faltl zum Mann, der in ſchwarzen Kleidern vor ihm ſtand und ſich viel Anſehen zu geben ſuchte.

„Allerdings iſt Ihre Excellenz, die gnädige Frau Gräfin Funkelblut nicht ganz wohl," antwortete der Hofmeiſter. „Sie bemühte ſich eines Wagens wegen zu euch herauf."

Der Wagnerfaltl ging mit dem Herrn aus dem Hauſe und grüßte artig die Dame.

„Meine Gnädige finden mich bei der Arbeit," ſagte er, indem er auf ſeinen vernachläſſigten, von rother Farbe befleckten Anzug und auf ſeine rauhen, befleckſten Hände wies.

„Nichts zu ſagen, lieber Mann, wollte Gott, ich könnte auch arbeiten, das heißt — leider!"

„Gnädige wünſchen ein Wäglein?"

„Wäglein? — ja wohl, ja, allerdings. Befinde mich leider in einer Situation, die mich ſelbſt auf dem kleinſten Spazierweg des Wagens nicht entbehren läßt. Wollt ihr

nicht ein wenig Platz nehmen, lieber — wie nennt ihr euch denn?

„Faltl, Wagnerfaltl, kurzhin," sagte der Häusler und ließ sich neben der Gräfin nieder, und zwar in minderer Entfernung von ihr, als sie es vielleicht gerne gesehen hätte.

Amand leiste.

„Der Mann ist auch Maler," berichtete der Hofmeister; „ich fand ihn mit Palette und Pinsel."

„Ah!" machte die Dame, schloß dabei die Augen und zog den Schleier über das Gesicht.

„Je nu, ein wenig Martertafeln mach' ich," entgegnete Faltl, „den Leihbüchlersohn hat vor zwei Wochen ein Donnerkeil erschlagen und da kommt auf die Unglücksstelle ein Kreuz und ein Bild hin."

Die Dame seufzte, dann hielt sie ein kleines Fläschchen vor den Mund.

„Eine Blutfrischung müßt' der Gnädigen gut thun," bemerkte Faltl.

„Nicht wahr?" versetzte die Gräfin lebhaft. „Das sagen die Doktoren ja auch; aber keiner der Männer von esprit scheint im Stande zu sein — ach, c'est une fatalité!"

„Ist ein Unheil, meinen die gnädige Frau Gräfin," fand der Hofmeister nöthig zu bemerken.

„Verstehe schon," versetzte Faltl rasch; „nu, vielleicht bringt der Aufenthalt in dieser ferngesunden Gegend Besserung."

„Das hoffen wir," sagte der Hofmeister.

Die Gräfin machte eine ungeduldige Bewegung:

„Ich wäre inconsolabel, wenn ich längere Zeit in

dieſem öden Bergwinkel exiſtiren müßte; ich ſtürbe vor ennui!"

„Excellenz bewunderten doch heute den Sonnenaufgang," meinte der Hofmeiſter.

„Um ſo mehr, als man das einzige Hübſche hier, den Sonnenaufgang, bereits geſehen hat."

„Gnädige mögen recht haben, obwohl es hier herum auch noch manch' Anderes gibt, was hübſch und der Geſundheit ſehr zuträglich iſt," wagte Faltl einzuwenden. „Beſonders haben unſere Gegenden Mittel gegen ſchleichende Krankheiten —"

„So nennt uns doch ein ſolches Mittel, guter Mann, es wird nicht euer Schade ſein."

Bei dieſen Worten hatte ſich die Gräfin etwas erhoben, ſank aber wieder auf die Holzbank zurück.

Der bucklige Mann knüpfte mit beiden Händen ſein rothes Halstuch feſter um den dicken, braunen Hals, fuhr dann einigemale über ſeine ſtruppigen Haare, krauſte ſich den wirren Bart und murmelte ſo halb vor ſich hin:

„Ja, ja, um's Nennen allein iſt's nicht zu thun. Wenn die gnädige Frau Gräfin einen Handſchuh ausziehen wollten, ſo könnte ich vielleicht etwas ſagen."

Die Dame war unentſchloſſen, ob ſie es thun ſollte, doch endlich ſtreifte ſie den linken Handſchuh von den Fingern. Als der Häusler nach der kleinen, zarten Hand griff, zögerte ſie von Neuem, doch endlich legte ſie dieſelbe in ſeine rauhe, allerdings nicht allzureine Rechte.

„Recht fein und zart," murmelte Faltl; „aber," er ſchüttelte den Kopf, „allzuviel blaue Adern! — Wahrhaftig,"

ſagte er dann lächelnd, „man könnte meinen, die gnädige Frau Gräfin hätten ein blaues Blut!“

Die Dame erhob ſich ſchnell und hauchte: „Hohn!“

Der Hofmeiſter ſagte auf franzöſiſch:

„Nicht doch, Madame, dieſer Menſch ſcheint mir zu einfältig, um zu wiſſen, was er geſagt hat. Seien wir jetzt freundlich gegen ihn, es handelt ſich um die Geſundheit meiner gnädigen Gebieterin.“

Faltl hatte ſein Kinn in die Hand gefaßt und blieb eine Weile in dieſer Stellung, als ob er über etwas nachdächte.

„Gehen thät's ſchon,“ ſagte er dann, „aber eine kleine Geduld braucht's — in drei Wochen dürft's vorüber ſein.“

Da preßte die Gräfin ihre Hände in einander:

„Wenn ihr macht, daß ich dieſe Gegend geſund verlaſſe, ſo — wie viel verlangt ihr?“

Die kranke Frau ſagte das mit bebenden Lippen. Sie ahnte nicht, welcher Demüthigung ſie ſich unterwarf; ſie, die hocharistokratiſche Dame, die ſtets mit Verachtung niederblickte auf das Volk; ſie, welche ihre Hunde und Katzen mit viel größerer Liebe ſpeiſte, als die Armen, die hungernd an ihre Thür klopften; die dem Bettler auf der Straße mit derſelben Miene ein Silberſtück hinwarf, wie man das etwa einem drolligen Affen thut, daß er es auffange; ſie, die ſich am liebſten die Naſe zuhielte, wenn ſie an einem ſchwitzenden Arbeiter vorüberrauſcht — ſie bettelte jetzt im kleinlichſten Aberglauben einen armen Mann aus dem Volke um ihre Geſundheit an.

„Wie viel verlangt ihr?“ hauchte ſie noch einmal

und es überkam ſie eine ſolche Schwäche, daß ſie der Hofmeiſter ſtützen mußte.

„Ich bin billig," verſetzte der Faltl ſchlau, „ich überlaſſe es der gnädigen Frau Gräfin ſelbſt, Dero werthe Geſundheit zu ſchätzen."

„Wohlan," ſagte die Dame, „die Arbeiterin im Felde dort iſt wohl euere Tochter?"

„Das iſt meine Tochter, ſie jätet die Erdäpfel," verſetzte Faltl.

„Die Arme ſcheint keine Fußbedeckung zu haben — wir kaufen ihr gerne ein paar Schuhe, und —"

„Wir danken, meine Tochter verdient ihren täglichen Unterhalt."

„Nein, ich meine," verbeſſerte ſich die Gräfin, „wir legten in die Schuhe auch ein paar Thaler hinein?"

„Wird nicht gut thun, ſchon der Hühneraugen wegen nicht," lächelte Faltl.

„Aber wir ließen ſie hübſch mit Seide füttern."

„Taugt nichts. Wir da im Gebirge tragen derbe feſte Schuhe, gut beſchlagen und genagelt; und da hätt' ich gemeint, die gnädige Frau Gräfin ließe meiner Tochter dort wohl ein paar Brautſchuhe machen und dieſelben ſo des Spaſſes halber hübſch mit Silber beſchlagen und feſt mit Dukatenköpfen nageln, daß ſie auch was halten.

„Der Mann iſt ſchlau!" ſagte der Hofmeiſter zur Gräfin. „Doch, für das theure perſönliche Wohl meiner Gnädigen iſt der Preis nicht zu hoch."

„Und da iſt erſt ſeit Kurzem da in unſerem Dorfe eine neue Mode aufgekommen," verſetzte der Faltl langſam.

„zwar recht geſchmacklos, aber die Pfarrerköchin hat's von der Stadt heraus gebracht; die Pfarrerköchin trägt auf dem Ueberleder ihrer Schuhe zwei Reihen Knöpfe. Und jetzt, wie denn die Weibsbilder ſchon einmal ſind, wollen alle die Knöpfe tragen; und da hätt' ich gemeint, weil ſich meine gnädige Gräfin ſchon einmal ſo viel für die Brautſchuhe meiner Tochter koſten laſſen, auch noch die zwei Reihen Knöpfe aus Kremnitzerdukaten beizugeben."

„Ihr ſeid etwas ungenügſam, Alter," ſagte der Hofmeiſter, „aber wenn es euch gelingt, binnen drei Wochen die Geſundheit der gnädigen Herrin herzuſtellen, ſo —"

„Sollt ihr in Gottesnamen die Schuhe haben," fügte die Gräfin bei.

Der Faltl verbeugte ſich.

„Das wäre die erſte Kleinigkeit geweſen," bemerkte er dann, „und nun käme die zweite, allerdings etwas unbeſcheidenere —"

Der Mann blickte gegen das Dorf hinab.

„Ich dächte, unſere Zugeſtändniſſe wären ſplendid genug," rief die Dame haſtig.

„Ganz nach Belieben," ſagte der Alte ruhig; „Sie werden ſelbſt am beſten wiſſen, wie hoch Ihre wünſchenswerthe Geſundheit zu ſchätzen iſt."

„Impertinent!" hauchte die Dame und der Hofmeiſter mußte ſie halten, daß ſie nicht in Ohnmacht fiel. Faltl's Weib kam mit einem Trunk Waſſer aus dem Hauſe und ſagte:

„Für einen Trunk Waſſer ſeid Ihr uns noch nicht feil; nur ein wenig in das Geſicht ſpritzen der Frau da, dann wird's gleich beſſer."

„Mein Amand!“ keuchte die Gräfin. „Wir ſind zu entſetzlichen Menſchen gerathen.“ Sie ſprach zum Hündchen.

Dann hing ſie ſich in den Arm des Hofmeiſters und dieſer ſchleppte ſie dem Dorfe zu.

Auf dem Heideck herrſchte faſt unbeſchreiblicher Jubel.

Auf dem grünen Anger lagerten ſie. Tief unten ſind die Hügel und die Waldberge, droben liegen die Firnen, liegt ſtellenweiſe wuchtiges Geſtein und darüber hinaus iſt der Blick frei in das Felſengebirge.

Da lagerten ſie und Gabriele ſaß erhöht auf einem Stein. Das Mädchen hatte eine Krone auf dem Haupte. Die Comteſſe hatte ſich, um dieſer Krone das freie Prangen zu gewähren, ſogar den modernen Chignon zerſtören laſſen, ſo daß nun die dunklen reichen Haare frei über die Schultern wallten. In den Händen hielt ſie ein Gewehr und zu ihren Füßen lag eine todte Gemſe, welche noch aus einer Bruſtwunde blutete.

Gabriele war der Schütze! Gabriele war die Diana!

Erſte Veranlaſſung dazu war eigentlich Herr Sturmhaus. Da fuhren ſie durch die Thalſchlucht und aufwärts, ſo lange auf dem Bergweg der Wagen ging. Dann ſtiegen ſie aus und Sturmhaus rief:

„Wer kühn und ritterlich iſt, der ſteige mit mir hinauf zum Heideck; es iſt kaum eine halbe Stunde bis dahin und dann haben wir die herrlichſte Ausſicht.“

Alle wollten kühn und ritterlich ſein, ſelbſt die Damen fügten ſich in den Vorſchlag des Gewerken.

Das war wohl viel länger als eine halbe Stunde, aber der Weg war nicht beschwerlich und führte durch schattigen Wald und weiter oben über weiches Moos. Die ersten oben waren der Schullehrer, Hans und Sturmhans. Letzterer hatte sein Gewehr bei sich, denn er war in seinem Reviere.

Als sie in das Gestein gekommen waren, sagte Sturmhans leise: „Dort steht Eine!“ und zog das Gewehr von der Achsel. Kaum sechzig Schritte von den Männern graste unter einem Hange sorglos eine Gemse.

„Wollen Sie schießen, Herr von Meier?“ frug Sturmhans lächelnd.

„Sie würden Ihre Güte bereuen, Herr Sturmhans, da Sie sehr wahrscheinlich um das Wild kämen; ich bin ein schlechter Schütze.“

„Pah, eine Gemse, daran liegt mir nichts. Bitte, wenn es Ihnen Spaß macht, schießen Sie!“

Hans faßte das Gewehr. Als er den Hahn spannte, zitterte seine Hand etwas — sie war noch frei von jeglichem Morde.

In diesem Moment kam Pater Severin mit den Damen nach.

Sturmhans mußte ihnen „Pst!“ zurufen, weil sie ein lautes Gespräch führten und lachten. Zum Glücke war das Wild auf einer andern Seite und es ließ sich immer noch ruhig die Alpenkräuter schmecken. Für den Tod indeß mußte keines dabei gewesen sein. —

Die Damen blickten erwartungsvoll den stattlichen Schützen an, der das Gewehr jetzt langsam zur Wange

fühlte. Gabrielen pochte das Herz, sie hatte das in ihrem Leben noch nicht gehabt. Wohl oft hatte ihr Vater die Abendgesellschaft mit Jagdabenteuern unterhalten und einmal hatte ihn das Mädchen sogar gebeten:

„Nimm mich mit, Papa, und laß' mich auch einmal was schießen!"

Hatte vielleicht Hans in diesem Moment daran gedacht? Er ließ die Waffe sinken und lispelte zu Gabriele:

„Will sich vielleicht mein ritterliches Fräulein im Waidmannshandwerk versuchen?"

Trotzig entschlossen warf das Mädchen sein Ueberkleid zur Erde, nahm seinem Lehrer das Gewehr aus der Hand, sagte kurz: „Ich werde schießen" und mit einer Ruhe, die Keiner in dem Kinde vermuthet hätte, stellte es sich an den Platz.

„Wollen Sie dort zwischen die weißen Steine hinsehen," sagte Hans, „und das Gewehr bitte ich hierher zu legen, mit der Linken halten Sie das Rohr, die Rechte an den Schloß. So."

Sturmhans flüsterte dem Mädchen noch ein paar Maßregeln zu. Gabriele schloß ein Auge und zielte bereits.

Wehe! Die Gemse hatte die Gesellschaft bemerkt, sie hielt auf zu einem Satze —

„Verspielt, wie des Juden Seel!" lachte Sturmhans laut — **paff!** — Das Thier sprang hoch auf und stürzte zu Boden.

So war es und so kam der Jubel.

Nach dem Schuß war alle Ruhe bei dem Mädchen weg: aufhüpfte es vor Freude, lief sprang es über Stock

und Stein, als ſei es ſelbſt ein Gemslein geworden. Heute durfte es ſich ja freuen laut und lebendig, heute war Mama nicht gegenwärtig.

Hans erkletterte Felſen und pflückte Alpenblumen, daraus flocht er die Krone — er war auch ſo freudig!

„Hoch Diana! Bravo, Herr Johannes!“ rief Alles, als Hans dem Mädchen die Krone aufſetzte.

„Ich bitte Sie, Herr Johannes, die Friſur!“ ſchrie Klementine, doch Gabriele ſagte ſchnell: „Löſen Sie mir den Chignon, Fräulein Klementine!“ Dabei war das Mädchen ſehr roth. Als aber Mathilde leiſe ſagte, daß ſich derlei für eine Comteſſe nicht ſchicke, rief dieſe trotzig: „Schickt es ſich nicht, ſo bringt es ſich ſelbſt: ich bin heute Diana und Herr Johannes iſt der Apollo!“

Einige machten nun den Vorſchlag, das erlegte Wild in einer Köhlerhütte zu bereiten und gemeinſchaftlich zu verzehren, aber die Gouvernanten drängten, nach dem Dorfe aufzubrechen und Hans ſagte, über die Gemſe habe nur Fräulein Comteſſe zu verfügen, er hoffe aber, daß Diana die Jagdgeſellſchaft einmal großmüthig damit bewirthen werde.

Ein Halter wurde gedungen, die Gemſe zum Wagen zu befördern, und nachdem die Geſellſchaft noch einzelne Bemerkungen über die Ausſicht gemacht, verließ ſie die Höhe.

Am Wagen angekommen machte Pater Severin, der ſonſt wenig ſprach, Hans den Vorſchlag, daß dieſer für ihn den Platz auf dem Wagen einnehme. Hans dankte höflich und ging wieder mit dem Schullehrer zu Fuß dem Dorfe zu.

Es war hoher Mittag geworden, nur die Fichten, die

beiderseits des Weges standen, legten Schatten auf die Wandelnden.

Der Schullehrer war schon ein ältlicher Mann; sein sehr einfaches Wesen und sein sehr ärmlicher Anzug mochten schuld gewesen sein, daß auf der Partie außer Hans Niemand mit ihm ein Gespräch begann. Er hatte sich immer etwas in dem Hintergrund gehalten, ließ die laute Conversation den Anderen, sprach aber desto fleißiger seiner schwarzbeinernen Dose zu. Selbst gegen Hans hatte er sich anfangs etwas schüchtern gezeigt, und wenn er mit ihm sprach, that er es immer mit einer gewissen Ehrerbietung.

Jetzt aber, nachdem der Wagen fortgerollt war, faßte Hans traulich den Arm des alten Mannes und sagte:

„Wir fahren per pedes, wir sind zwei Schulmeister."

„Per pedes apostolorum!" entgegnete der Dorfschulmeister.

„Ein wahres Wort: der Schulmeister ist der Apostel der Menschheit," sagte Hans, und nachdem sie eine Weile vom Schulamte, diesem wohlthätigsten Institute sprachen, und wie der Schullehrer der wahre Volksbeglücker ist, versetzte der junge Mann: „Diese Würde ist eine so innere und große, daß sie selbst dem kühnsten Ehrgeiz Genugthuung sein kann. Ich muß immer lächeln, wenn ich an unsere modernen Volksbeglücker denke, die die Welt durch Phrasen belehren wollen. Es ist sehr lächerlich, unserem erwachsenen Volke durch Schlagworte die wahren Begriffe der ‚Freiheit,' der Humanität beibringen zu wollen. Jeder Mensch hat sich schon von Kindheit an entweder selbst eine Ueberzeugung angelebt oder die Ueberzeugung ist ihm durch Eltern oder Erzieher

beigebracht worden. Das ist nun mit dem Menschen verwachsen und Eins geworden. Wort und Schrift, und sei Beides noch so logisch und wohlwollend, vermag nicht, dieses Eigene, Bestimmte in dem erwachsenen Menschen auf die Dauer zu ändern. Das Biegen und Formen und Veredeln muß an dem Bäumchen geschehen und nicht erst an dem Baum. — Ein gewissenhafter Erzieher, ein gewissenhafter Volkslehrer! Auf das hin weist mich mein Sinn, und auf diesem Felde, glaube ich, kann meinem gar ehrgeizigen Wesen Genugthuung werden."

„Aber Herr Meier sind ja bereits Lehrer und Erzieher?" warf der Dorfschulmeister ein.

„Das ist theilweise richtig, doch vom ungünstigsten Standpunkte aus. Sie haben das Mädchen gesehen, das ich unterrichte; es hat einen frischen Geist und noch eine gesunde Seele, aber man arbeitet so sehr daran, beides zu verderben. Gabriele soll in erster Linie Gräfin, in zweiter erst Mensch werden; in erster Linie will man sie für den Hof erziehen, in zweiter erst für die Welt. Sie ist das einzige Kind des Grafen Junkelbint, sie wird die Erbin einer Million sein. Das ist ihr Unglück. Sie wird einen Weg geleitet, auf dem sie nie das Glück der Menschlichkeit und der echten Frauenwürde, die Freuden der Natur, den Adel der Kunst und Wissenschaft finden wird, sie geht dem Schicksale der Blasirtheit, der Trägheit, des Siechthums — dem Schicksale ihrer Mutter entgegen. Mich dauert das Mädchen, aber ich habe auf sie keinen Einfluß, dürfte auch keinen haben. Nur im Geiste der Naturgeschichte, in welcher ich Gabriele unterrichte, versuche ich auf die Allgemeinheit und Größe der Weltbe-

stimmung hinzuweisen, und im Geiste der Grammatik, die ich mit ihr durchgehe und die uns die Zusammengehörigkeit der Völker offenbart, mache ich leise Hinweise auf die Gleichheit der Abstammung. Ich bin noch nicht lange genug in diesem Hause, um behaupten zu können, daß diese meine Bestrebungen von irgend einem Erfolge wären. Sei's, wie es sei, mir steht fest, daß ich in einem solchen Kreise, in welchen mich nur der Zufall hineingewürfelt hat, nicht bleiben kann. Bald werde ich wieder hinausgehen können zu dem Landvolke, um in diesem das wenige Gute und Edle, was in mir ist, niederzulegen."

Hans schwieg und blickte während des Gehens in die Schlucht hinab, an der sich der Weg hinzog und in welcher der Wildbach rauschte. Nach einer kleinen Weile entgegnete der Tonsichter:

„Wollen Sie, guter, jugendlicher Schwärmer, einem alten Schulmann glauben, wenn er sagt, daß das Landvolk für die geistigen Güter, die ihm der Lehrer beizubringen sucht, noch undankbarer ist als der Adel? Und das besonders zu dieser Zeit der Schulreform, die uns den katholischen Pfarrer und die conservative Gemeinde zum Feinde macht. — Wenn Sie überzeugt sind, daß Ihre Begeisterung für den Lehrstand und Ihre Liebe zum Volke nicht erkalten wird, auch wenn Sie in den Kindern nicht jenes empfängliche Gemüth, sondern vielleicht starren Trotz finden, und wenn Sie nach all den Arbeiten und Mühen nur spärliche Erfolge und noch spärlicheres Brot haben, so mögen sie sich dem Schulfache widmen."

„Angesichts des edlen, erhabenen Berufes selbst werde

ich ſtark genug ſein, auf alle Bequemlichkeiten und materiellen Güter zu verzichten," ſagte Hans.

„Das habe ich mir vor fünfundzwanzig Jahren auch gedacht, aber die natürliche Eigenliebe hat mich verfolgt und iſt auf meiner Lehrerbahn nicht einen Schritt von mir zurückgeblieben. Ich habe geheiratet, ich habe eine Familie gehabt; wenn Sie um einige Jahre früher in unſer Dorf gekommen wären, ſo hätten Sie keinen Wohnplatz in meinem Hauſe finden mögen. Wenn wir am Friedhofe vorüberkommen, werde ich Ihnen zeigen, wo mein Weib und meine zwei Aelteſten liegen .... 's waren Mißjahre gekommen, die Bauern hatten ſelbſt kaum das Nothdürftige und auf den Schulmeiſter wurde vergeſſen. Wir hungerten ..., es war ein Elend, ſie ſtarben nach einander. Nur der jüngſte Bub iſt mir geblieben; der war bei einem Bauer als Viehhüter, dem ging's am beſten, der hat allweil was zum Beißen gehabt ..."

Das Wäſſerlein in der Schlucht mußte ſtark fallen, es rauſchte ſo ſehr.

Hans hatte des alten Mannes Hand ergriffen.

Am hohen Nachmittag kamen die beiden Männer in das Dorf.

Das heutige Diner unter der Tanne war lebhaft und heiter. Man ſprach von der Alpenpartie; Jedes redete d'rein, Jedes hatte ein Abenteuer von ſich zu erzählen. Doch der Meiſterſchuß der Comteſſe verdunkelte alles Andere. Gabriele ſchwelgte noch immer in Entzücken und immer noch nahm ſie von allen Seiten neue Huldigungen entgegen. Mit Hans ſprach ſie viel, allein ſeinem Vorſchlag, die Geſellſchaft mit

dem erlegten Wildpret zu bewirthen, kam die Comtesse nicht nach: sie hatte dasselbe bereits emballirt und an den Herrn Papa in der Stadt adressirt. Sie hatte diesen in einem langen Brief, in welchem sie mit großem Enthusiasmus von dem Landleben gesprochen hatte, sehr dringend gebeten, daß er doch bald nachkomme.

Die Gräfin war heute nicht bei der Tafel; sie ließ sich als sehr leidend entschuldigen.

Sie hatte sich bei Herrn von Fraisbein Rathes erholt, ob sie wieder schnellstens in die Stadt zurückreisen, oder sich nochmals an diesen stolzen Händler wenden sollte.

Der Hofmeister deutete auf die Erfahrung hin, daß in der Stadt nicht viel zu hoffen, es sei somit vorläufig doch der Aufenthalt auf dem Lande vorzuziehen.

„Aber, mein Gott, solche Relationen wie sie hier herrschen, bringen mich um," versetzte die Gräfin lebhaft und weinte.

In der Brust der aristokratischen Dame kämpften der Stolz und der Aberglaube. Sollte sie, die Gräfin Funkelblut, sich demüthigen vor diesem rohen, schmutzigen Menschen aus dem Pöbel? Sollte sie vor ihm knien und wimmern, daß er sie erlöse von ihrem Zustande? — Eher sterben. — Sterben? Die Ehren und die Pracht und die Schätze dieser Erde verlassen? Unten liegen in der düsteren Gruft bei den todten Ahnen, und modern? Sterben — „Jesus!" — wimmerte die Aristokratin und warf sich händeringend auf das Sofa.

„Excellenz," sagte der Hofmeister, „es gibt nichts Schädlicheres für den Kranken als Aufregung und Alte-

ration; ich bitte im Namen Ihres Gebieters, beruhigen Sie sich!"

„Wohlan, so schreiben Sie dem Mann, daß ich bereit bin — er möge selbst den Preis bestimmen, aber nur heilen soll er mich — muß er mich — muß er mich!"

Der Hofmeister klingelte heftig mit einem Silberglöcklein; Klementine und Klotilde erschienen und labten die Gräfin mit an de cologne.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Noch spät Abends ließ sich der Wagnerfalti melden. Er wurde vorgelassen. Er war heute rein rasirt und seine röthlichen Haare hatte er zum Theile zierlich nach vorne gekämmt. Der Anzug war von grauem Loden mit grünen Schnuren reich beschlagen. Der Brustfleck war von blau gefärbter Leinwand mit weißen Sternchen; über demselben war ein bunter, regenbogenfarbiger Hosenträger. Um den dicken Hals hatte er das hellrothe Tuch gewunden.

So stand der Mann da in seiner gebückten Stellung, den spitzen grünen Hut in der Hand.

Die Gräfin lehnte auf dem Sofa und streichelte den Amand. Auf dem rothbedeckten Tische brannten in zwei Armleuchtern vier Kerzen.

Die Thür blieb halb angelehnt; im Vorzimmer saßen Gabriele, die Gouvernanten und der Hofmeister.

„Die gnädige Frau Gräfin haben mir sagen lassen, daß ich Sie — gesund machen soll," sagte Falti, sich vor der Dame verneigend, „dieser Befehl war für mich schier wunderlich zu hören, weil ich erstens nicht Ihr Diener und zweitens nicht allmächtig bin. Doch, da ich Ihren Zustand bereits

zu kennen glaube, werde ich wohl ein Mittel finden, das helfen wird."

Die Dame richtete sich auf.

„Die gnädige Frau Gräfin," fuhr das Männlein fort, „haben die Güte, mich selbst den Lohn für die Heilung bestimmen zu lassen. Das ist billig, wie auch ich billig sein werde. Ich würde mich gerne mit dem Bewußtsein begnügen, einem Menschen mit Hilfe Gottes die Gesundheit gegeben zu haben und oft ist dieses Bewußtsein auch mein einziger Lohn, denn die Hilfebedürftigen, die zu mir kommen, sind in der Regel arme Leute. Aber Ihnen gegenüber, meine Gnädige, ist das anders; Ihnen gegenüber bin ich ein Bettler, ist unser ganzes Dorf ein Bettler. Es kommen selten solche Gäste in unser Thal, wenn aber doch welche kommen, so bringen sie viele Großmuth mit. Und die Gesundheit ist gerade so viel werth, als man hat, um sie zu kaufen, darum ist die Gesundheit der Reichen mehr werth, als die Gesundheit der Armen. — Wegen den Brautschuhen für meine Tochter wären wir im Reinen, aber noch etwas Anderes liegt mir auf dem Herzen. Ich bin Schulvater in diesem Dorfe; aber das ist ein gar wunderliches Amt; so oft ein Mißjahr ist, fängt mir der Schulmeister zu hungern an. Und wo der Schulmeister hungert, wird auch die Gemeinde nicht fett. Hab' mir oft schon gedacht: wenn sich nur einmal so ein Millionär, und wenn's auch eine Millionärin wär', in unser Thal her verrennen that', gleich mußt' ein Fond gestiftet werden, der dem Schulhause jährlich seine paar hundert Gulden trüge. Das wär' eine große Wohlthat und der Herrgott würde dem gütigen Spender, oder der gütigen Spenderin,

für die drei- oder viertausend Gulden gewiß viel Gesundheit und Wohlergehen verleihen."

„Dreitausend!" preßte die Dame durch die Zähne. „Das ist — unverschämt!"

„Nicht drei, meine Gnädige," sagte der Faltl ruhig, „viertausend wird besser sein."

Die Gräfin machte eine Handbewegung, daß er gehen möge.

Der Wagnerfaltl verbeugte sich und wollte sich entfernen.

Die Dame schien mit sich zu kämpfen, sie war kaum eines Wortes mächtig. Endlich faßte sie krampfhaft das Stöcklein und stieß heraus:

„So — so bleibt!"

Das Männlein kehrte um.

Die Aristokratin öffnete eine Chatouille, welche vor ihr auf dem Tische stand und im nächsten Augenblick hielt sie dem Faltl mit zitternder Hand vier große Geldnoten hin.

Der Häusler streckte seine Hand nicht darnach aus.

„Erst wenn die Heilung vollzogen sein wird," sagte er, „heute bitte ich nur um ein paar bescheinigende Worte von Ihrer Hand."

Fast zähneknirschend reichte die Gräfin nach einigen Augenblicken dem Manne ein Blatt Papier:

„Und jetzt heilt mich, ich bitte, ich bitte euch! Ich bin schwach, es verdrießt mich das Leben, ich habe nicht einmal Freude an meinem Kinde. Alles, Alles möchte ich haben und nichts kann mich befriedigen. O, fühlt meinen Puls! — mein Magen verträgt keine Speisen — in der Nacht

bin ich schlaflos; es brennt mir der Kopf — mein Blut fließt so träge — das Herz will mir still stehen. Dann wogt es wieder und es will mir die Brust zerspringen — dann wird es dunkel vor den Augen — ach, ich habe ein vergiftetes Blut!"

Krampfhaft hielt die Dame den Arm des Mannes umfangen. Die Kammermädchen eilten herein und führten die Kranke gegen das Sofa und suchten sie zu beruhigen.

Später saß Faltl im Vorzimmer neben dem Hofmeister, welcher ihn frug, auf welche Weise die Heilung der Gräfin vor sich gehen sollte.

Der Häusler strich sein Kinn und sagte:

„Das ist ein sehr einfaches und doch wunderbares Mittel; es ist kaum denkbar, daß Sie auf Ihren naturgeschichtlichen und philosophischen Studien nicht darauf gestoßen wären."

Dieses armselige Männlein da sollte also auch studirt haben? dachte sich Herr von Fraisbein, dann entgegnete er:

„Es mag sein, daß ich auf meinen Studien darauf gekommen bin; doch es ist eine sehr lange Zeit verflossen, seitdem ich aus der Schulbank bin; und zudem war mein Studium weder ein medizinisches, noch ein philosophisches. Ich gehöre dem Hof an."

„So komme ich zur Sache," sagte das Männlein unterbrechend, „und es wäre gut, wenn mich die gnädige Frau Gräfin hierin anhören wollte."

Nach den üblichen Anmeldungsformeln traten die beiden Männer wieder in das Gemach der Dame.

„Hinter meinem Häuschen hinauf," begann hier Faltl,

„ist ein Berg, der von da aus in einer halben Stunde bestiegen werden kann. Diesen Berg nennen wir den Kranzkogel und er ist in der Gegend wohl bekannt, weil sich auf der Spitze desselben ein Blutstein befindet. Der Stein liegt seiner Breite nach auf dem Boden und hat in der Mitte eine Höhlung, in welcher das Wunderbare ist. In dieser Höhlung befindet sich immer, auch bei anhaltend trockener Witterung, Wasser, welches, eine gewisse Anzahl Tage zu rechter Zeit und mit rechtem Schick genossen, das Blut reinigt und frisch macht. Der Zustand der gnädigen Frau Gräfin bedingt nun, von morgen an, wo der Neumond eintritt, dreimal neun Tage vor Sonnenaufgang den Berg zu Fuß zu besteigen und genau, während die Sonne über die Berge heraufzieht, mit hohler Hand aus dem Steine drei Schlucke Wasser auf nüchternen Magen zu sich zu nehmen und dazu folgendes Gebetlein zu sprechen:

Wasserlein, Sonnenschein,
Geh' mir durch Mark und Bein,
Geh' mir durch Fleisch und Blut,
Mach's wieder frisch und gut.
Im Namen der heiligsten Dreifaltigkeit,
Zur frischen Morgenzeit
Mach' ich dieses Kreuz auf meinen Leib;
Gott behüte mich in Ewigkeit!

„Ich bitte, vielleicht kann dieses aufgeschrieben werden, es darf kein Wörtchen wegbleiben und keines dazu kommen; und während desselben muß über den ganzen Körper ein Kreuzzeichen gemacht werden. Nochmals bemerke ich, daß diese

Dinge genau zu Sonnenaufgang geſchehen, ſonſt haben ſie falſche Wirkung."

Der Hofmeiſter hatte das Gebetlein mit einem Bleiſtift in ſein Notizbuch geſchrieben. Die Gräfin dankte und frug, wann die Heilung vollendet ſein werde.

„Wenn die dreimal neun Tage vorüber ſind, werden die gnädige Frau Gräfin friſch und geſund ſein, wenn Gottes Will'!" ſagte Faltl, dann ermahnte er, daß gleich morgen der Anfang gemacht werde, grüßte und verließ die Herrſchaft.

„Auf eine Lug gehört eine Watſchen (Maulſchelle)!" ſagte die Schmiedwirthin ſchmunzelnd zu Faltl, als dieſer über die Stiege in das Vorhaus hinab ging; „aber haſt ſchon recht, Gevatter, ein Narr, wer vor einem Goldhaufen ſteht und nicht in ſeinen Beutel fügt. Bei den Zeiten muß man den Mantel nach dem Wind drehen; meine Mutter hat oft geſagt: Wenn die Katz' Flügel hätt', wär' ſchon lang mehr kein Spatz auf dem Dach! Ein Habich iſt beſſer als ein Hättich. Ja, ja, wenn die nobeln Herr'n auch glauben, ſie haben die Geſcheidtheit mit dem Löffel gefreſſen, Unſereins iſt auch nicht durch den Rauchfang herabgefallen. Haben ſie nichts geſagt, Faltl, wie lang wollen ſie denn dableiben?"

„Vier Wochen ſchon gewiß noch."

„Mein! wir können ja die Stuben nicht ſo lang entrathen; ich und mein Alter müſſen derweil die ganz' Zeit auf dem Heuboden liegen."

„Wird auch nicht umſonſt ſein dürfen; ihr hant euch bei der Gelegenheit leicht ein paar hundert Gulden heraus."

„Ja, Narren hat's geregnet! Mein Mann will den Leuten die Wohnung für die Woche um zwei Gulden laſſen. Zehnmal hab' ich ihm's ſchon geſagt: Die Kuh muß man melken, wenn ſie ein volles Euter hat; wenn ſie ein leeres hat, kann man ſie nicht melken! Ja, wenn ich ſo red', das iſt gerad' ſo viel, wie wenn ich einen Bettelbuben in die Höll' ſchmiß, — der Mann läßt ſich einmal nichts ſagen; er meint, 's wäre Gottes Unrecht, wenn er einmal um ein paar Kreuzer mehr als ſonſt einſtecken thät. Er arbeitet und rackert ſich lieber ſelbſt halb zu todt und ißt dazu ſchwarzes Brot. Nu ja, wie man ſich bettet, ſo liegt man, und wer zum Jäckl geboren iſt, der kommt zum Röckl nicht. — Fall' nicht, Faltl, es iſt gar ſo viel finſter, und mitten auf dem Hof ſteht der Streukarren!"

„Werd' das Loch ſchon finden. Gute Nacht, Schmiedwirthin!" ſagte der Häusler und ging durch die Nacht und durch das Dorf ſeiner Wohnung zu.

In der Nähe derſelben ſtand eine Geſtalt, die im Begriffe war, hinter den Zaun zu flüchten.

„Was machſt denn du noch da, Bertl?" rief der Faltl.

„Nein," entgegnete der Angeſprochene ſtotternd, „unſere Küh' ſind heut' durchgangen; jetzt ſuch' ich ſie ſchon bis in die ſpäte Nacht; wo ſie nur ſein mögen!"

„Da auf dem Weg nicht und hinter dem Zaun auch nicht. Zieh' dich heim!"

Der Burſche eilte davon.

Mit den Mähern und mit den Holzhackern zugleich zog zur Zeit der Morgenröthe die Gräfin Funkelblut aus.

„Lusti wutauf,
Dos is mei Morg'ngebet,
Und mei erste Gedonk'n,
Wia's mein Diandl geht!"

ſang des Schmiedwirths Großknecht, der Michel.

Gleich ließ ſich der luſtige Holzhauer Franz vom Hügel herunter vernehmen:

„Und in Michel ſei Diandl,
Dos glaubt, es is ſchön;
Steigt mar auffi auf ihr Köpfl,
Siacht ma d' Sunn auffa geh'n! —"

Die Gräfin aber hinkte in ihren Pelzen, den Lieblingshund im Arm, ſtill und grämig mitten in ihrem Gefolge vorwärts. Es war ein ſaurer Gang über das naſſe Gras und über die harten Steine aufwärts; und die Glieder waren noch ſo müde und die Augen ſo ſchläfrig. Dazu ſtrich die kalte Luft. Am liebſten wäre die Dame wieder umgekehrt und hätte ſich in ihre warmen Seidendecken vergraben; aber der Hofmeiſter und die Kammermädchen, die ſie führten, drängten vorwärts — aufwärts gegen den Kranzkogel — zum Blutſtein mit der Wunderquelle — zum Heile.

Das Dorf lag noch faſt im Dunkeln, nur die weißen Schindeln des Kirchthurmes leuchteten. Aus allen Schornſteinen ſtieg blauer Rauch auf; aus den Hütten, die keinen Schornſtein hatten, drängte er ſich zwiſchen den Dachbrettern oder den breiten Baumrinden, die als Dachbretter dienten, hervor. Ueberall trieb man die luſtig ſchellenden Heerden aus

wärts. Die Rinder hüpften und blöckten, die Halter jodelten Almer.

Unſere Geſellſchaft kam an dem Häuschen des Wagnerfaltl, des Wunderdoktors, vorüber. Die Thür war offen; ein Kind ſchrie in der Stube, aber der Faltl und ſein Weib mähten draußen auf der Wieſe Gras, und Mariann trieb zwei Kühe über ein Feld aufwärts gegen den Wald.

Als Faltl die Herrſchaft bemerkte, grüßte er dieſer zu und mähte weiter.

Mühevoll und fortwährend ſeufzend bewegte ſich die Gräfin den Berg hinan; er war nicht ſehr ſteil, der Fußweg führte durch einen Wald. Da ſtanden Alle ſtill und ſagten: „Ah!“ und ſchlürften den Harzduft ein. Tauſend Vögel ſangen; wie Perlen hing es auf den Blättern und Nadeln; goldig waren die Stämme und Aeſte von der durchſtrahlenden Morgenröthe.

Im Dorfe klang das Morgenglöcklein. Die Gräfin betete; die Anderen ſahen die Natur an. Gabriele ſpähte durch die Zweige und Büſche, ob nicht irgendwo ein Gemslein ſtehe.

Der Hofmeiſter drängte ernſtlich zum Weitergehen: die Sonne wollte nicht lange mehr auf ſich warten laſſen.

Wieder ſeufzte die Gräfin, doch jetzt lichtete ſich der Wald und ſie waren auf der Höhe. Da lag ein grauber mooſter, breiter Stein und in deſſen keſſelförmiger Einſenkung ſtand ein ſehr klares, ruhiges Wäſſerlein.

„Zur Stelle, Excellenz,“ ſagte Herr von Fraisbein, „bitte, ſich vielleicht hier niederzulaſſen!“

Die Dame ließ das Windſpiel auf den Boden gleiten,

sank auf den Stein und stützte ihren Kopf auf die beiden Hände. Die Anderen, die mitgekommen waren, standen feierlich umher und blickten die Wunderstelle an. Gabriele schien Lust zu haben, gleich von dem Wasser zu kosten, doch Clementine wies sie zurück.

Die Comtesse sah sich nach ihrem Lehrer um, allein dieser hatte mit Pater Severin das Dorf etwas später verlassen und war noch nicht da.

„Sagen Sie mir, was ist das für ein Vogel, dort!“ frug die Gräfin plötzlich.

„Der dort am Lärchenzweig? Ein Fink, Excellenz,“ antwortete der Hofmeister, „doch, was bemerke ich, auf der hohen Wand dort scheint schon die Sonne!“

„O, herrlich!“ riefen die Gouvernanten und Amand kniete vor Freuden.

Die Gräfin erhob sich langsam und blickte den Hofmeister an.

„Excellenz belieben mit der hohlen Hand das Wasser zu schöpfen und zu trinken!“

Zögernd zog die Dame ihren Handschuh aus und folgte der Weisung. Zuerst schreckte sie vor der eisigen Kälte des Wassers zurück, dann aber bezwang sie sich und trank dreimal. Nach diesem machte sie das Kreuzzeichen über Kopf und Brust und lispelte das bewußte Gebetlein.

Jetzt erhob sich hinter den Bergen gegen Morgen eine rothglühende, funkensprühende Scheibe — lichtgolden wurde der Stein und der Boden, und die Sträuche und die Gestalten warfen lange Schatten über das Haidekraut und die glitzernden Gräser.

Da wollten ſie laut aufjauchzen, die Menſchen, die weit her aus düſteren, dunſtigen Mauern gekommen und jetzt bei der Natur zu Gaſte waren.

— O du liebes, im Morgenſonnenſtrahle verklärtes Alpenland, wie biſt du ſo wunderbar, wie biſt du ſo ſchön, wie biſt Du ſo unbeſchreiblich ſchön!

Da liegt Alles — Alles in weiter Runde, unter der unermeßlichen, blauen Himmelsglocke. Gegen Abend im Halbkreis das lichte Felſengebirge mit all' ſeinen wunderlichen Formen, mit ſeinen Schluchten und Riſſen, mit ſeinen Thürmen und Zacken und Zinnen; die ewigen Felſen, grau geworden in Sturmestoſen und Sonnenkoſen! — Und gegen Mittag hin liegen die dunkeln Wälder, das üppig bewachſene Bergland mit ſeinen Geſchlägen und Meilern und Köhlerhütten; da wogt friſches, kräftiges Leben in allen Stämmen und in allen Menſchen. Und hinter dieſen Wäldern zieht ſich der blaue Gebirgsſtreifen der ſüdlichen Gegenden hin bis gegen Oſten. — Unten im engen Thale, inmitten von kleinen Acker- und Wieſengründen liegt das Dorf, und weiter draußen, über einen grünlich blauen Waldhügel ragt der Thurm von Reichau und ein rother Schornſtein des Sturmhaus'ſchen Gewerkes. Links aber, gegen Mitternacht, erhebt ſich der nahe Berg mit ſeinem unabſehbaren lichtgrünen Lärchenwald. Und jedes Einzelne, Kleinſte — wer es genau betrachtete, in tiefem Weſen verfolgte — wie wunderbar und wunderbar! — Alles ſtrotzt voll Leben und Friſche, nur du, reiche, arme Frau aus der Geſellſchaft Höhe, du bettelſt hier und wimmerſt in Wahnwitz zur Natur um dein Sein. Die Natur iſt die Allmacht, die in und aus ſich ſelbſt beſteht durch

ewige Geſetze — du aber, Gräfin, ſiehſt ſie an für eine Hexe! — Selbſt in den feinſten Kreiſen der Geſellſchaft kann der Menſch ſo weit kommen, wird in der Erziehung das echt Menſchliche vernachläſſigt und an deſſen Stelle geſetzt das Vorurtheil gegen alles Natürliche. Alle, Alle ſind wir abhängig von den gegebenen Verhältniſſen; durch unnatürliche Verrenkung unſerer Lebensweiſe, durch Ueberfeinerung unſerer Sitten können wir ihnen nicht entfliehen. Uns durch eine naturgemäße Ausbildung dieſen Verhältniſſen anpaſſen, iſt Alles, was wir thun können. — Die beſſeren Stände thun es auch, aber Ausnahmen gibt es ſelbſt in den höchſten Kreiſen.

Lange ſaß die Dame noch auf dem Stein und ſah um ſich und ließ ſich auf Manches aufmerkſam machen und ließ ſich Manches erklären. Sie hatte den Pelz zurückgeſchlagen — es ſchien ja die Sonne ſchon warm. Noch einmal hätte ſie trinken mögen vom friſchen Wäſſerlein, allein der Wunderdoktor hatte nicht davon geſprochen.

„Parbleu!“ ſagte ſie plötzlich. „Ein andersmal nehmen wir das Dejeuner mit herauf!“

Dann ſtiegen ſie wieder hinab gegen das Dorf zum Frühſtück und zur Meſſe. —

Hans und Pater Severin waren im Aufwärtsgehen abſichtlich zurückgeblieben.

Hans lebte den Grundſätzen der Zeit; der Pater hielt ihn deswegen halb und halb für einen Ketzer, und hatte ſich vorgenommen, den jungen Mann einmal darüber zur Rede zu ſtellen und ihn wo möglich zu bekehren.

Die heutige Gelegenheit hatte er ſomit ergriffen und

hielt nun dem Jüngling eine lange Rede, in welcher er beſonders die alleinſeligmachende, katholiſche Kirche und die Vollkommenheit des Epiſkopates und des heiligen Vaters betonte.

Hans hörte der Rede ruhig und aufmerkſam zu, bis Pater Severin endlich ſchwieg, in der Ueberzeugung, der junge Mann müſſe nun ſehr erbaut ſein und in ſich gehen.

Allein dieſer ging nicht einmal in das Geſpräch ein, noch weniger in ſich. Er lenkte die Unterhaltung auf das Bürgerthum, den Bauernſtand, er ſprach von der Schule und dem Aberglauben.

„Ja, leider ſchiebt man den Aberglauben und das eingefleiſchte Vorurtheil des Bauernvolkes auch unſerer heiligen Religion in die Schuhe," verſetzte der Pater, „aber hierin iſt ſie ſo unſchuldig, wie in vielem Anderen, weswillen ſie angeklagt wird. In den meiſten Fällen iſt der Aberglaube ein Ueberbleibſel des Heidenthumes, nur in wenigen entſprang er dem Fanatismus müßiger Köpfe oder ſchlauer, boshafter Geſellen. Ich bin einverſtanden, daß gegen den Aberglauben die Schule das beſte Mittel iſt, wie überhaupt eine chriſtliche Schule, wie ſie das Prieſterthum und der Adel zu eigen hat, das Glück der Menſchheit zur Folge haben muß."

„Was ſagen Hochwürden zum Blutſtein auf dem Kranzkogel?" frug Hans etwas beißend.

„Daß er unſerer Gnädigen zum Heile wird," antwortete der Pater kurz, aber mit vielſagender Miene.

Man hörte die Geſellſchaft, die bereits von der Höhe zurückkehrte. Sie war ſehr heiter, ſelbſt die Gräfin machte ein vergnügtes Geſicht. Freundlich reichte ſie dem Beichtvater

die Hand zum Kuſſe und richtete an Hans einige wohlwollende Worte, die mit der ſcherzhaften Bemerkung ſchloſſen, ob er die Comteſſe nicht wieder einmal auf die Pürſch führen wolle.

Hans verbeugte ſich etwas erröthend; dann ſagte er den übrigen Damen einige Verbindlichkeiten, theilte dem Hofmeiſter mit, daß er noch einige Zeit im Walde zu bleiben gedenke, um den Morgen zu genießen, grüßte dann und ſchritt allein unter den Bäumen aufwärts.

Gabriele ſah ihrem Lehrer eine Weile nach, zerknickte dann ein Tännchenreis, warf es weg und folgte der Geſellſchaft

Ein Naturkundiger, wenn er durch den Wald geht, ſieht keine Steine und Bäume, ſondern nur Mineralien und Pflanzen. Er kennt ihre Beſchaffenheit und ihre Verhältniſſe. Freilich kann er nicht ſentimentale Poeterei treiben; er kann die Bäume nicht reden, er kann die Blumen ſich nicht lieben laſſen; er kann den Steinen nicht ewigen Schlaf, er kann dem Reh nicht verliebtes Träumen andichten. Die Wiſſenſchaft erlaubt es nicht. Aber die Wiſſenſchaft hat ihm ein anderes Feld der Poeſie angewieſen; ſie zeigt ihm das Werden und Beſtehen aller Dinge nach den Geſetzen der Natur, und hier im Denken weiſt ſich des Wunderbaren und Poeſievollen ſo viel und ſo wahr, daß die Dichtung des blos Fühlenden dagegen wie Schaum zergeht.

Hans war immer glücklich, wenn er ſich mitten in dieſem Leben und Walten befand, und Alles beobachten konnte und verſtand. Aber er forſchte ſtets weiter, immer tiefer und

klarer wurde ſein Blick, und mitten darin in dieſer wunderbaren Welt, die nur der durch die Wiſſenſchaft Erwählte und Geheiligte ſieht und verſteht, fand er als Kern immer wieder ſich ſelbſt.

Heute ſaß Hans auf einem Stein und ſah einigen gelben Lorcheln zu, die in der letzten Nacht aufgeſtanden ſein mochten. Sie waren ſo zart und regelmäßig in ihren unzähligen Faſern und Blättchen und Zellchen; keine Menſchenkunſt iſt im Stand Aehnliches hervorzubringen, und hier wurde es in einer Nacht und es wurde aus ſich ſelbſt, wie ja im Grunde doch auch der Menſch, iſt ſeine Bedingung gegeben, aus ſich ſelbſt wird, wie er, unbeeinflußt von Gefühl und Vernunft, ſich fertig wächſt nach Geſetzen der Natur, und er nur dieſen untergeordnet iſt, wie die Pflanze und wie das Mineral.

Aehnliche Gedanken hatten die Schwämme aus der Erde dem Jüngling gebracht. Nun aber wurde dieſer in ſeinem Sinnen geſtört.

„Juſt vom Anſchauen allein bin ich auch noch nie ſatt geworden!“ ſchrie hinter ihm eine luſtige Stimme. Es war Mariann, welche die Kühe ihres Vaters in den Wald getrieben hatte und nun im Nachhauſegehen Schwämme ſammelte und dieſe in ein aufgeſchürztes Vortuch that. Sie war wieder in dem einfachen Röcklein und mit bloßen Füßen. „Will Er ſie? Sonſt nimm ich ſie,“ ſagte das Mädchen, als ſich Hans überraſcht gegen ſie umgekehrt hatte.

„Mariann,“ entgegnete Hans, das Mädchen vom Wagnerhäuschen gleich erkennend, „willſt du die Schwämme da? Die hab' ich gefunden und ſie gehören eigentlich mir.“

„Meinetwegen ſchon; aber meine Mutter hat immer geſagt, die Schwämme und die Waldbeer' und das Wild hat der Herrgott für die armen Leut' wachſen laſſen."

„Seid ihr denn arm?"

„Gerade von Ihm ließ ich mir nichts ſchenken," verſetzte das Mädchen ſchnippiſch.

„Wenn ich aber jetzt ſagen thät: Mariann, ich geb' dir für die Schwämme da meine ſilberne Uhr?"

Das Mädchen erröthete.

„Ich hab' ſchon eine Uhr," ſagte ſie dann, „wenn ſie auch nicht von Silber iſt, ſo wird ſie wohl von Blech ſein, und ſie iſt mir lieber wie die Seine da."

Der junge Mann hatte es wohl nicht verſtanden, was ihm das Mädchen jetzt geſagt hatte; er wußte es nicht, was in jener Gegend die Sackuhr bei einem Bauernmädchen zu bedeuten hat. — Er ſah das heitere Kind lächelnd an.

„Er hat ſchon nichts Gutes unter dem Hütl," lachte Mariann, „wenn man zu Ihm kommt, ſo wär's gottswahrhaftig Noth, man hätt' einen Zatſch mit einer Feigenwurzel um den Hals; Er ſchaut Einen ſo verzwickt an. Thät' mich gleich fürchten vor Ihm im Wald, wenn Er nicht ſo gutmüthige Augen hätt'. Und jetzt weg da, ich nehm' die Schwämm'!"

Das Mädchen bückte ſich vor Hans und faßte die Morcheln in die Schürze. Er ſah ihm zu, er ſtrich ſich die langen, dunkeln Haare aus der Stirne.

„Warum läßt du den grauen Pilz dort ſtehen, Mariann?"

„Den dort beim Baumſtock? Bedank' mich ſchön, das

ist ja ein' Rabenei'r und wenn man so ein's ißt, so wachsen Einem Klauen an den Fingern."

„Du albernes Kind, das ist ja ein Fadenpilz und das sind die besten Schwämme. Thu' das, was ich dir jetzt sag': Nimm den Schwamm mit nach Hause, schneide ihm die Wurzel ab und wasche ihn, dann zerkleinere ihn in Blättchen und röste diese in Milch und Butter; gib dann ein wenig Gewürze dazu und dann iß ihn. Thue das!"

„Nein! aber Er thut g'rad', wie wenn Er's Wasser trüb machen könnt'. Und Er sagt das so ernsthaftig, daß es ein Dummer schier glauben möcht'. Ja, Ihn thät's freilich nicht brennen, wenn ich Rabenklauen kriegen thät!"

„Mariann, mach' mir eine Freude und bereite den Schwamm, wie ich dir gesagt hab'. Dann komm' ich in euer Haus und verzehre ihn und geb' dir einen Zwanziger dafür."

Das Mädchen sah Hans an:

„Man weiß gar nicht, was man denken soll von Ihm, Er schaut sonst nicht einfältig aus. — Aber machen will ich's schon. Komm' Er halt zu Mittag, werd's schon sagen daheim Uh Jost maron! — Aber schau' Er!"

Das Mädchen begann zu lachen und lachte so, daß es seinen leichten Busen schüttelte und ihm die Schwämme schier wieder aus der Schürze gefallen wären.

„Warum lachst du?" frug Hans selbst schmunzelnd. Mariann zeigte mit dem Finger auf ihn, konnte aber vor Lachen kein Wort hervorbringen.

„Ja, du bist ja kindisch! Lachst du mich aus?"

„Nein, Ihn nicht, aber" — — jetzt lachte sie noch

heftiger. „Ueber Seinen Buckel steigt eine Häuselschneck' hinauf!" rief sie endlich.

Jetzt mußte doch auch Hans lachen. Dann wollte er nach dem Thierchen greifen.

„Laff' Er's gehen, laff' Er's gehen!" schrie das Mädchen, ihm die Hand haltend. „Muß wissen, ob die Schneck' über die rechte oder über die linke Achsel kriecht. Sitz' Er g'rad' und sei Er ruhig!"

Der junge Mann stellte sich, wie ihn das Mädchen meisterte und blieb ruhig. Mariann stand mit erhobenem Finger neben ihm und verfolgte den langsamen Lauf des Thieres. Gerade unter dem Rockkragen blieb dieses eine Weile stehen, aber endlich wendete es sich und kroch der rechten Achsel zu.

Das Mädchen jubelte.

„Ei, was machst du denn mit mir!" lachte Hans und lugte auf die Schulter, über welche das langgehörnte Wesen herüber sah.

„Jetzt weiß ich's und jetzt weiß ich's!" sagte Mariann; „und jetzt glaub' ich's auch wegen des Schwammes. Kennt Er's nicht, das von der Schneck'? Wenn einem Menschen eine Schneck' über die linke Achsel kriecht, so bedeutet das Falschheit; wenn sie aber über die rechte Achsel lauft, der hat ein aufrichtiges und ein treues Herz! — Jetzt glaub' ich Ihm schon, was Er sagt. Will Er die Schneck' haben? Sonst nehm' ich sie mit für das Leuerl. Ich muß aber jetzt weiter, muß wohl die Füß' über die Achsel nehmen, daß ich heimkomm'; 's ist wohl wahr, was meine Mutter sagt, bin ein Plaudermaul, wenn ich anfang'. Den Schwamm da nehm' ich; wenn Er kommen will zum Essen, so komm'

Er; ich eſſ' auch mit, aber den Zwanziger nehm' ich nicht. Ja, wir heißen dieſe Schwämm' halt die Rabeneier; aber wenn Er meint, daß das mit den Klauen nichts iſt, ſo glaub' ich's Ihm. Unſereins iſt nicht ſtudirt und weiß halt nur, was man ſagen hört."

„Ich will dich begleiten, Mariann," ſagte Hans.

„Wehren kann ich's Ihm nicht, aber ich find' allein auch heim."

So das Mädchen, und mit Schwamm und Schnecke eilte es davon.

Der Jüngling blickte ihm nach. Als es ſeinen Augen entſchwunden war, pflückte er ein Masliebchen, zupfte ihm ſinnend einige Blätter aus, aber noch bevor das Spiel zu Ende war, warf er das Blümchen auf das Moos.

Er ging tiefer waldeinwärts. An einem Wäſſerlein ſtand er ſtill und ſah hinein. In ſein Notizbuch ſchrieb er Worte. —

Dann ſtieg er langſam hinab gegen das Dorf, kehrte beim Wagnerfaltl ein und aß mit Mariann den Schwamm.

„Du Kindiſch!" ſchmollte die alte Häuslerin zu ihrer Tochter. „'s wird dir ſchon recht geſchehen, warum mußt von jeder Laus ein Bügl haben!"

„Jetzt, warum ſoll ſo ein Schwamm nicht zum eſſen ſein?" entgegnete das Mädchen.

„Na ja, unſer Herrgott wird's ſchon wiſſen, warum er der Gais den Schweif nicht hat wachſen laſſen! — Ich lach', wenn dir die Klauen recht wachſen!"

Das Mädchen entgegnete nichts mehr, ſondern aß. Plötzlich aber ſagte es: „Jetzt hat Der noch den Schnecken-

weg auf dem Buckel!“ und wiſchte mit der Schürze die glitzernde Spur des Thieres von Hanſens Rock.

„Biſt ſchon recht bekannt mit dem Herrn,“ bemerkte Faltl, der an dem Tiſche ſaß und malte.

Hans frug den Häusler, was er male.

„Den Reitſteiger Bauersleuten ihr Gelübdetaferl,“ ſagte Faltl. „Das kommt in die Kapelle am Grünanger d'rin im Gemsgebirg.“

Er malte einen Mann und ein Weib in Bauerntracht, welche neben einander knieten und ihre gefalteten Hände zu einem Popanz erhoben, der in einer Wolke ſchwebte.

„Kunſtwerk wird's juſt kein's,“ ſagte Faltl, „ich hab' das Zeug nie gelernt, dennoch aber könnte ich es beſſer machen, als ich's hier thue, aber ich darf nicht. Sie ſehen, ich male auf nacktes Holz; wenn ich dieſen gefalteten Händen hier nicht einen ungeheuren Roſenkranz anhinge und wenn ich den blauen Himmel um das Bild in den Wolken nicht mit gelben Strahlen beklecksſte, ſo gefiele es den Leuten nicht. — Sehen Sie, gerade in dieſer Grünanger-Kapelle war's. Da ſteht auf dem Altare ein hölzernes Muttergottesbild, wie Sie ſich nichts Geſchmackloſeres und Lächerlicheres denken können. Das Geſicht iſt roth bemalt, die aus dem breiten, grinſenden Mund hervorſtehenden Zähne ſind gelb. Die Naſe iſt lang und ſehr ſpitzig, als Augen ſind an beiden Seiten der Naſe zwei Schuhnägelköpfe eingeſchlagen. In der Bruſt dieſer Geſtalt ſtecken ſieben lange, rothe Holzſtäbe, welche ſieben Schwerter vorſtellen ſollen. Die braunen Hände ſehen aus wie Klauen. Der übrige Theil der Geſtalt iſt ein roher

Holzklotz. Ich habe das Bild hier möglichſt getreu nachzumalen geſucht und ich habe es mit Wolken und Strahlen umgeben. Der ſcheußliche Popanz, müſſen Sie wiſſen, wird in der ganzen Gegend als wunderthätig verehrt und zur Sommerszeit ziehen viele Wallfahrerſchaaren in das Gemsgebirge zur Kapelle. Ein alter Speikgräber, heißt es, habe das Bild vor vielen Jahren im Geſtein gefunden und es ſeien viele Mirakel bei demſelben geſchehen. Wenn man die Figur ſieht, ſo meint man, es ſei unmöglich, daß ein Menſch vor derſelben auch nur die geringſte Andacht haben könnte; und es iſt allerdings ein Wunder, wenn man das Bild ſieht und nicht auflacht. — Der Herr Sturmhaus draußen iſt ein bigotter Mann; aber an ihm iſt, als er einmal auf ſeinem Pürſchen die Kapelle beſuchte, das Wunder nicht geſchehen, er hat aufgelacht. Er fand ſich ſofort bewogen, ein altes, kunſtvolles Muttergottesbild, welches er in ſeinem Hauſe beſaß, der Kapelle zu ſchenken, und ſo wurde dasſelbe an die Stelle der geſchmackloſen Statue geſtellt. Von dieſer Zeit aber war die Kapelle vereinſamt und Niemand verrichtete vor dem neuen Bilde ſeine Andacht, bis wieder das alte mit den Schuhnägelaugen auf dem Altare ſtand.

Hans dachte über das eben Geſagte nach, er erinnerte ſich an die wilden Völkerſtämme Afrika's und Amerika's, die auch die häßlichſten und widerſinnigſten Geſtalten als Gottheiten verehren.

Das Bild war fertig; Faltl ſchrieb unten hin noch folgende Worte, die ihm die Reidſteiger Bauersleute angegeben hatten: „Durch eine verleumderiſche Zunge wurde unſer ehelicher Friede geſtört; in dieſer Noth bitte ich dich,

du ſchmerzhafte Mutter von Grünanger, du wollteſt dich meiner erbarmen und uns den Frieden wieder ſchenken."

Hans las die Worte, er wurde eigenthümlich von denſelben ergriffen. Das war wahre Frömmigkeit, das war das Ringen zum Rechten! — Erbärmliche Abgötterei gepaart mit ſittlicher Religioſität.

Später dachte Hans auch noch über den Mann, der vor ihm ſaß und malte. Es überraſchte ihn die gebildete Sprache, in der er zu ihm ſprach, und von der die rauhen landesüblichen Ausdrücke ſonderbar abſtachen, die er dann und wann zu ſeiner Familie ſagte.

„Ihre Herrſchaft war alſo heute Morgens wirklich auf dem Kranzkogel!" ſagte Faltl, als er das Bild zum Trocknen in das offene Fenſter lehnte.

„Allerdings," antwortete Hans; er wußte nicht, ſollte er über das abergläubiſche Gebahren ſeiner Herrſchaft ſeinen Aerger auslaſſen, oder dasſelbe als einen gewöhnlichen, abſichtsloſen Spaziergang auf den Berg zu beſchönigen ſuchen. Er that keines von beiden, ſondern ſchwieg.

„Das wird ſie nun täglich fortſetzen und — ich bin der Wunderdoktor," verſetzte der Häusler nach einer Weile, als läge ihm daran, das Geſpräch auf den Gegenſtand zu lenken. „Als Sie mich vor ein paar Tagen hinter dem Dorfe nach einem Arzte fragen, wußte ich ſogleich, daß Sie nach mir forſchten, obwohl mir noch nicht klar war, zu welchem Zwecke. Man hat mich ſchon einige Male der Quackſalberei angeklagt und eingeſperrt, und da wird man ein wenig mißtrauiſch. — Es kommen viele Kranke zu mir; meine Methode iſt, daß ich denſelben durch irgend etwas Sinn-

liches das Vertrauen und die Hoffnung auf Geneſung beibringe; die Heilung und Geneſung ſelbſt überlaſſe ich der Natur. — Geh' mir aber jetzt gleich auf den Krautacker, Mariann, und ſetz' die Pflanzen ein; heut' haſt dir ja noch gar keine Suppe verdient und willſt doch Brocken auch haben."

Das Mädchen that dem Lenerl, welches an der Ofenbank ſpielte, noch die Schnecke zurecht und verließ die Stube.

Hans dankte für das Schwammgericht und ſchickte ſich zum Gehen an. Kaltl ſagte, daß ihm ſein Haus zu jeder Zeit offen ſtehe.

Der Jüngling eilte in das Dorf.

Die Gräfin ſaß verſchleiert im Freien unter dem Lärchbaum und wiegte das Schooßhündchen. Neben ihr ſaß Pater Severin und hielt ein Buch in der Hand.

Gabriele und die Gouvernanten und der Hofmeiſter waren auf der Tenne und ſahen ſcherzend den Arbeitern zu. Der Schmiedwirth führte Heu ein. Der Karrenbaum kollerte auf den glatten Boden, und die Wirthin, die im Stadl das Heu zuſammenbauſchte, ſchrie dem Fuhrmann luſtig zu:

„Laſſ' nur recht den Windbaum pumpern, daß die Rüben wachſen!"

Das waren nun ſeltſame Tage für die Gräfin Funkelblut. An jedem Morgen, gerade zur Stunde, wo ſie gewohnt war am beſten einzuſchlafen, wurde ſie ſehr höflich geweckt. Es ging ſchwer, ſelbſt als ſie ſchon wach war. Zuerſt mußte der Amand her, und erſt nachdem ſie dieſen eine Weile gekoſt hatte, ließ ſie ſich ankleiden. Die Gräfin hätte ſich im Dorfe eine Sänfte machen laſſen, aber der Wagnerkaltl war

entſchieden gegen den Gebrauch derſelben; er ſagte, wenn der Kranzkogel nicht zu Fuß beſtiegen werde, ſo ſei die Kur vergebens, das läge ſo in der Natur der Sache. Somit mußte ſich die Dame bequemen.

Wenn ſie aber einmal auf dem Wege war, ging ſie ruhig weiter, zeitweiſe ſogar ohne Stütze.

Auf dem Berg neben dem Blutſtein wurde immer das Frühſtück gekocht und die Geſellſchaft war dabei heiter. Selbſt die Gräfin trank Thee und mitunter ſogar Milch, was ſie in der Stadt nie gethan hatte. Nachdem ſie ſich bei dem Wunderdoktor, der ſich auch einige Male auf dem Kranzkogel eingefunden, Erkundigung darüber eingeholt hatte, trank ſie auch mehr Waſſer aus dem Stein. — Die Schönheiten vom Berge aus zu ſehen waren faſt täglich andere. Oft lagen Nebel in den Thälern, daß es ausſah, wie ein grauer See; oft ſah man es in dieſen Nebeln buntfarbig leuchten und wogen, als ob ein Sturm in ihnen wüthete; dann ſtiegen ſie ſonderbar geſtaltet langſam auf und ſchmiegten ſich an die Felswände, dann verſpürte man oft leichte Windſtöße und die Sonne war matt, ſo daß man ſie anſehen konnte. In ſolchen Fällen mahnte der Faltl oder Hans immer an das Aufbrechen und es folgte auch bald Regenwetter.

Einmal war am Morgen der Himmel ſo umzogen, daß der Sonnenaufgang gar nicht bemerkbar war. Die Kranke mußte ihre drei Waſſerſchlucke nur zur muthmaßlichen Zeit nehmen; es ſchien aber, daß ſie den rechten Moment nicht getroffen hatte, denn an demſelben Tag befand ſie ſich unwohler.

Den Rückweg machten ſie öfters auch zur entgegenge-

ſetzten Seite, auf welcher ſie in eine Schlucht kamen, in der eine ſehr kühle Luft lag. In der Schlucht weideten Ziegen und die Gräfin ließ ſich von der Hirtin einmal Ziegenmilch reichen. Ein anderes Mal ſah die Dame wieder einem Ackerer zu, wie der Pflug langſam das Feld durchſchnitt und die Schollen umlegte. Darauf ließ ſie ſich von dem Landmann die Geſchichte des Brotes vom Pflug bis zum Tiſchmeſſer erzählen, wobei ſie jedoch gähnte. Mehr Intereſſe hatte ſie an Kohlenmeilern, und vor einem ſolchen machte ſie einmal die nicht geiſtloſe Bemerkung:

„So ein Meiler iſt die Amme des Schwertes.“

„Aber auch des Pfluges und des Hammers, Excellenz!“ entgegnete Hans, der gerade daneben ſtand. „Auch der Pflug nährt und wächſt ſich ſtark an der Kohle. Der Pflug und das Schwert ſind Brüder, nur daß erſterer daheim bei ſeiner Mutter bleibt und das Feld bebaut, während letzterer unter die Soldaten ging.“

Alles ſchwieg. Hans aber fuhr nach einer Weile fort:

„Das Schwert war ein tapferer Recke und hatte viele Heldenthaten gethan, deshalb war es auch ſtolz; und als es einmal zu ſeinem Bruder, dem Pflug, heim auf Beſuch kam, nannte es dieſen einen wühlenden Maulwurf. Als aber der Frühling kam, war das Schwert roth und roſtig und auf dem Felde desſelben lag grauſige Verweſung; der Pflug aber ſtrahlte in der Morgenſonne wie Silber und auf ſeinem Felde grünte die Frucht ſeiner Arbeit in freudiger Hoffnung!“

Die Gräfin ſtreichelte ihr Windſpiel und ſagte halblaut:

„Amand, wenn du einmal ſo predigen könnteſt!“

Sie war nicht ſo albern, ſie hatte den Hieb bemerkt.

Hans ſtellte ſich in den Hintergrund, aber Gabriele ſprang auf ihn zu und ihn am Rocke zupfend, frug ſie auf franzöſiſch:

„Hat mein Meiſter dieſe Mähr ſelbſt erdichtet?“

Der Jüngling lächelte und ſchwieg.

„Dann gebührt ihm die Medaille für Kunſt und Wiſſenſchaft,“ ſcherzte die Comteſſe, und ſteckte dem jungen Mann eine Gentiane in das Knopfloch.

„Komm' zu mir, meine Tochter!“ rief die Gräfin, und Gabriele eilte zu ihrer Mutter. —

Eines ſchönen Nachmittags beſchloß die Herrſchaft, das Eiſenwerk des Herrn Sturmhaus zu beſuchen. Die Wägen wurden beſtellt und ſo fuhren ſie Alle, wie ſie gekommen waren, auswärts gegen den Markt Reichau. Das Werk iſt groß und weitläufig und es arbeiten viele Leute in demſelben. Es wird aus Roheiſen, welches man aus dem bedeutend entfernten Erzberg herbeiſchafft, Schmiedeiſen und theilweiſe Stahl erzeugt.

Die Gräfin ging in keine der lauten, dunkeln Werkſtätten; ſie ſetzte ſich am Eingange einer derſelben auf eine Bank und ſah nur den rothen Schein der Eſſen und die feuerſprühenden Eiſenklumpen durch die finſteren Räume ſchweben, und hörte das Klingen und Pochen der Zangen und Platten und Hämmer. Die Männer ſchritten durch die Werkſtatt und Gabriele hielt ſich an den Arm ihres Lehrers und blieb nicht zurück. Sie zitterte, als ſie an den brüllenden Eſſen, an den hochglühenden Oefen vorüberkamen, ſie konnte in der ungewohnten Hitze kaum Athem ſchöpfen. Und wenn erſt gar ein weißfunkelnder Klumpen an ihr vorüber-

flog und unmittelbar in ihrer Nähe der wuchtige Hammer auf denſelben niederfiel, daß nach allen Richtungen tauſend Funken ſtoben, da ſchrie ſie auf und meinte, ſie ſei verloren im Feuerregen, und ſie ſchmiegte ſich angſtvoll an Hans.

Dieſer ſtand ruhig mitten im Flammenſprühen und lächelte. Und er hatte einſt gezittert vor dem kleinen Funklein, das er auf dem Heideck gegen die Gemſe loslaſſen ſollte.

Sturmhaus war Führer, erklärte den Städtern Alles und Jedes, und mitten in den Funken ſprach er zwar laut, aber ſo ruhig, als ſtünde er draußen im milden Sonnenſchein. Er erzählte von der Gewinnung des Erzes durch den Bergbau, vom Kohern und Röſten desſelben, von den Hochöfen, in welchen es geſchmolzen, theilweiſe von Schlacken gereinigt und zu Roheiſen wird. Und er erzählte von dem Frischen und Beſſemern, wodurch das Eiſen immer mehr und mehr gereinigt, endlich zum feinſten Stahle wird.

Und durch die Hütten eilen und poltern die ſchwarzen, ſchwitzenden, halbnackten Arbeiter; dieſe ziehen, Andere ſchieben, Andere leiten rieſige Maſchinen und wieder Andere legen die grauen, fertigen Eiſenſtangen in Stöße, daß es klingt und ſchrillt. Es ſchnauben Dampfmaſchinen, es rauſcht Waſſer, daß es faſt zum Taubwerden iſt.

Gabriele bat ihren Begleiter recht innig, daß er ſie aus dieſem Gewirre herausführe.

„Das iſt das Haus des Hammers," ſagte Hans, „und der Hammer iſt der Vater des Pfluges und des Schwertes. Iſt meine liebe Schülerin zufrieden mit der Menſchen Arbeit?" Die Comteſſe erinnerte ſich an das Märchen von letzthen.

Als die Geſellſchaft Alles beſehen hatte, machte Herr

Sturmhaus eine ſehr höfliche Einladung: Die Herrſchaften möchten ihm und ſeinem Hauſe die Ehre anthun, eine kleine Stärkung zu ſich zu nehmen.

Die Gräfin ließ ſich wiederholt bitten, in das Haus zu kommen, welches am Wege vor dem Werke ſteht und ſich durch Größe und Eleganz von den Arbeiterwohnungen auszeichnet.

Frau Sturmhaus ſelbſt kam heraus, bat die Ariſtokratin „um die Ehre“ und wollte ihr die Hand küſſen.

„Proteſtir'!“ ſagte die Gräfin, ging dann aber doch in das Haus.

Als ſie in dem großen, modernen Speiſezimmer um den gedeckten Tiſch ſaßen und ſich an den kalten Speiſen und den feinen Weinen labten, that die Gräfin die Bemerkung, daß ſie es gar nicht geahnt habe, in dieſer Gegend ſolchen Comfort zu finden, und ſie zöge es doch wohl vor, die Sommerfriſche in Reichau, als in dieſem verrotteten Dorfe d'rin zu genießen, wenn ſie den Ort nicht der herrlichen Partien in's Gemsgebirge wegen gewählt hätte. Von der Wunderkur auf dem Kranzkogel und von ihrem Zuſtande, der ſich übrigens in den letzten Tagen wirklich etwas gebeſſert hatte, ließ ſie nichts merken. Ob ſie es denn nicht ahnte, daß man bereits allerorts davon wußte und ſich darüber ſehr Verſchiedenes in die Ohren munkelte?

Die Gouvernanten lobten zu einander flüſternd die Schinken und das Hausbrot ſehr; der Hofmeiſter rühmte das ganz beſondere Bouquet des Weines; Pater Severin neigte zu dieſen Aeußerungen ſehr beiſtimmend den Kopf und aß und trank.

Das Gespräch drehte sich anfangs um die Zustände des Ortes, um das gar entsetzlich einfältige Bauernvolk, um das grobe, aufgeklärt sein wollende Bürgerthum, das in seinem liberalen Zeitungswahne von nichts Anderem reden könne, als von den Pfaffen, die man im Beichtstuhle anzünden und von der Kanzel schießen sollte und so weiter.

„Leider zu wahr!“ fiel Hans ein. „Dem Bauernvolk wird der humane Geist ganz vorenthalten, ein Theil des Bürgerthums aber, besonders auf dem Lande, faßt ihn total verkehrt auf. Es schmäht wohl das Verrottete, aber handelt es sich um Opfer, so treten solche Leute, wie ich sie meine, zurück, dann verweigern sie dem Volksrechte ihre gemeinsame Kraft, dann versagen sie der Schule die nöthige Unterstützung.“

„Bah, Schule,“ sagte der Hofmeister wegwerfend, „der Bürger mag sein Handwerk lernen, und der Bauer hat das Ackern von seinem Vater.“

„Allerdings,“ versetzte Hans, „aber dies reicht bei Weitem nicht —“

„Ist gut,“ unterbrach ihn der Hofmeister herrisch, „Sie vertreten die Partei, zu der Sie gehören; Sie sind in politischer und socialer Beziehung unser Gegner.“

Die Gräfin hatte, da sie nichts mehr genoß, während dieser Erörterungen mehrere Male gegähnt, und wenn das drollige Schooßhündchen sie nicht ein wenig unterhalten hätte, wäre sie eingeschlummert. Als sie nun aber hörte, daß der Lehrer ihrer Tochter ihr Gegner sei, wurde sie aufmerksam.

Pater Severin, der seinen leiblichen Bedürfnissen bereits halb und halb Genüge gethan hatte, so weit es einem Priester

des Herrn anſieht, bemerkte die Aufmerkſamkeit der Gräfin. Seit jenem Morgengeſpräch mit Hans, bei welchem er den Kürzeren zog, trug der Vater einen Plan mit ſich herum, den er heute, bei den vorhergegangenen Reden, auszuführen nicht für ungelegen fand. Hans ſtand mit ſeinen Ideen allein da; er hatte heute die Geſellſchaft vielleicht gar ſchon ein wenig gereizt, er war alſo jeglichem Angriff gegenüber entſchieden im Nachtheil.

Und Pater Severin mochte einen Angriff gegen Hans. Er wußte das Geſpräch auf das religiöſe Gebiet zu führen, er deutete an, daß die Religion beſonders in der Erziehung den weſentlichſten Einfluß habe und daß ſolche Erziehung und Lehren eine religiöſe, gut katholiſche Geſinnung nicht genug zu empfehlen ſei.

„Es ſollte mich ſehr freuen, wenn ich wäre," fuhr der Pater fort, „allein einzelne Aeußerungen unſeres Erziehers, des Herrn Johannes, und namentlich verſchiedene Aufſätze, die er durch confeſſionsloſe Blätter im Volke verbreitet, haben mich mit einiger Beſorgniß erfüllt. Ich, als Beichtvater, gewiſſermaßen als geiſtlicher Vater des edlen Hauſes Frankelblut, hatte es für meine heilige Pflicht, den Charakter des Herrn Johannes einem wachſamen Auge zu empfehlen. Inſonderheit däuchte es mir gut, Herrn Johannes offen um ſeine Confeſſion und religiöſe Anſicht zu fragen und ihn über ſo manche ſeiner mündlichen und ſchriftlichen Aeußerungen um Rechenſchaft zu bitten."

Die Gräfin hatte während dieſer Rede einige Male mit dem Kopfe genickt und blickte jetzt finſter auf den Lehrer ihrer Tochter.

Alles schwieg. Hans war ruhig, nur hatten sich seine Wangen etwas geröthet. Jetzt erhob er sich, und zur Gräfin gewendet sagte er leise: „Die Anklage ist vom Zaune gebrochen, aber meine Herrschaft erwartet, daß ich mich vertheidige. Ich bemerke nur, daß es taktlos ist, das gastliche Haus unseres Wirthes zu einer öffentlichen Gerichtsstube für Privatangelegenheiten zu mißbrauchen und vor Ihrer Tochter, Frau Gräfin, Erörterungen zu pflegen, deren Sinn dem kindlichen Gemüthe ferne liegen muß. Allein, da die Anklage hier geschehen ist, so sei mir hier auch die Entgegnung erlaubt. Zwar bedürfen meine Prinzipe keiner Vertheidigung; ich bin Christ und bekenne mich zur Religion der Liebe und Humanität, wie sie Christus gestiftet hat, und ich wünsche, daß sie durch eine gründliche Reinigung allen Verhältnissen der Menschen entsprechend, Allen gemeinsam werde.

Ist es mir erlaubt, eine Parabel zu erzählen, so verzichte ich auf jedes andere Wort und Sie mögen mich richten."

Hans blickte im Kreise umher. Da Alles schwieg, so nahm er wieder das Wort:

„Ein Mann arbeitete einst im dunkeln Schachte und forderte einen Stoff hervor, den er nicht kannte. Ein Gelehrter, den er darob zu Rathe zog, sagte, daß der Stoff an und für sich gar werthvoll, aber in diesem Zustande nutzlos sei: er müsse in's Feuer. Nun that der Arbeiter den Stoff, den er Erz nannte, in einen mächtigen Ofen, in welchem er zur Flüssigkeit schmolz. Das war nun ein Anderes und als es hart geworden, klang es und war sehr schwer, und der Gelehrte sagte wieder davon, es sei werthvoll, aber in diesem Zustande nutzlos. Sofort that es der Arbeiter zum

zweiten Male in's Feuer, und es wurde glühend, und es sprühte und die Schlacken flogen nach allen Seiten. Und aus den Gluthen heraus kam es unter den Hammer und es gingen nun aus dem Stoffe Gestalten hervor, welche man als Werkzeug in Wald und Feld, in der Werkstatt und auf Bahnen und Straßen nützlich verwendete. Da hatte der Arbeiter eine große Freude, aber der Gelehrte kam wieder und sagte: das Werk ist gelungen, aber nicht vollständig; der Stoff, den du, fleißiger Arbeiter, aus der Erde hervorgeholt hast, ist so edel, daß er allen Menschen zum unendlichen Nutzen werden kann. Wohl hat nun der Holzhauer seine Axt, der Landmann seinen Pflug, der Krieger sein Schwert: wohl hat der Handwerker seinen Hammer und der Kaufmann seine eisernen Straßen, — der Mann der geistigen Arbeit aber, der Mann der Wissenschaft ist bisher leer ausgegangen. Wirf den Stoff zum dritten Mal in das Feuer: ziehe und dehne ihn mit der Zange, presse und quetsche ihn mit dem wuchtigen Hammer und kühle ihn dann zu rechter Zeit. — Und siehe, der Stoff kam nochmals in den glühenden Ofen, und die Flammen zehrten an ihm und es kam die Zange und zwickte und dehnte an ihm und es kam der Hammer und schlug und preßte ihn. Und da flogen immer Funken und Schlacken hinweg, die Schlacken waren roth und leuchteten, und Kinder, die umherstanden, hatten eine große Freude an den glitzernden Dingen und meinten, es sei schade, daß sie so nutzlos abseits flögen. Aber als diese verglüht waren, da waren sie nichts als Ruß und schmutzige Schlacken. Der Stoff selbst aber zeigte sich, als er abgekühlt war, zart und fein und glänzte wie Silber, und es waren Fäden

und Nadeln und andere Instrumente daraus gemacht worden, wie auch der Mann der Wissenschaft benützen konnte. — Nun waren Alle befriedigt von dem Stoffe, den der Arbeiter aus der Erde gegraben hatte; durch viel Feuer und viel Hammerschläge war das Ziel erreicht. — Ich bin zu Ende!"

Man sah einander an. Hatte man ihn nicht verstanden?

Pater Severin trank sein Glas aus. Die Gräfin schlief.

Später, als Hans allein im Vorhause stand und durch ein offenes Fenster in den Blumengarten blickte, trat Gabriele zu ihm hin, faßte seine Hand an und sagte leise:

„Herr Johannes, nicht wahr, Sie gehen nicht fort?"

Der Jüngling sah dem Mädchen lange in das Auge und entgegnete bewegt:

„Liebes, liebes Kind!"

„Wem man einmal den Finger läßt, der will die ganze Hand haben!" sagte die Schmiedwirthin.

Es war der Graf Funkelblut angekommen und der wollte im Erdgeschoße des Hauses eine Stube haben.

Philipp wollte ihm diese schon überlassen, aber sein Weib, ohnehin aufgebracht durch das herrische Wesen der Gräfin, welche schier über das ganze Haus gebieten wollte, rief:

„All' hinauswerfen sollt' man sie, dann wär' der Gais gestreut. Die Leut' haben ja gar keinen Boden! — Die alte Dam' schaut ch' aus, wie wenn der Prinz Winggerl ihr Göd wär'! wenn die der Teufel einmal holt, muß er eine gute Beißzangen haben! Schon recht, daß wir uns zahlen

ließen für der Stub'; aber ſag', Alter, wo thät' ich denn die Gäſt' hin? die ſoll ich leicht gar in die Hühnerſteigen ſtecken?"

„Wenn wir halt im Garten ein paar Tiſch' hätten!" meinte Philipp.

„Ja, wenn das Wenn wär', ſo könnt' man den Teufel als Zugochſen brauchen!" ſchrie das Weib, aber endlich ordnete es doch an, daß der Graf die Stube bekam.

Der Graf war ein ſchöner, freundlicher Mann. Er trug Kleider wie ein Förſter; die Haare hatte er kurz geſchnitten, der Schnur- und Backenbart war blond und hing über der Wange zuſammen; das Kinn hatte er glatt raſirt. Er hatte aus der Stadt nur einen Diener und zwei Hunde mitgebracht; außerdem hatte er mehrere Gewehre, Jagdtaſchen, Pulverhörner und dergleichen bei ſich, die er in ſeiner Stube aufhängen ließ. Auf jedem dieſer Dinge war das Wappen des Geſchlechtes Funkelblut.

Der Graf ſchien ſehr ſtolz zu ſein auf ſein Geſchlecht — der Bruder ſeines Großvaters trug eine Krone auf dem Haupte, die mehr Zacken hatten, als die eines Grafen. Zudem hatte Graf Funkelblut auch andere Verdienſte: er war Kämmerer bei Hofe, er verſtand ſehr gut den Degen zu führen, auch war er ein ausgezeichneter Schütze.

Als der Graf ſeine Familie ſah, küßte er ſeine Gemahlin auf die Stirne und ſeine Tochter auf den Mund, dann bemerkte er, daß Erſtere bereits bedeutend beſſer ausſehe. Die Gräfin klagte über das Einſiedlerleben, das ſie jetzt führen müſſe; Gabriele erzählte, wie das war, als ſie die Gemſe geſchoſſen hatte.

Am Abend des ersten Tages seines Aufenthaltes im Torfe machte der Graf mit dem Hofmeister einen Spaziergang über die Wiesen und sie sprachen Manches von der Stadt, vom Hofe, von Bällen, die jüngst stattgefunden, von Hunden und Pferden und von Gemsen im Gebirge.

Der Graf dankte dem Hofmeister, daß es diesem gelungen sei, seine Familie auf dem Lande zu erhalten; er — der Graf — habe seine Pläne nun erreicht.

Als sie auf einem Umweg an dem Häuschen des Wagnerfalti vorüberkamen und der Mariann zusahen, die eben ihre zwei Kühe in den Stall that, da sprachen sie auch von etwas Anderem. Unter Anderem erzählte Fraisbein, daß der Hofmeister der Comtesse sehr gerne an diesem Häuschen vorübergehe und wohl häufiger mit dem Bauernpöbel verkehre, als es seiner Stellung eigentlich angemessen; und weil gerade von Johannes die Sprache, so sei er, Fraisbein, in vieler Beziehung selbst der Ansicht des Vater Severin, daß es gut sein dürfte, diesen jungen Menschen mit seinen freigeistigen Ideen möglichst bald aus dem Hause zu entfernen. So ein Mensch sei gar noch im Stande, böse Einflüsse auf den Zögling — Er sprach nicht weiter.

Am nächsten Tage ging der Graf mit dem Generken Sturmhaus in das Gebirge. Sie nahmen sich einen Förster und zwei Diener mit, die Jagdgeräthe und Proviant tragen mußten.

Hans blieb bei der Herrschaft und begann mit der Comtesse den Unterricht. Gabriele war viel ruhiger und aufmerksamer als bisher. Aber einmal, mitten im Unterricht, frug sie:

„Sagen Sie mir, Herr Johannes, was hat die Geschichte vom Erz, die Sie in Reichau erzählten, zu bedeuten?“

Der Lehrer war von dieſe Frage ein wenig überraſcht.

„Dieſe Geſchichte vom Erz,“ ſagte er dann, „bedeutet, daß die Religion ſo eingerichtet werden ſoll, daß ſie für Alle paßt, für den Landmann wie für den Gebildeten, und daß ſie Jedem das Seine gibt, wie es ſein Stand, ſein Charakter und ſeine Bildung verlangt. Der Ungebildete kann das Edle in der Idee Gottes und der Sittlichkeit nicht verſtehen; hingegen hat der Gebildete Anſpruch und Bedürfniß nach dem möglichſt Reinen und Vollkommenen.“

Gabriele ſchwieg nach dieſen Worten und blickte dem Jüngling in das Geſicht, als ob ſie die Fortſetzung ſeiner Erklärung erwartete. Er aber ſagte leiſe:

„Das gehört aber nicht in die Gegenſtände, die ich meiner Schülerin vorzutragen habe; das muß ich dem Pater Severin überlaſſen.“

„Ich haſſe dieſen Menſchen,“ verſetzte Gabriele und zerknitterte ein Papier.

„Das ſollen Sie nicht, mein Fräulein, ſo lange er Ihr Lehrer und Beichtvater iſt.“

Als Hans nach dem Unterricht in das Schulhaus und in ſeine Wohnung ging, hörte er aus dem Schulzimmer Geigentöne. Es war eine Stunde, in welcher Weißkorn, der Schulmeiſter, gewöhnlich einen kleinen Spaziergang that. Das machte den jungen Mann neugierig und er guckte ein wenig durch die halb angelehnte Thür.

Ein bereits erwachſener Burſche in brauner, grober Bekleidung ſtand neben Weißkorn und ſtrich die Geige.

Der Schulmeister, der ebenfalls eine Violine in der Hand hielt, hatte seinen Miethling bereits bemerkt, und lud ihn ein, daß er nur in's Zimmer trete, er störe nicht; das sei sein Sohn, der Bertl, dem er ein wenig musikalischen Unterricht gebe, weil sie Beide, er und der Bertl, an den Sonn- und Feiertagen die einzigen Geiger auf dem Chore seien.

„Mach' deinen Gruß, Bub!" sagte hierauf der alte Lehrer zu seinem Sohne, „das ist der Herr, der bei mir wohnt und von dem ich dir schon gesagt habe."

Der Bursche machte eine etwas ungeschickte Verbeugung und strich nach Bauernart mit der flachen Hand seine Haare über die Stirne herab. Er war schön gewachsen und hatte ein gebräuntes, aber freundliches Gesicht mit dem Anflug eines Schnurbärtchens.

„Das ist halt jetzt mein Einziger," sagte der Schulmeister, „er dient da oben unter der Alm beim Feldweibl. Hätt' ihm halt gern ein bischen Musik gelehrt und da läßt ihn mir der Bauer monatlich zweimal herabgehen zur Uebung. 's ging sonst schon, der Bub hätt' Talent. Wenn ich ihn halt irgendwo hätt' mögen hinbringen, aber Unsereiner hat's nicht, und so muß er in Gottesnamen bei den Bauern herum sein Brot suchen. Zum Soldaten werden sie mir ihn halt gleich nehmen, meinen Bertl. Ja, 's wär' sonst gut, da thät' er doch was lernen, aber Unserreinem thut's weh, wenn man gar kein's von den Seinen mehr bei sich hat. Und dann — ei, setzen wir uns ein wenig da in die Schulbank zusammen, Herr Meier, die Lektion ist ohnehin schon aus. Magst heimgehen, Bertl; nimm die Geig' mit, daß du

dich am Samstag ein wenig übst; zum nächsten Sonntag machen wir die kleine H-Moll. Behüt' dich Gott, Bertl; sei schön brav!"

Und als der Bursche fort war, setzten sich die beiden Männer zusammen in eine Schulbank.

„'s ist eine unruhige Zeit jetzt," sagte der Schulmeister und nahm eine Prise, „von wegen meinem Burschen fürcht' ich's: es ist wieder viel Krieg in der Welt."

„Krieg mit Wort und Wissenschaft, und Krieg mit dem Schwert," sagte Hans. „Auch wir sind Soldaten, wir kämpfen und schlagen mit Wort und Wissenschaft: gebe Gott, daß wir nicht gezwungen werden zu kämpfen mit dem Schwert, wenn Könige streiten um Ehrgeiz und Dynastie. Alles für das Volk, doch nicht einen Tropfen Blut für königliche Ränke!"

„Aber unsere Soldaten sind so schlau," rief jetzt im Innern des großen, grünen Kachelofens eine gedämpfte Stimme, „so schlau, daß, wenn vor ihnen eine neunundneunzig Dutzend Klafter tiefe Mistpfütze ist und der Kommandant schreit: Vorwärts, marsch! sie alle miteinander in die Mistpfütze springen!"

So rief es im Ofen. Hans war erstaunt, der Schulmeister lächelte.

„Das ist der Wagnerfaltl, neben dem Feldweibl der einzige Schulfreund hier," sagte er, „der klebt mir da meinen Ofen aus, weil die Kacheln schon so viel in's Zimmer rauchen. — Faltl, komm' ein wenig heraus zu uns, 's ist der Herr Meier da!"

Bald hernach kam der bucklige Mann ganz naß und mit lehmigen Kleidern zur Thür herein.

„Wenn der Herr Meier da ist, da muß ich wohl ein wenig hergehen," sagte er, „wenn aber Ihre Herrschaft da wär', dann thät' ich's nicht. Aber diese Schulbänk' da wären Ihrer Herrschaft kein Schad', gar nicht! Wenn die Frau Excellenz noch jünger wär', ich hätt' ihr statt des Stutzstein's auf dem Kranzkogel die Schulbänk' da verschrieben."

Hans Meier lächelte ein wenig. — Also doch der rechte Wunderdoktor!

Der Schlag der Abendstunde rief den Schulmeister in den Glockenthurm, wo er zum Gebete läutete. Hans begab sich in seine Stube. Lange schritt er in dieser auf und ab; endlich schloß er den Fensterladen, zündete eine Kerze an und nahm ein Buch.

Kalli hatte noch etwas an dem Ofen gethan, dann ging er seinem Hause zu. Sein Weib kochte eben die Abendsuppe und schwatzte mit den Kindern in der Stube. Mariann molk die Kühe und sang einen Jodler dabei; aber am Waldrain stand Bertl und strich zu dem Jodler die Geige.

Der Unterricht, den Hans der Comtesse zu geben hatte, wurde nun regelmäßig fortgesetzt, ja, Gabriele drängte selbst dazu, so daß die Gräfin sie einigemale mahnte, sich mehr Erholung zu gönnen, sie sähe bloß genug aus.

Mit Gabriele war wirklich eine sehr merkliche Veränderung vorgegangen. Früher das kindische, flatterhafte, leichtsinnige Wesen, war sie jetzt still, zurückgezogen, so oft beinahe

zur Melancholie geneigt. Einmal hatte man sie sehr weinen gesehen, ohne daß man davon die Ursache hätte errathen können. Das beunruhigte die Herrschaft. Man schrieb diese Veränderung dem Landaufenthalte zu und sprach davon, sie zu Verwandten in die Stadt zu schicken, wogegen sich indeß das Mädchen ihr entschieden verwahrte. Heiter war Gabriele nur auf Ausflügen in das Gebirge; sie hatte auf solchen auch mehreremal auf Wild geschossen; doch so glücklich, als auf dem Heideck, war sie nicht mehr.

Einmal hatte sich selbst die Gräfin an einem Ausfluge in das Gemsgebirg betheiligt; sie besuchte bei dieser Gelegenheit die Kapelle zum Grünanger, wo sie zu dem Bilde mit den Schuhwägelangen sehr um ihre Gesundheit betete und ein großes Goldstück opferte.

Mit ihrer Gesundheit stand es ohnehin bereits leidlich, sie fühlte nicht mehr jene Mattigkeit, Abgespanntheit oder Aufregung. Auch hatte sie Appetit und Schlaf zu rechter Zeit. Sie hielt sich aber auch strenge an die vorgeschriebene Diät; sie besuchte täglich, auch bei ungünstiger Witterung den Brunnstein, in welchem sich stets das frische Wasser befand. Von der Rückkehr in die Stadt sprach die Dame jetzt sehr selten.

Der Graf kam nicht oft in das Dorf, er war stets auf Jagden, auf Festschießen, die Stummhans zuweilen gab, und auf Ausflügen.

Hans machte häufig Partien in die Landschaft, um sich in den Naturkenntnissen mehr und mehr zu vervollkommnen.

Oft leitete er seinen Spaziergang am Häuschen des Wagnersattl vorüber; er hatte sich vorgenommen, mit dem

wunderlichen Mann einmal ein längeres Gespräch anzuknüpfen. Aber Fattl war tagüber selten zu Hause; wenn er nicht eben ein „dringendes Malen", oder ein Getränk für einen Maler zu bereiten hatte, so trieb er sich gerne im Wald umher, oder war bei einem Nachbar zu irgend einem Geschäfte, denn in Zuständen, in welchen sich die Leute im Dorfe nicht Rath und Hilfe wußten, mußte der Wagnerfattl herbei: der konnte Alles und traf meistens das Richtige.

Von einem Wagen für die Gräfin Funkelblut war keine Rede mehr gewesen.

Einmal, als Hans am Nachmittage an Fattl's Haus vorüberkam, saß Mariann oben am Dachgiebel. Sie hatte an demselben ein Brettchen losgemacht, guckte hinein und schrie:

„Mutter, den Dreizehner hat sie schon oben!"

„Gelt!" antwortete es darauf in der Stube zum Fenster heraus. „Einen hast jetzt schon, du kannst dir deine Finger all' zehn abschlecken; aber wart' nur auf die anderen auch noch; vor dem neunten Tag sollt' man eigentlich gar nicht schauen, aber weil du halt alleweil wissen mußt, wo die Katz' das Loch hat! sonst kriegtest ein Muttermal und du mußt halt überall sein, wie's schlechte Geld, sonst wär' die Welt nicht ganz. Steig' jetzt herab, aber fall' nicht!"

Das Mädchen stellte oben etwas zurecht, that das Brettlein an die Stelle und kletterte über das Dach und an der Wand herab.

„Nun, Mariann, jetzt sag' einmal, was hast du da oben gemacht, und was ist's mit dem Dreizehner?" frug Hans, der vor dem Hause stand, und ergriff neckend des Mädchens Hand.

Dieſes zog die Hand nicht zurück.

„Geſehen und gehört hat Er's ſchon," entgegnet ſie, „was kann ich machen? Aber daß Er mir nicht hinaufſteigt!" Sie drohte ſehr ernſthaft mit dem Finger, dabei wollte ſie ſchier ein wenig lächeln. „Weiß Er, eine Kreuzſpinne hab' ich geſtern gefangen, und die haben wir in ein Glas gethan, wir haben auch noch neunzig Papierſchnitzeln mit den Lotterienummern in das Glas gelegt und haben es mit einem pechigen Brettlein zugedeckt. Und jetzt geht die Kreuzſpinne her und trägt die drei Nummern, die bei der nächſten Ziehung herauskommen, hinauf an den Deckel, wo ſie kleben bleiben. — Ja, lach' Er nur, das iſt gewiß wahr, die Kreuzſpinne kann das und den Dreizehner hat ſie ſchon oben. — Jetzt ſchaut Er mich aber wieder an und jetzt meint Er gar ſchon wieder, ich glaub' das wegen der Kreuzſpinne — wenn ich Ihn nur zum Narren halt'! — Aber die Mutter, ja, die glaubt wohl richtig d'rauf. Ich hätt's auch than; da kommt geſtern, gerade wie ich das Thier in's Glas thu', der Feldweidl-Bertl und der lacht mich brav aus."

„Der Feldweidl Bertl hat Recht," ſagte Hans. „Du biſt geſcheidt, Mariann, laſſ' dir durch ſo alberne Sachen nicht den Kopf verdrehen. Prüfe Alles, bevor du glaubſt, dann wirſt du die Lüge entdecken und die Wahrheit erfaſſen."

Hans hatte dieſe Worte ſo ernſt und bewegt geſprochen, daß Mariann zu Boden blickte und ihre Hand in der ſeinen zu zittern begann.

„Dieſe dallete Dirn' kennt' man auch um den Teu-

schuker, zurück kommt sie so nicht!" schrie das Weib in der Stube und das Mädchen eilte in das Haus.

Hans schritt sinnend seinen Weg weiter.

„Das Mädchen ist werth, daß es ein braver Mann in sein Haus führe," sagte er vor sich hin.

Auf diesem Rückgang begegnete dem jungen Mann der Wagnerfaltl, der aus dem Dorfe kam. Das Männlein war wieder in einer neuen Gestalt. Es trug ein ledernes Wamms und ein enges, ledernes Beinkleid. Sein Gesicht war so geschwärzt, daß ihn Hans kaum erkannt hatte. Faltl kam vom Schmiedwirth, wo er den Rauchfang ausgefegt hatte.

„Ihr seid ja ein Universalmann!" sagte Hans. „In euch sind die ganze Welt mit allen ihren Ständen und Professionen."

„Das just nicht," entgegnete Faltl lachend, „aber ein rund Mensch schon, das sich ein wenig umzuthun und zu helfen weiß. Ein Wunderdoktor muß doch wohl so sein! — Setzen wir uns etwa ein wenig hier unter die Eiche zusammen?"

Hans wollte eben den gleichen Vorschlag machen, nahm ihn also um so bereitwilliger an.

Unter der Eiche war ein grünes Rasenplätzchen, von dem aus man über die Felder in das Dorf sah.

Als die beiden Männer hier saßen, sagte Faltl:

„Wir sind schon ziemlich bekannt geworden zusammen!"

„Sie werden mich allerdings schon kennen."

„Und recht vortheilhaft. Hat mir auch der Schulmeister von Ihnen erzählt. Es kommen selten solche Menschen zu uns, und auch Sie werden kaum mehr lange dableiben."

Hans erschrack fast über dieses Wort, er sah den Fremden an.

„In einer Woche ist die Zeit vorüber, welche der Gräfin zur Heilung vorgeschrieben war, und dann wird Ihre Herrschaft abreisen. — Sie, Herr Meier, haben meine Achtung und ich möchte nicht, daß Sie von unserem Dorfe fortgingen, ohne daß ich Ihnen klar geworden bin. Ich kann gegenwärtig nicht im günstigsten Lichte vor Ihnen stehen, abgesehen davon, daß ich ein wenig geschwätzt bin. Indeß — die Gräfin ist geheilt."

„Wohl, dafür wird euch meine Herrschaft danken."

„Sie wird eine Summe Geldes dafür auszahlen."

„Und ohne zu prüfen, ob ihr dieselbe verdient habet."

„Ich begreife, daß Sie mir dieses Wort sagen, Sie verurtheilen mich. Das Urtheil eines redlichen Mannes aber ist ein Gericht. Wohlan, seien Sie mein Richter, aber hören Sie mich. Da jedoch der Gegenstand, von dem wir sprechen wollen, mit meinem Leben zusammenhängt, so muß ich Ihnen die Geschichte meines Lebens kurz erzählen."

„Ihr kommt einer Bitte zuvor, die ich mir vorgenommen habe an euch zu richten."

„So will ich gleich beginnen." Er rückte sich zurecht, dann hub er an: „Mein Vater war Wagnermeister in einem Dorfe des Unterlandes. Ich war sein einziger Sohn, aber ich liebte sein Handwerk nicht. Ich war ein sehr schöner Knabe: ich weiß das nur, weil es die Leute oft zu mir und zu einander sagten. Ich war am liebsten in der Kirche und im Pfarrhofe. Der Pfarrer lehrte mich lesen und schreiben, da in unserem kleinen Orte kein Schullehrer war. Ich bekam

Lust zu den Büchern, und auf Anrathen des Pfarrers ließ mich mein Vater studiren: Ich kam in ein Kloster, und da mich mein Vater nur spärlich unterstützen konnte, verdiente ich mir meine Bedürfnisse durch verschiedene Arbeiten, als Wassertragen, Holzklieben, Fegen und so weiter, zu welchen ich mich in meinen freien Stunden herbeiließ. Sonst gab ich mich sehr eifrig den Studien hin. Damit ging's gut. Als ich aber in die siebente Schule kam, wo mir das Studium nur wenige Zeit für die häuslichen Frohnarbeiten mehr gönnte, ließ mich eines Tages der Prior des Klosters zu sich bescheiden und sagte zu mir: „Lieber Freund, du wirst wissen, daß zu einem Priester des Herrn nur Männer schönen, tadellosen Körperbaues bestimmt werden können." Ich erschrack über diese Worte, denn zur selben Zeit machte sich, wenn auch noch unbedeutend, mein Höcker bemerkbar, den ich nur durch Sitzen oder durch übermäßiges Tragen zugezogen hatte. Ich nahm verschiedene Mittel dagegen, allein der Höcker wuchs. Ich ging zum Konsistorium und bat, mich nicht zu verstoßen, denn ich war aus ganzer Seele Theologe. Umsonst, ich mußte fort. Damals hatten die Herren ja noch Auswahl, und nahmen die schönsten und reichsten Landessöhne. Rathlos schnallte ich zu meinem Höcker auch noch das Felleisen und wanderte meinem Heimatsorte zu. Mein Vater und meine Mutter waren in die Erde gescharrt, ihr verschuldetes Haus war bereits in fremden Händen. Nur daß ich mich in meinem Dorfe noch einen Tag von meinen Jugendbekannten spotten ließ, dann zog ich weiter. — Daß ich, der Verstoßene, nun in meinem Herzen das Klosterleben, das Priesterregiment und sogar die Theologie zu hassen begann, das

werden Sie begreiflich finden. Studiren hätte ich aber doch mögen; besonders zu medizinischen Studien hätte ich Neigung gehabt; allein zu jener Zeit fand ein armer Student noch nicht die Unterstützung, wie heut' zu Tage. Ich entschloß mich also, wenn gleich schon halb erwachsen, das Handwerk meines Vaters zu erlernen. Ich hatte in demselben mehr Geschick und Glück, als ich dachte, und in wenigen Jahren hatte ich mir so viel erworben, daß ich an einen eigenen Herd zu denken begann. Ich heirathete, zog in diese Gegend und mit Hilfe des Vermögens meiner Frau kaufte ich das Häuschen dort am Wege. Ich lebte in einer friedlichen Ehe und arbeitete im Handwerk. Ich hatte aber etwas Unstätes in mir; mir war, als sollte ich außer den Rädern und Wägen noch etwas Neues schaffen. Der Hebel gibt es so viele tausende in der Welt, wo man angreifen kann. Ich schleppte mir Bücher in's Haus, ich las ungemein viel und studirte Naturgeschichtliches und aus einem sogenannten Kräuterbuch Medizinisches. Zuletzt versuchte ich mich gar in einigen gefahrlosen Kuren, die mir gelangen. — Ich machte dabei aber dem sehr abergläubischen Volke gegenüber die Erfahrung, daß die Genesung vieler Krankheiten, von dem Aberglauben unterstützt, größtentheils im Gefühlsleben, in der Einbildung begründet ist, und daß dieses Faktum, durch eine geregelte Diät unterstützt, den Stand der heutigen medizinischen Wissenschaft nur zu oft übertrifft. Ich machte aus dieser Regel gleichsam ein Privilegium und zog Nutzen daraus. — Besonders ist es das sogenannte Abbeten der Krankheiten, wodurch den Leuten zuversichtliches Vertrauen beizubringen ist, und das ich sehr oft zu diesem Zwecke benützte. Indeß fand ich

keinen besonderen Gefallen an dergleichen, und daß solches im Volke endlich aufhöre, habe ich für die Schule zu wirken gesucht. Gegen den Aberglauben und das Vorurtheil der Erwachsenen anzukämpfen, verzichtete ich — es wäre auch vergeblich gewesen. — So kamen Leute zu mir, die mich beschworen, daß ich ihnen in verschiedenen Krankheiten beistehe. Ich hatte mich ihnen nicht aufgedrängt, aber da sie denn durchaus betrogen sein wollten, so betrog ich sie. Betrog sie zur Strafe, daß sie thöricht waren. Mit der Gräfin war's gerade so. Es wird aber anders werden. — Was ich Ihnen, Herr Meier, da sage, habe ich noch Niemand gesagt, selbst dem Schulmeister nicht, von dem ich indeß ahne, daß er mich durchschaut: denn als sie mich einmal als Kurpfuscher einsperrten, lächelte er und sagte: Bist zwar just kein Kurpfuscher, aber ganz unrecht geschieht dir nicht. — Sie mögen es Eigensucht nennen, was ich that, und ich leugne es nicht, daß ich aus dem Vorurtheile des Volkes verschiedenen Gewinn zog. Und gebührt mir ein solcher nicht? — Die Gräfin Dunkelblut, die in diese Gegend kam, um sich von mir, dem Wunderdoktor, heilen zu lassen, wäre sogleich wieder in das ungesunde Stadtleben zurückgekehrt, wenn ich sie nicht durch ihren Aberglauben hier im Gebirge an den Blutstein auf dem Kranzkogel gefesselt hätte. Sie, Herr Meier, werden längst bemerkt haben, daß der Stein auf dem Berg einer jener Kalksteine ist, welche die Eigenschaft haben unter gewissen Bedingungen Wasser anzuziehen und auszuscheiden. Dieser Stein und das Gebet und der Sonnenaufgang konnten natürlich nichts zur Heilung beitragen, wohl aber der Gang in's Freie am frühen Morgen, die mäßige Anstrengung durch

die Beſteigung des Berges, der friſche Trunk Waſſer, und ſo weiter. Einzig der Landaufenthalt mit all' ſeiner Friſche und Stärkung iſt's, der die Geneſung der Frau zur Folge hatte. Daß ich ihr die Abneigung gegen den Landaufenthalt überwinden half, daß ich ihr denſelben erſchloß und durch Vorſtellung übernatürlicher Eigenſchaften verklärte, das iſt mein Verdienſt. — Kühn, meinen Sie, war es, Ihnen und dem Hofmeiſter zuzumuthen, einen Augenblick an mein Rezept zu glauben. Nachdem ich Sie aber etwas kennen gelernt hatte, ſchloß ich, daß Sie meinen Plan zwar durchſchauen, doch ihn aus Klugheit, ſelbſt im Intereſſe der Kranken, billigen. Mit Herrn von Fraisbein machte ich bezüglich ſeiner Bildung und Denkweiſe eine kleine Probe und gewann die Erfahrung, daß er gegen meine Heilmethode keinen Zweifel hegte. Es ſchien mir ſogar einmal, als ſeien es außer der Heilung auch andere Intereſſen, welche eine längere Abweſenheit von der Stadt verlangten; die Ankunft des Grafen jedoch löſte meine Vermuthung. — Durch Schlauheit, ſagen Sie, habe ich die Summe erworben, und allerdings iſt das dieſelbe Schlauheit, durch welche ſo viele hundert Leibes- und Seelenärzte die Uebel ihrer Patienten hinwegnehmen. Woran der Menſch glaubt, das iſt für ihn da, und ihm dasſelbe mit Gewalt zu nehmen, wäre Raub. Dem der Kranke vertraut, das bringt ihm Troſt, Erleichterung, Ruhe, Hilfe, und ein vernünftiger Arzt wird dieſes Vertrauen, auch wenn es unbegründet iſt, unterſtützen. — Aber auf dieſem Weg wird das Volk niemals befreit werden von Aberglauben und Vorurtheil, werden Sie einwenden —

„Das wende ich nicht ein," unterbrach Hans, „an

dem erwachſenen Volke, in welchem ſich Glaube und perſönliche Ueberzeugung bereits gebildet haben, an dem Kranken, der ſich an den erſtbeſten Gegenſtand klammert, wie der Untergehende an einen ſchwimmenden Balken, iſt das Werk der Beſſerung nicht zu verſuchen; wohl aber an dem geſunden Kinde, in welchem ſich noch keine Selbſtanſchauung gebildet hat. Für das erwachſene Volk habt Ihr recht gethan, wie Ihr gethan habt. Doch fürchte ich, die „Wunderthaten" eines Mannes, der, unter uns, ſo vorzüglich die Natur und das menſchliche Herz verſtand, werden als Tradition auch noch der Jugend eigen."

„Das fürchte ich nicht," ſagte Faltl, „die Schule wird dafür ſorgen und — der alte Wagnerfaltl auch. — Hört mich noch ein wenig. Mein Weib nahm ich aus dem Landvolke und ich habe es nie verſucht, ihren abergläubiſchen Anſchauungen perſönlich entgegen zu treten. Meine Kinder aber übergebe ich der Schule. Mariann iſt zwar der Schule bereits entwachſen, doch hat ſie viele Früchte derſelben in ſich aufgenommen und die Grundſätze der Mutter können in ihrem Gemüthe nicht mehr feſte Wurzel faſſen. Eines Tages aber muß mir das Mädchen nochmals in die Schule, und da werden Sie, Herr Meier, ſehen, was ich thue. So wie ich Ihnen heute mein Leben und meine Denkungsweiſe erzählt habe, ſo werde ich mein Leben und meine Denkungsweiſe in der Schule öffentlich erzählen und werde zuletzt ſagen: Sehet, Kinder, an mir habt Ihr ein offenes Beiſpiel, wie ſchlaue Menſchen den Aberglauben und das Vorurtheil der Leute zu ihrem eigenen Vortheile mißbrauchen können; tauſendfach werden die Unwiſſenden auf ähnliche Weiſe betrogen,

und nicht jeder Betrüger iſt ſo ehrlich als der alte Wagner-Faltl, der ſich ſelbſt zu euerer Züchtigung verrieth und der den Gewinn ſeiner Schlauheit dem öffentlichen Wohle opfert. — Kinder, ich bin heute in der Lage für unſere Gemeinde einen bedeutenden Schulfond niederzulegen, daß euer Lehrer nicht mehr darben darf."

Faltl ſchwieg. Hans ſchwieg ebenfalls; nach einer Weile erſt ſagte dieſer, ſich vom Raſen erhebend:

„Ich garantire euch nicht, ob ihr dadurch nicht etwas an der Achtung der Kinder und euerer Landsleute einbüßt, aber ich werde euch in jener Stunde meine Hand reichen."

„Sie ſind ſtreng, Herr Meier," ſagte Faltl, „aber ein Billiges erwarte ich von Ihnen; behalten Sie das, was ich Ihnen heute erzählte, bis zu jenem Schultage bei ſich.

Hans verſprach es und die beiden Männer trennten ſich.

„Ich werfe den erſten Stein nicht auf ihn," dachte ſich der junge Mann, „vielleicht hätte ich an ſeiner Stelle auch ſo gehandelt."

An demſelben Abend beabſichtigte Hans Vieles niederzuſchreiben; er verſuchte dazu mehrere Stahlfedern, und ſchrieb mit jeder probeweiſe auf ein Papierblättchen die Namen: Mariann und Gabriele.

Da ſaß Hans Meier auf dem Chore und ſpielte die Orgel. Und der Schulmeiſter und ſein Sohn Bertl ſtanden neben ihm und geigten, und Philipp, der Schmiedwirth, blies ein Waldhorn. Das war hochfeierlich, und am Altare brannten zwölf Kerzen und der Pfarrer las das Hochamt.

Es war das Peter- und Pauli-Fest.

Die ganze Gemeinde war in der Kirche und vorne im ersten Stuhle saß die Herrschaft: der Graf, die Gräfin und Gabriele. Sie beteten sehr andächtig, nur Gabriele wendete ihr Köpfchen einmal um und zwar unmittelbar vor der Wandlung, als die Orgel ein Solo hatte. Dieses Solo stand nicht in den Noten. Hans schloß die Augen, als seine Finger zart und milde über die Tasten gleiteten.

Im Kirchenstuhle am Nebenaltare saß Mariann. Sie war heute ganz anders wie sonst; in einem dunkelbraunen Feierkleide kniete sie, die Hände über der Brust gefaltet. Ihr Auge ruhte im Gebetbuch. So kniete Maria auf dem Bilde über dem Hochaltare und horchte demuthsvoll der Botschaft des Engels Gabriel.

Stand vor Mariann auch ein Engel mit der Verkündigung?

Das Solo war verklungen, der Ministrant läutete das Glöcklein.

Nach der Wandlung kam erst die Schmiedwirthin auf den Chor und sang mit Begleitung der Geigen ein Kirchenlied, wobei ihr indeß ein paarmal die Stimme überschlug. Nach demselben sagte sie halblaut, wie sich entschuldigend:

„'s wär' schon Noth, 's thät' mir Einer den Pelz aus dem Hals ziehen, 's ist so viel rauh und der Stimmstock ist mir auch schon umgefallen."

Pater Severin saß im Beichtstuhle und hatte sehr großen Andrang. Vor dem Amt hatte der Pater die Predigt gehalten und diese war sehr heftig gegen die neue Zeit und

gegen die Ungläubigen, die heut' zu Tage die frommen Christen schon kreuzigen möchten, wie sie einst den Apostelfürsten Petrus gekreuziget haben. Er sprach viel von falschen Lehrern und falschen Propheten und that dabei Blicke auf den Chor. Darauf sprach er von der Beichte, die, heute verrichtet, einen vollkommenen Ablaß einbringe, und daß er — der Prediger — gerne bereit sei, Jedem das heilige Bußsakrament zu ertheilen. Darum nun der Andrang zum Beichtstuhl. Auch Mariann war schon zu demselben hingetreten, doch bevor sie noch an die Reihe kam, wendete sie sich und ging ruhig wieder in ihren Stuhl. Als Hans dieses sah, zog er zwei Register auf, daß der Ton der Orgel heller und feierlicher wurde. —

An einem der nächsten Tage war ein Fest in der Schule. Da in den Monaten Juli und August die Kinder in den häuslichen Arbeiten am wenigsten zu entbehren sind, so verlegte der Schulrath unserer Gemeinde die Ferien auf diese Monate. Nun war der Abschluß des Schuljahres. Nicht wie bisher waren der Pfarrer und der Dechant mit Heiligenbildern und Gebetbüchern in die Schulstube gekommen, sondern es waren in derselben außer dem Lehrer nur der Wagnerfaltl, der Feldveidl und Hans. Sie hatten für die Kinder keine Geschenke bei sich, nur Worte warmer Anerkennung für die fleißigen und ernsten Tadel für die leichtsinnigen. Der Schulmeister sprach von einer glücklicheren Zeit, die nun für die Schule aufgehen müsse, und die Stunde war sehr feierlich. Aus dem Schulhause zogen die Kinder unter heiterem Sang und Spiel der Waldeshöhe zu und Hans sagte unterwegs zum Lehrer:

„Das ist das Friedensheer, die Schaar der Schule wird die Welt erobern!“

Aber dieses liebe-, luft- und sangvolle Fest endete in Mißtönen.

Am Waldhange hatte der Faltl die Kinder versammelt und erzählte ihnen seine Geschichte, wie er sie Hansen unter der Eiche erzählt hatte.

Von der Gräfin hatte er — da sie bereits hergestellt war und jetzt fast blühend aussah — die buchstäblich mit Gold beschlagenen Schuhe für seine Tochter und die bedungene Summe für die Schule erhalten.

Als der Faltl nun dieses Alles erzählt hatte, fingen die Kinder an zu lachen und endlich gar zu pfeifen und zu zischen und sie riefen laut:

„Halloh, steckt dem Buckligen glühende Kohlen in den Mund, er ist ein Lügner und betrogen hat er auch; steckt ihm glühende Kohlen in den Mund!“

Mit Strenge mußte der Schulmeister Ruhe gebieten. Faltl lächelte, als ob er Alles als Scherz auffasse, aber er zitterte und wurde bleich.

Freilich reichte ihm dann Hans die Hand — es war zum erstenmale — aber Faltl sagte mit leiser, bebender Stimme:

„Kein Urtheil im Kriminal und kein Pranger hätte mir weher thun können, als diese Lynche der Kinder!“

Fast gebrochen schritt er seinem Hause zu; er war nur froh, daß seine Tochter nicht bei dem Schulfeste war.

Aber auch Mariann war in den letzten Tagen das lustige Mädchen nicht mehr. Drückte sie das Glück? Die

goldbeschlagenen Brautschuhe waren ja eine reiche Aussteuer und der Bräutigam war auch nicht weit.

Als Hans am Abend nach dem Schulfeste in seine Stube heimkehrte, fand er auf dem Tisch einen Brief. In demselben lagen Geldnoten und folgende Zeilen:

„An Herrn Johannes Meier! Im Auftrage meiner gnädigen Herrschaft übersende ich Ihnen hiemit den Betrag des letzten halben Semesters mit der Bitte, das Haus Seiner Excellenz, des Grafen Funkelblut, nicht mehr zu betreten. Ihre sich etwa noch unter unserem Dache vorfindlichen Habseligkeiten werden Ihnen übermittelt werden. v. Fraisbein, Hofmeister und Secretär Sr. Exc. des Grafen Funkelblut ꝛc. ꝛc."

Als Hans den Brief gelesen hatte, öffnete er das Fenster und sah in die Nacht hinaus.

So plötzlich abgedankt, verstoßen, brotlos gemacht — wessen Werk war das? — Sein eigenes nicht, dess' war Hans, der seiner Herrschaft ein gewissenhafter Diener gewesen, überzeugt.

Hans fühlte, daß er leichten Herzens die gräfliche Familie verlasse, aber die Art seiner Kündigung schien ihm unwürdig. Er mußte wissen, was daran die Ursache war.

Am nächsten Morgen begab sich Hans in das Wirthshaus und verlangte den Grafen zu sprechen. Die Herrschaft war bereits mit Einpacken zur Abreise beschäftigt, doch ließ Graf Funkelblut den jungen Mann in seine Stube treten.

Er bot diesem keinen Platz, sondern sah ihn fragend an.

„Sie haben mich entlassen, Herr Graf," sagte Hans ruhig und in bescheidenem Tone, „es ist das in der Ordnung. Nur läßt mich die Form dieser Entlassung vermuthen, daß ich meine Herrschaft irgendwie beleidigt haben muß. Ihre Schuldigkeit ist es nicht, Herr Graf, daß Sie mir darüber Aufschluß geben, doch mir liegt viel daran. Halten Sie mich nicht für unbescheiden, wenn ich bitte, mir den Grund meiner plötzlichen Abdankung mitzutheilen."

„Den Geldbetrag erhielten Sie?" frug der Graf gleichgiltig und kalt. „Gut, dann ersuche ich Sie, sich zufrieden zu stellen; wir sind nicht gewohnt, bei Domestiken, die wir fortschicken, uns dafür zu entschuldigen."

Mit herablassender Miene winkte der Graf gegen die Thür und warf dem jungen Mann noch lächelnd einen leichten Gruß zu.

Hans verließ entrüstet das Haus.

„Johannes!" rief eine Stimme im Garten.

Der Jüngling eilte davon, er hörte nichts. Gabriele sank auf ein Rosenbeet. Dann pflückte sie Nelken, warf sie von sich und hauchte:

„Nelken, ihr sollt auch verwelken — mir geht es nicht besser!"

— Da stand er auf der Höhe, gab ihr sanft das Gewehr in die Hand und sagte:

„Will sich vielleicht meine ritterliche Schülerin im Waidmannsheil versuchen?"

Seit jenem Momente war Johannes in ihrem Herzen.

— Wer ihr gesagt hätte, daß das die Liebe war, die starke Liebe, die, in Treuen gepflegt, die Menschen zum Altare führt, die nicht erlischt, sondern größer und größer wird bis zum Tode! — —

Johannes hatte den Ruf seines Namens doch gehört. Dieser Ruf allein war es, der nach der harten Stunde seinen schönen, blauen Augen einen Thränenstrom entlockte.

Er hatte seine Schülerin lieb gehabt.

Heute war ein schwüler, drückender Sommertag.

Hans wanderte gegen das Gemsegebirge. Er war sein eigener Herr und der Tagesplan der Familie Funkelblut that ihm keinen Zwang mehr an.

Nun ging er einem neuen Leben entgegen. Sein Lebensweg war ihm klar, seine Aussicht eine hoffnungsvolle. Er wird Lehrer der Kinder des Volkes; das Kapital seines Wissens, das er bisher so sorgfältig in sich hinterlegte, wird nun Zinsen tragen. Und was sonst noch Gutes in ihm ist, nun muß es lebendig und zur That werden, nun müssen seine Grundsätze zum tiefen, sittlichen Ernste werden, sie müssen werden zum glühenden Eisen und sich einbrennen in die jungen Gemüther. Und nicht mit den Lehren von großen, nützlichen Gegenständen allein ist es gethan — das ganze junge Leben muß umgebildet, umgesetzt werden, in diesem muß das Beste der Zeit sich senken und da zur Menschenseele werden. — Was gibt es Größeres, als Menschen zu erziehen! Kinder werden dir anvertraut, Wesen mit gefährlichen Leidenschaften, den Keim in sich tragend zum Bösen

und zum moraliſchen Untergange. Und du mußt ſie einſt zurückgeben als edle, ſittliche Menſchen, du mußt ſie dem Ebenbilde Gottes nahe bringen. Das, o Lehrer, iſt dein Amt auf Erden!

Noch einmal, bevor Hans dieſe Gegend verlaſſen ſollte, wollte er das Hochgebirge ſehen; er wollte vor dem Antritte ſeiner wichtigen Laufbahn gleichſam noch einmal beten am Hochaltare der Natur.

Heute war es ſo feierlich in dieſem Tempel. Die Millionen Zweige der Pflanzenwelt waren bewegungslos; die Kehlen der Alpenſänger waren ſtumm, ſelbſt die Himmelsglocke war heute nicht blau, ſondern lichtgrau und der Sonne konnte man in das Antlitz ſehen.

Erſt gegen Abend kam Hans zurück in das Thal. Er hatte einen Kranz von Alpenblumen um ſeinen Hut geſchlungen und an ſeiner Bruſt ſtack ein Sträußchen Edelweiß. Dieſes wollte er heute der guten Mariann an den Buſen ſtecken und dann Abſchied nehmen von ihr und vom Dorfe für lange Zeit.

Früher als ſonſt dunkelte es heute, da ſich der Himmel mit einer tiefgrauen Hülle überzogen hatte und gegen Niedergang der Sonne bläulich ſchwarzes Gewölke ſtand. Früher als ſonſt waren die Hausthiere von den Weiden und Almen niedergekommen zum Thale und früher als ſonſt hatte man ihnen die Holzſchranken geöffnet, daß ſie in's Dorf und in ihre Ställe konnten.

Mariann war wohl auch ſchon im Stalle beim Melken?

Hans ſah gegen das Wirthshaus hinab, auf deſſen

Anger und Garten heute vielleicht zum letztenmale die weißen und bunten Gewänder der adeligen Gäste flatterten.

„Gabriele, jetzt führt man dich wieder in die große Stadt, damit die Natur und die Lebensfrische dein Sein nicht „verderbe", damit du wieder zwischen dämmernden Mauern und in den ehernen Ketten des Hofes und der Mode schmachtest. Warum bist du, Gabriele, ein Kind der Aristokratie? Warum bist du kein freies Königskind im Schäferkleide am freudevollen Herzen der Natur?

Hans dachte noch lange an Gabriele; sie erschien ihm wie ein überirdisches Wesen; aber Mariann war ganz Menschenkind.

Endlich schritt er gegen das Häuschen des Wagnerfaktl; er nahm den kleinen Umweg über den Rübenacker und schlich durch das Hinterpförtchen in den Stall. Er wollte Mariann überraschen und ihr dann Vorwürfe machen, daß sie heute nicht singe.

Die Kühe standen allein im Stalle und fraßen aus den Barren grünen, duftenden Klee.

In der angrenzenden Futterkammer hörte Hans ein Gespräch. Er guckte durch eine Wandfuge und sah ein höchst Unerwartetes. Auf einem Bänklein neben den Melkzubern saß Mariann und neben ihr der gräfliche Hofmeister.

„Und wenn du es mir nicht glaubst, daß du schön bist, Mädchen, so werde ich dir morgen einen großen, feinen Spiegel schenken, daß du es selbst sehen kannst," sagte Fraisebein leise, nach der Hand des Mädchens haschend.

„Bin ich schön oder nicht, das kann Ihm ganz gleich

ſein, Ihm brauch' ich nicht zu gefallen," entgegnete Mariann ziemlich derb, ihre Hand unter der Schürze bergend.

„Leiſe doch!" mahnte der Hofmeiſter erſchrocken, „du wirſt Tauſenden gefallen, aber kaum Einer wird deine Schönheit ſo zu würdigen wiſſen. So reiche mir doch dein Pfötchen ein wenig; ein Goldringlein müßte dir ja wunderſam ſtehen!"

„Steck' Er ſein Goldringlein lieber einer alten Kuh an den Schweif und ſcher' Er ſich fort!" rief das Mädchen voll Zorn.

„Ho ho, nur ein wenig gemüthlicher, du wilde Taube, hörſt du, ich bin ein großer Herr!"

„Ja, meine Mutter hat oft geſagt, mit großen Herren iſt nicht gut Kirſchen eſſen, ſie ſchmieren Einem den Stengel in's Geſicht."

„Aber ein Küßchen?"

„Ging' mir juſt ab; Herren und Hund' haben einen ſtinkenden Mund. — Auslach' ich Ihn — Er iſt rechtſchaffen dumm!"

Das Mädchen wollte auf und davon, aber Fraisbein hielt es am Arm und ſuchte ihm den Mund zuzuhalten. In dieſem Augenblick ſtand Hans in der Futterkammer; mit einem leiſen „Ah" ließ der Hofmeiſter ſeinen Arm ſinken und huſchte gegen den Ausgang.

Hans vertrat ihm den Weg und rief:

„Herr!"

„Ei, Herr Johannes? — was führt Sie hierher?" flotterte der Ariſtokrat.

„Darüber verlange ich Rechenſchaft von Ihnen!"

Der Hofmeiſter warf ſeine Karte hin.

Auf den Lärm waren der Faltl und ſein Weib gekommen.

„Gebt's ihm ein Merkstabl, daß er die Stern' beim helllichten Tag ſieht!“ ſchrie das Weib.

Aber Faltl ſagte:

„Schlagen thun wir ihn nicht; ſchöner wär's, wenn wir ihm einen Strohkranz aufſetzen und ihn ſo durch's Dorf treiben thäten!“

„Ei, laßt's ihn laufen, mir grauſt ſchon,“ ſchrie das Weib, „einen Kübel Sautrank ſchütt' ich ihm nach, daß er uns nichts anthun kann!“

Der Hofmeiſter ſchlich fort wie ein armer Sünder. —

Eine halbe Stunde ſpäter ſaß Mariann unter einer Kuh und molk. Am Barren ſtand ein junger Burſche und ſchob der Kuh das Futter zu.

Beide ſchwiegen.

Endlich ſagte der Burſche, das Rind ſtreichelnd:

„Mariann, 's iſt nicht zu ſagen, wie gern ich dich hab' und du weißt es ja ſo. Aber, wenn du mir die Uhr zurückgeben willſt, ſo nehm' ich ſie. Du biſt jetzt reich, und beſſere Leut', als ich bin, werden dich haben wollen. Ich bin ein armer Bauernknecht. Will deinem Glück nicht im Wege ſtehen; deine Eltern werden es auch nicht haben wollen. Wirſt es ſchon weiter bringen.“

Nach dieſen Worten des Burſchen ließ das Mädchen den Melkzuber auf den Boden gleiten und ſagte:

„Ja, magſt mich nicht mehr? — — Bertl, ich hab'

gemeint, du könntest ohne mich nicht sein, und jetzt — — Wenn aber die dummen, goldenen Schuh schuld sind, ich verschenk' sie — 's ist nicht das erstemal, daß ich ein paar Schuh' verschenk'; laff' mir schweinslederne dafür machen, sind mir weit lieber. Ist so kein Glück an dem Gold; besser einen Heller verdienen, als zehn Thaler gewinnen. — — Ja, wenn du nichts sagst? Bös hätt' ich dir's nicht gemeint; aber, wenn du mich nicht willst — das Lieben und Beten laßt sich nicht nöthen!"

Das Mädchen schwieg. Da trat Bertl hin zu Mariann, faßte ihre Hand und sagte:

„Schau, wenn du jetzt anders geredet hättest, so wär' ich heut' lieber zu den Soldaten gangen wie morgen, und ich hatt' keine glückliche Stund' mehr gehabt. — Das versprech' ich dir, Mariann, gut und treu will ich dir sein; wie lieb, wie lieb ich dich hab', das ist nicht zu sagen!"

Er küßte das Mädchen.

„So, und jetzt ist's schon wieder einmal gut," sagte Mariann, „bei dem Herumgalstern miteinander tritt mir die Kuh noch die Milch aus. Magst ein wenig trinken? eine neugemelkene Milch ist gut für die Brust."

Das wurde im Kuhstall gesprochen. Ob es belauscht worden war? —

Bald nachher wandelte Hans im Abenddunkel dem Schulhause zu.

Einzelne Blitze leuchteten auf, über das Gemsgebirge her hörte man ein dumpfes Murren.

Hans packte seine Bücher und Schriften und einige Kleidungsstücke in einen kleinen Koffer. Dann verzehrte er ein Stück Brot und begab sich zu Bette. Er fand aber keinen Schlaf, es war ihm gar schwül und schwer! Das Donnerrollen kam immer näher, die Blitze schlugen, trotz der geschlossenen Fensterläden, in das Zimmer.

Endlich kam ein Traumbild. Der Jüngling sah sein Heimatsstädtchen, das zwischen den Felsen lag, und er sah das liebe Haus und vor demselben auf der Holzbank seine Eltern, wie sie gerne gesessen waren in der Abendkühle. Jetzt waren sie längst schon todt; aber der Traum spann sich fort — die Kindheit war da mit ihrer milden Lieblichkeit, mit ihren heiligen Freuden.

Dem jungen Mann klopfte stärker das Herz, als er erwachte.

Wer hatte ihn geweckt? Was war das? Es dröhnte der Boden, es bebte das Haus. Es tose, es krachte draußen — Blitze leuchteten ununterbrochen.

Hans sprang aus dem Bette und öffnete ein Fenster. Draußen betäubendes Getöse; Hagel knatterte an den Dächern, Wasserströme stürzten an der Wand nieder. Dazwischen erschollen gedämpfte Menschenstimmen. Im Wetterleuchten sah Hans die nahe Friedhofmauer, fast hüllte sie der Regen- und Hagelschleier ein. Ununterbrochen rollte der Donner. Momentan war es, wie Hilferufen aus dem Dorfe.

— Ein Unglück! dachte sich Hans, warf schnell einige Kleider über und verließ die Stube.

Draußen im Vorhause an der offenen Thür stand der Schulmeister.

„Großes Waſſer!“ rief er, „die Holzhütte kracht! — Jetzt, wenn es blitzt, ſo ſchauen Sie dorthin — ſehen Sie den Strom, der über das Feld brauſt?“

Und wenn es blitzte, da leuchtete es über den Boden hin wie auf einem lebendigen Spiegel.

„Heiliger Gott!“ rief ein Nachbar, „die Sündfluth, 's iſt aus und 's iſt vorbei!“

Steine wälzten heran, Schutt und Sträucher und Blöcke trug es herbei; ganze Baumſtämme prallten an die Wände der Häuſer und Hütten; dieſe ächzten und waren erſchüttert.

„Ach Jeſus, mein Stall, die Pferde ſind fort! — Jagt die Kühe aus! — Wohin? — Leiter, Leiter an mein Haus! — Mein Weib, mein Kind! Hieher! — Ach, laut, laut, ſo ſchreit doch; man hört ſein eigenes Wort nicht! — O Maria am Grünanger, hilf, ſo hilf! — Auf die Berge, rettet euch! — Gott im Himmel, das iſt das Weltgericht!“

So rufen und jammern die Leute. Viele flüchten ſich in die Kirche; die Glocken klingen. — Schindeln und Strohfetzen ſieht man im Wetterleuchten über das Dorf fliegen.

Haus erafft eine Stange und ſtürzt fort.

Halbnackt eilen die Leute durch Sturm und Hagel und Regenguß; planlos ſind ſie in der Finſterniß — aber es lohen ja immer die Wolken, die Nebel, die Lüfte.

Der Schmiedwirth ſteht an ſeiner Thür; er ringt die Hände und jammert. Sein Weib ſchleppt Gegenſtände aus dem Haus und in den erhöhten Garten. Die gräfliche Familie, vom Schlafe plötzlich aufgeſchreckt, iſt kopflos; die Gräfin

fällt in Ohnmacht, der Hofmeister wirft einen vollen Koffer durch das Fenster hinab in das Waſſer. Alle eilen endlich die Stiege hinab und auf die Gaſſe. Der Graf und ein Diener ſchleppen die Gräfin, die Gouvernanten ſuchen in der Eile noch ihren Schmuck zu retten. Gabriele im bloßen Nachtkleide — wohin ſich wenden? „Johannes!“ ruft ſie; ihre Stimme verhallt im Getöſe. — „Hierher!“ — ſchreit der Graf und ſie flüchten ſich auf eine kleine Erhöhung. An den Boden halten ſie ſich, an einen Zaun klammern ſie ſich, daß ſie der Sturm nicht fortfegt. — Niederſauſende Hagelkörner bringen die Gräfin wieder zu ſich. Sie ſieht das Entſetzliche — nein, ſie hört es nur. Aber ach, das Windſpiel war ihr abhanden gekommen und ſie ruft mehreremale: — „Amand, Amand!“ — Zu allen Seiten brauſt das Waſſer, ſtoßen Steine und Balken zuſammen und krachen.

Plötzlich rührt ſich der Boden unter den Füßen und das Waſſer peitſcht an den Beinen. Der Graf ruft, daß man helfe um Gottes Willen! Die Gräfin ſinkt wieder in Ohnmacht; Gabriele klammert ſich an die Mutter.

„Hierher!“ ruft eine mächtige Stimme ganz in der Nähe; ein langer Balken fällt über die Fluth; ein Mann ſpringt herüber, faßt die ohnmächtige Frau, ruft den Anderen zu, ihm vorſichtig zu folgen und eilt wieder über den wankenden Balken. Die Gräfin iſt gerettet. Wo ſind die Anderen? Der Graf iſt glücklich über den Steg — hinter ihm ein Schrei — der Balken hat umgeſchlagen. — Mein Kind! — kreiſcht eine Stimme. Da ſtürzt ein Mann in die Fluth, — zwei Arme faſſen ein mit dem Tode ringendes Weſen. — „Johannes!“ haucht Gabriele, da ſtand ſie am

Ufer. Splitter und Balken und Baumſtämme wälzten an ihnen Außen vorüber. Wo war ihr Retter? — Nichts als Blitz und Donner und Nacht und Krachen und Jammern!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Wie war der Morgen ſo trüb und ſo ruhig! Nur die dunkelgrauen Bäche brauſten noch in den neugeriſſenen Schluchten. An den Rainen und Zäunen und auf ebenen Stellen lagen Schutt- und Hagelhaufen. Die Felder ſahen troſtlos aus, und im Dorfe — da war es traurig.

Die kleineren Häuſer und Wirthſchaftsgebäude, die in der Nähe des Bächleins geſtanden hatten — ſie waren nicht mehr da, oder waren verſchoben mit ausgeriſſenen Grundmauern oder halb in Schutt begraben. Wo der Weg durch das Dorf ging, da ſah es aus wie das Bett eines reißenden Stromes: ein trübes Wäſſerlein rauſchte noch über die weißen Steine. Schluchten und Untiefen waren geriſſen! und überall ſtanden Menſchen mit Spaten und Hacken, um das Waſſer zu regeln oder davongeſchwemmtes Eigenthum aufzuſuchen. Einzelne Hausthiere irrten auf den beriſſenen Feldern und grauen Sandflächen umher. Viele Bäume waren [illegible], entlaubt, entäſtet; überall lag aufgewühltes oder herbeigewälztes Geſtein, Schlamm und entrindetes Gehölze.

Der Kirchenbau mit dem Pfarr- und Schulhauſe hatte nichts eingebüßt, als einige Dachſchindeln und Fenſterſcheiben. Auch das Wirthshaus und das Häuschen des Wagnerfalti hatten verhältnißmäßig wenig gelitten; von dem letzteren hatte das Waſſer nur den Wiegentreiber mit fort genommen.

Und die Menſchen? Die gräfliche Familie hatte ſich im erſten Stocke des Wirthshauſes wieder verſammelt; ſie

waren mit der bloßen Angſt davon gekommen. Nur Amand war ausgeblieben; die Gräfin weinte ſehr um ihren Liebling.

Der Graf rühmte ſich Heldenthaten. Er erzählte, wie er ſich und die Seinen durch Geiſtesgegenwart gerettet habe; das von dem Balken, von dem Manne, der ſein Kind aus den Wellen gezogen, hatte er vergeſſen.

Gabriele lag in heftigem Fieber. Pater Severin ſaß an ihrem Bett; Fraiebein und die Anderen erzählten ſich in einemfort die Abenteuer der gräßlichen Nacht.

Der Nachmittag war noch immer kühl und trüb und ſtill. Wollte die Natur ausruhen von dem Wüthen und Toben und Zerſtören, oder war ſie betrübt der Menſchen wegen, die ſie zu Bettlern gemacht?

Jetzt gingen die Leute abwärts gegen Reichau — der Zerſtörung entlang. Sie ſuchten nach Gegenſtänden, die das Waſſer vielleicht angeworfen haben konnte — aber der Tich wirft auf ſeiner Flucht nur leere Börſen weg — nur Balken und Splitter fanden ſie am Ufer. Das Thal war einer Sandwüſte ähnlich. Leute, die von Reichau herein kamen, erzählten, was bei ihnen die letzte Nacht angerichtet; dann fragen ſie, ob im Dorfe noch ein Haus ſtehe; nach Dem, was an Reichau vorübergeſchwommen, hätten ſie geglaubt, es könne von dem kleinen Ort kaum viel mehr übrig geblieben ſein.

Der Wagnerſalti und der Schulmeiſter gingen auch durch das Thal und ſie blickten in jeden Wehrdumpf und ſie guckten in jedes Geſträuch, das am Waſſer ſtand. Dann ſchüttelten ſie die Köpfe und ſchritten ſchweigſam weiter.

Der Himmel war mattgrau; es strich eine kalte Luft. Im Gemsgebirge, über dem sich die Nebel hoben, lag Schnee.

Spät in der Abenddämmerung kehrten die beiden Männer wieder um. Sie hatten Hans gesucht.

Am andern Tag wurde in der Dorfkirche ein Dank- und Bußgottesdienst abgehalten. Die Kirche war voll Menschen; aber die Orgeltöne klangen unsicher, des Schulmeisters Hände zitterten sehr.

Als die Messe zu Ende war, bestieg der Pfarrer die Kanzel und bat mit halbgebrochener Stimme Alle, die das Unglück minder getroffen, um Unterstützung und Beistand für Jene, die Haus und Habe verloren. Er selbst legte ein Goldstück auf den Teller, den der Kirchendiener umher trug, um milden Almosen für die Verunglückten in Empfang zu nehmen. Jeder gab nach seinen Kräften und auch die „Herrschaft" gab ein Goldstück.

Noch bevor das Absammeln vorüber war und die Leute das Gotteshaus verlassen hatten, erschien der Pfarrer zum zweitenmale auf der Kanzel und mit leid- und freudvoller, bewegter Stimme sagte er die Worte:

„Ich kann nicht anders, ich muß es euch, meine lieben Pfarrkinder, laut verkünden. Es ist wie ein Märchen; aber es ist geschehen in unserer Gemeinde und eben jetzt, vor wenigen Augenblicken. Eine Jungfrau hat mit Erlaubniß ihrer Eltern ein kostbares Brautgeschenk im Werthe von tausend Gulden den Verunglückten gewidmet. Es ist mir nicht erlaubt worden, den Namen der edlen Spenderin zu nennen;

ihr kennt sie Alle, sie lebt unter euch und ist ein Kind unserer Gemeinde. Lasset uns, geliebte Pfarrkinder, in dieser Stunde für die Wohlthäterin den reichsten Segen des Himmels herabflehen!"

Der Pfarrer faltete die Hände und Alle beteten mit ihm das Vaterunser. Die Gräfin weinte unter diesem Gebet und in ihrem Herzen trug sie eine qualvolle Empfindung. Sie, die Reiche, opfert den armen Mitmenschen ein kleines Goldstück, und die arme Magd ihr Alles. — Wer ist von Adel?

Der Schulmeister war unsagbar ergriffen. Er sah sich nach dem Xaltl um, doch dieser war schon früher, während der Messe, vom Chore verschwunden. Bertl kniete in seinem Stuhle; zu diesem eilte der alte Mann und frug ihn:

„Weißt du es, wer die Spenderin ist?"

„Mariann!" lispelte dieser freudig und seine Augen leuchteten.

Nach Tagen war der Weg durch das Thal wieder hergestellt. Auf demselben gingen zur Abendstunde drei Männer und führten ernste Gespräche. Diese waren der Xaltl, der Schulmeister und Hans.

Hans war von der Kreisstadt zurückgekehrt. Seine erste Frage, als er zurückkam, war, ob die Herrschaft schon abgereist sei; als man ihm das verneinte, da die Comtesse sehr bedenklich krank sei, war er sehr schweigsam geworden. — Als ihn Xaltl frug, warum er gerade in jener fürchterlichen Nacht davongegangen sei und ihn und den Schulmeister dadurch in namenlose Unruhe versetzt habe, konnte er nicht antworten.

Er wußte ja selbst nicht klar, warum. Unmittelbar nachdem er Gabriele aus den Fluthen gerettet und ihm das Mädchen einen Augenblick an dem Herzen gelegen war, eilte er davon. Etwas bisher noch nie Empfundenes war in ihm erwacht, er fühlte, daß — wollte er seine und des Mädchens Ruhe nicht für immerdar vernichten — er Gabriele nicht mehr sehen dürfe. Und er hatte dieser Empfindung ja bereits genug gethan. Er hatte Gabriele dem Tod entwunden, und das ganze zukünftige Leben mit all' seinen Genüssen und Freuden hatte sie von ihm. Das ist sein hohes Bewußtsein, das nicht jedem Liebenden zu Theil wird: was sollte er noch mehr wollen, Unmögliches wollen? Sie nicht mehr sehen ist das Beste. — Und Johannes zog fort, um erst wieder für einige Tage in die ihm liebgewordene Gegend zurückzukehren, wenn die gräfliche Familie abgereist sein wird. Ein einflußreicher Freund in der Kreisstadt hatte Hans in einer größeren Gemeinde der Gegend eine vortheilhafte Anstellung erwirkt: Hans konnte sein Amt als Volkslehrer schon in wenigen Wochen antreten; somit war sein sehnlichster Wunsch erfüllt. — Aber das ist so im Leben, kaum ist ein großer Wunsch erreicht, steigt sogleich ein noch größerer auf und drängt noch mehr als den frühere, daß er erfüllt werde. Hans freute sich zwar seiner neuen Stellung, aber nicht unbedingt. Er mußte immer an Gabriele denken. Sie zieht jetzt wieder in die Stadt; welchem Schicksale eilt ihr reines Herz entgegen? Und er soll sie nicht mehr sehen; im ganzen Leben nicht mehr! — —

„Seitdem Sie angestellter Lehrer sind," sagte Falk zu Hans, „sind Sie ein ganz Anderer geworden; Sie sind

noch viel ruhiger und ernſter als früher. Schon recht ſo, der Schullehrer muß ſo ſein."

Ein gräflicher Eilbote ritt in ſcharfem Galopp an den drei Männern vorüber, vom Dorfe heraus gegen Reichau.

Von der Kirche her hörte man ein Glöcklein klingen.

„Sterbeläuten!" ſagte der Schulmeiſter, „und ich bin gar nicht zu Hauſe."

Sie gingen dem Dorfe zu.

Im Wirthshauſe herrſchte große Aufregung. Die Bevormundeten eilten treppauf, treppab; der Hofmeiſter war mit der ohnmächtigen Gräfin beſchäftigt; der Graf ſtand rathlos am Bette ſeines Kindes, und ſein Kind lag im Sterben.

Mehreremale hatte Gabriele den Namen „Johannes" gehaucht und hatte den Genannten mit den Augen geſucht.

Und die Gräfin hatte nach dem Wagnerfaltl geſchickt, der gar nicht zu finden war. Darum rief Klementine den Männern, als dieſe in das Dorf kamen, kreiſchend entgegen:

„Mein Gott! weil Ihr nur endlich kommt! Das gnädige Fräulein will uns ſterben!"

Faltl eilte ſogleich in das Haus — und Hans ihm nach.

„Rettet ſie und verlangt mein Vermögen!" rief der Graf dem Faltl entgegen; da that Gabriele einen hellen Schrei — Johannes ſtand bei ihr.

Der Schrei war ihr Letztes geweſen; ſie ſank in das Kiſſen zurück. Noch lächelte ſie, noch ruhte ihr Auge auf ſeinem Antlitze — und dieſes geliebte Bild nahm ihre Seele mit hinüber in die Ewigkeit.

So hatte ſie Johannes noch einmal geſehen auf dieſer Erde.

Und so war es das Beste für sie und für ihn. Es gibt Wesen, die so angelegt sind, daß dieses Leben für sie keine Genugthuung haben kann; glückselig sind sie zu preisen, wenn noch in den Jugendtagen zart die Hand des Todes sie hinüberführt.

In zwei Tagen reiste das gräfliche Ehepaar mit Gefolge ab. Die Leiche ihres Kindes ließen sie nicht zurück; in einem provisorischen Sarg aus Tannenholz führten sie dieselbe in ihrem Wagen mit sich.

Das war ein trauriger Abschied, wie man ihn bei der Ankunft im Dorfe vor mehreren Wochen wohl nicht gahnt hätte. Die Bewohner des ganzen Ortes standen vor dem Wirthshause und suchten durch ein stilles, feierliches Geleite ihre Theilnahme auszudrücken. Der Schulmeister ließ alle Glocken läuten, der Pfarrer segnete den Sarg ein und die Schmiedwirthin hatte zwölf Windlichtträger bestellt. — Der Wagnerfaltl hatte den Sarg verfertigt und darauf einen Engel mit gesenkter Fackel und die Worte gemalt:

Glaubt nicht, er habe die Fackel, sie zu verlöschen gewendet:
Am unsterblichen Licht zündet er jenlend sie an! —

Weißgekleidete Jungfrauen waren gekommen, unter ihnen Mariann, welche, als man den Sarg hob, auf denselben einen Kranz von weißen Rosen legte.

Die Gräfin mußte darüber noch mehr weinen. Aber das sei gut, meinte der Faltl, das zeige, daß sie von ihrer Krankheit geheilt; vor vier Wochen hätte sie in diesem Falle vielleicht nicht so geweint.

Als der Graf in den Wagen steigen wollte, warf er

nach seinen thränenfeuchten Blick suchend umher. Im Hintergrunde am Gartenzaun sah er den Lehrer seiner Tochter. Durch die Menschenmenge drang er zu diesem hin und mit tiefer Stimme sagte er die Worte:

„Herr Johannes, nicht in Feindschaft wollen wir scheiden. Verzeihen Sie mir; wir sind alle schwache Menschen. Und —" setzte er mit brechender Stimme hinzu: „Sie haben sie auch lieb gehabt!"

Stumm drückte Hans des Mannes Hand, dann lehnte er sich an die Gartenmauer und brach in ein heftiges Schluchzen aus.

Die Wagen rollten davon.

Die Leute zerstreuten sich.

Der Schmiedwirth und seine Frau waren nun wieder Herr im Hause.

„Thut die Fenster auf," riefen sie den Mägden zu, „und macht auch ein wenig Waldrauch in den Zimmern!"

* * *

Auf der verfandeten Dorfwiese wächst noch kein Gras, aber im Dorfe wird gesägt und gehämmert, und die zerstörten Häuser stehen wieder auf. Die Häuser werden geräumiger und bequemer und feuersicherer; Johannes hatte die Pläne dazu gemacht. Kalli liefert unentgeltlich die Tischlergegenstände und er streicht sie auch mit Farbe an und malt nach Landessitte Vögel und Blumen darauf.

Mariann trägt den Bauleuten Butter und Käse zu und lacht viel, und wenn ein Zimmermann ein wenig ihr

neues rothes Halstuch berühren will, so schlägt sie ihm auf die Finger. Sie geht immer noch barfuß; aus ihren goldenen Schuhen wird ja das Törflein eben gebaut! — Aber das kommt nicht auf! — und zudem bekommt sie ja nächstens ein paar linde Kalblederschuhe — zum Kirchgang, zum Brautgang und zu einem Tänzlein d'rauf, und vielleicht halten sie 's auch noch bis zum Gevatterbitten; aber es kommt heute noch nicht auf!

Nur Hans weiß es schon; er muß die Orgel spielen, und im Wirthshaus wird er tanzen mit der Braut, und der Bräutigam wird geigen dazu.

Nein, er wird nicht tanzen; auf dem Tanzboden ist ja Gabriele gestorben. —

Er hat geliebt und gelitten. Leidenschaftslos kann er nun hingehen und die Kinder lehren. —

Als Bertl und Mariann vor dem Altare standen, sagte Hans auf dem Chore zum alten Weißkorn.

„In euch, Schulmeister, werden sie noch kommen, die Sprossen dieses jungen edlen Paares — eure Enkel. Und an euch und an uns Lehrern allen ist es, daß er nicht ausstirbt, der Adel im Dorfe."

Der Kaiserhansel.

Nein, das war nicht in der Ordnung, daß die schönste Sennerin auf der Breitalm die schlechteste Hütte hatte. Jeder Regentropfen kehrte ein von oben herab und versteckte sich im kleinen Strohbettchen, und jedes Lüftchen schlüpfte durch die Wandfugen und zauste die Herdflammen auseinander.

Zuletzt war's etwa auch nicht in der Ordnung, daß die schönste Sennerin auf der Höhe mitsammt der Hütte dem ärmsten Bauer im Thale gehörte? Je nun, wenn die Kathrin vorlieb nahm! und wahrhaftig, sie konnte es. Das war ein Bursche, der Sebald, ein Bursche, sauber, flink, brav, grad' wie wenn der lieb' Herrgott sein Vater gewesen war'. Daß er so in der Armuth lebte, das hatte er am Ende mit Vielen gemein; es war ja die ganze Gegend herabgekommen. Es war eine grauenhafte Mißwirthschaft im Lande Steiermark. Der Prinz, sonst der Gönner und Schützer des Landes, war in der Fremde als Reichsverweser und mußte die polnische Suppe auslöffeln helfen, die Andere eingebrockt hatten.

Wir wollen vor der Hand nichts mit dem Sebald und nichts mit dem Prinzen anheben und halten uns bei der Kathrin auf. Dürftig aber reinlich gekleidet sieht sie vor dem Herdfeuer und kocht die Abendsuppe; barhaupt ist sie, aber die braunen Locken hat sie sauberlich geflochten. Sie singt das

Lied vom „Prinzen Johann". Den Johann, den „Kaiserhansel", wie sie ihn hießen, den hatten sie Alle so lieb in den Sennhütten. Freilich, bei Kathrin war er noch niemals eingekehrt, sie hatte ja die schlechteste Hütte und sie war auch so lange noch nicht auf der Alm. Gesehen hätte sie ihn doch wohl gerne einmal, den guten, hohen Herrn, der es nicht hat leiden mögen, daß man ihn Seine fürstlichen Gnaden hätt' genannt und der dennoch voll Gnaden ist gewesen für seine Leut'. Eine kaiserliche Hoheit ist er gewesen, aber Hochmuth hat er nicht so viel gehabt, wie der gestrenge Verwalter im Wschloß, der vor wenig Jahren noch das Schreiberlein mit den Ellbogenzähnen geheißen war. Mit den Ellbogenzähnen? Ja, weil das Männchen an den Ellbogen so blitzend scharfe Zähne gehabt hat, daß diese allfort den blauen Rockärmel durchgebissen haben und die vorwitzige Haut hat herausgeguckt, ob denn Keiner komme, der einen Groschen wollt' verschenken. Aus dem Schreiberlein ist der gestrenge Verwalter geworden; jetzt hat er die Zähne schon all' im Mund und Haare darauf. Wir mögen mit ihm nichts zu schaffen haben, wir bleiben schon bei der bildsauberen Kathrin.

Neben ihr, hinter dem Herde, steht ein possirlicher, noch gar nicht alter Kautz im kurzen, weiten, mattfärbigen Beinkleide. Um die Lenden hat er nach dem Gebrauch der Gegend eine blaue Schürze strickartig geschlungen; der Brustfleck ist auch blau, das rauhe Hemd bis zu den Ellbogen zurückgestreift. Die Bartstoppeln auf dem gerötheten, häufig schmunzelnden Gesichte sehen aus wie die Drahthäkchen einer Wollenkraue; unter dem Kinne ist ein großmächtiger Kropf-

auswuchs, der emsig auf- und niederwallt, wenn der Bursche recht lacht oder einen Jodler röchelt.

Das ist der neue Almbub, der Käser, und er steht just bei dem Kübel und soll Butter rühren. Es war an diesem Abende nicht überflüssig, als die Kathrin mahnte: „Du Kasmodi, lass' mir die Buttermüh' nit stehen!"

Der Bursche hob wohl emsig an, den Kolben auf und nieder zu stoßen, plötzlich aber ließ er wieder ab und sagte: „Kein' Arbeit ist mir zu schlecht, alsdann; aber alleweil Kasmodi, Kasmodi, dasselb' mag ich nit heißen. Denn warum? weil ich bei der Gard' eingeschrieben gewesen bin als der Isidor Hieronymus Tipel."

„Was meinst denn, Kasmodi," sagte die Sennerin, die Einsprache des Isidor Hieronymus Tipel nicht berücksichtigend, „was meinst, was werden wir denn machen, wenn uns der Körsler die Waisen von der besten Weide wegtreibt, weil er sagt, sie thäten ihm die Setzlinge zernagen? Was wirst denn sagen, wenn uns die Jäger die Kühe auf der Wiese ausmelken?"

„Die Höllsaggra!"

„Und was werden wir denn essen, wenn uns der Hase den Salat frißt?"

„So fressen wir den Hasen."

„Und wenn uns der Hirsch das Kraut packt?"

„So packen wir den Hirschen, und ist die Zuspeis' gleich dabei."

„Ei, du hast leicht reden," versetzte die Sennerin, „du verlangst dein Essen, und fragst nit darnach, wo man's nimmt."

„Nit so!“ begehrte der Kasmodi auf, „denn ich bin z' Wien bei der Freiheit gewesen, und wir, was wir von der Gard' . . .“

„Geh', hör' mir auf mit deiner Freiheit und deiner Gard'!“ unterbrach ihn das Mädchen unwirsch, „oder haben wir leicht was davon? Zum Hungerleiden haben wir die Freiheit sonst auch gehabt. Wärt ihr Sturmhansln nur auf die Alm kommen, und hätt's statt der Gard' die Gert' mitbracht — da hätt's schon auch was auszupeitschen geben. In jedem Thal sitzt so Einer und auf den Wänden treiben sie herum wie die Geier. Bist nit gar vernagelt, wirst leicht wohl wissen, wen ich mein' — laut darf man's nit sagen, sie haben die Mücken verzahlt zum spioniren.“

Kaum hatte sie die Worte gesprochen, so trat ein Fremder in die Hütte. Der trug einen grauen, enganschließenden Jägerrock, eine kurze, braune Gemslederhose, die stämmigen Schenkel stramm umspannend, und hohe, gelblackirte Juchtenstiefel. Sein kurzgestutzter Schnurbart wollte schon ein wenig grauen. „Gesegne Gott das Nachtmahl!“ sagte er.

„Bedanken uns schön,“ versetzte die Kathrin schnippisch, und dann für sich: „Mein Eid, jetzt hab' ich gemeint, es stieg' mein Sebaldi daher, und zuletzt ist's so ein Hasengucker,' und wieder laut: „Na, da kunnt Ein's eine Freud' haben!“

Der Fremde hob ein Gewehr von den Schultern und im Begriffe, es an die Wand zu lehnen, sagte er: „Ist's erlaubt?“

„Schau, das ist was Seltsames, jetzt frägt einmal Einer, was erlaubt ist,“ versetzte das Mädchen schneidig.

Da hub der Rasmodl an zu trillern:

Auf der Alma, auf der Alma,
Do hobn ma Rüah und Kolma,
Do hätt' ma Kas und Butta gnua,
Dös freßn thuats da Jagabua."

Das war Spott auf den Fremden, der offenbar ein Jägersmann.

Da dieser aber that, als hätte er das Liedchen gar nicht gehört, so wurde der Bursche ärgerlich. „Raufen möcht' ich heut'!" flüsterte er dem Mädchen zu und dann halb gegen den Fremden: „Ich aber bin kein Jagerbua, denn weil ich bei der Gard' gewesen bin. Und wir von der Gard' verstecken uns nit im Wald und spähen nach einem Reh oder alsdann nach so einem armen Teufel von Wildschützen. Vor den Feind stellen wir uns und lassen scheibenschießen auf unsere bluteigne Brust, denn warum? —" er verfing sich im Athemholen und röchelte und der Kropf wallte und wogte auf und nieder.

„Zur Zeit, als ich bei den Kaiserlichen gewesen bin," bemerkte der Fremde schalkhaft, auf den Kropf anspielend, „da haben wir den Tornister auf den Rücken geschnallt gehabt, nun, jetzt tragen sie ihn vorne: wird auch vernünftiger sein, ist ein guter Schild."

„Ei der Tausend!" versetzte verwundert der Bursche, der den Spott nicht aufgefaßt hatte, „alsdann vorn tragen sie ihn jetzt, den Tornister? Mein, was erfährt Ein's da auf der Alm herauf — denn, weil ich schon sieben Monat wieder daheim bin."

„Biſt alſo mit den Revolutionären gegangen, mit der Nationalgarde?“

„Ei ja freilich, ſonſt hätten mich die Kaiſerlichen genommen. Denn warum? Gewachſen bin ich ſauber, nur daß ich halt ein klein biſſel einen dicken Hals hab'.“

„Ein Kropf iſt beſſer, wie ein Loch im Hals,“ rief das Mädchen drein.

„Ja patzen! Das Loch hätten mir aber die Gardiſten geſchoſſen, wär' ich bei den Kaiſerlichen geweſen, und eh' daß ich mir ſo was anthun ließ — zehnmal lieber Kasmodl!“

„Geh' ſcher' dich nit, du Närriſch!“ rief die Sennerin, „nimm deine zwei Händ' zu leih'n und rühr', ich brauch' noch ein Stückl Butter vor dem jüngſten Tag!“

„Wiſſen ſoll er's, daß Unſereins auch noch ſein' Ehr' im Leib hat,“ polterte der Burſche und ſchreckte zwei Hühner auf, die ſich hinter der Holzaſen ſchon zur Abendruh' begeben hatten, — „einen Raufhandel anheben, da bin ich nit dabei, aber eh' ich mir alsdann die Händ' binden laſſ', daß ſie mir ſchön ſauber die Säck' ausſuchen thäten, eh' brich ich einen Stecken vom Zaun und hau' drein! — Für euch Jägersleut' hat das Achtundvierzigerjahr auch eine andere Zeit bracht, das ſag' ich! Denn wir, was wir bei der Gard' ſein geweſen —“

„Jetzt hört's mir auf zu rechten. Das brauch' ich nit!“ ſchrie die Kathrin plötzlich drein und ſchlug mit beiden Händen an die Hüften.

Darüber war der Kasmodl rechtſchaffen erſchrocken und ſchlich ärgerlich um ſeinen Kübel herum.

Draußen über den Almhöhen glühten zwei Felſen-

spitzen im goldigen Abendschein wie stille Freudenfeuer; ihre matten, röthlichen Strahlen fielen durch die Thür in die dämmernde Hütte.

Der Jäger hatte sich auf einen niedrigen Holzblock hingesetzt, weil der Rauch des Herdfeuers immer tiefer und tiefer niederschlug, bis dieser endlich durch die Thür hinaus wallte in die Abendluft. Von demselben Augenblicke an, als sich der Mann so an den Fußboden kauerte, machte sich die Sennerin stets auf der andern Seite des Herdes zu schaffen; das war, weil ihr Kittelchen just keine übermäßige Läng' hatte und sie nicht wollte, daß der Fremde den oberen Rand ihrer hohen Bundschuhe sehe. Sie trug schon eine Zeit lang des Sebalds Schuhe; leicht hat dafür der Bursche die Strümpfe an den Füßen, die sie gestrickt; die Zusammengehörigkeit solch' junger Leute fängt schon bei den Zehen unten an.

Wie die Kathrin so herumhantirte, sang sie ihr Lieblingslied:

„So an guatn Herrn
Wurd ma nit bol kriagn,
Kunnt ma suachad ah
Olle Berg ofliagn,
Wia da Hansel is —"

„Der Hansel, das ist wohl dein Herzliebster?" unterbrach sie der Jägersmann.

Entrüstet über eine solche Unterbrechung wendete sich die Kathrin zu ihm und, die Arme in die Seiten gestemmt, sagte sie trotzig: „Dort im Schaff steht frisch' Wasser, nehm' Er einen Schluck in den Mund, ist gut für eine vorlaute Zung'. — Ich denk', derselb' Hansel, von dem ich das Lied

ſing', weil's mich g'freut — derſelb' Hanſel iſt unſer Aller Herzliebſter. Dumm genug, wenn Er vom Prinzen Johann noch nichts gehört hätt'. Wer ein rechter Steirer iſt, der ſtoßt nit ſo d'rein, ſingt Ein's das Lied vom Kaiſerhanſel; er thut luſtig mit, oder wenn er kein' Stimmſtock hat, ſo hört er fleißig zu und iſt mäuſerlſtill. Wahrlich, meiner Seel', da bringt mich Einer gleich in die Wall'!"

Jetzt ſind wir ſchon wieder im Fahrwaſſer, dachte der Kasmodl und kam hervor: „Wo iſt Er denn her? Unſer Steierland thät noch liegen unter den Füßen von den hohen Herren, hätt's alsdann nit der Johann in die Händ' genommen. Der Halter auf der Alm, der Förſter im Wald und der Bauer auf dem Feld ruckt ſein Hütl, denkt er an den Kaiſerhanſel, der Schmied beim Ambos und der Bürgersmann weiß alsdann auch, was er ihm zu verdanken hat, denn warum?"

Da verfing ſich der Arme wieder in ſeinem Athem und ſchnaufte und röchelte.

„Geh, du Narr, verzuck' dich nit!" rief die Kathrin und ſchlug mit der flachen Hand mehrmals auf ſeinen Rücken; „will Einer die Gutthaten vom Kaiſerhanſel erzählen, ſo muß er einen längeren Athem haben wie du!"

Da zuckte der Kasmodl mit beiden geballten Händen gegen ſeine Bruſt, und rief völlig athemlos: „Da drinner thät ich's wohl haben, aber halt außer mag's nit. Ein guter Herr iſt er geweſen. Wenn er nur wieder zurückkommt, denn warum? ich will wiſſen, wie er ausſchaut, ich —"

„Geh' nur, Bub, und bring' die Küh' heim!" ſagte die Sennerin und ſchob den Begeiſterten ſachte zur Thür hinaus.

Der Fremde lächelte und ſtrich ſeine ſpärlichen Haare über die ſchöne hohe Stirne und hub an, dem Mädchen ſchmeichelhafte Worte zu ſagen. In demſelben Augenblicke polterte Erſatz für den Kasmodl zur Thür herein. Es war ein junger kräftiger Burſche in Holzhauertracht; er hatte einen langen Wettermantel aus Loden umgehangen und einen todten Rehbock über der Achſel. So ſtürzte er verwirrt herein: „Kathrin, ich weiß keinen Ausweg, ich komm' zu dir!"

„Du einfältige Dreifaltigkeit!" rief die Sennerin. „Sebaldl, ja, was haſt denn?"

„Ich hab' nichts, aber ſie haben mich. Die Jäger ſind mir am Rücken!"

„Jeſus Maria!" hauchte das Mädchen und ſchielte dann, dem Burſchen ſtumme Zeichen gebend, gegen den Fremden.

Sebald achtete nicht darauf; „drei ſind ihrer," rief er, „ſchon den Kugelſtutzen hat Einer auf mich angelegt und bieg' ich nicht juſt um die Wand, ſo brennt er mich nieder. Und wenn ſie mich erwiſchen, ſo hauen ſie mir den Gewehrkolben um den Kopf, wie ſie's meinem Vater gemacht haben, dieſe Hölleufel, die der Herrgott vertilgen ſoll vom Erdboden!"

„Aber Sebald!" beſchwichtigte die Kathrin.

„Haſt denn kein' Winkel für mich?"

„Mein armer Narr, ſo verkriech' dich in's Bettſtroh oder hupf' gilends auf die Dachſchupfen hinauf!"

„Eine alte Geſchichte; juſt daß ſie mich um ein Vaterunſer lang ſpäter haben. Um ein Vaterunſer lang feilſch' ich

nimmer!" ſchrie der Burſche auf und ballte wüthend die Fäuſte. Da bemerkte er den Fremden. „So ſauber, da hockt auch Einer!" Und tonlos: „In Gottesnamen, ſo haben ſie mich halt. — Aber Eines will ich noch rechnen. Nicht als ſchlechter Menſch will ich daſtehen. Niederſchlagen mögt ihr mich ja, mich armen Teufel, aber meinen ehrlichen Namen laßt leben. Daß ich mir heut' dieſen Rehbock da hab' geholt, das verantwort' ich vor Gott im Himmel! Herrenlos iſt das Wild und es ſpringt über eine Grenze und über die andere und überall iſt es daheim und Jedem gehört es zu."

Nun erhob ſich der Fremde. Seine ſcharfen Augen rollten wie zwei Bleikugeln. „Jedem gehört es zu? Wo ſteht das geſchrieben?"

„Oh, es muß nicht Alles geſchrieben ſtehen. Wie Einer in das Leben geſetzt iſt, ſo hat er Anſpruch an die Welt."

„Aber die Welt, lieber Freund, iſt planmäßig vertheilt und Jedem ſteht es frei, ſich auf redlichem Wege ſein größeres Theil zu erwerben. Ehre der Hand, die ſich Güter erkämpft durch Arbeit, aber der Blitz treffe den Arm, der ſich ausſtreckt nach fremdem Gute."

Darauf verſetzte Sebald: „Wenn ich durſtig bin und komme zum Bach, ſo frag' ich nicht erſt: wem gehört das Waſſer? Hinleg' ich mich und trink'. Wo der Tropfen auch aus der Erde rinnt, über weſſen Boden er auch fließt, in alle Ewigkeit gehört er dem Dürſtenden. Wer den Dürſtenden aber niederſticht, niederſchlägt an der Quelle, der — Herr Jäger, meines Vaters Blut wird Euch richten zur letzten Stund'!" — Wild hatte ſich der Burſche emporgerichtet.

„Habe ich eurem Vater Leides gethan?“ frug der Fremde.

„Leides gethan?“ ſagte der Burſche in bitterer Ironie, „nein, dasſelb juſt nicht, nur ein wenig umgebracht haben ihn die Jäger, Und verkenn' ich mich nit, gehört ihr auch zu der Bande, die lieber auf den Wildſchützen zielt, als auf den Hirſchen.“

„Junger Mann,“ entgegnete der Fremde nachdrücklich, „du begehſt mit ſolchen Worten ein großes Unrecht an den Waidmännern. Dieſe haben ſtrenge Pflicht, Wild und Wald zu hüten; thun ſie es nicht, ſo ſind ſie nichtswürdiger wie ein Wilddieb. Und du begehſt Unrecht an dem Jagdherrn, deſſen rechtlich Eigenthum der Wildſtand, an dem Jagdherrn, der nie einen Wilderer eigenmächtig ſtrafen wird, ſondern ihn dem Geſetze übergibt.“

„Bei meinem Eid,“ rief der Burſche, „was weiß der Jagdherr, der Prinz Johann, wie ſie's treiben ſeine Knechte mit den armen Leuten. Der iſt ſchon lang nicht mehr in der Gegend geweſen. Hab' ja ſelber von meines Vaters friſchem Grab wollen weg in die Wienerſtadt reiſen, daß ich's dem Johann hätt' erzählt, wie's geweſen iſt. — Wenn wir auch ein Bauerngütel haben, ſo hat Grund und Boden bei uns ein Herz von Stein und ließ uns all miteinander eher verhungern, als er uns thät' reichen ein Körnlein Brot. Die Sennerei iſt oft unſer ganzer Erwerb und da noch jagt uns der Jäger die Rinder von der beſten Weide weg.

„Nu, das darf wohl nicht ſein,“ bemerkte der Fremde.

„Oh, es hat noch weit mehr ſein dürfen,“ rief der Burſche. „Meinen Vater haben ſie erſchlagen, weil er ein

krankes Weib und fünf arbeitsunfähige Kinder gehabt hat. Im Holzſchlag iſt keine Arbeit geweſen; das Einkommen von der Alm haben die Steuern gefreſſen und die Medizinen. Unſer Tiſch iſt leer geblieben. Die Mutter hätt' freilich nit viel verlangt, aber wir Kinder haben geſunde Mägen gehabt. Ein halbes Jahr haben wir gelebt von eitel Schwämmen und Kräutern, wie ſie halt gewachſen ſind im Wald. Aber das iſt kein Eſſen für einen Kranken und oft hat die Mutter geſeufzt: Wenn in nur einmal ein Fleiſchſüpplein kunnt haben! — Sein Lebtag hat ſich's der Vater vorgeſagt zum Morgen- und zum Abendgebet: ein Wilddieb iſt auch ein Dieb. — Aber wie ſein Weib halt ſo iſt dagelegen völlig im Verſchmachten, und wie die Thiere herumlaufen in den Wäldern zu Hunderten — kein Menſch hat ſie gezählt, nur Gott allein; — nu, ſo iſt der Vater in der Nacht einmal fortgegangen von unſerem Haus. Haben ſelber nit gewußt wohin. In der Morgenfrüh' iſt er noch nicht daheim geweſen. Den Vormittag haben wir gewartet; zu Mittag haben wir die Schwammſuppe allein gegeſſen; am Nachmittag haben wir im Wald angehebt zu ſuchen, und am Abend — nu, da haben wir ihn gefunden."

Dumpf hatte der Burſche die letzten Worte geſprochen, nun aber bäumte er ſich und that einen wilden Aufſchrei: „Zerſchmettert iſt ſein Kopf und daneben liegt der zerſchlagene Gewehrkolben — voll Mark und Blut!"

Bebend verhüllte der junge Mann das Geſicht, als wollte er ſeinen ermordeten Vater nicht noch einmal ſchauen.

„Geleugnet iſt's worden," ſagte er nach einer Weile, aber ich weiß es vor Gott und meiner armen Seel', die

Jäger haben es gethan. O Herrgott, du haſt die Welt verflucht, hätteſt ſie gleich in Scherben geſchlagen, 's wär' beſſer um uns all miteinand'. Muß es denn ſo ſein? o Jeſus und Joſef!" — Wie in Verzweiflung ſchlug er ſich die Hände in das Geſicht. Große Thränen ſtanden in ſeinem Auge. Die Kathrin ſuchte ihn zu beruhigen.

„Ich bin ein halb erwachſener Bub geweſen," fuhr Sebald endlich etwas gemäßigter fort, „und damalen hab' ich den Prinz Johann wollen aufſuchen, und hätt' ich mir die Füß' müſſen abgehen bis auf die Knien. Aber der Verwalter hat geſagt, ich ſoll geſcheidt ſein, 's thät mir nichts helfen. Bin ich halt geſcheidt geweſen — hat mir auch nichts geholfen."

Der Fremde war ſehr nachdenklich geworden. „Da kann man Jammer erfahren," murmelte er zu ſich, „nicht allein, daß der arme Mann entbehrt, ſchuldig muß er werden, auf daß er auch verderbe."

„Heut' hab' ich meine kranke Mutter und meine unmündigen Geſchwiſter zu verſorgen," fuhr Sebald fort; „ſie Hunger leiden laſſen, das kann ich nicht, bei meiner Treu'! — Paßt nur auf, mir geht's, wie meinem Vater. Ha, ſie werden gleich da ſein."

Der Fremde ſchien über etwas nachzudenken. „Kaltes Blut, Burſche," ſagte er dann zu dem jungen Aelpler, „für heute ſollſt du nichts zu fürchten haben, mein Wort darauf! Borg' mir nur gleich deinen Wettermantel da und ſieh' zu, daß du auf den Dachboden kommſt."

„Uh mein, das wär' ein rechtes Glück," rief die Kathrin, „aber ſo hupf', Baldi, aber ſo ſchlupf', Baldi!"

Da kletterte Sebald denn empor über die Sprossenleiter der Holzwand zum finsteren Dachboden. Der Jägersmann aber hüllte sich hastig in den langen Wettermantel.

„Erkenntlich thäten wir schon sein," sagte das Mädchen zum Fremden, „Butter und ein Brennkoch hätt' ich wohl da, wenn's gut wär'. Ich kindische Gretl, jetzt thu' ich aber doch eilends den Rehbock beiseit."

„Laß' das, mein Kind, der gehört mir zu," sagte der Fremde und zerrte an dem Thiere herum. Da stürmten zwei Jägerburschen wild fluchend in die Hütte; sie rannten an alles Mögliche und stießen schier die beängstigte Sennerin über den Haufen. Als sie den Mann mit dem Wilde bemerkten, riefen sie: „Ah, haben's ja gewußt, daß er da sein muß. Holla, das ist der saubere Wettermantel mit dem Rehbock!"

Sie zerrten den Mann, der noch kein Wort gesagt hatte, hin und her und schmähten, so viel bei den großen Mäulern nur heraus ging.

Da keuchte und schnaubte ein alter, dicker, rothbärtiger Mann herein; das war der Oberjäger. „Habt ihr den Spitzbuben, habt ihr ihn?" gurgelte er, „nur gleich hinlegen auf die Bank und hauen, daß die Fleischfetzen fliegen!"

„Oho, da erhebe ich Einsprache," sagte der Mann im Wettermantel, „bin ich ein Wilderer, so wird mich das Gesetz bestrafen."

„Was?" belferte der Rothbärtige, „das Gesetz bestrafen, hat er gesagt? Drei Teufel über einand', das wär's Rechte! — Ein wenig in den Kotter stecken, daß sich so ein erludertes Diebsgesindel recht ausrasten thät. Man könnt's

ohnehin oft genug mit erwischen, hätt' man nicht seine guten Bohnen. Das Gesetz bestrafen, hat er gesagt? Ah, da schau dir so einen feckten Waldrauber an: zuletzt thät' er für seine Diebereien ein Federbett auch noch verlangen. Haut ihn, aber tüchtig, haut ihn! einen Groschen für den Streich!"

„Du," lispelte der eine Jägerbursche zum andern, „einen ganzen Groschen! mehr kann sich Einer heutzutage mit dem Zuschlagen nirgends verdienen."

„Unterfteht euch nicht!" rief der Mann im Wettermantel gebieterisch, „drei Jahre Zuchthaus bringt euch jeder Streich!" Seine Augen glühten, als müßten sie wie zwei Kugeln durch einen Doppelgewehrlauf herausschießen.

„Drei — drei Jahr Zucht — —?" gurgelte der Oberjäger, „he, was hat er gesagt? — So fasset ihn, so packet ihn!"

Die Kathrin erhob ein Angstgeschrei: „raufen thun sie auch noch!" zeterte sie, „ihr heiligen vierzehn Nothhelfer, ist denn keiner da?"

Polternd und fluchend wollten die Jäger den Fremden fassen, da schmetterte eine Dachlatte und mit einem geschwungenen Balken sprang der Sebald vom Dachboden herab und auf die Jagdburschen los: „Du dreidoppelter Morgenstern übereinand', die Bleikugel han' ich euch um die Schädel! Her, wer sich traut, der Wildschütz bin ich!"

Da langten sie nach den Gewehren, aber der Fremde drängte sich mit ehernen Armen dazwischen, vor zum Herdfeuer und warf den Wettermantel ab.

In demselben Augenblicke fuhr der Oberjäger mit einem

faſt unheimlichen Geſtöhne zurück und ein Murmeln war: „Der Kaiſerhanſel! Der Prinz Johann!“

„Uh, heilige Maria!“ rief erſchrocken die Sennerin hell wie ein Waldhorn. Dann war es ſtill, daß man völlig die Hühner ſchnarchen hörte.

Hellauf flackerte die Herdflamme und beleuchtete das verwitterte, ſtrenge und doch ſo milde und ſeelenvolle Geſicht des Prinzen.

Von einer großen Zeit kam er heim. Die Völker waren frei, da harrte nur noch die Steiermark des Erlöſers. Er hatte geflohen die Paläſte der Fürſten, er hatte dieſes grüne, naturgeſegnete herrliche Alpenland mit dem Felſendiademe und mit dem metallenen Herzen, das Sinnbild der eiſernen Stärke und Treue, zu ſeiner Heimat ſich erkoren. Und daß er ſich vermählt hatte mit dieſem Volke und daß er ſeine Mängel und Gebrechen kennen gelernt hatte, und ſeine herrlichen Tugenden — das war nicht umſonſt geſchehen. Der bisher verwahrloſten, vergeſſenen Steiermark war er gegeben, und hier lehrte er das Volk wirthſchaften im Walde, auf dem Felde, in der Werkſtatt, im Lehrſaal und auf den Gaſſen und Straßen. Er war ein Muſterkopf und ein Muſterherz für das ganze Land. Ein König war er in Steiermark, aber nicht nach den Köpfen zählte er ſeine Unterthanen, ſondern nach den Herzen. Der Steirer hat ihn ſehr geliebt und liebt ihn noch bis auf den heutigen Tag; der heilige Joſef und der Prinz Johann ſind ſeine zwei Schutzpatrone geworden.

„Da ich ferne war,“ ſagte nun Johann zu den Männern, „hat man Unkraut in meinen Weizen geſäet. Wohlan,

werd' es ausjäten. Im Jagdrevier fang' ich an. Ich habe in demſelben vor meiner Abreiſe nach Deutſchland ſtrenge Gerechtigkeit aufgetragen. Es iſt davon abgewichen worden, aber nicht zur Milde hin, ſondern zur Grauſamkeit."

Die Kathrin ſchmiegte ſich zaghaft an Sebald und hauchte: „Nein, aber jetzt heb' ich mich ſchon an zu fürchten."

Die Jäger begannen zu kriechen, aber Johann verſtand das nicht zu würdigen. „Die beiden muthigen Männer hier," ſprach er zu den Jagdgehilfen gewendet, „merk' ich, ſind bislang dem Rekrutenmaße ausgewichen, aber ich denke, ſie ſollen mir Dank wiſſen, wenn ich ihnen eine ihrer Tapferkeit angemeſſene Stellung in der Armee verſchaffe; dort gibt es vielleicht bald etwas zu hauen, daß die Fleiſchfetzen fliegen. — Der Herr Oberjäger wird die Güte haben, ſich zur Sicherſtellung einiger bedeutſamer Vorkommniſſe mit Wilderern in's Criminal begleiten zu laſſen."

Da fuhr der alte, dicke Rothbärtige zuſammen!

„Und ſeine einträgliche Stelle im Revier zu vertreten, dürfte vielleicht dieſer junge Mann hier geneigt ſein," ſagte der Prinz und blickte auf Sebald, „das Amt gibt reichlich Brot für Mutter und Geſchwiſter, und wenn's juſt einmal darauf ankommt, auch für Weib und Kind — zur Strafe für ſeine heutige Wilderei, junger Herr Oberjäger, tritt Er mir den Rehbock ab. — Den wird mir meine hübſche Wirthin für dieſen Abend bereiten, nicht wahr?" Er lächelte hierbei der Sennerin zu.

Der alte abgedankte Oberjäger lag in Demuth und flehte: „Durchlauchtigſte, kaiſerliche Hoheit!" aber Johann ſagte barſch: „Wir ſind fertig. Die Gewehre bleiben da!"

— Der Alte mauſerte ſich noch einmal und machte ſich davon.

Und daß ich der Zeit vorgreife, der Mann blieb länger im Criminal, als er vermuthet. Es kam die ſchauderhafte Geſchichte von dem erſchlagenen Wilderer, dem Vater Sebald's, zu Tage.

Ganz anders erging es den beiden ſo plötzlich zu Soldaten gemachten Jagdgehilfen. Auch ſie ſchlichen ſtill aus der Hütte in die Dunkelheit des Abends. Die Gewehre ließen ſie zurück; mit ihren langen Naſen ſchoſſen ſie nach keinem Hirſchen und nach keinem Wildſchützen. Aber ſie kamen vom Regen erſt recht in die Traufe, und um ihre Zukunft zu verrathen: ſie erhielten wieder Waffen, viel gewaltigere als ſie im Walde hatten, und ſie ſchoſſen nach keinem einzigen Wild mehr — ſie ſchoſſen nach lauter Menſchen und erwarben ſich das Verdienſtkreuz.

Jetzt müſſen wir nur noch ſehen, wie's der Kathrin weiter ergangen iſt. Sie ſtand ſo da in der Hütte und wußte gar nichts Rechtes anzugreifen und blickte rathlos der Sebald an, als der Prinz plötzlich zu dieſem ſagte: „Und der junge Herr Oberjäger hat ſich morgen bei Zeiten im Brandhofe einzufinden. Für heute mag Er gehen."

Gehen? Das wollte der Burſche aber heute gerad nicht. „Ich denk', Kathrin," ſagte er leiſe, „wenn uns der Herr ſchon die Ehr' erweiſen will, daß er in der Hütte übernachtet, ſo kocheſt ihm mit allem Fleiß den Rehſchlegel und nachher überlaſſeſt ihm dein Bett und ſchlieſeſt — thät' ich meinen — drüben auf der Breiteggerſchwaig, oder gingeſt mit mir hinab in's Haus."

Da war eine kleine Pauſe; die Sennerin ſchürzte in den Kohlen, daß die Funken ſtoben und ſtreute dann Salz hinein — für die armen Seelen.

„Hat Er mit dem Mädchen was zu ſchaffen?“ frug Johann den Burſchen. Da verſetzte dieſer in ſeiner Verlegenheit: „Sonſt juſt grad völlig nicht gar recht viel, aber weil ſie halt meine Walddirn, meine Alnerin iſt, ſo halt' ich dafür, könnt' ich ihr's ſchaffen, daß ſie dem Herrn das Bett überläßt; 's iſt ſo keine rechte Ruh' d'rin, 's iſt ein ſchlechtes Strohbett. Ja, oder —“ er ſtockte — „g'ſcheiter, denk' ich, thät's zuletzt leicht noch ſein, der Herr ging' gleich hinüber in die Breitegger Schwaig.“

„Aber Sebaldl,“ flüſterte hier die Kathrin dazwiſchen, „'s iſt von wegen der Ehr', leicht wär' ihm doch unſere Hütten gut.“

„Die Hütten,“ ſagte der Burſche, „die Hütten wär' ſchon recht, aber das Dach von der Hütten iſt gar ſo viel ſchlecht.“ Dann leiſe zum Mädchen: „Und wenn man's betracht', ich kann heut' nit hinabſteigen im Finſtern zum Haus; leicht kunnten im Wald die Anderen paſſen, die Jagdgehilfen, der Alte — ich ging nit ſicher.“

„Freilich wohl, daſelb' iſt freilich wohl richtig,“ entgegnete das Mädchen und die beiden jungen Leutchen waren in einem rechten Bedrängniß.

Da johlte und pfauchte der Kasmodt zur Thür herein. „Aledann wären wir wieder da, wir von der Garb' — Hei, der Kathl ihr Lotter iſt da!“

Nun war's wohl geſchwind ein Winken und Beben

ten: „Sei ſtill — ſiehſt ihn denn nit, du Atrampl*) — ſiehſt ihn nit: der Kaiſerhanſel!“

„Jeſſas und Holzapfel!“ gurgelte der Kasmodl, „der Prinz Johann!“

Der Prinz Johann aber war ein zu feiner Kenner der Volksſprache, als das er den Ausdruck „der Kathl ihr Vetter“ und dadurch das Benehmen der jungen Leute und das ganze Verhältniß nicht mit einemmale vollſtändig verſtanden hätte.

Aber der ſo volksthümliche Herr blieb doch in der Hütte. Als ſie zuſammen das Wildpret verzehrt hatten, ſtieg er hinan zum Dachboden, wo des Kasmodl's Lager war. „Aber daß mir der Herr Oberjäger nachher bald Hochzeit macht!“ rief er noch zurück.

Später, als der hochverehrte Gaſt eingeſchlafen zu ſein ſchien, zog der vorſichtige Sebald ein wenig die Leiter weg.

Und der Kasmodl ging hinüber zu den Breitegger-Hütten. Er war überglücklich vor Freude, daß der Kaiſerhanſel, den er ſo hoch verehrte, ihm all' die groben Reden von vorhin verziehen hatte und nun gar in ſeinem Bette ſchlief. „Du Kasmodl, Kasmodl,“ rief er ſich in einem fort, daß es in ſeinen ausgedehnten Halsauswüchſen vielfach widerhallte, „das iſt noch weit über die Gard', das iſt ſchon gar aus der Weiſ'! — Hoch leb' Seine kaiſerliche Hoheit, der Prinz Johann, mein allerdurchlauchtigſter Herr!“

Dieſelbige Nacht war eine ſehr unruhige Nacht in den Hütten der Breitalm, und der darauffolgende Tag war's

*) Spitzname für einen blöden Menſchen.

nicht minder. Da wurde der Sebald Oberjäger in aller Form Rechtens und Bräutigam dazu.

Prinz Johann hat eine Reise durch das Gebirg unternommen, hat manchen alten Mißstand abgeschafft, hat im Laufe der Zeit den Volkswohlstand befördert und dadurch den Wilddiebereien zum größten Theile ein Ende gemacht.

Und der Kasmodl heißt wieder Isidor Hieronymus ipel und ist des Kaiserhansels Büchsenspanner geworden.

Der Waldprozeß.

Das boshafte Bächlein — und was es erfährt.

Die höchſten Bäume im Wald hatten eine goldene Krone auf, und da blickten ſie ſo ſtolz und herriſch auf die niederen, nicht goldgekrönten im Dunkeln. Aber bald hatten auch ſie keinen Glanz mehr und neidiſch flüſternd ſchielten ſie zu den goldenen Wolken auf.

Es war die Sonne untergegangen.

Durch den dichten, dunkeln Wald ſchreitet ein Mann, groß und ſtämmig, finſter und rauh, als gehöre er zum Wald und ſei ein wandelnder Baum.

Sonntags, wenn er mit ſeinen feurigen Braunen zur Kirche fährt und an der Seite ſeiner treuen Hauswirthin behaglich im Steirerwägelchen lehnt, ſieht er ſo ſchrecklich nicht aus. Er trägt die ſchönſten, koſtbarſten Gemslederhoſen und die ſchwerſten Silberketten an der Uhr. Die hellrothe Weſte, der graue Rock, der breite, ſchneeweiße Hemdkragen, der grüne Hut mit dem „Gamsbart" und das rauhe Geſicht dazu mit dem dichten, ſchwarzen Schnurbart und den buſchigen Brauen — das zuſammen ſieht vortrefflich und gibt, wenn man auch die blauen Strumpfe und die, wie für eine Ewigkeit gemachten Bergſchuhe unten anſteckt, eine Geſtalt, welche der Krampppmeier heißt.

Jawohl, der Krampppmeier! das iſt ein wichtiges Wort in der Groß-Viel, das heißt ſo viel, als ein großer, ſchöner Bauernhof mit neunzig Joch Acker und Wieſen und noch einmal ſo viel Waldgelände; ſo viel als vier feurige Pferde und ſechs paar Ochſen und Kühe und ebenſo viele Knechte und Mägde! Eine körnige Bäuerin, ein Mordjunge ferner von echt oberländiſchem Blut und vierundzwanzig Jahren und über alles Tiefes ein ſtoß- und eiſenfeſter Bauer — das alles zuſammen heißt Krampppmeier. Der Mann zahlt ſo viel Steuer, wie zehn andere Beſitzer im Thale, er könnte ſich ein Schloß bauen laſſen, wenn er wollte; aber er will kein Schloßherr werden, es will Bauer bleiben — Großbauer!

Nur Einer iſt noch in der Gegend, der ſich mit ihm meſſen kann, der ihm brüderlich die Hand reichen darf und ſagen:

„Grüß' dich, altes Haus, grüß' dich!“ — Aber der thut und ſagt es nicht und der Krampppmeier, der thut es erſt recht nicht!

Der Krampppmeier und der Laubmüller ſind Nachbarn: ſie lehnen ſich mit Feld und Wald und Wieſe wohl eine ganze Meile aneinander. Ein Bächlein iſt's, das oben auf der Sandſteinalpe entſpringt, und welches beide abgrenzt und hier und da einen förmlichen Feſtungsgraben zwiſchen den Beſitzungen der beiden Großbauern zieht. Das Bächlein ſchießt ſtark thalab, bildet eine Menge Waſſerfälle und iſt ſehr boshaft. Da theilt es ſich im Walde in zwei gleich große Hälften, bildet eine Inſel von einem halben Joch und fließt erſt weiter unten wieder zuſammen.

So war auf ein tückischer Stein, der es oben entzweite, einen Theil rechts, den andern links ausleitete; aber an diesen Stein reihten sich mehrere und es wuchs dazwischen Wildfarren und Strauchwerk und die beiden Hälften mußten immer weiter auseinander — so wie ein einziger Stein des Anstoßes oft Ursache zu Zwist und Hader und Feindschaft wird. Und zwischen den zwei Bächlein wuchsen gar Bäume, viele, große Bäume — ein kleiner Wald, bis sich die beiden Arme endlich doch wieder gewaltsam zu einander drängen, sich umfangen und zum Willkommen und Wiedersehen lustig, lustig in einander plätschern!

Und auf diese Stelle schreitet die große, stämmige Gestalt zu. Was säuselt ihm das Wässerlein so entgegen, als wollte es einen Abendgruß bieten, und es ist doch so falsch? Finsterer als der Wald und das Abenddämmern zieht Krampprneier seine Augenbrauen zusammen.

Er preßt Worte zwischen die Zähne. „Und das thu' ich nicht, und das thu' ich nicht!" fuhr es ihm heraus, „fällt die Welt zusammen oder nicht; der Krampprneier gibt sein Eigenthum nicht auf und nicht einen Baum und nicht einen Splitter davon! Was ist ein halbes Joch? Das ist schon viel; auf einer jeden Quadratklafter wächst ein Baum, das gibt achthundert Bäume, sagt mein Dotter, und davon baut man Haus und Stall und — — kurz, das thu' ich nicht!"

Bist ein guter Rechner, Krampprneier, du rechnest mir's wohl auch heraus, was so ein fünfzehnjähriger Prozeß kostet? vielleicht dreifach Haus und Stall, he!

„Eine schöne, lange Zeit," murmelt der Bauer, „aber

mich däucht, ich kann nicht aufgeben — ich kann nicht. Mein Vater und mein Großvater haben das Wäldchen beſeſſen und mein Urgroßvater auch und ich — ich ſoll es verſcherzen? Soll jetzt aufgeben nach fünfzehn Jahren und die Leut' reden laſſen, daß ich die Koſten nimmer zahlt hätt' und nimmer zahlen hätt' können! Nein, das leid' ich nicht! Dieſer Lohmüller muß nachgeben; zu Schanden machen will ich ihn und wenn's tauſend Gulden koſtet — nein, und ich — " Der Mann brachte die Worte nicht hervor, er ballte nur die Fäuſte und bebte und ſtampfte mit den Füßen auf das zarte Moos. Neben rauſchte das Bächlein und goldig ſprühten ſeine Tropfen im Abendroth. Waren das Thränen? ahnte der kleine Waldbach, welch' tiefen, jahrelangen Zwiſt er zweien Familien gebracht? Will er etwa gar ſeine Tropfen zu Goldkörner wandeln und damit zahlen, gutmachen, verſöhnen? O du einfältig Bächlein, wo der Starrſinn und der Haß ſeine tiefen Wurzeln geſchlagen, da beugt und verſöhnt keine Thräne und kein Gold! — Und es zieht fort, das klare Wäſſerlein, thalab gegen die Gehöfte und hinaus zu den andern Bächen und Flüſſen und Strömen — zur Größe und Einheit ſtrebend! —

Der Krampvmeier wandelte dem Bächlein entlang aufwärts bis zur Stelle, wo ſich daſſelbe theilt. Dort blieb er ſtehen und that etwas, was er ſchon hundertmal gethan, er wühlte Stein und Erde in das dieſſeitige Bett und das Bächlein floß vereinigt, wenn gleich trüb an der linken Seite des Nachbars hinab. Somit waren die „ſtreitigen" achthundert Klafter vom Walde des Lohmüllers neuerdings abgegrenzt.

Mittlerweile war es finſter geworden und einzelne Sterne, deren Glanz ſich durch das dichte Geäſte der Fichtenwand, ſpiegelten ſich im Waſſer. Das Waldbächlein war über das geſchehene Unrecht tiefbetrübt und ſtill geworden und rauſchte nicht mehr wohlwollend an dem Bauer vorüber.

Der Krampymeier ſann nach, ob ſich hier nichts machen ließe, eine Wiederableitung des Waſſers unmöglich zu machen; er ſah es voraus, daß mit Nächſtem der Laubmüller ſeine Arbeit wieder zerſtören und gerade das Gegentheil thun werde. Der Mann that einen Fluch. Der Fluch hatte ſich leiſe, ſchwer und dumpf hervor gewunden, aber er war böſe und finſter wie ein Verbrechen.

Der Laubmüller war ſein Todfeind.

Plötzlich — was war das geweſen? Es war zu hören, wie ein halb unterdrücktes, gar trübes und ſchmerzliches Weinen. Der Mann horchte. Es war ſo ſtille — der Wald und Alles ſchlief, aber — es gibt — Geiſter! Der Krampymeier ſchauerte, aber das Weinen kam vom Dorfe, es war das Aveglöcklein, das Abendläuten. Der Grenzfälſcher entblößte andächtig ſein Haupt. Dann ſtieg er abwärts durch den Wald und ſeinem Hofe zu.

Sternſchnuppen — und was ſie bedeuten.

Die Natur da draußen iſt ſo, wie die Menſchenſeele da drinnen.

Die Natur da draußen iſt voll Schmerz und Freude, voll Weinen und Lachen. Da iſt ſie auch oft ſo düſter und griesgrämig vom frühen Tage an ſchon und ſie fährt Einen

rauh an und thut, als ob ſie mit ſich und der Welt gar nicht zufrieden wäre, und endlich fängt ſie gar zu weinen an aus Aerger, daß ihr die hellen Thränen herabrinnen zu Tauſenden und Millionen und ſie iſt böſe, ſehr böſe.

Und ein andermal. Ei, wie ſie da lacht und ſchäckert und koſ't und Späße treibt; wie ſie ſchon luſtig iſt, bevor noch die Sonne aufgeht, und dem Menſchen neckend Laub und allerlei Blüthen in's Geſicht fächelt und ihm, wie nichts, wie nichts, das Bächlein zum reinen Silber und die Wolken zu Goldklumpen macht, was doch Alles ſchmählich erlogen iſt — boshaft aus lauter Freude! Den ganzen Tag hindurch treibt ſie es ſo und am Abend iſt, da macht ſie es ganz wie der Großvater, ſo voll Gloſſen und Witze iſt ſie, allerhand Figuren zeichnet ſie in den Schatten und an's Firmament: Berge, Thürme, Lämmer, Kameele, Männlein mit kurzen Beinen und langen Naſen — ordentlich zum Lachen! Oder ſie iſt gar fromm, wie Großmütterlein, und baut dort, wo die Sonne untergegangen, einen Altar, aber ganz von Silber und Gold und ſingt dazu ein heilig Lied, bis es finſter geworden iſt im Dom und eben die Sterne leuchten. Dann wird ſie ſtill und ſchläft ein, wie ein unſchuldig Kind nach all den Spielen und Freuden.

An einem Sonnabend, von dem ich euch erzählen will, hatte ſie ſo getändelt und ſich wunderſchön aufgeputzt auf den Feierabend. Dann hatte ſie für die Samſtagnacht noch ihre ſchönſten Sterne herausgeſteckt und war ſchlafen gegangen. Nein, nicht ſchlafen, es iſt ja Samſtagnacht und da iſt auch die Natur bei ihrem Liebſten — beim lieben Gott!

Und die Menſchen? Neben der Novelle, die hinter

dem Laubmüllerhof auf einem Hügel ſteht, ſchwimmen zwei Menſchen. Sie ſchwimmen in der Seligkeit.

Sie hießen Auguſtin und Agnes und ſind die Kinder der beiden Großbauern. Es iſt noch nicht lange her, daß ſie zuſammen auf der Schulbank ſaßen. Damals ſpielten ſie gerne „Blinde Kuh“ und „Salzhalten“ mit einander, allein der Krampppmeier hatte zu ſeinem Sohn einmal geſagt: „Bub', wenn du mit der Laubmüllerischen nicht aufhörſt, ſo ſalz' ich dich durch!“ und der Laubmüller drohte ſeiner Tochter mit dem „Einpfeffern“, wenn ſie mit dem Krampp-meieriſchen nicht aufhöre. Aber, auf die Gefahr aller Gewürze hin — ſie hörten nicht auf, ſie haben erſt an und wollen es fortmachen durch das ganze Leben. Sie lieben ſich.

Daß die Alten drohten, das war wegen des Waldprozeſſes. Aber die Liebe kümmert ſich nicht um Waldprozeſſe — Auguſtin hatte heute das Mädchen geküßt.

Sie hatten ſich bis heute ſchon eine Zeit nicht geſprochen. Ei doch, mittelſt Blicken thaten ſie es, wenn ſie ſich auf dem Kirchweg begegneten und wohl auch mittelſt Papier. Ja, das Papier, das iſt eine Friedens- und Liebestaube, ſie fliegt von einem Hof zum andern und jeder Buchſtabe iſt eine Lunge und eine Zunge — und immer kündeten ſie Neues und immer war es das Alte und hieß: „Ich hab' dich ſo ſehr lieb und ich will dich beſitzen!“

Lieb und beſitzen! Das iſt eine Blume, und die Menſchen ſind die Schmetterlinge und Bienen dazu. Der liebe Gott hat dieſe Blume zuerſt in ſein Paradies gepflanzt und die Menſchen flochten ſich davon einen Kranz und ſetzten ihn auf ihr Haupt. Als ſie aber der Engel auf die Erde

hinaus trieb, da verloren ſie den Kranz, nur ein Samenkörnlein davon blieb an den Haaren hängen und ſo kam dieſe Blume auf die Erde und hier grünt ſie und blüht weiß und roth — in den Farben der Hoffnung, der Freude und des Herzleides.

Und dieſe Blume gedeiht überall — allüberall! Ueppig wächſt ſie im heißen Süden, und im froſtigen Norden geht ſie langſam, aber ſicher der Reife entgegen. Mächtig ſchießt ſie empor in dem künſtlichen Klima eleganter Glashäuſer, aber auch auf der rauhen Alp grünt und blüht ſie auf zur herrlichſten Roſe. Am beſten aber gedeiht ſie in der reinen Luft zwiſchen Felſen und Wäldern am Rande des Wildbächleins.

„Ei, warte nur, du böſer Bub', du; hab' ich viel Holz bei der Hütte oder nicht, das geht dich nichts an!" So ſchmollte Agnes, ſie wollte es nicht recht leiden, daß Auguſtin ihr den Arm um den Nacken legte.

„Kennſt du das Töchterlein des Laubmüllers? Das hat mir Briefe geſchrieben, und da ſteht was Luſtiges d'rin. Willſt du ſie leſen?"

„Und du glaubſt den Lumpen mehr als mir," ſchmollte das Mädchen, „und das Papier, das ſind eigentlich die Lumpen, ſiehſt du!"

„Wart', wart', Diandl! Jetzt weiß ich's erſt recht, wie lieb, wie gar ſehr lieb ich dich hab' — du kannſt mir's gar nicht glauben!" Er zog ihren Kopf an ſeine Bruſt. Aber plötzlich knirſchte er die Zähne ineinander und faßte krampfhaft die Hand des Mädchens: „Agnes, mich dünkt — mich dünkt allemal!"

„Was haſt denn jetzt, Stindl, du biſt ja —“

„Kreuzſakerment!“ fluchte der junge Mann. „Und warum ſoll ich dich nicht kriegen; warum ſoll ich Eine nehmen, die ich nicht mag! Und warum? Wegen dieſem dreimal vermaledeiten Waldprozeß! Jetzt, warum ſchlägt der Herrgott nicht mit einem Millionblitzdonnerwetter den ganzen Streitwald hunderttauſend Klafter tief in den Erd-Grund-Boden hinein?!“

„Nein, nein, Stindl, das braucht's nicht, das braucht's nicht; das Bacherl nicht hüben und nicht drüben, ſondern durch die Mitte herab, und aus iſt's. — Stindl, was hab' ich ſchon gebeten bei meinem Vater, daß er nachgebe, es iſt kein Stück d'ran, hab' ich ihm geſagt, und wir ſtehen auf dieſe paar Holzſtämme nicht an — ihr könnt zehnmal ſo viel verſchenken — hab' ich geſagt — und ihr ſeid deshalb doch der Landmüller wie vor und eh'! Und jetzt, was iſt der Friede und die Einigkeit werth? — hab' ich geſagt — und das iſt die Hauptſache unter den Menſchen! — Ja, für die Katz' hab' ich geredet — geſcholten hat er und mit dem Stock hätt' er mich bald aus der Stube gejagt.“

„So ein elendes Volk übereinander!“ fiel Auguſtin wild ein.

„Verſünd' dich nicht, Stindl, ſchau jetzt, unſere Vaterleut' ſind ſie doch, und Gott weiß, ſie thun am Ende Alles für ihre Kinder, für uns; mit uns meinen ſie es gut und wollen uns glücklich machen.“

Da lachte der Jüngling und ſagte: „Glücklich — recht glücklich, meinſt du! Und wenn ich die achthundert Klafter Wald habe, wozu dich auch noch haben wollen? Es iſt ſünd-

haſt, was ich ungenügſam bin! achthundert ſchöne, große Bäume, und es wäre ein einziger ſchon genug, für die übrigen gibt mir der Seiler wohl eine Hanfſchnur — meinſt, er gibt mir eine? — Diandl! Agnes! ich werde noch ein Narr!"

Er fuhr ſich wild in die Haare, Agnes begann zu ſchluchzen. Eine Sternſchnuppe fiel vom Himmel.

Der Burſche wurde wieder ruhiger. „Und für dich thu' ich Alles, Diandl," ſagte er weich, „und ich will mich beherrſchen dir zu Lieb', und wenn mir mein Vater das Haus verſchreibt — mußt nicht weinen, Agnes, ſchau, jetzt iſt ſchon wieder eine Sternſchnuppe gefallen!"

„Meine Großmutter ſagt, ſo oft eine Sternſchnuppe fällt, ſtirbt Jemand in der Welt!" bemerkte das Mädchen traurig und lehnte ſich an die Bruſt des Burſchen.

„Ja, und die meine ſagt, ſo oft eine Sternſchnuppe fällt, buſſerlt Jemand auf der Welt!" verſetzte Auguſtin und beugte ſich zum Munde des Liebchens nieder.

„Gewehr aus! Feuer!" ſcholl es in dieſem Augenblick hinter der Kapelle. Die zwei jungen Leute fuhren auseinander.

„Ah, der Natz!" rief Auguſtin und lachte ein wenig. Ueber das Geſtein ſtieg mühſelig ein alter Mann heran und zum Pärchen.

„Ei wart', Natz!" ſagte der junge Krampuswirt halb grollend, halb einſchmeichelnd und reichte dem Ankömmling die Hand.

„Grüß' dich, grüß' dich, Stindl!" entgegnete dieſer mit ſehr rauher Stimme und gab die Linke zum Handſchlag.

Die Linke zum Gruß? Ja, die Rechte lag bei Leipzig

„Alle Bomben und Granaten! glaub' gar, die Artillerie ſtellt das Feuer ein, he, linker Flügel vorwärts! Halbrechts um! Gewehr aus! Feuer!" Der alte Haudegen ſprach's und das Kommando war ſo ernſt und ſtreng und kräftig, daß man meinte, ſofort müßten alle Pulverſchlünde der Welt losgehen. Aber, es war nur auf Kleingewehrfeuer abgeſehen und dieſes ſchnalzte los.

„Gut gemacht! Reſpekt!" lachte der Alte ſeinen gelehrigen Rekruten zu; „Einen Kuß in Ehren wird euch der Einleger Kaz nicht wehren!"

Von einem alten Soldaten — und wie er jung iſt.

Ignaz Lader war der Sohn einer armen Familie aus dem Dorfe. Im Franzoſenkrieg ging er unter die Soldaten — ein ſchöner, kräftiger, muthvoller Jüngling. In einigen Jahren kam er wieder zurück, kauernd auf einem Schubkarren — ein Krüppel, ein Bettler.

Ein Bettler! er hatte für das Vaterland gekämpft!

Der Fuhrmann, der den armen Lader aus Barmherzigkeit vom nächſten Städtchen mitgenommen hatte, ſetzte ihn am Häuschen ſeiner Eltern ab und fuhr weiter. Es war Nacht und das Dorf ſchlief und Ignaz war jetzt daheim. Wie wollte er nun den greiſen Vater und dem mühſeligen Mütterlein um den Hals fallen — er hatte ja noch die linke Hand, ſie zu umarmen.

Bebend klopfte er am kleinen, ſchwarzbraunen Thür

chen — er kannte es wohl, es waren die Kreuzlein noch da, die er als Knabe in das Holz geſchnitten, und jetzt ſchien der Mond darauf.

Wie ſein Klopfen drinnen ſo ſchauerlich widerhallte!

Der Burſche rüttelte an den Brettern — er ahnte nichts Gutes. Da trat der Mond ganz aus den Wolken und Ignatz ſah an der Fuge zwiſchen der Thür und der Holzwand ein dichtes Spinngewebe.

Das hatte viel zu bedeuten.

Der unglückliche Lader that einen wilden Aufſchrei und brach dann an der grasbewachſenen Schwelle zuſammen — eine verlaſſene Waiſe!

Dort fand ihn des Morgens zur Betläutſtunde der Schulmeiſter. Er nahm ihn mit in ſein Haus und ſein Weib ſtellte ihm eine kräftige Brühe vor. Lader nahm davon einige Löffel mit der linken Hand und Thränen rannen hinein — bittere, ſalzige Thränen.

Wie dann die Sonne ſchien ſo heiter und warm zum Troſte aller Blumen und Herzen, da führte der Schulmeiſter auf den Wunſch des Invaliden denſelben hinaus auf den Friedhof und zeigte ihm einen Hügel. Es wuchs Gras darauf. Ignatz ſank auf die Erde, dort wo unter dem Raſen die guten, die treuen, die maßlos liebevollen, einzigen Elternherzen modern, hat er ſeine ſchwerſte Lebensſtunde verweint.

Später ging Lader zum Dorfrichter und ſagte: „Jetzt iſt ein junger Bettler da. Unterſchreibt meinen Abſchied, dann gehe ich weiter.“

Aber die Gemeinde behielt ihn als „Einleger“.

Je nach der Größe der Wirthſchaft pflegten und ver-

lösteten ihn die Bauern, je einer acht oder vierzehn Tage oder auch länger; der Kramppmeier und der Laubmüller, als die zwei größten Bauern der Gemeinde, behielten ihn jedesmal, wenn die Reihe an sie kam, vier bis sechs Wochen, und Natz war dankbar und arbeitete dafür, was er eben mit seiner linken Hand thun konnte.

So gingen viele Jahre dahin.

Sein Stolz und seine Freude war die Erinnerung an seine Soldatenzeit. Auf der Brust trug er eine Medaille, die der Kaiser Franz daran befestigt hatte als Ersatz für seinen rechten Arm.

Der neunzehnte Oktober war für Ignatz immer ein hoher Festtag, er ist der Jahrestag des großen Befreiungssieges. An diesem Tage prangte der Invalide in seiner schimmernden Uniform, die Ehrenmünze stets auf der Brust. Tschako und Riemzeug war auf das Glänzendste herausgeputzt, und eine vom Förster Mathes gespendete alte, aber glänzendgefegte Flinte vollendete die Freude des Soldaten.

So stellte sich der alte Bursche an diesem Tage links am Hochaltar der Pfarrkirche auf und stand da in strengster, soldatischer Geradheit unbeweglich den ganzen Tag ohne Speise und Trank seinem Gott auf der Wache. Erst die Abendglocke war ihm das Kommando, welches ihn von seinem Posten ablöste.

So waren vierzig Jahre vorübergegangen und die Haare und der Schnurbart des Einleger-Natz waren grau geworden. Wie Vieles hatte sich im Dorfe geändert seit jenem Abende, an welchem Lader auf einem Karren in seine Heimat zurückkehrte. Längst war das Häuschen seiner Eltern,

das nie ihr Eigenthum gewesen, zerfallen, längst das Grab der Seinigen umgegraben und die Gebeine zerstreut; längst war der Einleger hinter dem Sarg des Schullehrers gegangen, der ihn einst hinaus begleitete zur Stätte der Treuen. Von den Kameraden, die mit ihm in die Schule gegangen oder den Befreiungskampf an seiner Seite geführt, lebten nur sehr wenige mehr in der Gegend. Die zwei Großbauern, der Laubmüller und der Krampmeier, die zur Zeit des Franzosenkrieges noch bartlose Bübchen waren und in herzlicher Kameradschaft der Jugend Lust und Glück mit einander getheilt, gingen jetzt grau und gebückt einher und konnten sich nicht in's Auge sehen und trugen unversöhnlichen Haß in den alten Herzen. Vor fünfzehn Jahren hatte sich bei einer Bodenmessung der unheilvolle Waldprozeß erhoben und seitdem standen sich die beiden Familien vom Bauer bis zum Schafhirten herab auf das Feindlichste gegenüber.

Es war ein wilder Brand hüben und drüben — Gut und Blut verzehrend; aber ein Stücklein Gold lag unter den Flammen, und das wurde immer reiner und gediegener — die Liebe zwischen Auguſtin und Agnes.

Die zwei Kinder der feindlichen Familien wußten sich zu nahen, wenn auch nur durch Zeichen auf dem Papier; und da verlah der alte Jünger des Mars den Amordienst und es war dem Einleger ein gar Liebes, den Verkehr zwischen den zwei jungen Leuten zu vermitteln; er zog daraus gleichsam seine Mauth und Zehnte und wurde immer liebreicher, ja, beim Blitz, sogar jünger!

Kein Mensch sonst ahnte das Verhältniß und den zarten Faden, der sich zwischen den sich so schroff gegenüber

ſtehenden Häuſern ſchlang. Aber dieſer Faden muß ein dickes, feſtes Band werden! dachte Ignatz bei ſich. Mit dem beſtberechneten Plan eines genialen Diplomaten hatte er zum erſtenmale heute die perſönliche Zuſammenkunft der beiden Liebenden angezettelt und ſich dann ſchlau hinter der Kapelle verborgen, um zu rechter Zeit ſein: „Gewehr aus! Feuer!“ anzubringen.

Das Letztere war recht kindiſch vom alten Knaſterbart, aber ſehr zweckmäßig.

Nachdem nun der Soldat den Rückzug kommandirte — da die Zeit ſchon vorgeſchritten, und der Laubmüller die Gewohnheit hatte, oft um Mitternacht aufzuſtehen, um einen wachſamen Umgang um den Hof zu machen, in ſolchem Falle ein verrätheriſcher Ueberfall zu befürchten ſei — grüßten und küßten ſich die Liebenden auseinander und Agnes ſchlich auf den Fußſpitzen in ihre Kammer.

„Die hat mir's angethan, Ignatz — die da!“ ſagte Auguſtin ihr nachblickend und ſchnalzte mit der Zunge und zog den Einleger mit ſich fort.

„Wo biſt jetzt, Ratz?“ frug er ſpäter den Soldaten.

„Beim Gerſtmeier noch bis auf die nächſte Woche.“

„Dann haſt nicht weit heim. Hör', Ratz, ich muß dir was ſagen. Weißt, morgen iſt der erſte Maitag, weißt du?“

„Ei, verſteh' dich ſchon; einen Maibaum für Mamſell, he?“

„Biſt ein Kreuzköpfl, Ratz! Weißt, ich möcht' der Agnes einen Maibaum ſetzen — einen Maibaum, thurmhoch und blüthenweiß, und am Wipfel einen Strauß mit Kränzen und fliegenden Bändern, daß es eine Freude ſein

ſoll, ſag' ich dir. Und das thu' ich meinem und ihrem Vater zu Trotz und dem Dorf zu Trotz und der ganzen Welt zu Trotz und ihr zu Lieb'! Aufſchreiben will ich's heut' und ein baumhohes Ausrufungszeichen dazu ſetzen: Ich habe die Agnes und mir gehört ſie und wer traut ſich über mich?"

„Thät' ich auch, Stindl, thät' ich auch!" ſtimmte Natz bei, „aber ein rechter Stamm muß es ſein, wohlverſtanden ein rechter! ſtark, ſtramm, g'rad muß er ſein, wie Unſereiner war, bevor es bei Leipzig losging. Und — ſapperment! ich weiß einen rechten. Komm', geh' mit mir, Stindl!"

Beide gingen ſchräg über das Feld aufwärts gegen den Streitwald.

Im Krampvmeierhofe jenſeits der Thalſchlucht ſchlug der Hanshund an. Es war mitten in der Nacht

Die Mailuft — und was ſie ſingt und bringt.

Wer am erſten Maitag zu Tagesanbruch das Fenſter aufmacht und es offen läßt bis zum Sonnenaufgang, oder wer gar hinausgeht in den Garten oder in den Wald, der hat die „Mailuft".

Und die Mailuft iſt gar viel werth, ſie macht Einen leicht und geſund für das ganze Jahr und bringt obendrein noch viel Glück in allerhand Angelegenheiten. Und am beſten und wirkſamſten iſt es noch, wenn die Mailuft mit Sang und Klang begrüßt wird, denn das verleiht derſelben ein gar wunderbares Echo, daß ſie auch als Sommer-, Herbſt- und Winterluft luſtig fortklingt durch die Welt und in alle geſunde und kranke Menſchenherzen.

Wer's nicht versäumt, der kann um diese wundervolle Stunde im Walde auch was ganz Absonderliches hören. Da reden alle Vögel mitsammen und erzählen sich's, wie es jedem von ihnen den Winter hindurch ergangen ist.

Wenn du das aber auch Alles verstehen willst, so mußt du ein Sonntagskind sein.

Die Ameisgraber-Lise ist ein Sonntagskind.

Sie ist sonst alt und mühselig, aber heute zum Maitag war sie schon vor Tagesanbruch im Walde und setzte sich neben einem Ameisenhaufen auf einen Baumstrunk und betete ihr Morgengebet.

Da wurden denn die Vöglein wach, eines nach dem andern und sprachen zu einander: „Guat Lanzin (guten Frühling!" und erzählten sich wundersame Geschichten.

Da theilte ein Fink einem Gimpel mit, daß der schöne, schlanke Fichtenbaum, auf dem er sein Nest hatte, heute in der Nacht umgehauen wurde und er also heimatlos sei. Zwei Meisen unterhielten sich von dem unseligen Waldprozeß der zwei Großbauern, und eine Elster, die dazu kam, wollte aus sicherer Quelle wissen, daß dieser Prozeß nun nicht mehr lange dauern werde.

Und so wurden all' die Vögel wach und flogen lustig in den Mai und riefen sich zu: „Guten Frühling, guten Frühling! —"

Die Ameisgraber-Lise war ein Sonntagskind, die hatte Alles das gesehen und gehört. Nun erhob sie sich, ging zum Bächlein und wusch sich Augen und Ohren, dann holperte sie mit ihrem Sacke waldeinwärts.

Ueber all' dieses Traumhafte, Geheimnißvolle ging langsam die goldene Maisonne auf.

Und mit ihr waren tausendfältige Töne und Klänge erwacht. Hirtenpfeife, Waldhorn, Zither, Gejauchze, Gesang durcheinander, als ob alle Bursche und Mädchen in der Groß-Briel zusammen ein einziges Riesentonstück aufführen wollten.

Hinter der Kapelle des Laubmüllers sangen eine Männer- und eine Mädchenstimme das „Mailüfterl".

„Und die Vögerl, die gschlafn
Wohl die Winterszeit;
Die werden wieder munter
Und singen vor Freud'!

Jedes Jahr kommt der Sommer
Ist der Winter vorbei,
Der Mensch aber hat nur
'nen einzigen Mai.
Die Vöglein, die fortstieg'n
Die stieg'n wieder her;
Nur der Mensch, wenn er fortgeht,
Der kommt nimmermehr!"

„Die werd'n wieder munter und singen vor Freud'!" klang es hinaus in den hellen, herrlich aufblühenden Maitag; aber

„Nur der Mensch, wenn er fortgeht,
Der kommt nimmermehr!"

weinte es nach, lang gezogen, zitternd, geheimnißvoll leise verhallend. —

Der Einleger Naz und Agnes hatten das Lied gesungen. Jetzt saßen sie sich stumm gegenüber.

„Nimmermehr!“ murmelte der alte Soldat und zupfte an seinem grauen Schnurbart. Plötzlich aber sprang er auf, erfaßte die Hand des Mädchens: „Komm jetzt, Agnes, komm', muß dir was zeigen!“

„Ei, mein Lebtag, was ist denn das?“ schrie Agnes mit einemmale auf und blieb stehen am Platz — wie angewachsen.

„Kreuzpulverdampf! was ist dir denn, du Millionbiandl!“ polterte der Invalide in seiner lustigen Weise.

„Bist du blind, Naz, daß du so rein gar nichts siehst, um Gottes willen, dort steht er ja! Aber nein, aber ja! das ist doch zu viel, und das geht mich an! Du lieber Gott, wer thut mir denn das an? das ist doch aus der Weis'; so was hätt' ich mein Lebtag nicht geträumt!“

Was hatte doch Agnes? Was machte sie so aufjauchzen aus Brust und Seele? —

Der Maibaum!

Den Maibaum hatte sie gesehen, den ihr Augustin mit Nazens und ein paar anderer Burschen Hilfe in ihrem Garten gesetzt hatte. Und ein Maibaum ist einem Landmädchen das, was dem Bürger sein Ehrendiplom, was dem Soldaten das Kreuz auf der Brust! Das Mädchen ist dadurch ausgezeichnet, daß es das Beste und Schönste sei im Dorfe. Aller Welt dieses verkündend steht der Maibaum da in seiner weißgeschälten, schlanken Gestalt und fächelt mit seinem Wipfel und läßt die bunten Bänder flattern, über

das Gehöfte hinschauend so recht stolz, allen Anderen zum Trotze und nur Einer zur Ehre — ein großes Ausrufungszeichen!

Der Maibaum und — ein gebrochenes Leben.

Der Krampymeier lief in Sturmschritten über den neugescheuerten Fußboden der Gesindestube.

Blässe und Dunkelroth wechselten auf seinen verzerrten Zügen und die grauen Haare hingen wirr auf die Schultern. Auf dem großen Eichentisch lagen alle seine Akten über den Streitwald. Mit verschränkten Armen stand er still und starrte die Papiere an und hieb mit der Faust auf die Tischecke, als ob diese der Laubmüller wäre.

Die Bäuerin und die Küchenmagd steckten die Köpfe zusammen:

„Was hat doch der Bauer heute schon wieder?"

Aber die Weidmagd, die dazu kam, wußte Bescheid. Der Großknecht habe dem Bauer erzählt, daß jener Maibaum, der in der Nacht beim Laubmüller gesetzt worden, ein gestohlener sei. Im Streitwalde war in dieser Nacht eine junge, herrliche Fichte umgehauen worden.

„Heiliger Gott, das geht nicht gut aus!" jammerte die Kuchenmagd.

„Nein, diese Laubmüllerischen, das ist ein Gesindel!" schrie die dicke, stämmige Bäuerin und wuthentbrannt schlug sie sofort in Ermangelung der Laubmüllerischen Familie eine Menge Töpfe und Häfen in Scherben. Sie ward so wild wie ihr Mann, wenn es sich um den Streitwald handelte.

War's nicht zur ungünstigen Stunde, daß jetzt der Einleger Natz mit einem stattlichen Blumenstrauß eintrat? Sehr artig, aber kerzengerade stellte er sich vor die Hausfrau: „Ein Maiblumenstrauß, Frau Muhme, zu einem glücklichen Frühling!“

„Hört mir auf, ich mag keinen Maistrauß! Wenn man gleich zum frühen Morgen schon so viel Verdruß erlebt und man sich fürchten muß, daß Einem das schlechte Volk nicht über Nacht den Tisch und das Bett stiehlt und dann noch keck behauptet, Alles gehöre ihm, daß man dazu noch in Schand' und Spott kommt vor der ganzen Welt! wer wird da noch nach einem Maistrauß fragen! Ja, die da drüben haben freilich einen, der hoch über die Dächer geht, aber er wird nicht lang' über die Dächer gehen, das sag' ich. — Unsereins ist auch noch da! — Habt doch den Maibaum beim Laubmüller schon gesehen, Natz?“

Dem alten Soldaten gelang die Verstellung herzlich schlecht, nur daß er sofort seine Hand in den Sack steckte — es waren Harzspuren von der nächtlichen Arbeit daran.

Mittlerweile war der Krampmeier aus der Stube und fortgestürzt. Mit der glitzernden Axt unter dem Arm eilte er der Grenzschlucht zu und über den Brettersteg. Wie er so dahin rannte über die Felder gegen den Laubmüllerhof, wer hätte da an ihm den Fünfziger vermuthet? Ja freilich, das Feuer, welches *jetzt* in seinem Innern lodert und tobt, hat in seiner Jugend nicht geglüht — nie noch in seinem Leben, wie jetzt — er hielt den Stiel der Axt krampfhaft umklammert. Von *seinem* Wald den Maibaum, und *ihm* gestohlen! Und wie er jetzt dort steht, stolz und

doch ihm zuwinkend, mit den Bändern grüßend — ihn verhöhnend! —

Hinstürzte er auf den Baum mit gezückter Axt — schon sauste das blinkende Eisen mächtig auf den Fuß desselben nieder, als der zornschnaubende Mann von zwei kräftigen Armen zurückgeschleudert wurde.

Weithin flog das Beil und Krampppmeier und Laubmüller standen sich gegenüber. Jeder zermalmte seine eigenen Zähne, jedem sprühten aus den Augen die Flammen jenes wilden Feuers, das drinnen so gewaltig tobte.

Aber nur zwei Momente standen die beiden Männer bewegungslos da — plötzlich warf sich der Krampppmeier an den Baum, umklammerte und rüttelte ihn und stämmte sich, ihn aus der Erde zu heben. Aber auch der Laubmüller faßte den Baum, hielt ihn fest und arbeitete den Anstrengungen seines Todfeindes entgegen. So rangen sie nun, den Baum zwischen sich, zerkratzten sich gegenseitig die Hände und schäumten vor Wuth. Der Maibaum ächzte und dröhnte und wild rauschten oben die Bänder am zitternden Wipfel.

Leute eilten herbei zur Abwehr und Besänftigung. Die Rasenden aber hielten sich um den Stamm unentwirrbar verschlungen und der Kampf währte fort. Beide schienen ihre Kraft schon erschöpft zu haben, aber Keiner gab nach. Der Laubmüller versuchte den Gegner abzustoßen, aber dieser stämmte sich noch einmal mit fast übermenschlicher Kraft an den Boden — noch einmal faßte er das glatte Holz — ein Ruck — der Baum war aus der Grube gehoben und wurde durch die Anstrengungen des Laubmüllers nur noch mühsam in senkrechter Stellung gehalten. Ein Schlag in's Gesicht

macht ihn für einen Augenblick zurückweichen. Der Baum neigt sich — erhält das Uebergewicht; in diesem Augenblick thut der Krampppmeier einen Fehltritt in die Grube — der Fuß verklemmt sich und während der bunte Wipfel in weitem Bogen durch die Luft saust, wird er niedergedrückt.

„Jesus!" kreischt der Krampppmeier, dann ist er stumm — der Baum liegt ihm auf der Brust.

— — — — — — — — — —

Die Glocken hatten einen hellen, erfreulichen Ton. Sie klangen zu Gottes Lob — ein Dankgebet, daß der Frühling wieder gekommen, daß der liebe Gott seinen Lebensathem wieder sendet, seine Blumen wieder streut den Menschen auf Erden. —

In der Kirche war der Hochgottesdienst, und als die Glocken schwiegen, zitterte leise der feierliche Orgelklang hinaus in den frischen, den wohligen Mai!

Am Gartenzaune vor dem Laubmüllerhof lehnt Agnes. Sie ist gar bleich und traurig und blickt zum steinigen Boden.

Schönes Kind, das soll gar nicht sein am ersten Mai!

Ach stille! ihr Herz zittert dem Brechen entgegen — die Liebe, sie ist ihr ja schon gebrochen!

Der Maibaum, den ihr Augustin gepflanzt, der so schön und jung und frisch und bunt dagestanden — gerade wie der Junge selbst, der ihr der Liebe Siegel und die Hoffnung künftiger Einheit gebracht zum heiteren Maigruß, der lag jetzt da — bleich, gebrochen, hingestreckt wie ein Leichnam.

Und ein verstümmelter Maibaum ist ein schlechtes Zeichen und bedeutet gar viel! Ein verstümmelter Maibaum bedeutet die Liebe gebrochen!

Das ganze Dorf, das ganze Thal hatte den stolzen, herrlichen Baum gesehen. Er war der einzige in der Gegend und manche Dirne hatte sich aus Aerger und Neid darüber wohl die Augen roth geweint. Als man aber bald hernach die weit hinflatternden Bänder des Maibaumes nicht mehr sah, als es ringsum bekannt geworden war, was beim Laubmüller geschehen, da triumphirten die Mädchen, da spotteten und höhnten die Bursche und Alle machten sich über Agnes lustig. Sie war doch gar zu stolz gewesen und hat mit Niemandem Gemeinschaft haben wollen; jetzt sieht man's schon — mit dem Maibaum ist Vieles gefallen!

Alles wendet sich nun ab von dem Mädchen — denn ihr war der Maibaum verstümmelt und entfußt worden, das bringt für die Zukunft viel Unheil in Herz und Haushalt weit hinab, bis in späte Nachkommenschaft. Kein Heimischer nimmt sich so ein Mädchen zum Weibe, und kommt ein Fremder und will freien, so wird ihm allerorts gesagt: Diese nicht, der ist schon der Maibaum verstümmelt worden! und er nimmt sich eine Andere mit, oder kehrt auch einsam und allein wieder zurück, woher er gekommen.

Die Liebe gebrochen, dem öffentlichen Spotte preisgegeben, alles künftige Lebensglück verloren — das Alles bedeutet ein verstümmelter Maibaum!

Wie wehe mußte dem Mädchen gewesen sein, als es so lehnte am Zaune und auf den steinigen Boden starrte!

„Agnes!" rief eine helle Stimme und schon legte Augustin seinen Arm um den Nacken des Mädchens. Dieses sank ihm an die Brust und brach in ein heftiges Schluchzen aus.

„Sei still Dandl, es wird schon wieder gut werden," tröstete der Jüngling.

„Und dein Vater?" frug Agnes endlich und blickte auf, „jetzt muß er sterben?"

Augustin schwieg. Sein Vater lag schwer krank darnieder — der Baum hatte ihn geschlagen — fast zum Tode!

Maisonnen- und Sterbekerzenschein — und dennoch dunkel.

Im Bauernleutstübl beim Krampppeier waren die Fenster verhangen.

Warum soll doch die liebe Sonne nicht hineinstrahlen dürfen? warum soll das treue Himmelsblau und das trost- und hoffnungsvolle Frühlingsgrün nicht hineinlächeln? Warum soll der süße, erfrischende Blüthenduft, der heitere Vogelgesang abgeschlossen sein von dem kleinen Raume da drinnen?

Im Bauernleutstübl beim Krampppeier wohnt ein finsterer Gast — der will nichts zu thun haben mit dem freien lichten, wonnereichen Maitag!

Es ist eigentlich kein Gast — er ist nirgends geladen — er zieht finster durch die ganze Welt und ist überall daheim.

Der Bauer liegt auf seinem Bette hingestreckt, bleich bleich bis in den halb offenen Mund hinein. Er ringt nach Athem; die ganze Welt draußen so voll frischer Lebensluft, und hier dem Verschmachtenden soll der leiseste Hauch versagt sein? Ist das deine Rache, du holder Mai, für die Schmach, die dir angethan worden an deinem ersten Morgen?

Die rechte Hand Krampfmeiers hält krampfhaft einen Schlüſſel umſpannt, die linke ruht auf der wildwogenden Bruſt.

Wie das da drinnen doch klopft und rauſcht und poltert, als werde ein neuer Bau aufgeführt in der Menſchenbruſt. — Der Tod baut hier ſeine Wohnung!

Der Baum war dem Manne gar ſchwer auf die Bruſt gefallen und der Arzt war bei der Unterſuchung ſehr wortkarg und ſagte nichts, als: hm, hm! — Das bedeutet immer: Es wird zu Ende gehen!

Halbgeſchloſſenen Auges lag der Bauer da und um ſein Bett ſtanden Weib und Kind und mehrere Andere vom Hauſe und von der Nachbarſchaft. Auch der Einleger-Nap war da und ſagte dem betrübten Auguſtin von Zeit zu Zeit was in's Ohr.

Der Tiſch an der Ecke war weiß gedeckt und zwei Wachskerzen flackerten auf demſelben und gaben dem dunkeln Zimmer ein vollends nächtliches Anſehen.

Es wurde der Prieſter mit dem Sakramente erwartet.

Statt deſſen aber trat jetzt ein Bote ein und ohne auf das „pſt" der Anweſenden zu achten, ſtolperte er zum Kranken und drückte demſelben ein zuſammengelegtes Papier in die zitternde Hand. Auguſtins ſtrafender Blick traf den Eindringling. Dieſer aber entfernte ſich gleichgiltig aus der Stube, er hatte nur den Auftrag des „Doktors" erfüllt.

Der Kranke war wie elektriſirt emporgeſchnellt. „Waldkommiſſion, Waldrecht!" ſtotterte er, „wann? morgen? heute ſchon? — Lies, Stindl!" Er hielt dem Genannten das Papier hin.

Dieſer öffnete das Schreiben langſam, aber ſtatt es zu leſen, ſagte er: „Iſt nichts vom Prozeß, Vater; eine Gemeinde-Angelegenheit nur; ich werde ſie ſchon beſorgen.“

„Lüg' nicht, Stindl; lüg' deinem Vater nicht vor! Ich weiß es — es iſt vom Waldrecht!“ Der Kramppmeier preßte nach dieſen Worten den Mund zuſammen. Dann erhob er ſich etwas und ließ die Augen wie ſuchend im Zimmer umherſchweifen: „Der Bader nicht da? Bringt mir den Bader her! morgen muß ich — geſund ſein — muß! — Waldrecht!“

Sein Kopf ſank tiefer in das Kiſſen, er rang nach Luft.

Auguſtin ſuchte den Kranken zu beruhigen und machte ihn aufmerkſam, daß er ſich vorbereite zur heiligen Handlung und frug noch, ob er nicht den Laubmüller kommen laſſen ſollte.

„Laub — Laubmüller?“ frug der Kramppmeier wild auf, „der Laubmüller iſt ein Betrüger und ein — Mörder, er hat den Baum auf mich geworfen, damit ich — ſterben ſoll und er den Wald bekomme! — Aber ich will — will noch nicht — ſterben — blaſt die Lichter aus — ſie zünden das Haus an und den — Wald! die Lichter aus!“

Der Mann wollte aus dem Bette ſpringen — ach, wie er wieder zurück ſank gar erſchöpft — wie es röchelte in ſeiner Bruſt.

Die Bäuerin weinte und legte dem Kranken ein in Eſſig getränktes Tuch um die Stirne.

Ratz knitterte in ſeiner Erregung das Papier, welches der Bote gebracht hatte, zuſammen und fluchte im Geheimen der beiden Winkeladvokaten Gaukel und Trom, welche im-

mer wieder von Neuem den Streit und Haß der beiden Großbauern anfachten. Er beſchwor den Himmel um ein: Tau ſendmillion Donnerwetter und Kartätſchenfeuer über die Sauger.

Auguſtin lehnte an der Ecke des Bettes und ſtarrte in die Flammen der Wachskerzen. Er dachte wohl über die ſchwere Anklage nach, die ſein Vater auf den Laubmüller geworfen; und nun war er, der Sohn, es ſelbſt, der den Baum aus dem Streitwald geholt, der denſelben der Tochter des Todfeindes zur Huldigung geſetzt — der an Allem Schuld!

Der Krampppuicier konnte keine Ahnung haben.

Und der Laubmüller wußte auch nichts, oder nicht das Rechte. Freilich beſchützte er den Baum, weil nun, da er einmal da, die Ehre ſeines Hauſes daran hing. Hätte er den Baum auf Krampppuicier geworfen? Hätte er ihn nicht noch zu halten verſucht, wenn er nicht durch einen Schlag in's Geſicht zurückgeſchleudert worden wäre? Und jetzt Mörder?

Auguſtin verfluchte den erſten Axtſtreich, welchen er dem Baume verſetzt. Ach, bei Gott im Himmel! er that es nur, um dem Mädchen eine Freude zu machen und jetzt — brannte die Sterbekerze am Bette ſeines Vaters! —

„Juliane," ſtöhnte nun der Kranke zu ſeinem Weibe, „nimm den Schlüſſel da, und bring' mir — nein, bleib du bei mir; Stindl ſoll gehen und mir von der Lad' oben — nein, auch du nicht, biſt kein guter Sohn und hältſt im Geheim wohl gar mit dem Laubmüller; haſt es im Prozeß nie gut mit deinem Vater gemeint — biſt kein Mann und ſagſt nur vom Nachgeben. Der Katz wird ſo gut ſein, der

Natz; wir ſind uns immer gut geweſen, Natz, und du thuſt mir den Gefallen ſchon. Geh' mir auf den Boden hinauf, du weißt ja meine Lade, d'rin liegen die Waldakten, bring' mir ſie, da haſt — den Schlüſſel."

„Iſt gut, Bauer," entgegnete der Einleger und ging. Als er die Stiege hinauf ſchritt, lächelte er ein wenig — es war ihm ein ganz ſonderbarer Gedanke gekommen.

Auf dem Dachboden angelangt, öffnete er ſtatt der Lade den wohlbekannten Kaſten Stindls.

— — — — — — — — —

Von der Kirche klang ein Glöcklein heran. Mit Ausnahme der Bäuerin entfernten ſich die Anweſenden aus dem Zimmer. Draußen neben der Thüre knieten ſie nieder und erwarteten den Segen des nahenden Prieſters.

Drüben am Raine unter der bereits grünenden Linde kniete ein Mädchen und faltete die Hände.

Es war Agnes. Sie ſah bleich aus, aber als der zitternde Klang des Glöckleins näher und näher kam, als hinter dem Meßner, der die Laterne trug, der Prieſter im Chorrock und Stola mit dem Ciborium heranwandelte, da rötheten ſich ihre Wangen, da blickte ihr dunkelblaues Auge ſo innig und ſie betete zum Heiland, der da gekommen als liebevoller Freund, zum Troſte der Betrübten, zum Heile der Kranken, als Mittler zwiſchen dem Vater im Himmel und den Menſchen auf Erden! —

Der Prieſter ertheilte den Segen und trat dann in das Haus.

Ueber des Mädchens Haupt flog eine abgelöſte Blüthe

dahin und von ihrem Heimatshause herüber grüßten sie die Bänder und Kränze des wieder aufgerichteten Maibaumes.

— — — — — — — — — —

Und wieder klingt das Glöcklein dahin — gar traurig und das Flämmlein flackert düster durch den sonnigen Frühlingstag und der Priester wandelt im Chorrock und Stola mit dem Ciborium vom Krampppmeierhofe der Kirche zu.

Also todt?

Todt noch nicht; aber — unbußfertig! weint das Glöcklein und klagt es der lachenden Natur.

Der Kranke legte eine Generalbeicht ab — eine Beicht über das ganze Leben, von der ersten Zeit des Sichbewußtseins bis zum Todbette. Er zeigte sich reumüthig. Als aber der Seelsorger vom Waldstreite zu sprechen kam und dem Kranken vorschlug, den Laubmüller kommen zu lassen; als er vom Worte Gottes sprach, wie es für den Unversöhnlichen keine Sündenvergebung, keine Absolution gebe — da lachte Krampppmeier wild auf und rief: „Geht, geht mir mit euerem Laubmüller, diesem Betrüger und Mörder — wenn ihr mir sonst nichts mehr zu sagen habt, so geht!"

Und der Priester ging und der Krampppmeier blieb und knirschte.

Der Prozeß — und wer ihn gewinnt. Unkosten — und wer sie zahlt.

Am andern Tag sah es vor dem Krampppmeierhof gar eigen aus. Eine Menge Leute standen da und die riesige Gestalt des Laubmüllers lehnte an einem Thorpfeiler und

daneben sprudelte der Brunnen — trüb und gewaltig heute, so daß der Trog an allen Seiten überfloß. So trüb, wie dieses Wasser, starrten die kleinen, grauen Augen des Laubmüllers unter der Krempe des breiten Hutes hervor und in die Grenzschlucht hinab. Er gedachte wohl des unseligen Waldstreites.

Stindl stand am Zaune und hatte seinen grünen Hut trotzig über das Gesicht gezogen und die Kramppmeierin blickte nassen Auges zum düsteren Himmel empor.

Viele Leute standen im Hofe und redeten leise mit einander, oder sie schwiegen — Beides gleichviel sagend. Auch der Pfarrer, der Bezirksvorsteher und die beiden Advokaten, Gaukel und Trom, waren da. Selbst Letztere saßen betrübt in ihren schwarzen Kleidern und machten gar mißmuthige Gesichter.

Also todt?

Todt nicht; aber — der Himmel hatte in der vergangenen Nacht ein Wörtlein gesprochen — ein Wörtlein in Sachen des Waldstreites.

Nach den letzten heißen Tagen war gestern Abends über der Sandsteinalpe ein Gewitter losgebrochen, desgleichen, besonders in so früher Jahreszeit, sich die ältesten Leute nicht erinnern konnten. Ueber den steilen Bergabhang hatte das Grenzbächlein furchtbare Schluchten gerissen. Oben in der Hochwiese war eine Lawine abgegangen und im Streitwalde waren die größten Bäume entwurzelt und nebst Erdreich und Steinen auf die Aecker und Wiesen der beiden Großbauern abgeschwemmt worden. Der ganze Grenzstrich vom Streitwalde bis hinab gegen das Dorf bot ein klägliches

Bild der Verheerung. Und wo war nun das schöne, stolze Wäldchen zwischen dem Bächlein? Der Sturm hatte es geknickt: — mit ihren Aesten noch halb aus dem Schutte hervorragend, lagen die Bäume auf der gestern noch so herrlich grünenden Wiese zwischen den beiden Höfen.

Raben flogen darüber hin.

Wildschäumend toste der riesige Wießbach und rüttelte an den Dämmen und Wehren, als müsse er noch mehr des Uebels anrichten.

Und der Himmel war trüb und mit grauen Wolken bedeckt. Aber trüber und stürmischer noch, als Himmel und Wießbach, tobte es im Gemüthe des starrsinnigen Laubmüllers.

„Gut, schon gut, aber das sag' ich: wenn auch der beste Baum gebrochen und verschwemmt, der Wald gehört mir und meinen Kindern, und wenn darüber die Welt zu Grunde geht — ist gut, aber ich muß mein Recht haben!"

So murmelte der Bauer. Er schwor es sich.

„Aber heute," fuhr er in seinem Selbstgespräche fort, „heute endet der Prozeß und heute ist der Tag, wo er enden muß. Die Leute und die Herren sind da und die Schriften auch und — aber wenn der Krampppmeier stirbt — ja, dann — dann ist der Prozeß so aus. Blitz! wo hab' ich doch meine Akten?" er fuhr sich in den Taschen herum. „Wo doch heute mein Kopf steht, die Schriften liegen zu Hause — hat mir sie nicht der Natz in die Tasche gesteckt? — ei, sind ja schon da. So, und hier steht's schwarz auf weiß: das rechte Bächlein gilt als Grenze und der

Wald gehört dem Bauermüller und seinen Kindern! So ist's und dasselbe sagt der Herr Doktor!"

Mit dem Herrn Doktor meinte der Bauer den Advokaten Trom. Heute sind, wie schon bemerkt, die beiden Herren, welche gegen einander den Prozeß der Bauern verfochten, anwesend und werfen sich, wenn es just Jemand sieht, gegenseitig mord- und todthaltige Blicke zu.

Ja, die Herren Wankel und Trom stehen sich auch als Todfeinde gegenüber! — Und wäre auch das nicht, so sind sie stets bereit, für das Recht zu kämpfen, ohne Berücksichtigung irgend eines persönlichen Interesses oder einer Partei — blos nur der guten Sache willen!

Man lasse ja nicht die Vermuthung von „Spitzbuben, welchen das heutige Gewitter die ganze Ernte verdorben," oder dergleichen zweideutige Gedanken aufkommen — sind die beiden Herren unter sich was immer, in der Oeffentlichkeit kämpfen sie für das Recht und sind nebstbei persönliche Todfeinde!

Und wenn auch kein Streitwald mehr existirt, so gibt es doch einen Streitboden, und der Boden ist doch am Ende das Wichtigste für Kind und Kindeskind! Wenn der Krampppmeier wirklich stürbe, das wäre so eine fatale Wendung für die Sache, denn der Junge, der habe in dieser Beziehung keine Ader von seinem Vater und ließe wohl gar die vollen achthundert Klafter fahren, ehe er den Prozeß auch nur noch einen Tag weiter führte.

Das ungefähr waren die Ideen von Trom und Comp., als der Bezirksvorsteher bat, in das Haus zu kommen.

Im Zimmer des kranken Krampppmeiers war Alles bereit.

Nebst Tinte und Feder und verschiedenen Schriften lag auch eine Karte auf dem Tische ausgebreitet, auf welcher jede Quadratklafter, jeder Baum, jedes Brünnlein und Bächlein, jeder Zaun von Wald und Feld und Wiese und Garten der beiden Großbauern auf das Genaueste verzeichnet war.

Der Krampppeier lehnte halb aufgerichtet in seinem Bette und starrte auf den Tisch und die Karte hinüber und zuckte mit Mund und Augenbrauen.

Die Eintretenden grüßten stumm und setzten sich, der Bezirksvorsteher zu oberst des Tisches, neben ihm die beiden Advokaten. Weiter am Fenster der Laubmüller mit verbissenem Grimme, jeden Blick auf das Krankenbett vermeidend. Dann kamen die Anderen. Zu Füßen des Kranken saß der Arzt, die Bewegungen des Patienten genau beobachtend.

Der Pfarrer setzte sich auch an das Bett und faßte die Hand des Kranken; doch dieser zog sie schnell und trotzig zurück. Der würdige Priester war es ausschließlich, welcher die heutige Zusammenkunft angeordnet hatte, damit doch endlich nach dem Wunsche der Gemeinde, zum Wohle der beiden Nachbarn und zum Frieden des Sterbenden vollständige Ausgleichung und Versöhnung stattfinde.

Eine Stille war eingetreten, welche nur vom röchelnden Athemholen des Kranken unterbrochen wurde.

Der Bezirksvorsteher nahm das Wort, nannte die Gegenparteien und ließ sich von den Advokaten den Sachbestand des Prozesses genaueſt erklären. Hiernach berührte er in einer nachdrücklichen, eindringlichen Rede die materiellen und geistigen Nachtheile eines Prozesses im Allgemeinen und nannte Familien, die einst wohlhabend, durch Prozesse zu Grunde

gegangen. Er sprach von der Feindschaft und ihren Folgen für Kinder und Enkel und dem Aergernisse, welches dadurch einer ganzen Gemeinde gegeben werde. Und endlich sprach er, auf den Kranken blickend, von der schweren Verantwortung dessen, welcher mit der Schuld gepflegter Feindschaft vor dem ewigen Richterstuhle erscheinen müsse. Bevor er schloß, spielte Redner noch auf das verheerende Gewitter an, welches den betreffenden Wald vollständig vernichtete — ein wohl zu beachtendes Zeichen!

Viele weinten. Der Pfarrer warf dem Vorsteher einen dankenden Blick zu. Die beiden Großbauern starrten kalt und finster vor sich hin.

Der Bezirksvorsteher ging nun zur eigentlichen Sache und schlug den Gegnern vor, den streitbaren Boden unter sich in zwei gleiche Hälften zu theilen. Man hoffte ein sicheres Resultat und Alles blickte erwartungsvoll auf die beiden Bauern.

Der Laubmüller starrte unverwandt zu Boden. Seine Finger bohrten sich in die Faust, den Mund hatte er fest zusammengepreßt, damit eine etwaige drinnen entstandene Zustimmung ja sicher nicht heraus könne.

Noch unheimlicher war der Krampppmeier anzusehen. Er richtete sich empor und schnappte nach Luft. Dann stieß er das Wort: „Nein" heraus.

Einige sahen sich nach Augustin um, auf daß er komme und den Vater bitte und beschwöre. Allein Augustin war nicht gegenwärtig.

„Und das ist euer letztes Wort, Krampppmeier?" frug der Vorsteher ernst.

„Mein — letztes!“ ſtöhnte der Mann und ſank mit hochwogender Bruſt wieder auf den Polſter zurück.

„So wollt ihr euch Gotteslohn und unſern Dank erwerben, Laubmüller — wir bitten euch, verzichtet auf den unſeligen Waldgrund!“

Der Angeſprochene blieb unbeweglich. Im Zimmer tiefes, erwartungsvolles Schweigen.

Endlich richtete der Laubmüller ſein Haupt etwas auf und murmelte mit tiefer Stimme:

„Nein!“

Dann verſank er wieder in ſeine vorige Unbeweglichkeit. Auf der hohen Stirne des Bezirksvorſtehers lagerte ſich finſterer Unmuth. „Nun denn, ſo öffnet die Akten, daß wir den Sachverhalt ſelbſt verfolgen und entſcheiden!“

Der Laubmüller griff in den Lodenrock und warf einen Bund Papiere auf den Tiſch.

Der Kranke deutete auf ſeinen Kopfpolſter und ſein Weib zog unter demſelben ein Packet hervor und gab es dem Vorſteher. Dieſer legte es auf den Tiſch und wendete ſich nochmals zu den beiden Bauern.

Die zwei Advokaten lächelten ſich heimlich zu, als ſie ſahen, wie die Gegner ſo tapfer auf ihr „Recht“ beſtanden.

Endlich ergriff der Bezirksvorſteher Laubmüllers Bund und öffnete den zu oberſt liegenden Bogen. Schnell legte er dieſen bei Seite und öffnete einige andere. Er ſtaunte und ein leiſes Lächeln bewegte ſeinen Mund.

„Sind das euere Akten, Laubmüller?“ frug er, nicht ohne Anflug von Heiterkeit.

„Sind die rechten, Herr Vorsteher!“ antwortete dieser und betonte noch einmal: „die rechten!“

„Soll ich sie wohl vorlesen?“

Der Laubmüller bejahte stolz. Nun sollten sie es doch einmal hören und die ganze Gemeinde sollte es hören, wie es ist und daß er recht habe.

Der Vorsteher griff nach einem Blatte, erhob sich und las:

„Liebe Agnes!

Heute kann ich dir endlich wieder einmal schreiben, ich fürchte ohnehin schon, du meinst —“ man wurde unruhig in der Stube — „du meinst, ich hätte dich vergessen. Das ist aber nicht wahr, ich stehe oft fünf Minuten am Zaun und gucke hinüber, wie du Futter mähst.“ Der Vorsteher mußte ernstlich zur Ruhe ermahnen, dann fuhr er fort: „Dein Mähen, liebe Agnes, gefällt mir so, weil du es so flink und kräftig angehst. Und all dein Arbeiten gefällt mir, ich weiß nicht, wie es ist, aber manchmal thäte ich am liebsten zu dir hinüber springen und dir ein Busserl geben. Ich will dir heute auch recht was Wichtiges sagen: Du mußt mein Weib werden, Agnes, ich thue es nicht anders. Mein Vater hat schon gesagt, daß ich das Haus bekomme und heirathen soll. Der Vater hat auch ganz recht, aber ich nehme keine Andere als dich. Du wirst mich doch wohl auch mögen; du kannst dich verlassen, daß ich ein guter Mann bin und dich immer recht lieben werde. Ich grüße dich schön und verbleibe dein

Augustin.

Nachschrift. Gib acht, daß dir dein Vater die Briefe nicht erwischt!“

So hatte der Vorſteher über alle Unruhe hinaus langſam zu Ende geleſen. Die Geſellſchaft wußte nicht, was ſie ſich zu denken habe; der Laubmüller war aufgeſprungen und der Krampppeier machte die unruhigſten Bewegungen in ſeinem Bette.

„Das war Nummer eins,“ ſagte der Bezirksvorſteher und muſterte die übrigen Papiere — nichts, als Liebesbriefe.

„Eine gottverdammte Geſchichte!“ murmelte der Laubmüller, „oder ihr narrt uns, Herr!“

Der Vorſteher hielt ihm die Briefe vor die Naſe: „So ſeht denn ſelbſt, Bauer; das ſind die Papiere aus einer Taſche!“

Hierauf wurde das Packet des Krampppeier geöffnet und nun mußte der Vorſteher von Neuem lächeln.

„Thut ihr das abſichtlich, meine Guten?“ ſagte er zu den Bauern gewendet, „wenn nicht, ſo iſt es der launigſte, gute Geiſt, der hier eingreift. Ich will auch aus den Papieren des Krampppeier etwas vorleſen.“

Sofort las er folgende Zeilen:

„Lieber Stindl!

Du weißt auch gar nicht, wie mich deine Briefe freuen, ſie ſind die einzige Freude, die ich habe. Denke dir, mein Vater iſt ſo hart auf mich, weil ich ihn gebeten habe, er ſoll nachgeben im Waldprozeß. Und ſo lange der Waldſtreit nicht aus iſt, können wir nicht zuſammen kommen; ſonſt aber muß ich dir nur ſagen, Stindl, wenn du mich magſt, ſo iſt es mir ganz recht und wenn ich dich nicht kriege, ſo bleibe ich eine Dienſtmagd mein Leben lang. Ich will

schon recht beten und du mußt mir auch helfen, daß die Feindschaft aus wird, dann wollen wir für die Eltern arbeiten und sorgen und dein Vater und meiner können zusammen auf die Felder und Wiesen gehen und rauchen und plaudern und deine und meine Mutter saßen so bei der Wiege — nein, was ich heute für eine zitternde Hand hab', ich mein' immer, ich werde noch einmal recht krank bei diesem Denken an den Waldprozeß. Agnes."

Der Laubmüller hatte sich während des Briefes auf die Lippen gebissen und Krampfmeier wollte gar aufspringen und den Nar erwürgen, daß er ihn mit den Papieren so schmählich hintergangen — Nar mußte von Allem gewußt und wohl gar Alles angezettelt haben.

Laubmüller musterte die Briefe — er erkannte die Handschrift der jungen Leute und wollte die Blätter sofort vernichten.

„Halt, Bauer, hier bin ich Sachwalt!" rief der Vorsteher Krenge.

Und der Krampfmeier? der barg sein bleich' Gesicht in's Bettuch, viele, viele Tropfen flossen aus seinen Augen — das Eis war geschmolzen! —

Als er endlich sein Haupt etwas erhob, verlangte er nach dem Laubmüller. Fast willenlos trat dieser zum Bett.

Der Kranke haschte zitternd nach dessen Hand und sagte leise, wie bittend:

„Laubmüller! — Laubmüller, geben wir den Wald unseren Kindern!"

Der Laubmüller drückte die Hand des Nachbars

Da, gerade in dem Augenblick ging die Stubenthür auf, der graue Kopf des Einleger-Natz guckte herein, dem folgten zwei blonde, junge Köpfe und — jetzt knieten sie — der Stindl und die Agnes — vor dem Bette und vor Laubmüller und baten, die Väter möchten doch — nicht böse sein und Ja sagen.

Sie baten hier um den Segen, um eine glückliche Zukunft. Wer hätte da noch böse sein und Nein sagen mögen!

Und doch, wer weiß, wie es noch gekommen wäre, aber da bat der Bezirksvorsteher, der Pfarrer, baten zuletzt Alle und draußen schien die milde Maiensonne — drinnen, da harrte Jemand und drängte: macht schnell! und dieser war der Tod.

Laubmüller und Kramppmeier reichten sich nochmals die Hände und gerade über den Häuptern der Kinder.

Das war Versöhnung und Segen!

Daneben stand Natz kerzengerade, salutirend. Er hielt Ehrenparad', fiel aber plötzlich aus der Rolle und rief lustig: „Der Prozeß ist aus!"

Es war eine allgemeine Bewegung und Aufregung, und in dieser wollten — zwei Herren davon. Da stand ihnen aber schon der alte Haudegen von Anno Dreizehn im Wege und rief: „Halt, wer da!"

Die beiden Herren, Gaukel und Trom, waren es, die davon wollten.

„Spißruthenlaufen und zehn Jahre Stockhaus!" schlug der Einleger-Natz beim Gericht vor.

— — — — — — — — — — — — — —

Der Krampppmeier hatte seinen Prozeß mit dem Nachbar und mit der Welt beendet. Er war gestorben.

Bald trug man den Mann hinaus und senkte ihn in die stille, kalte Erde.

Auf seinen Hügel ließ der Laubmüller ein eisernes Kreuz setzen. Das Kreuz hat auf dem Querbalken zehn Goldbuchstaben: „Versöhnung!"

Nichts als dieses Wort, aber es ist heute noch zu lesen, und wenn um Mitternacht der Vollmond auf den Hügel fällt, so glänzen die Goldbuchstaben weit hinaus: „Versöhnung!"

Die beiden Bauerngüter Krampppmeier und Laubmüller sind ein Ganzes geworden und tragen den Namen Laubmeierhof. Man kennt ihn weit und breit. Der ehemalige Streitwald trägt bereits wieder junge Bäume und das Kreuzwässerlein lassen sie fließen, wie es will. — Trotzdem haben Augustin und Agnes schon wieder einen Prozeß. Sie haben unlängst einen kleinen Nazi bekommen und da sagen und behaupten Beide: „Mir gehört er!" Der alte Nazi lächelt dazu, aber er thut nichts mehr zur Entscheidung.

Das Enkelkind.

„He, Pechelmax, dir iſt gar die Welt mit Brettern verſchlagen! Aber die Bretter ſind noch nicht gefügt, ſtehen als hohe, dichtäſtige Bäume noch, und verdecken dir die wunderliche Welt, die draußen liegt in der Unendlichkeit! Der Bettelmann iſt ein ſteinreicher Kauz gegen dir, der hat einen großen funkelnden Diamanten — die Sonne am blauen Himmelszelt; dir aber wachſen die Aeſte über dem Kopf zuſammen. Braunes Moos auf dem Boden, graue Flechten an den Stämmen und auf dem Geſtein, und eine kleine Hütte und viel Pech, das iſt dein ganzer Reichthum!“

„Iſt mir ſchon recht, liegt mir nichts d'ran,“ meint der Pechelmax und ſtopft ſein Pfeifchen, und drückt mit dem kleinen Finger den Tabak feſt, und ſchlägt Feuer, legt den glimmenden Schwamm unter den Deckel und zieht an. Man meint, er müſſe noch mehr darüber reden, ſobald es ordentlich brenne, er thut's aber nicht. Er legt ſich auf einen moosigen Strunk und raucht.

Iſt ihm „ſchon recht“. —

Der Wildbach brauſt vorbei an ſeiner Hütte; der Wildbach war zu Zeiten ſein beſter Freund, der ihn jeden Tag mit einem guten Trunk bewirthete und nicht Geld dafür verlangte, wie der Schenkwirth draußen in Hobelbach. Der

Wildbach hatte auch seine schwarze Tafel an der Wand hangen — der Wildbach, das war eine rechte Schenke! Zuweilen war er aber auch des Pechelmax grimmiger Feind, da wollte er, wenn oben auf der Alpe ein Gewitter war, an der Pecherhütte in der Schlucht seinen Zorn auslassen, wollte sie wegreißen und fortschwemmen.

Der Max raucht auch in solchen Stunden sorglos sein Pfeiferln. Was kann er auch Anderes thun, als Pechhacken und Tabakrauchen? es wird ja kommen was kommen will, es ist ihm ja Alles recht . . .

Fleißig ist er wie seine Nachbarn, die Spechte und die Ameisen. Vor der Hütte steht der kleine, zwei Fuß hohe Ofen aus rohem Steingefüge, das ist seine Fabrik, da kocht er das Harz, das er im weiten Wald gesammelt hat. — Der Mann hat viel „Pech" in seinem Leben. Gott sei Dank, daß er's hat, damit flickt er sich seine Gesundheit zusammen und seinen guten Muth und sein Herz, wenn's zuweilen einen Riß bekommt.

Das Pech und die Pecharbeit im grünen Wald ist ein rechtschaffen gutes Mittel, ein heilsames Pflaster gegen mannigfaltig Leid.

Mit Verlaub, Max, wir gucken ein wenig in deine finstere Klause hinein. Sapperment, da sitzt ja ein bildsaubres Mägdelein am Fenster! Zum Donner, so ein Gesichtchen möchte ich auch in meiner Stube haben; der Mund blüht wie eine Nelke im Garten, und die Augen sind wie zwei große Thautropfen im Rosengesträuche. Anna Maria heißt sie; an einer Flechtarbeit hüpfen ihre Fingerchen hin und her.

Das Körbchen ſchon fertig, Anna Maria? — Hat uns nicht zu kümmern, das Körbchen bekommt, mit Erdbeeren gefüllt, der Brachrainer Veit — wollt's ein Anderer haben, bekäm' derſelb' Andere einen Korb.

Der Brachrainer Veit iſt ein Burſche, der juſt geſtern mit dem Wachſen fertig geworden; ſein ſchönes Bauerngut ſtünde Keinem ſo gut als ihm ſelbſt, es wäre aber Mancher gerne ſo prächtig gewachſen und ſo angeſehen bei dem Weibervolk, wie der Veit.

Er denkt an Anna Maria, er weiß, was ſie flicht, und kommt der Feierabend, bringt er ihr die Weiden dazu. Die Hahnenfeder auf dem grünen Hut, die Gemslederhoſe ſteht Keinem ſo gut, wie dem Veit — dieſer Gedanke iſt von Anna Maria. Sein rother Bruſtfleck iſt auch von ihr, aber er weiß es nicht, daß ſie ihm einen vierblätterigen Klee hinein genäht hat, damit er nicht untreu werden kann.

Wenn in der Waldklauſe zwei junge, verliebte Leute zuſammen kommen, was werden ſie ſprechen?

„Grüß' dich ſchön Gott!" ſagte Veit, als er ihr einmal die Weiden brachte.

„Dank' dir ſchön Gott!" ſagte Anna Maria.

Er ſetzte ſich nieder und zählte die Weidenzweige. Er zählte ſie zwei- und dreimal — kein Menſch hatte ihn gefragt nach ihrer Zahl, aber er wollte nicht müſſig daſitzen. Sie wußten Beide nichts zu reden.

Endlich aber fiel ihr zuerſt was ein.

„Euer Pferd iſt doch ſchon wieder geſund?" frug ſie.

„Unſer Pferd, nein, daſſelb' iſt noch nicht geſund," antwortete Veit und zählte weiter.

Sie flocht und dachte nach, was ſie nun ſagen werde.

„Ich geb' dir ein Pechöl mit für euer Pferd," meinte ſie dann.

„Ein Pechöl? Daſſelb' wär' auch recht," verſetzte Veit.

Nun war es wieder ſtill, er zählte die Weiden, ſie flocht an dem Körbchen. Es fiel ihr nichts mehr ein zu ſagen.

Da kam der alte Max zur Thüre herein, polternd und derb und braun und ſchrundig und harzig wie ein Baumſtrunk.

„Euer Pferd, Veitl, iſt verhext," rief er, „biſt du ein Sonntagskind?"

„Ein Sonntagskind? Daſſelb' weiß ich nicht," antwortete der Burſche.

„Wenn du ein Sonntagskind wäreſt, müßteſt dich verkehrt auf das kranke Pferd ſetzen und ſo dreimal um's Haus reiten."

„Ich?" ſagte der Veit.

Der Pechelmax ſelbſt aber war ein Sonntagskind und aus Gefälligkeit für den Brachrainer beſchloß er, das kranke Thier von der Verhexung zu befreien.

Als der Burſche eine halbe Stunde auf dem Bänklein geſeſſen war, ſtand er langſam auf und ſagte: „Gute Nacht und behüt' Gott ſchön!"

„Auch ſo viel," verſetzte der Pecher.

„Komm' gut heim, Veitl!" rief ihm Anna Maria nach.

Geſprochen wurde denn wenig, gedacht vermuthlich auch nicht, mehr aber empfunden! Ich maße mir nicht an, das große Kapitel von dieſem Gefühle ſchreiben zu wollen; fraget die Waldhühner, fraget die Tauben im Brachrainerhofe,

ihnen iſt es vertraut worden bis auf den letzten Punkt, und ihnen ſind vertraut worden gar noch alle Gedankenſtriche dazu. Es gibt nichts ſo Verdrehtes, als ſtumme Liebe!

O, dieſes Weißbrunnthal! Man meint, vom Himmel ſei eine Lawine losgegangen und als Weißbrunnthal hernieder gerollt.

Und in weiter Runde herum die hohen finſteren Bergwälder; „die Welt mit Brettern verſchlagen", ſagen die Leute. Nur der alte Brachrainer ſagt es nicht, der iſt in ſeinen jungen Jahren als Soldat draußen geweſen in den Ebenen, in den Städten, am Meeresſtrande, der weiß wie weit die Welt geht. Er hat es den Leuten ſchon zehnmal erklärt, daß, wenn man in gerader Richtung fortgehe und fahre, immer weiter und weiter, man zuletzt von der entgegengeſetzten Seite wieder zurückkäme auf den alten Fleck. Aber die Weißbrunnthaler glauben es nicht, oder glauben es und denken nicht nach, und ſagen: „Meinetwegen". Nur der Pechelmax weiß eine Stelle, wo die Welt ganz gewiß mit Brettern verſchlagen iſt ...

Der Brachrainerhof ſteht auf dem Hügel, in den Fenſtern ſpiegelt ſich die Morgenſonne. Die Knechte laufen herum mit den Senſen und Heurechen; wie ſie das ganze Jahr hindurch auch ſteif und behäbig ſein mögen, zur Mähenszeit fährt Queckſilber in ſie. An der Hausthüre ſteht ein Mann, ein ſchon betagter aber ſtämmiger Mann mit grauen borſtigen Haaren, mit furchigem Geſichte, mit kleinen glühenden Augen. Er hält die Hände mit den ſchneeweißen Aermeln über der Bruſt gekreuzt, er flucht die Knechte und Mägde zum Hof hinaus auf die Wieſe. Der Brachrainer

flucht fort und fort und um seine scharfen Lippen geht ein Zug, der sieht völlig aus wie ein versteinerter Fluch. Der Brachrainer ist ein Wildling: wenn ihn von seinen Leuten Jemand ärgert, so schlägt er d'rein; wenn's aber ein Fremder thut, so beißt er sein eigenes Pfeifenrohr in Splitter.

Sein Prozeß, sagt man, macht ihn so unwirsch. Der Brachrainer hat mit seinem Vetter, dem rothen Nachbarn, einen Prozeß, es handelt sich nur um eine kleine Wiese an der Grenze. Aber der Prozeß ist schon so alt, wie der einzige Sohn des Hauses, der Veit, und die Unkosten des Prozesses sind unendlich größer als der Werth der Wiese; sie werden, ist der Streit endlich einmal entschieden, dem Verlierenden an's Leben gehen.

„Der Brachrainer hat Recht," sagt sein Doktor.

„Der Vetter Nachbar hat Recht," sagt des Andern Doktor.

„Und ich geb' nicht nach!" sagt der Brachrainer.

„Und ich geb' nicht nach!" sagt der Vetter Nachbar.

Da zermalmt der Brachrainer sein Pfeifenrohr. —

Heute stand er also an seiner Hausthüre, und als das Gesinde auf die Wiese fortgezogen war, rief der Bauer mit gewaltiger Stimme „Jackel!"

Stand gleich da der Jackel, ein junger Schlingel, und hatte schon einen kürbisgroßen Kropf.

„In den Wald hinaus, auf den Baum hinauf, Streu hacken' hurtig!" so rief der Alte. Da zuckte der Jackel zusammen, er getraute sich ja auf keinen Baum. Aber er nahm die Axt und die Steigeisen und ging hinaus gegen den Wald, und der Bauer folgte ihm auf der Ferse.

Sie ſtanden dort bald vor einer mächtig hohen Fichte. Der Jackel ſchnallte ſich ſchluchzend die Steigeiſen an; der Bauer fluchte und ſchoß Blitze aus ſeinen Augen: „Nu, wird's oder wird's nicht?“

„'s wird nicht,“ hauchte der Jackel, „ich getrau' mich nicht hinauf.“ Er zitterte, aber der Alte ergriff einen Aſt. Das wirkte, der Junge kletterte an dem Stamme empor wie ein Eichhörnchen. Gleich nachher rauſchten die Aeſte hernieder, und als der Jackel hoch auf dem Wipfel war, da jauchzte er, daß es weithin klang in die Waldberge.

Aehnlich lernen die jungen Burſchen das Streuhacken — ſo ein Bauer und ſo ein Aſt, dann vergeht alle Angſt und aller Schwindel.

Der Alte ſchlug ſich brummend Feuer und ſchritt dann langſam ſeinem Hofe zu.

„Kruzifix und alle Türken! wer reitet denn dort auf meinem kranken Schimmel um's Haus herum?“

Der Pechelmax war eben dabei, als Sonntagskind dem Pferde die Hexerei zu vertreiben; er ſaß verkehrt auf dem Thiere und hielt den buſchigen Schweif in der Hand. Aber noch ehe der Bauer herangepoltert kam — das Thier war denn wirklich verhext — lag der gute Pechelmax in einer hoch aufſpritzenden Pfütze. — Max, wenn ich dir einen guten Rath geben dürft', 's wäre vernünftig, du machteſt dich davon; ſchau, in des Bauers Auge funkelt es ſo unheimlich, und der Schimmel iſt lange ſchon beim Frühſtück unten auf dem Kleefeld.

Der Pechelmax kriecht langſam aus der Lache, ſchüt-

telt ſich ab und ſagt ruhig: „Biſt heute ſchon im Wald geweſen, Bauer?“

„Bin auch ſchon wieder zurück, wirſt es gleich ſehen!“ antwortete der Bauer mit den Händen fuchtelnd; „was haſt denn du mit meinem Pferd zu ſchaffen?“

„Macht nichts,“ meint der Pecher, „ich puz' mich ſchon wieder ab, und in der Sonne wird Ein's gleich trocken.“ Im Geheimen aber dachte er ſich: Heut' gibt's was, Mazel, heut' hätteſt deinen Buckel daheim laſſen dürfen.

„Was du mit meinem Pferd zu ſchaffen haſt?“ ſchrie der Brachrainer, „vor dir iſt nichts ſicher!“

„Nichts ſicher?“ ſagte der Pechelmax gedehnt.

„Du haſt mir den Schimmel verhext, und deine Dirn hat mir meinen Veit verhext. Rein verrückt iſt mein Bub und all' Tag lauft er hinein in die Waldhütte. Aber ich ſag' dir's, du Waldbär, Brachrainerin wird deine Anna Maria nie — und eher fällt die Sonne in dieſe Pfütze hinein!“

„Liegt ſchon drin,“ verſetzte der Pecher, „ſchau, Bauer, ſie guckt hellicht heraus!“ — Es war ſo, die Sonne ſpiegelte ſich in der Lache.

Der Max ſchlich ſofort davon und ſeinem Walde zu. Als er unterwegs den Schimmel auf dem Kleefelde mit vielem Appetit graſen ſah, da dachte er bei ſich: „Der Tauſend, geholfen hat's doch; weil ich halt ein Sonntagskind bin!“

An demſelben Tage war der Veit beim Verwalter im Schloß draußen. Der Burſche hatte es nimmer ausgehalten, die

Liebe war groß, die Einfalt nicht gar klein, sagte er denn zum Verwalter: „Gestrengen, ich hätt' eine Frag'. Ich weiß ein junges Diandl, im Wald ist es gewachsen und zeitig ist's auch. Mein Vater aber will's nicht leiden, daß ich sie heirathe, aber der Anna Maria wär's recht, und — mir wär's wohl auch recht. Jetzt will ich anfragen, hätt' der Herr Verwalter nichts dagegen?" —

Als der Veit heim kam in den Hof, brachte er die Erlaubniß mit sich und einen Brief an den Brachrainer.

Dieser rief den Burschen in ein Extrastübel und sagte: „Veitel, ich sag' dir's, mach' mir keine Geschichten — die Pechöldirn nimmst mir nicht!"

„Und die Pechöldirn nehm' ich doch!" versetzte der Bursche.

„Ist auch recht," entgegnete der Alte ruhig, „dann bist von dieser Stund' an ein Bettelbub."

So eine Rede bedeutet was; der Bauer will seinen Sohn enterben, ausschließen von Haus und Grund und von dem Vaterherzen.

Von dieser Stund' an ein Bettelbub!

„Vater, vielleicht gehen wir noch zusammen mit dem Brodsäcklein von Haus zu Haus," sagte Veit und zog den Brief vom Verwalter aus der Tasche.

Der Alte reißt ihm den Brief aus der Hand, und wie er ihn nun liest, beißt er die Zähne an einander, daß sie scharren und schäumen, und die Finger ballen sich mit dem Papiere krampfhaft zusammen. — O Gott, Veit, schau deinen Vater an, er stürzt über den Stuhl, er schlägt den Kopf an die Wand, er ist blaß wie ein Stein auf der

Straße. — Kaltes Waſſer und ein Aderlaß; der Tod hatte ſchon an das Fenſter geklopft mit ſeiner Senſe, dann ging er vorüber.

Der Prozeß verloren! Im Briefe ſtand's geſchrieben.

Nach etlichen Monaten ſah es ganz anders aus auf dem Hofe. Das Weißbrunnthal iſt ſchön wie immer, in den Fenſtern des Brachrainerhofes ſpiegelt ſich die Sonne oder das Gewölke des Himmels. Die Prozeßgeſchichte war vorläufig wieder eingeſchlafen, von Unkoſten keine Rede; auf der Streitwieſe weidet der Vetter Nachbar ſeine Rinder.

Anna Maria iſt Brachrainerin. Im Hauſe hört man den Zimmermann, der ſchneidet, hobelt und nagelt ein Wieglein zuſammen. Der alte Pechelmar ſieht daneben und wie er das Holz zuſammenfügen ſieht, denkt er bei ſich ſelbſt: die Welt mit Brettern verſchlagen!

Der alte Brachrainer iſt ein armer, armer Mann. Sie dürfen ihn nicht frei herumgehen laſſen, er ſchlüge der Schwiegertochter zu Boden, er zündete gar das Haus an. Sie müſſen ihn gut verwahren in einer Kammer und ſie müſſen wachen Tag und Nacht, daß er ſich kein Leid anthut. Der Verluſt des Prozeſſes hat ihm das Gehirn zerrüttet, er verfiel dem Wahnſinne und der Tobſucht. Das war ein gar ſchweres Kreuz für den Brachrainerhof, und eine Gefahr, die jeden Augenblick zu einem ungeheuren Unglücke werden konnte. Endlich aber ſchafften ſie den bedauernswerthen Mann hinaus nach Hebelbach in das Gemeindeſpital.

Nun war wohl Friede auf dem Hofe, aber keine rechte

Freude; es war wohl Liebe zwischen Veit und Anna Maria, aber kein wahres Glück — der Gedanke an den unglücklichen Vater, gegen dessen Willen sie sich verehlicht hatten, lag wie ein Fluch auf ihren Herzen.

Der Max hatte sein Pechgeschäft aufgegeben und half in der Feldarbeit, aber des Abends ging er jedesmal in seine einsame Waldhütte; er konnte in einem fremden weichen Bette nicht schlafen, er mußte sein Nachtlager haben.

Eines Tages kam der Amtsbote in den Hof. Er kam mit der Rechnung der Prozeßkosten. Der Veit blickte in das Papier und wurde blaß, aber er brach nicht zusammen und bedurfte keines Aderlasses.

Seinem Weibe konnte er es nicht sagen zu dieser Zeit, aber er sah im Geiste Haus und Hof zu Grunde gehen. Die Unkosten des langjährigen Prozesses um die kleine Wiese machten mehrere tausend Gulden aus. Der Veiten Nachbar ging oft an dem Brachhauerhofe vorüber und zog ein grinsendes Gesicht und lauerte und rieb sich die Hände.

Das waren traurige Tage für den Veit; sein junges Weibchen sah ihm den Kummer an.

Sie saßen zusammen auf dem Bänklein vor dem Hause, da faßte sie seine Hand an, legte dieselbe in ihren Schooß und sagte: „Krank wirst mir doch nicht sein, Veit?“

„Krank? nein, dasselb' nicht,“ antwortete er, und schnitt mit dem Taschenmesser Scharten in das Bänklein, mit derselben Gedankenlosigkeit, wie er einst die Weiden geschält hatte.

„Du wirst dir das Messer verderben,“ sagte Anna Maria.

„Das Meſſer? nein, dasſelb' glaub' ich nicht," entgegnete er und ſchnitt und ſchnitt.

Ja, Veit, es iſt beſſer, du ſchneideſt tief in das Holz hinein, als in das Herz deines liebgetreuen Weibes, zur Zeit, wo ſie von dem Unheile nichts ahnen darf.

Der junge Bauer ging zum Amtmann, ging zum Verwalter auf das Schloß; dieſe konnten nichts ändern, es that ihnen leid, ſie ſchüttelten die Achſel. Sie ſchüttelten die Wehklage des ruinirten Mannes ab, dann ging dieſer wieder ſeinem Hauſe zu.

Wieder leuchtet die Morgenſonne in den Fenſtern des Brachrainerhofes. Wer hat dieſes Haus aufgebaut und in den Wohlſtand gebracht? Der Mann, der in dem Gewahrſam des Spitales ſchmachtet ... Veit dachte daran, wie er an dieſem Morgen die vielen Leute auf dem Anger vor dem Hauſe herumlaufen ſah. Das waren nicht die Knechte, die auf die Wieſe gingen; fremde Menſchen waren es und Herren aus dem Amte. Sie ſchlugen unter der Tanne ein Tiſchchen auf. Im Graſe lag der Reif, auf den Nadeln des Baumes funkelten Thautropfen.

Der Amtmann ſetzte ſich zum Tiſchchen, legte ein Packet Papiere hin und einen eiſernen Hammer dazu. Jener Mann dort mit dem rothen blatternarbigen Geſichte iſt der Vetter Nachbar. Er hat einen breiten Ledergurt um die Lenden, da hinein ſteckt er immer ſeine zwei Daumen und trommelt mit den anderen Fingern auf dem Gurte. Er geht in Haus und Hof herum, wie wenn ſchon Alles ſein eigen wäre.

Anna Maria war heute länger in ihrem Stübchen

als sonst, sie bettete die neue Wiege auf — sie that's in Bangigkeit und in Freudigkeit. Da frug sie den Veit: „Was steigen denn heut' da draußen so viele Leut' herum?"

„Leut'?" versetzte der junge Bauer, „dasselb' wüßt' ich selber nicht."

„O, recht gut weißt es," sagte Anna Maria, „das Haus willst verkaufen, weil kein Glück und Segen mehr darauf liegt."

„Das Haus?" entgegnete Veit, „ja, es wird völlig so sein."

„Mir ist es schon recht," sagte sie; „wer arbeiten kann, der hat im Wald auch einen Erwerb."

„Dasselb' ist wohl wahr," sagte Veit.

„Schau'," versetzte das Weib, ich hätt' dir's ja schon lang' gern sagen mögen, 's ist mir nicht gut auf dem großen Hof, und meine Pecherhütte kann ich nicht vergessen. Ich sag', Veit, du gehst auch mit mir in den grünen Wald."

In diesem Augenblicke rief draußen der Amtmann laut:

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Zum Ersten — neunhundert und fünfzig zum Zweiten! zum Zweiten! Neunhundert und fünfzig zum! — zum! — Dritten!"

Der Hammer fiel auf den Tisch. Der Brachrainerhof gehörte dem Vetter Nachbar.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Anna Maria hatte es gehört. Hatte sie es doch früher geahnt; was sie vorhin sprach, das sagte sie nur, um ihrem

Manne das Herz zu erleichtern. Nun erhob sie sich, nahm ihn an der Hand und sagte: „Jetzt, Veitl, gehen wir.“

„Gehen?“ sagte dieser, „ja, dasselb' thun wir. Aber ich denk', das nehmen wir auch noch mit.“ Er hub sich die Wiege auf die Achsel, sie traten hinaus.

„Oho!“ rief der Vetter Nachbar. „es reicht ohnehin das Zeug nicht aus für die Schulden, und davon schleppen auch noch was? Gleich absetzen!“ Er zog dem Veit die Wiege von der Achsel.

Da brach dieser los. Eine Haue riß er von der Wand und schwang sie: „Mir und meinem Weibe habt ihr die Heimat geraubt, 's mag sein! Aber wer diese kleine Heimat meines Kindes unter den Hammer bringt, den — beim Herrgott im Himmel! den schlag' ich nieder!“

Der alte Pechelmax kam herbeigeholpert, nahm die Wiege auf den Rücken und trug sie seiner Waldklause zu.

In der kleinen Waldklause wohnt der Friede und die Liebe und der Segen. Auf dem Fensterlein steht ein Topf mit immergrünem Rosmarin. Auf der hohen Tanne sitzt ein silberfiedriges Vögelein und guckt nieder durch das Geäste und zum Fensterchen und in den Rauchfang hinein und schreit in einemfort: „Sie ist wieder da, sie ist wieder da!“

Ja, Anna Maria ist wieder da . . .

Anna Maria ruht auf dem Lager von Flechtenmoos und hält ein kleines Kindlein an der Brust. Die Wiege daneben ist schon eingeweiht durch den ersten, süßen Schlaf des Neugebornen.

Der Max und der Veit sind draußen im Wald. Wie

sie so schneiden und hacken an den uralten Bäumen, da sitzt auf einer jungen Tanne eine Amsel und singt: „Sollst heim, Veitl, sollst heim zu deinem Weib!“

Die beiden Männer hacken, daß die Späne fliegen; das Vöglein hüpft immer näher und näher und läßt sich nicht verscheuchen.

„Sollst heim, Veitl, sollst heim!“

Sie haben es nicht verstanden. In der Hütte aber ist es einsam und still, nur den Holzwurm hört man knacken in der Wand. Anna Maria denkt an Vergangenheit und Zukunft und drückt den Säugling innig und innig an das Herz.

Da knistern draußen Tritte herbei, da fliegt die Thüre auf und — der alte wahnsinnige Brachrainer stürzt herein in der grauen Zwilchjacke, mit fliegenden Haaren, mit zerzaustem Bart, mit funkelnden Augen, an dem Arm noch den Eisenring einer gesprengten Kette — in der Hand eine schwere glitzernde Holzaxt.

Anna Maria stieß einen Schreckensschrei aus, aber der Alte rief wild lachend: „Find' ich dich? — Hab' ich dich? — du bist dieselb' Hex, die mein Pferd verzaubert hat, und meinen Sohn und mich selber noch dazu, daß ich den Prozeß hab' verloren. O, wart', schau dir an diese Hack', damit will ich jetzt uns All' mit einander erlösen!“

Schon schwingt er hoch die Axt, da erfaßt das Weib, in Todesangst den Säugling und hält ihn empor und ruft aus: „Vater — euer Enkelkind!“

Zwei Augenblicke steht der Alte still, wie zu Stein geworden, dann sinkt langsam sein Arm mit dem Beile, ein tiefer Athemzug entringt sich seiner Brust und hinstürzt er

vor das Bett und ſtreckt ſeine Hände aus nach dem Säugling, und in bebendem Tone, halb weinend, halb lachend ruft er aus: „Mein Enkelkind!“

— — — — — — — — — — — — — — —

Als hernach der Max und der Veit zurückkamen vom Walde, da lag der Kleine in der Wiege und der alte Vater im Bette, und Anna Maria ſtand dazwiſchen und ſchaukelte den Erſteren und pflegte den Letzteren. Der Letztere war blaß und gebrochen, er lächelte, er ſprach milde Worte, er reichte Allen die zitternde Hand und ſagte: „Nun hab' ich euch lieb All' miteinander. Hättet mir's früher geſagt!“ Und auf die Wiege zeigend: „Der da hat uns erlöſt. Dafür kriegt er auch das Trücherl voll Thaler im hohlen Tannenbaum.“ —

Am nächſten Tage kamen zwei Männer von Hobelbach, ſie ſuchten den entflohenen Brachrainer und wollten ihn wieder zurückführen in das Spital. Sie kamen zu ſpät; der alte Mann tobte nicht mehr — licht war es geworden in ſeiner Seele, ehe ſie auszog aus dem armen, durch Leidenſchaft zerſtörten Körper.

Zwei Tage nachher lag er ſtill und blaß da auf dem ſchmalen Brette, ganz nahe an der ſchaukelnden Wiege.

Aber einen ſegnenden Blick hatte der Brachrainer im Sterben gehabt für Kinder und Kindeskind, und in Veits und Anna Mariens Herzen war der Bann gelöſt. —

Die Spitalkammer in Hobelbach aber blieb nicht leer. Es wohnte nach wenigen Jahren wieder ein Weißbrunnthaler darin — der Vetter Nachbar. Er tobte nicht ſo ſehr wie

sein Vorgänger, aber er wollte sich immer an's Leben, weil er ein großer Betrüger sei, der aus der Welt geschafft werden müsse. Bestimmtes aber war aus dem Sinnverwirrten nicht herauszubringen.

Der Veit und der alte Max taglöhnerten zuweilen im Brachrainerhofe. Da, einmal, als sie die alte Tanne vor dem Hause umhieben, und traurig jenes Tages gedachten, da hier das Tischchen mit dem Hammer gestanden, fanden sie in der Höhlung des Baumes ein Thonkästchen. Es war schwer und inhaltsreich, es enthielt viele hundert Thalerstücke und die Urkunde: „Hans Brachrainer, der Brachrainhofer, hat das bewahrt für sein erstes Enkelkind."

Veit erwarb mit diesem Kästchen sein Heimatshaus wieder. Heute ist er betagt und sein Sohn bereits erwachsen. Er lebt im Frieden mit der Nachbarschaft und führt keinen Prozeß. Seinem Sohne — der als neugebornes Kind den wahnsinnigen Großvater besänftigt und dadurch unabsehbares Unglück verhindert hatte — erlaubte er, sich ein Mädchen in den Waldhütten zu suchen. Die Wohlhabenheit im Brachrainerhofe steigt von Jahr zu Jahr, und dennoch hat auch Veit heimlich irgendwo einen Nothpfennig niedergelegt für sein erstes Enkelkind.

Der Pechelmax ist uralt, er labt sich an der schönen Gestalt und an dem treuherzigen Gemüthe seines Enkels, er will und mag nicht sterben, ihm ist die Seele mit Pech in den Leib geklebt. Er wartet noch auf sein Urenkelkind.

Das Paradeisg'spiel.

Wensgau heißt das berühmte Dorf. In einem einsamen Thale der Alpen ist es gelegen; die Nachbarorte liegen alle weitab, denn die Wensgauer Wiesen und Wälder und Aecker drängen die Nachbarschaften auf Stundenlänge zurück. Wensgau ist Herr im Thale und die Bauern von Wensgau tragen silberne Knöpfe an den Westen und silberne Schließen an den Hüten. Und die Bäuerinnen von Wensgau tragen Goldhauben und Sammtjoppen und Taffetschürzen und noch andere sehr werthvolle Dinge. Die Ada trägt heimlich gar ein goldenes Ringlein am Finger.

Wer ist die Ada, weshalb trägt sie das Ringlein? und von wem? und seit wann? Ja, lieber Leser, das ist eben die Geschichte vom Paradeisg'spiel.

Da vom Paradiese die Rede sein soll, so bringt es schon die Sache mit sich, daß wir mit dem Gott-Vater beginnen. Und der Gott-Vater zu Wensgau war der Großbauer Kirchrigler. Er war als Dorfrichter grau geworden. Wohl hatte der Kirchrigler erst vor Kurzem seinen fünfzehnten Geburtstag gefeiert, und dennoch hatte er nicht allein schon einen Sohn, der beim Militär war, sondern auch bereits eine erwachsene Tochter. Der Kirchrigler war vor mehr denn sechzig Jahren am 29. Februar geboren. Aber der Kirchrigler

behauptet, er hätte von Natur aus noch nicht graue Haare, doch das Richteramt sei so voll Sorge und Kummer, das hätte ihm kein gutes Haar auf dem Kopfe gelassen. Der Kirchiger ist nicht gering anzuschlagen, er ist das Haupt der Gemeinde. Der Pfarrer ist nur ihre rechte Hand, der Schulmeister ihre linke, der Erzengel-Bader ihr rechter Fuß und der Lucifer-Schneider ihr linker. — Nu, nu, der Bader ist just kein Engel und der Schneider kein Teufel — sind lauter gutmüthige, fehlbare, liebenswürdige Menschen. Die absonderlichen Namen kommen eben vom Paradeisg'spiel, welches seit undenklichen Zeiten in Wensgau aufgeführt wurde und wobei der Bader den Erzengel Michael und der Schneider den Lucifer gab. Der Bader kam bei dieser Namensaneignung vortheilhaft weg; denn eigentlich hatte er den Namen Esel-Bader bekommen, weil er, da er schwach zu Fuß war, stets auf einem Esel zu seinen Klienten reitet. Hingegen trägt der Schneider außer seinem schwarzen Bühnennamen den wohlklingenden Titel: „Himmelherrgottsschneider". Dieser Titel kommt lediglich von seinem Ehrenamte, denn der Schneider ist Kirchenprobst zu Wensgau und hat als solcher die Meßgewänder, Fahnen, Altartücher und den „Himmel" (Baldachin) in gutem Stande zu halten, respective in guten Stand zu setzen. Zwar schafft er nebst solchen göttlichen Dingen wohl auch Beinkleider und Joppen für gebrechliche Menschenkinder, doch ist er zu obigem Titel eines himmlischen Hofschneiders wohl berechtigt, und der Lucifer läuft nur so neben mit her und ergreift blos einmal des Jahres vollständigen Besitz von dem Schneider, nämlich zur Zeit des „Paradeisg'spiels".

Dieſes Paradeisg'ſpiel hatte das Dorf Wensgau berühmt gemacht weit in die Alpen hinein und in das Land hinaus. Wie oder wann es aufkam, aus welchem Anlaſſe es zuerſt gegeben wurde, das war nicht ermittelt. Indeß behaupteten Viele ganz im Ernſte, unſere erſten Voreltern Adam und Eva ſeien nach ihrer Vertreibung aus dem Paradieſe in dieſes Thal von Wensgau her verſetzt worden, hätten hier gelebt und alljährlich zur Erinnerung an das Paradies ein Spiel aufgeführt, in welchem die Erſchaffung der Welt, die Empörung der hoffärtigen Engel, der Paradiesgarten und der Sündenfall dargeſtellt wurden.

Und ſo ſei das Paradeisg'ſpiel entſtanden und im Gebrauche geblieben bis auf den heutigen Tag.

Die Aufführung fand gewöhnlich zur Winterszeit, am zweiten Weihnachtstage ſtatt; da hatten die Mitwirkenden Zeit ſich gebührend vorzubereiten, und die Leute der Umgebung ſich in Wensgau zu verſammeln. Es ging ernſthaft dabei zu; die Wensgauer behandelten ihr Paradeisg'ſpiel wie einen Gottesdienſt, und ſelbſt die vielen drolligen Dinge, die im Stücke vorkommen, wurden mit Würde und Pathos dargeſtellt.

Der Kirchrigler gab ſeit vierzig Jahren den Gott-Vater und klebte ſich ſo lange weiße Locken an, bis ihm endlich ſelbſt welche gewachſen waren. Mit ſolchen Rollen ging es freilich; der Gott-Vater und der Teufel ſind nie zu alt und nie zu jung; der Erzengel Michael hilft ſich zur Noth mit Schminke; ganz anders aber ſteht's mit den Hauptperſonen, mit Adam und Eva. Eine und dieſelbe Eva taugt nur für ein oder zwei Jahre, dann iſt ſie verheirathet und ein- für

allemal keine Eva mehr. Es iſt noch nicht vorgekommen in Wensgau, daß eine Eva ledig geblieben wäre; es liegt auch in der Natur der Sache — Eva im Paradeisg'ſpiel kann nur die ſchönſte ſein. Ei, einmal ging's aber doch ſchief. Der Jäger-Toni hatte den Adam, die Weber-Regerl die Eva geſpielt — und ſiehe, die beiden jungen Leutchen faßten ihre Rollen zu ernſt auf, und noch vor Jahresfriſt kam ein kleiner Kain, der, ſtreng genommen, gar nicht zum Spiele gehörte.

Alſo faſt für jedes Jahr eine neue Eva, ein neuer Adam: das brachte die Direktion, und dieſe war der Lucifer-Schneider, oft in eine große Verlegenheit.

Für dieſes Jahr nun hatte ſich der Lucifer-Schneider wohl ſchon ein Pärchen zuſammengeguckt. Da war Aler, der Schulmeiſtersſohn, ein hübſcher und luſtiger Student, der für die Feiertage auf Vacanz daheim war; und da war Ada, die heitere, bildſaubere Tochter des Kirchriglers. Das war dieſelbe Ada, die zuweilen heimlich das goldene Ringlein am Finger trug, ſo an Sonntagen, wenn ihre Hand keine Arbeit hatte und unter der Schürze ſein konnte. An dem goldenen Ringlein hingen, wenn auch unſichtbar, zahlloſe andere, eine ganze Kette, und das letzte Glied an der geheimnißvollen Kette war wieder ein ſichtbares goldenes Ringlein, und dasſelbe ſteckte dem Schulmeiſtersſohn am Finger. Sie hatten es ſo eingerichtet, und das war der Fehler an dem Wensgauer Gott-Vater, daß er nicht allwiſſend.

Zum Glücke wußte der alte Kirchrigler von dieſem ſeinem eigenen Fehler nichts und er meinte, es müſſe Alles

geſchehen, wie er es wolle und wiſſe. War er doch Richter und Gott-Vater ſeit vierzig Jahren.

Heute, es war ein Sonntag-Nachmittag im Advent, ſaß der Kirchrigler in ſeinem Stübchen und blätterte in der Bibel. Seine Tochter war in der Chriſtenlehre. Er ſchöpfte wohl ſeinen Unterricht aus dem uralten Buche, um tiefer in den Geiſt der Gottvater-Rolle einzudringen? Nein, das hatte er deswegen nicht vonnöthen, ſeit vierzig Jahren ſpielte er ſie, und er hatte den Gott-Vater im kleinen Finger.

Draußen vor der Thür klöpfelte ſich Jemand den Schnee von den Schuhen. Der Lucifer-Schneider trat ein: „Gelobt ſei Jeſus Chriſt! — Fleißig, fleißig, Kirchrigler?“

„Zwar nit gar recht viel, nur daß ich ein wenig in's Büchel guck'. — In alle Ewigkeit, Amen! — Steigſt auch daher, Schneider?“ entgegnete der Alte und legte ſeine unbändigen Augengläſer zwiſchen die Blätter.

Der Angekommene, ein ſchlanker, hagerer Mann mit einem blonden Spitz- und Backenbart, ſetzte ſich ſogleich zum Tiſchchen. „Der Pfarrer ſoll ſich den Chorrock ſelber über den Kopf ſtreifen, wenn er mit ſeiner Chriſtenlehr' fertig iſt!“ ſagte er. „Unſereins hat jetzt anderweitig zu thun. Der Wirth-Franzel läßt ſchon die Tanzſtuben ausräumen, der Schulmeiſter den Engelmarſch einüben, der Bader malt ein neues hölliſches Feuer; kehr' die Hand um, werden die Weihnachten da ſein, und ich hab' noch keinen Adam und keine Eva. Kirchrigler, ich kann dir nit helfen, deine Tochter muß her — nachher will ich den Adam ſchon auftreiben.“

Der Richter hatte es gehört und trommelte mit den

Fingern auf dem Buchdeckel. Er trommelte einen Marsch, und als er ihn ausgetrommelt hatte, schloß er die Finger gemächlich in die Faust hinein und hob ein wenig den Grautopf. „Schneider," sagte er bedachtsam, aber mit einem Tone, der den Direktor nicht allzuviel hoffen ließ, „das Paradeisg'spiel ist in Rechten und Sitten aufgekommen, und ich halt' was d'rauf und ich denk', so lang ich der Gott-Vater bin, wird der Namen Gottes nicht eitel genannt werden bei unserm ehrsamen G'spiel. Der Erzengel Michael hält sich gleichwohl auch brav; über den Lucifer läßt sich gerade auch nichts Uebles sagen, nur thust mir mannigsmal die Zungen ein wenig zu viel hervor. Das darf nit sein, Schneider; der Lucifer ist ein Engel Gottes gewesen, und ist er gleichwohl durch seine Sünd' häßlich geworden, so lese ich doch nirgends in der heiligen Schrift, daß er deswegen die Zungen heraushängen hat lassen. Nachher, Schneider, thust mir auch mit der glühenden Ketten ein wenig zu viel herum, daß man oft sein eigen Wörtel nit versteht. Nur daß ich dir's sag', kannst es dessentwegen halten, wie du willst, machst sonst deine Sach' recht brav. — Ist so weit Alles in der Ordnung, halt — bis auf die Adam und Eva, das aber ist dir ein leichtsinnig Volk! Weißt ja, wie er allfort Hallodria treibt, wie er sie halst, wie er gar mit seinen Lippen zu ihrem Mund fährt. Freilich, 's ist so das alt' Herkommen, und man kann's nit ändern, darf's nit ändern, aber meine Tochter geb' ich nit her zu einer Eva."

„Wenn ich aber einen recht sittsamen Adam thät wissen?" bemerkte der Schneider.

„Iſt der Adam, wie der will, meine Tochter geb' ich mit her!"

Aber Eine muß doch wohl ſein, Nachbar. Und wenn ich auch, ſo was man ſagt, der Spielerhauptmann bin, ſo kann ich doch hergehen und kann dich anreden: Gott Vater, jetzt aber gleich auf der Stell erſchaff' mir eine Eva!"

Der Dorfrichter lächelte ein wenig, fuhr dann aber gleich wieder ernſthaft fort: „Na, na, Schneider, geſcheidterweiſe: wenn Ein's auch das Hallodriren nit abbringen kann und das Halfen, und was noch ſo mitgeht, und was die jungen Leut leicht auf zeitlich und ewig verführen kannt', ſo läßt ſich das Ding doch anders machen. Und ſo ſag' ich dir Eins, wenn ich dir nit Zwei ſag': Meine Ada kannſt haben als Adam; für eine Eva dazu ſorgſt du; nachher ſollen ſie machen all Zwei, was ſie wollen."

Jetzt trommelte der Schneider. Und als er eine Weile getrommelt hatte, ſtand er auf und ſagte: „Wie du meinſt, Richter. Wenn, da wir's vierzig Jahr' in Zucht und Ehren mitgemacht haben, jetzt das alt' Herkommen auf einmal nit mehr ſittſam genug iſt, ſo — — und daß g'rad deine Tochter um ſo viel beſſer als wie Andere, daß — — und du glaubſt, daß Einer mit ſo zwei Mädeln als Adam und Eva vor der Leut' Augen Wohlgefallen findet, wenn — — je nu, meinetwegen."

„Schneider," verſetzte der Kirchrigler darauf, „verdrieß lich darfſt mir deswegen nit werden. Einer ſo heiligen Sach' wegen heben wir keine Feindſchaft an, und ob ſo ein Hatter bub der Adam, oder ob's ein Mädel iſt, du und den Leuten muſt gleich ſein."

„Glaub's nit," entgegnete der Schneider, „will aber ſehen, ob's geht; ich bin der Spielhauptmann und ich thu', wie ich kann; und Dank dir Gott, daß ich mich auf deine Tochter verlaſſen kann, ſo oder ſo. — Gelobt ſei Jeſu Chriſt!"

Der Schneider war fort. Der Dorfrichter ſchmunzelte ein wenig. So hatte er wohl auch das durchgeſetzt, ſeine Tochter konnte mitſpielen und war ungefährdet. Mit ſich zufrieden, zwickte er die Augengläſer auf die Naſe, ſchlug das Buch auf und ſein Auge fiel auf den Vers: „Und Gott ſprach: Laſſet uns Menſchen machen nach unſerm Ebenbilde. Und Gott ſchuf den Menſchen nach ſeinem Ebenbilde. Als Mann und Weib erſchuf er ſie."

Da kam Ada von der Chriſtenlehre heim. Sie war hold und friſch, ein aufblühendes Röslein mitten im Winter. Als ſie durch die Stube ging, hatte ſie die rechte Hand verborgen unter der Schürze.

„Nu, Mädel, was hat er heut' geſagt?" frug der Alte.

„Zum Kammerfenſter thät er mir kommen —"

„Wer, der Pfarrer?"

Der Schreck ſtieß dem Mädchen ſchier das Herz ab in dieſem Augenblicke. O Gott, ſie hatte an ganz jemand Andern gedacht, und ſie greinte jetzt über ſich ſelbſt, wie Ein's nur ſo gedankenlos was daherreden kann.

„Nu, weißt es ſchon," fuhr der Vater fort, „in's Paradeisg'ſpiel kommſt heuer hinein. Richt' dir ein weißes Röſelein zuſamm'!"

Ada war verwirrt; ſie glaubte den Vater nicht ver-

ſtanden zu haben; ein weißes Höſelein trug in dieſem Spiele doch nur der Adam.

Feigenblätter wachſen nicht im Thale von Wenzgau und dem Schauſpiel-Direktor ſelbſt lag daran, daß er den Leuten bewies, der liebe Gott ſei ein Schneider geweſen und habe gleich die erſten Menſchen mit einem neuen, ſchneeweißen Leinenanzug bedacht.

Dieſer Gedanke wurde dargeſtellt auf der Bühne zu Wenzgau.

Die Zeit nahte. In der großen Tanzſtube des Wirth-Franzel wurden Proben gehalten; allein der Kirchrigler ging nicht zu den Proben; er wußte ſeine Rolle auswendig von Wort zu Wort, er war ſeiner Sache ſicher. Er kümmerte ſich auch ſonſt nicht um die Vorbereitungen, nur Ada frug er ein paarmal, wie der Adam gehe. Nun, der ging gut; eine Eva war auch gefunden, und ſo übten ſie ſich Tag für Tag an den Paradieſesfreuden und dem Apfelbiß, und dann kam Sanct Michael mit dem flammenden Schwert und trieb ſie hinaus von der Bühne und hinein in die Rumpelkammer zu den alten Pferdegeſchirren und zum roſtigen Eiſen.

Der Lucifer-Schneider und der Erzengel-Bader waren unermüdlich thätig. Es galt, neue Dekorationen aufzuſtellen und neue Coſtüme zu bereiten. Für Sanct Michael war aus dem Kreisſtädtchen eine Feuerwehr-Haube verſchrieben worden. Zu einem Schilde wurde ein mächtiger Blechhafendeckel tauglich gemacht, auf welche der Bader mit rother Farbe den

„ißen Namen" malte. Die diesjährige Aufführung sollte beſonders glänzend werden.

Der Schulmeiſter drillte ſeinen Chor, denn es ſollte ſowohl Geſang bei offener Szene als Muſik in den Zwiſchenakten ſein. Der Adam ſelbſt hatte im Paradieſe eine Hymne und zwei Vierzeilige zu ſingen, und dazu kam ihm Ada's liebliche Stimme wohl zu ſtatten.

Die Tochter des Dorfrichters war ja Kirchenſängerin zu Neuegau, und auf ihren holden Tönen glitten an den Sonn- und Feiertagen die gottſeligen Gedanken aller Männer und jungen Burſche in den Himmel hinein. Wenn oben geſagt worden iſt, wer den Kopf und die Glieder der Gemeinde vorſtellte, ſo muß hier nachgetragen werden, wer ihr Herz war. Und das Herz der Gemeinde, an das ſich all das junge Blut herandrängte und von dem aus alles Gute und Zarte kam, war Ada, die Kirchenſängerin, die allgeliebte und viel umworbene Tochter des Dorfrichters.

Alex, des Schulmeiſters Sohn, hatte drin in der großen Stadt viele Mädchen geſehen, aber keines war ihm in ſeinen Studien ſo hinderlich, als Ada von daheim. Es ging mit ſonderbaren Dingen zu, in allen Büchern und Schriften, aus denen der ſtrebſame Student mathematiſches und techniſches Wiſſen ſchöpfen wollte, war Ada, die Dorfrichters-Tochter. Er hatte einmal in den Ferien auf dem Chore ihren Geſang mit der Geige begleitet, und ſeither begleitete ſeine Seele das Gedenken an ſie auf allen Wegen.

Dann hatten ſie die Ringlein getauſcht und — doch jetzt iſt das Chriſtfeſt da und der Tag zum Paradieſ'ſpiel, jetzt iſt keine Zeit für ſolche Geſchichten.

Schon am Christtage Abends kamen Weiber und Kinder aus den Nachbarorten an und nahmen Herberg in Wenegan bei Bekannten und Verwandten.

Nach dem Segen in der Kirche schleppten die Musikanten Pauken und Trommeln, Baßgeigen und Blech-Instrumente in das Wirthshaus. Wer aber sonst auf den Tanzboden wollte, der wurde zurückgewiesen. Es war die Generalprobe und Adam und Eva spielten in ihrem neuen Costüme.

Der Kindriglei ging, eine Pfeife rauchend, die Tanzgasse auf und ab. Er wollte zeigen, daß er nicht einmal auf die Generalprobe aufsehe, daß der Gott-Vater bereits in sein Fleisch und Blut übergegangen sei. Dann setzte er sich in das Gastzimmer zum Herrn Pfarrer und redete mit viel bedeutendem Kopfnicken davon, wie das wohl was Großes und Ehrendes sei für Wenegan, daß das Gedenken an die ersten Tage und Dinge der Welt alljährlich so würdig begangen werde. — „Das wird Einer nirgends so finden und da mag Einer gehen schon gleich so weit als er will. Und wollten sie das Paradeisg'spiel auch wo anders aufführen, so dürfen sie gar nit, der Bischof erlaubt's nit, gelt? — weil's halt nirgends so schön und feierlich g'halten werden thät, wie da bei uns in Wenegan."

Drob stimmten wohl Alle ein, die an den Tischen herum säßen, und es wurde bis spät in die Nacht hinein vom Paradeisg'spiel gesprochen.

Der andere Tag begann in neuer Erwartung. Der Vormittags-Gottesdienst war kurz und theilnahmslos, der nachmittägige Segen fand gar nicht statt.

Mit lustigem Geschelle kamen Schlitten von den Nach-

vardörfern und von weiter her, und die Gaststuben des Wirthshauses füllten sich, und endlich drängte sich Alles über die Stiege hinauf in den großen Tanzboden.

Der Eintritt war frei. Vor Jahren fiel es einmal dem Krämer Louis ein, man könne ja zum Paradeisg'spiel Eintritt zahlen lassen, das gäbe gewiß eine bedeutende Summe, womit man einen großen Theil der Gemeinde-Auslagen bestreiten könne. Auf diesen Vorschlag entgegnete der Dorfrichter: „Sind wir denn eine Bettelkomödianten-Gemeinde! Das alte, ehrwürdige Herkommen, das Erbe von unsern Vorfahren für Geld verschachern! Das wär' doch ein ewiger Schandfleck für Wenegau! So ein Krämerjud' thät gar den Adam und die Eva im Paradeis verkaufen und den lieben Herrgott noch dazu!"

Der Lucifer-Schneider stieß den Krämer heimlich, daß er still sein möge, und so ist Thür und Thor zum Paradeisg'spiel offen geblieben bis auf den heutigen Tag.

Vor Allem waren alle Dorfstühle und Bänke versammelt auf dem Tanzboden des Wirth Franzel. Gegenüber von der Thür ging ein dunkelrother Vorhang nieder, auf welchem verschiedenartige und planlose Flecken und Flicken wohl das Chaos versinnlichen sollten, das vor der Schöpfung herrschte. Durch ein paar Dachfensterchen fiel noch ein wenig Tageslicht, doch waren die zwei Kerzen nicht überflüssig, die vor dem Vorhange brannten und unter der Aufsicht zweier Jungen standen, die mittelst eines weißen Schirmes je nach Bedarf Licht und Schatten auf die Bühne bringen sollten.

Unmittelbar hinter diesen Kindern des Phöbus kamen die Jünger Polyhymnia's — der Schulmeister mit seiner

ſingenden, klingenden Schaar. Und an dieſe drängte ſich, nach möglichſt vortheilhaften Plätzen ringend, das Publikum in Haufen.

Zur ſelben Stunde noch ſchleppten drei bereits halbcoſtümirte Männer eine bauchige Getreide-Windmühle durch den Zuſchauerraum und hinter den Vorhang. Kein Menſch wußte, wozu hier dieſes Geräthe dienen ſollte, nur der alte Schuſter Wenz behauptete, die Windmühle brauche der Gott-Vater zum Windmachen, und den Wind zum Wettermachen, und aus dem Wetter entſtünde Luft und Waſſer und Alles, und nicht das Wort war im Anfange, ſondern die Windmühle.

Der Zuſchauerraum hatte ſich gefüllt und war halb und halb zur Ruhe gekommen; die Leute flüſterten erwartungsvoll oder machten gar heimlich Späße, oder ſchwiegen. Der Herr Pfarrer und die Vornehmern aus den Nachbarſchaften ſaßen in der vorderſten Bank; die Großen von Wenegan waren noch kaum geſehen worden; ihre Thätigkeit war ja hinter dem Vorhange. Der Kirchrigler war noch gar nicht da, und die Muſikanten hatten ſchon den dritten Marſch geſpielt, als er, in einen langen, ſchwarzen Mantel gehüllt, durch den Saal ſchritt. Alles drängte ſich, ihm eine Gaſſe zu machen; Viele grüßten ihn, die Meiſten blickten ihn ſtill und ehrfurchtsvoll an; er ſah weder nach links noch nach rechts, er fühlte bereits den Gott-Vater in ſich, und unter dem eng zuſammengezogenen Mantel trug er den langen, weißen Bart und das göttliche Kleid. Er hatte ſein Coſtüm zu Hauſe, zog ſich ſtets zu Hauſe an; es ſchien ihm entwürdigend, bei den Andern in der Garderobe ſich vorzubereiten

Er mußte sich immer und allerorts als ganz und vollständig zeigen, seiner erhabenen Rolle wegen sowohl, als wegen seines Lotrichteramtes.

Hinter dem Vorhange klingelte es, da schwieg die Musik. Es war lautlose Stille, die Rückwärtigen standen bereits auf den Zehen und dehnten ihre Hälse.

Es klingelte wieder, und der Vorhang schrumpfte zusammen nach aufwärts.

Den Augen der Zuschauer bietet sich nichts Geringeres dar, als der Himmel. Der Hintergrund ist blau und mit Sternen besetzt; vor demselben steht der goldene Thron Gottes, er ist leer, aber drei Kerzen brennen an seinem Fuße. Ganz im Vordergrunde auf Wolkenballen liegen mehrere klein- und erwachsene Engel in Strumpfhosen und mit goldenen Ringeln an den Schultern. Einige schnarchen, Andere erwachen eben, richten sich halb auf und reiben sich die Augen.

„He!" schreit Einer, „heut' ist blauer Montag; wer nit aufstehn will, der bleib' liegen!"

Ein Anderer: „Wenn's der Gott-Vater sieht, so werden wir unsere Fetten kriegen."

Der Erste: „Der Gott-Vater ist heut' nit zu Haus, der ist auf die Stör*) gegangen aus; der ist gegangen die

*) Auf die „Stör" gehen — von hausirenden Handwerkern gebraucht, die von Woche zu Woche in die Häuser ihrer Kunden wandern und dort ihre Werkstatt aufschlagen. In der bäuerlichen Bevölkerung der Alpen ist dies fast überall gebräuchlich, und führen auf diese Weise die Handwerker ein förmliches Nomadenleben, jeden Montag gehen sie auf die „Stör" und erst am Samstag kehren sie zurück.

Welt erschaffen und will mit Himmel und Erden noch bis Samstag fertig werden."

Alle erheben sich in teller Freude: „Nächten haben wir nicht vonnöthen, den ganzen Tag zu singen und beten, nachher laßt uns jubilieren und musizieren und ballodrieren, und schieben wir geschwind die Wolken zusammen, daß wir einen schönen Tanzboden kriegen, in alle Ewigkeit Amen."

Der Erzengel Lucifer tritt auf mit goldenem Spieß und Schild und schwarzen, fliegenden Haaren; das Antlitz ist scharf und dämonisch, obwohl man hinter der kühnen Malerei das harmlose Gesicht des Schneiders nicht ganz verwischt.

Der Erzengel Lucifer: „Da habt ihr Recht, ihr englischen Brüder, tanzet und spielt und singt lustige Lieder. Wenn ich euer Herr und Gott-Vater wär': allewei lustig thäten wir sein, gebrat'ne Hendln und den besten Wein und Feigen und Eibeben thät ich euch geben. Aber der alte Herr ist ein Brummbär, der kifelt allewei an seinem weißen Bart —"

Und so geht es fort. Lucifer zetteit gegen Gott-Vater eine Empörung an. Als Zwischenspiel kommt ein englisches Knäblein dahergeflattert und erzählt mit geflügelten Worten die Geschichte der Schöpfung und wie „mitten im Paradeis steht ein einschichtiger Mann, der mag sich die Zeit nit vertreiben, eine Ripp' hat er, die er nit brauchen kann, damit thut ihn Gott-Vater beweiben".

Aber der Aufstand wächst, denn Lucifer verspricht auch den Engeln im Himmel dasselbe, was Gott-Vater im Paradies dem Einschichtigen thut, und da entsteht ein wildes

Herrlichkeit; eine schrille Musik fällt ein und Lucifer setzt sich stolz auf den göttlichen Thron.

In demselben Augenblicke hört man ein dumpfes Donnern, die Lichter am Throne verlöschen und im Hintergrunde zeigt sich im Glanze mit wallendem Haar und Silberbart hoch und hehr — Gott Vater. Er steht auf Wolken; er ist gehüllt in ein weißes, langes Kleid, sein Haupt strahlt, sein Auge leuchtet, aber er spricht noch kein Wort; langsam erhebt er seine rechte Hand und winkt. Da erwacht von neuem das Donnern — es ist das Rollen der Windmühle, es blitzt, denn die zwei Lichtknaben vor der Bühne fächeln mit ihren Schirmen. Da naht der Erzengel Michael mit dem flammenden Schwerte, dem Hasendreckschild und der Feuerwehrhaube, und verstößt Lucifer mit seiner aufständigen Schaar aus dem Himmel in die unterste Hölle. Dann setzt sich Gott Vater auf seinen himmlischen Thron und begrüßt mit tiefer, grollender Stimme, die durch den Bart völlig erstickt wird, seine Getreuen, und verkündet, daß „die Welt fertig mit Sonne, Mond und Stern', und morgen ist Ruhetag, der Tag des Herrn!"

Da singen die Engel im Chor: „Ehre sei Gott dem Vater und dem Sohn, und dem heiligen Geist im höchsten Thron; Lob und Preis sei der heiligsten Dreifaltigkeit von nun an bis in Ewigkeit!"

Damit schließt der erste Act.

Manch' Knäblein oder altes Weiblein unter den Zuschauern hat während des Spieles vor Rührung geweint, oder wohl auch gekichert über das Treiben der Engel, über so manch' spaßhaftes Wort, das im Himmel gesprochen worden

Nun sind sie Alle wieder ruhig und in neuer, andächtiger Erwartung. Wieder spielt die Musik, wieder tönt das Klingeln, und wieder schwebt der Vorhang zusammen nach aufwärts.

Adam steht mitten in den Rosensträuchen des Paradieses. Er hat ein schneeweißes, ziemlich eng anliegendes Beinkleid und ein kurzes Jäckchen an. Das junge Gesicht ist wie Milch und Blut, die blauen Augen lächeln so unschuldig, die dunkeln Locken wallen lose über die Achseln nieder. Es ist ein schöner, herrlicher Jüngling, man merkt es gleich, daß ihn der liebe Gott selbst erschaffen hat als Musterbild für die Tausend und Millionen Andern, die nun nachgemacht werden sollen.

„Das ist die Ada, des Teufels Ada!" flüstert Alles. „Wer wird aber nun die Eva sein?"

Adam singt zuerst, dann spricht er laut mit sich selbst, und nennt die Blumen und Früchte, die um ihn sind, und eine Anzahl Thiere. Man hört verschiedene Vogelstimmen, den Kukuk, die Amsel, die Wachtel, den Finken; man hört aus der Ferne das Bellen der Füchse, man hört das Zischen der Schlangen, das Pfeifen der Habichte; man hört das Säuseln des Windes in den Gebüschen und das Rauschen eines Bächleins.

Adam treibt Spiele mit den Blumen; er zerpflückt ein Maßliebchen, zupft die Blumenblätter aus und sagt dabei: „Soll ich? soll ich nicht?"

Da theilt sich plötzlich ein Rosenbusch, Gott Vater steht da und ruft: „Adam, bist du allein, wo ist die Eva dein?"

„Herr, sie schläft dort unter dem Strauch, ich weiß nicht, soll ich sie wecken auf."

„Wenn sie schläft, so laß sie schlafen, sie wird dir schon noch geben zu schaffen. — Adam, ich bin da als dein Herr und Gott, und daß ich mich überzeug' von eurer Treu', so trag' ich euch auf ein Gebot. Siehst du, dort am Wiesensaum, Adam, steht ein Apfelbaum. Davon müßt ihr kein Aepflein brechen, die Stengel thun stechen, die Frucht ist der Erkenntniß Saam', der Unschuld Tod und des Lebens Noth, die thät euch schaudertich machen erbrechen."

Adam verspricht, daß er schon aufpassen werde. Hierauf gibt ihm Gott-Vater noch einige väterliche Lehren, die in diesem Falle eigentlich mehr auf die Dorfjugend im Allgemeinen gemünzt sind, als auf den durchwegs noch harmlosen Adam.

Die Thierstimmen schweigen, man hört wieder den Engelchor und Gott-Vater verschwindet hinter dem Rosenbusch. Nun geht Adam demnach, die Eva zu wecken; man hört sie flüstern hinter dem Strauch. Der Vorhang fällt, und der Gott-Vater denkt in seinem einsamen Versteck (denn er mag ja hinter den Coulissen mit den übrigen Schauspielern nichts zu thun haben), wie gut es ist, daß es diesmal zwei Mädchen sind, die das Paradies beherrschen.

Da tritt jetzt der Lucifer-Schneider zu ihm, und indem er sich für seine nächste Scene zwei Hörner am Haupte befestigt, sagt er: „Kirchrigler, weil's schon spät wird und du's nit gewohnt bist, so lang hinein im Wirthshaus zu bleiben, und du etwa gerne nach Haus gingst, weil dein Weib, hör' ich, auch nit ganz wohl ist, so spiel' ich im letzten Act

deinen Auftritt, wenn's dir recht iſt; es ſind nur ein paar Worte zu ſagen, und ich hab' ſelbunter ſonſt auch nichts mehr zu thun."

„Ich ſpiel' meine Rolle, wie's der Brauch," entgegnete der Kirchrigler.

„Deine Tochter thät ich dir nach dem Spiel ſchon in's Haus begleiten," ſagte der Schneider.

Da ſah ihn der Bauer befremdet an: „Was haſt denn? Ich ſpiel' meine Rolle, wie's der Brauch!"

„Rechtſchaffen ſchön, Dorfrichter," verſetzte der Spielhauptmann etwas verwirrt, „aber — wenn was fein ſollt', weißt, übel aufmeſſen thu' mir's nit; ich hab' mir einzig nit anders zu helfen gewußt — und das mußt bedenken, ich hab' gethan, wie du's haſt haben wollen." Die Hörner ſaßen feſt, es klingelte, der Schneider eilte davon; der Gott-Vater ſah ihm nach und ſchüttelte ſeinen eisgrauen Kopf.

Der Vorhang zuckt krampfhaft empor, da geht eine Bewegung durch das Publikum. Der Rachen der Hölle hat ſich vor ihm aufgethan. Ueberall iſt ſchwarzer Rauch, ſind blutrothe Flammen, Drachen, Kröten und andere Unthiere, phantaſtiſch gemalt von dem ſehr talentvollen Erzengel-Vater. Mitten in der Hölle ſteht eine ſchnaubende Eſſe und eine glühende Fleiſchbank mit Haken, Zangen und Meſſern. Von allen Seiten hört man heulen und zähnklappern, und die Lichtjungen vor der Bühne haben die weißen Schirme gegen rothe verwechſelt. Unter fürchterlichen Mißtönen trappelt nun eine Schaar von Teufeln heran, mitten unter dieſer der Fürſt der Hölle, Lucifer, der ſich ſofort auf ſeinen Thron, die glühende Fleiſchbank, ſetzt. Er ſieht ganz anders aus, als weiland

im Himmel; die Farbe seines phantastischen Anzugs ist kohlschwarz und blutroth, um die rollenden Augen ziehen sich ein paar schwarze Ringe, und um das wüste Haar mit den wildragenden Hörnern schlingt sich eine goldene, scharfgezackte Krone. Die linke Hand schleppt eine mächtige Kette, die rechte hält als Scepter eine dreispießige Ofengabel.

Die Teufel umschwärmen seinen Thron und bedrängen ihn, sein im Himmel gegebenes Versprechen zu halten: „Verbrannt sind die Hexlin, im höllischen Feuer gebraten, der Wein ist hier auch nit gerathen, 's ist eine viel zu heiße Zeit, und verdorben ist uns alle Lustbarkeit."

„Der Alte, Eisgraue oben ist schuld," entgegnete Lucifer mit rauher, schnaubender Stimme, „aber nur Geduld, Leutchen, nur Geduld; gibt's schon in der Höllen nichts zu lachen, so fahren wir in's Paradeis, dort lebt ein Mädlein und ein Weiblein, die sollen uns Unterhaltung machen. — Die Eva ißt die Aepfel ge.."

Nun wird der Beschluß gefaßt, das Menschenpaar im Paradiese zu verführen. „Wer kann gut kriechen, hat eine glatte Haut und schmeichelnde Augen?" — „Ich, He..!" riefen Alle. — „So mag wohl Einer als Schlange taugen. Leicht braucht sich Eine nit viel zu kapazir'n, die Eva läßt sich gern verführ'n."

Zuweilen hüpft ein leichtfüßiger Kurzweil hervor und gibt Schwänke zum Besten, die sogar zweideutige Anspielungen auf mißliche Gemeindezustände zu Wenegau enthalten. Soll nicht sein das, und der Gott-Vater in seinem Winkel ist sehr ärgerlich darüber. Mit dem Schneider wäre heute zufrieden, der hütet sich sorglich vor aller Ueber-

treibung. — Ein recht braver Teufel diesmal, sagt er zu sich selbst, aber den Lustigmacher hätt' ich gute Lust davon zu jagen.

In der Hölle wird noch eine Weile Spektakel getrieben. Im Vordergrunde ist ein Teufelchen, das rührt in einem Kessel Schwefel und Pech durcheinander und denkt sich dabei die sieben Todsünden aus. Und wie es sie fertig hat, theilt es dem Höllenfürsten seine Erfindung mit. Lucifer entgegnet: „Deine Erfindung wird werden probirt bei den Menschen auf Erden, und schlägt sie ein, so sollst du in der Höllen mein Minister sein."

Mit einem fürchterlichen Lobgesang auf den Höllenfürsten schließt der Act.

Das Publikum ist sehr befriedigt und Alles, auch der Theil, der die Komödie schon ein dutzendmal mit angesehen, ist gespannt auf den „Ausgang". Die Burschen interessiren sich sehr für die bisher noch räthselhafte Eva; die Mädchen freuen sich auf die Schlange und auf die Apfelgeschichte, und die ältern Männer und Weiber harren der Szene, wo Gott-Vater im heiligen Zorn den Adam ruft, den Fluch des Elends und des Todes ausspricht, und wo St. Michael kommt und das gefallene Menschenpaar, das nun mit Schrecken die Blößen bemerkt, die es sich gegeben, aus dem Paradiese treibt. Dann kommt zuletzt noch in bildlicher Darstellung das Thal von Wenegau, in welchem die Verstoßenen, Adam und Eva, sich ein Haus bauen — das erste Haus zum Dorfe Wenegau!

Gott-Vater rüstet sich hinter seiner Leinwandblache zur großen Szene. Der göttliche Zorn wird ihm heute nicht

ſchwer werden, denn nicht allein die Anzüglichkeiten des Luſtigmachers haben ihn verſtimmt, ſondern viel mehr noch ein kleiner Verſtoß, den er ſelbſt im Spiele gemacht. Er hatte ſtatt Adam einmal Ada geſagt und dadurch unter den Zuſchauern ein Gelächter erweckt; er trug das m wohl durch einige hm! hm! nach — aber es war und blieb fatal, und einem Gott-Vater wie der Kirchgigler'ſche ſollte ſo etwas nicht paſſiren.

Nun kam der Erzengel Michael von der eigentlichen Garderobe auf Gott-Vaters Seite herüber, denn das war die himmliſche, von wo aus die Beiden aufzutreten hatten. Der Richter zankte noch mit dem Bader der Feuerwehrhaube wegen, die er nicht für paſſend fand, als ſich der Vorhang aufthat.

Das Paradies mit dem Roſengarten und in der Mitte ein Apfelbaum. Wieder die Thierſtimmen und das Waſſerrauſchen. Adam und Eva treten, ſich umſchlingend, auf. Die Eva iſt eine ſchöne, ſchlanke Geſtalt in einem zarten, weißen Ueberwurf; ihre Wangen ſind blüthenroth, ihre Locken ſind blond, und ihre dunklen Augen blicken innig und ſehnſuchtsvoll dem Adam in die ſeinen.

Die Zuſchauer ſind überraſcht — das iſt ein ganz fremdes Mädchen, kein Menſch kennt es. Der Gott-Vater guckt wohlgefällig zwiſchen den Tuchwänden hervor.

Eva ſteht ſtill und blickt gegen den Apfelbaum. Adam will weiter: „Komm, meine Süße, es ſingen die Vöglein, wir wollen mit ihnen loben den Herrn!“

„Adam, ein Frühſtück hätt' ich gern,“ entgegnet Eva.

Der Kirchrigler ſtutzt ein wenig über die ſchöne, faſt männliche Stimme.

Eva fährt fort: „Ei, ſchau, lieber Mann, wie ſind die Aepflein ſo weiß und roth!“

„O komm' mit mir, es iſt ein Verbot! Wer von dieſem Baum genießt, der ißt den Tod.“

„Das kannt ich nit glauben auf alle Mittel und Weis'.“

„Gott hat's ſelber geſagt, ihm ſei Ehr' und Preis!“

„Aber wenn ich dich bitt', wenn ich dich gar ſchön bitt', ich weiß, Adam, ſo verſagſt mir's nit!“

Der Dorfrichter hinter den Vorhängen ſpitzt die Ohren und macht immer größere Augen. Das Ding kommt ihm jetzt gar nicht richtig vor.

„Siehſt du,“ fährt Eva fort, „da oben die Schlangen ſein, die thut uns ein Aepflein brocken.“

„O Eva, liebſte Eva mein, ſo laß dich doch nicht verlocken!“

„Und wenn ich deine liebſte Eva bin —“ ſie blickt den Adam ſchmachtend an.

Dem Dorfrichter geht es heiß und kalt über den Rücken. „'s wär doch aus der Weis'“, murmelt er, „wenn er's richtig thät ſein.“

„Und wenn du meine liebſte Eva biſt,“ ſagt Adam, „ſo laß ich dich nimmer verderben.“

Da liſpelt die Schlange: „O eſſet, ihr Kinder, eſſet die Frucht, ihr werdet deswegen nit ſterben.“

„Und wenn ich deine liebſte Eva bin —“ verſetzt dieſe wieder und neigt ſich zu Adam, und ihre Lippen berühren die ſeinen.

„Du Lotter, du ſchulmeiſteriſcher!“ fährt jetzt der Kirchrigler polternd los, reißt dem Erzengel das rothe Schwert aus der Hand und ſtürzt mit demſelben wüthend auf die Bühne: „Iſt mir das eine Art, ihr nichtsnutzig Volk! Aus einander! Ich leid's nit, und eher hau' ich das ganze Paradeis-g'ſpiel zum Teufel!“

Die beiden jungen Leutchen fahren erſchrocken in die Rumpelkammer hinein; im Zuſchauerraume iſt eine mächtige Unruhe, ein Geflüſter und Gekicher und bald darauf ein gellendes Gelächter.

„Wart' Schulmeiſterbub! Wart', du Himmelherrgotts-Schneider, dir meſſ' ich's!“ ruft der Erzürnte und poltert den Fliehenden nach. In demſelben Augenblicke werden die Lichter ausgeblaſen; da ſtößt der Gott-Vater im Finſtern an die Windmühle, an den himmliſchen Thron und an die hölliſche Fleiſchbank, an alles Mögliche, und die Bedrohten gewinnen Zeit ſich in Sicherheit zu bergen.

Die Komödie war aus; ſie war noch nicht aus, aber ſie war aus. Der Erzengel Michael war um ſein Amt gekommen; Gott-Vater ſelbſt hatte die Sache in die Hand genommen, hatte das Menſchenpaar vertrieben aus dem Paradieſe.

Es war ein unſägliches Gehetz und Gelächter im Dorfe Wensgau. Der Gott-Vater war vernichtet für immerdar, allein dieſer Umſtand ſollte der Herrlichkeit des Dorfrichters nichts anhaben.

Der Kirchrigler hatte in derſelben Nacht kein Stündlein geſchlafen, und am andern Morgen noch vor dem Frühſtück ließ er ſeine Tochter zu ſich beſcheiden.

„Haſt mir eine ſaubere Ehr' gemacht geſtern!“ fuhr er

ſie an; „haſt es brav heimlich gehalten, was du für eine Eva ſollt'ſt haben; und das ganz' Dorf, die halb' Welt hat's geſtern geſehen, was du für ein leichtſinnig Ding biſt — nit ſo viel (er zeigte auf die Spitze ſeines Fingernagels), nit ſo viel beſſer wie die Andern. — Dirn', ich ſtraf' dich! — Ehr' und Rechtſchaffenheit muß ſein in meinem Haus, und was unrecht iſt geſchehen, das ſoll zu Rechten werden. Heirathen mußt ihn, den Schulmeiſteriſchen!"

„Jeſus Maria, Vater!" rief das Mädchen und fiel dem Alten um den Hals, „ich dank' euch zu tauſendmal."

„Was," ſagte der Alte, einen Schritt zurücktretend, „du willſt ihn heirathen, den Bettelſtudenten, den Stadtſpatzen! — du, die einzige Tochter des Kirchrigiers von Wenegau!"

„Aber auch Alex iſt mein einziger Sohn," rief die Stimme des Schulmeiſters durch die halbgeöffnete Thür herein, und nun kam gar der Schulmeiſter ſelbſt feſttäglich gekleidet nach, und an ſeiner Seite der Pfarrer und der Schneider. „Mein einziger, Nachbar Kirchrigler," fuhr der Schulmeiſter fort, „für den ich meinen ganzen ſpärlichen Erwerb eingeſetzt habe, daß er was Rechtes hat lernen können. Gott ſei Dank, fleißig iſt er geweſen, brav iſt er geblieben. Die Studienzeit iſt für ihn nun zu Ende; geſtern erhielt er das Anſtellungs-Dekret als Ingenieur bei der neuen Eiſenbahn. Kirchrigler, ich bin hier, daß ich euch für meinen Alex um die Hand eurer Tochter bitte."

War ein Ausweg? Hatten ſie es nicht gehört, wie er zu Ada rief: „Heirathen mußt ihn!"? — Zudem wird ſein Hans bald vom Militär zurückkehren und Haus und Hof

übernehmen; der bildet ſich zuletzt gar was ein auf ſeine Schweſter, die Frau Ingenieurin.

Der Dorfrichter ließ den drei Herren Wein und Brot bringen, aber er ſagte nicht Ja.

Er ſagte aber auch nicht Nein. Er ſagte: „Wollen ſchon noch reden davon. Daß ich der Sach' nachgerade entgegen war', dasſelb' iſt juſt nit. — Dir, Schneider, aber ſag' ich's: Das letztemal iſt's g'weſen; das Paradeizg'ſpiel wird nit mehr aufgeführt!"

„Hi, hi, jetzt erſt recht!" lächelte der Lucifer-Schneider und blinzelte auf Ada, die im Winkel ſtand, die rechte Hand am Buſen, und mit glühenden Wangen ein goldenes Ringlein betrachtete.

Der Müller von Falkenbach.

In der alten Mühle.

Das Dorf Falkenbach liegt einsam in einer Alpengegend. Die Häuser sind allzumal mit Stroh gedeckt, nur der Kirchthurm hat einen Hut von Weißblech, seitdem der Blitz in den alten von Schindeln gefahren ist und ihn verbrannt hat. Die kleinen Wirthschaften der Bauern sind weit und zerstreut und die, welche hinter dem Walde liegen, hören es bei weitem nicht mehr, wenn der Schulmeister läutet.

Und doch ist der „Egydistier", wie sie die große Glocke nennen, fernhin zu vernehmen, wenn er zu brummen anhebt, und er ist bekannt und berühmt weit und breit in der Runde! Er hat aber auch allerlei Geheimnißvolles und weiß mehr wie andere Glocken; sagen doch die Birkenhaider drüben an den blauen Bergen, wenn sie ihn hören:

„Den unter Dach,
Stren unter Dach;
Der Egydistier brummt,
Schlecht Wetter kummt!"

Schlechts Wetter und der Egydistier waren bisher unzertrennlich. Wenn über dem hohen Teufelsstein bleifarbige Wolken brauten und der Donner rollte, gleich brummte unten im Dorfe die Glocke drein, und hei! duckte sich das Gewit-

ter zurück hinter die Alpe und getraute ſich ſobald nicht mehr hervor.

Aber einmal — es war in der Nacht — ſtiegen auch ſolche Wolken auf und die Donner rollten dumpf, ſo daß ſie der Schulmeiſter nicht hörte und nicht zum Glockenſtrick lief. Da ſtieg es oben ganz ſachte herüber, immer näher und näher, und die Glocke ſchwieg noch immer und ſchlief. Wie nun die heimtückiſchen Wolken ganz nahe waren, ſchleuderten ſie plötzlich einen Blitz nieder auf den Kirchthurm und der lohte auf wie eine Pechfunke und die Glocke ſchmolz und floß zur Stiege herab, wo ſonſt der Schulmeiſter hinauf kam.

So haben die böſen Wetter ihren Feind, den Egydiſtier getödtet.

Wohl ließ ſich die Gemeinde ſofort wieder eine neue Glocke gießen und nannte ſie, voll des frommen Gedenkens, wieder den Egydiſtier, wohl brummte dieſer neue gerade ſo grämig d'rein, wie der alte. Er war auch forglich eingeweiht worden, er hatte ein neues glänzendes Dach, aber weiß Gott, — die Winde und Wetter ſcherten ſich keinen blauen Teufel um die Glocke. Sie mochte brummen und ſummen und wackeln wie ſie wollte, die Wolken krochen über den Teufelsſtein herauf und leerten alle ihre Schleußen und Schloſſen über die Felder und Wälder der Gemeinde Falkenbach, ſo daß oft kein einzig Hälmchen mehr daſtand mit einem geraden Gliede.

„Der neue Egydiſtier iſt halt nicht mehr der alte!“ meinten die Bauern.

„Und es gibt ſo viele geheerte Wetter, was ſollen wir

denn anfangen, wenn uns der Stier nicht hilft, o du mein Gott!"

„Lug', mir iſt's gleich in den Sinn kommen, daß das Vieh nichts nutz iſt," ſagte die bogenbeinige Wurznerin, die in den Wäldern „Waldrauch" ſammelte, Ameiseier grub und das Kräutlein für den Tod ſuchte. „Ei, ei, ihr wißt es ſo gut wie ich, daß der Glockengießer, bei dem ihr das Ding habt machen laſſen, ein Lutheriſcher iſt; ich wett' drei Pfund Gallwurzeln und ich getrau' mir's wohl zu ſagen, daß der gar keine geweihte Glockenſpeiſe gehabt und das Ding mit einer ungeweihten gefüttert hat. He, was iſt denn auf der alten — Gott verleih' ihr die Seligkeit! — geſtanden?

„O heiliger Egydi,
Bitt' für uns und für's liebe Vieh!"

Das iſt d'raufgeſtanden; auf der neuen aber: Blechheim und Comp., Glockengießer! Sonſt kein Sterbenswörtl nicht! Iſt das eine chriſtliche Glocke? He!"

„Leider Gott, lautere, traurige Wahrheit, die neue Glocke iſt ſo verdorben, wie draußen die ganze böſe Welt!"

Nun wollte es Jeder ſelbſt merken, daß die Glocke einen lutheriſchen Klang habe und Jeder wunderte ſich, daß ihm das nicht gleich anfangs aufgefallen ſei.

Jetzt war es aus mit dem guten Ruf der metallenen Krone auf dem Thurme. Nicht mehr ließ der Ackerer den Pflug ruhen, wenn der Schulmeiſter zum Gebete läutete, nicht mehr zog er die Wollenhaube vom Haupte. Und wenn ſie Samſtags zum Feierabend rief, wurde ihrer nicht geachtet; und wie ſie am Sonntag auch klingen mochte hell und rein, die Bauern hörten nicht auf ſie, ſie gingen lieber in eine

Nachbarspfarre oder kurzweg in's Wi. hshaus. Die Kirchenglocke, ſonſt tonangebend in der Gemeinde, hatte in Falkenbach keine Stimme mehr.

Nur der Fremde, der die ſtaubige Landſtraße herankam, betete noch nach frommer Weiſe, wenn die Dorfglocke das Ave läutete.

Aber der Fremde wunderte ſich auch baß über die verk. ippelten Bäume im Gemeindewald und über die verwahrloſten Felder um Falkenbach.

Und wenn er frug, wie das komme, ſo entgegneten die Leute:

„Hants, meint ihr, wir bauen euch noch was an? Möcht' wiſſen, wozu? Daß uns leicht wieder das böſe Wetter Alles in den Erdgrundeboden hinein verſchlägt? Ein Narr, w.. ſich da noch rackern wollt'! Was nutzt das Graben und Schinden das ganze geſchlagene Jahr! Da legt man ſich lieber unter den Baum; verhungern kann Ein'r im Schatten auch."

Der Landbote, der nicht ſelten in das Dorf kommt, hört ſolche Reden nie, ohne dabei ſeinen grauen Kopf zu ſchütteln, aber er trommelt nur an ſeiner nußbraunen Ledertaſche und entgegnet darauf kein einziges Wort. In früheren Zeiten hatte er dann und wann wohl was darauf erwiedert, hatte Rathſchläge gegeben, wie man dem Unglücke ausweichen könne, hatte von Hagelverſicherungs-Anſtalten, von Blitzableitern geſprochen, hatte vor dem „Wetterläuten" gewarnt. Dieſe Rathſchläge haben dem Manne Thatſchläge eingebracht; ſind beim Wirth die Bauern über dieſen Alles beſſerwiſſenwollenden Neuerer einmal grimmig worden — haben ihn durchgeprügelt

Seitdem ſchüttelt der Alte nur den Kopf zu ſolchen Reden und trommelt auf ſeiner nußbraunen Ledertaſche.

Von der Teufelsalpe ſchäumt ein weißes Bächlein gegen das Dorf hinab. Es iſt eine wilde Natur dieſes Bächlein und läßt ſich nicht halten und nicht einzwängen. Aber ſonſt iſt es gut; es hilft der Gemeinde zum täglichen Brot; es mahlt ihr den Hafer, es wäſſert ihr die Wieſe, es thut ſonſt allerlei Dienſte in der Küche und — im Keller. Aber man weiß von dieſem Alpenkinde auch zu erzählen, wie wüſt und gefährlich es werden kann. Oefter als einmal ſchon hat es den Damm vor der Dorfwieſe geſprengt und dieſe mit Sand und Steinen ſchuhtief verſchüttet, hat die Brücke fortgeriſſen und iſt ſogar ſchon dem Müller durch das Fenſter in die Stube geſprungen.

Der Brückmüller iſt ein kritiſcher Kopf und nicht dumm, der hatte dem Landboten das Bächlein einmal ſo gedeutet:

„Dieſer friſche Wildbach da, Alter, iſt wie das Bauernvolk. Er iſt gut und nütze, hilft der ganzen Welt zum Brot, läßt ſich auch einſchränken — halt ja, recht tüchtig einſchränken. Will man ihm aber Dämme ſetzen bis in den Himmel hinauf und ihn zu tiefſt einzwängen und zwingen — Blitzmarterkreuz! Da brauſt er auf, bricht die Wänd' und Wehren, ſtürzt hinaus und macht aus der Welt eine Wüſte und zerreißt die Brücke zwiſchen Menſchheit und Glück!"

„Wenn der Meiſter Joſef nur nicht ſo hochgelehrt reden thät'," entgegnete der Landbote darauf, „das Zeug kommt doch nicht von dem Meiſter ſelbſt, das hat der Meiſter von ſeinem Mühlburſchen."

„Nu, nu, als ob juſt Der die Gelehrtheit mit dem Kochlöffel g'eſſen hätt'! Wohl wahr, zu Zeiten trifft er's, wie die blinde Henne ein Haferkorn, aber zumeiſt puſſt er auch in's Blaue. Laßt euch bei mir ein Stück Brot ſchmecken, Landbot'! Kommt wohl etwas oft in's Dorf, was? Thäten juſt nicht ſchicken um euch und euere ſaubern Zeitungen, aus denen ihr uns eine Narrenkappe biegen wollt. Und nach euren angekritzelten Papieren vom Bezirksgericht ſchicken wir ſchon gar nicht. Nu, gegen euere Perſon hat kein Menſch was, aber euere Witze, die dürft ihr in den Mühlbach werfen. Kann das Zeug einmal nicht leiden, und wenn ich wiſſen thät, daß mein Zwilchkittel da ſeiner Tag in der Papiermühl' zu Bögen für euere Steuerbögen und Zeitungen geſtampft würde, gleich den Augenblick thät ich ihn zu Aſche verbrennen! Euere Federfuchſer in der Stadt, mein' ich, dürften's einmal einſehen, daß bei uns zu Land nichts zu holen. Aber nicht genug an dem Beutelmehl, das wir ihnen abgeben, derweilen wir ſelbſt an der Kleie kauen, meſſen ſie jetzt noch unſere Steinfelder ab und bringen Felſen, auf denen ſeit Weltſchöpfung noch kein Körnlein gewachſen, auf Steuern! Die Reh' und Haſen laſſen ſie an unſerem Kohl und Getreide ſich mäſten, und wenn ſie fett, ſchießen ſie uns die Thiere vor der Naſe weg. Und wenn ſie gar bei Unſereinem einen Schießprügel ſehen, gleich kann man in's Zuchthaus, oder ſie ſtecken Einen gar in den blauen Rock und laſſen Einem den Schießprügel zum Leutumbringen, weil die Haſen verboten ſind."

„Und bis Einem Hand oder Fuß abgehauen iſt," ſetzte der Müller weiter, „mag man heimgehen und

ſich das Brot aus den Steinen nagen! So treiben ſie's mit uns, dieſe Kreuziakramenter! Allmitſamm' möcht' ich ſie unter meinen Mühlſteinen haben! G'ſegn' euch's Gott, Landbot', und laßt euch's ſchmecken — iſt ohnehin der letzte Laib Die Mühl' ſteht. Na, reden wir was Geſcheidteres — wie geht's euerem Fritz? wohlauf?"

„Dank der Nachfrag', Meiſter, auf's nächſte Jahr kommt er in die Kutte."

„Du meine Zeit, wie doch die Weil' vergeht!" Darauf der Müller, „mein' ich doch, 's iſt nur ſo ein Jährchen her, daß euer Kleiner mit euch in der Mühl' war. Muß noch oft lachen, wenn ich denk', wie meine Kundl, zur Zeit noch ein kindiſch' Mädl, ihren Schuh in den Mühlbach wirft und ihn euer Bub, flink wie der Wind, herausholt. Zehn Jahr, ſagt ihr, ſeitdem? — Hört aber, Landbot', ihr hättet euch was Geſcheidteres thun dürfen, als aus euerem Sohn einen Schwarzen backen zu laſſen. Ob, das wiſſen wir ſchon, wo dieſe Herren hinaus wollen, die uns herumziehen wie einen Bären, der einen Ring in der Schnauze hat. Wir ſollen ſie fett machen und ſie verſchreiben uns dafür den Himmel. Aber in ihren Himmel wollen wir juſt nicht und in die Höll' finden wir auch ohne ſie. Ihr meint, Landbot', weil man ſagt, dem Pfarrer iſt der Betteiſtab verbrannt? Ob, das nicht, Alter, das nicht! Es klopft eine andere Zeit an die Thür! Wir laſſen uns das Vieh nimmer aus dem Stall und uns am Strick führen, und das gemäſtete Huhn braten wir uns ſelber. Ho, es gibt noch Leut' in der Gemeinde und eh' Einer von uns verhungert, eh' — — mit euch wird's auch aus, Landbot'! Und jetzt kommt's gut herum'"

16*

Der Mutter war fort und hatte die ſchwere Stubenthür heftig hinter ſich zugeſchlagen. Der alte Bote griff kopfſchüttelnd nach Hut und Stock: er kannte den Meiſter Joſeph ſchon lange, ſprach gerne bei ihm zu, aber ſo hatte er ihn noch nie geſehen.

* * *

Es war, als ob der Teufel in Falkenbach ſein Neſt gebaut hätte. Es wollte, ſo weit die Pfarre reichte, nichts Rechtes verfangen und gedeihen. Bürden, Mißwachs, Seuche, Zwiſt allüberall, ſo weit man nur den Egydiſtier krummen hörte.

Jungfrau Kunigunde, die alte Wurznerin, behauptete, es müſſe einmal am Charfreitag Einer in Schuhen von Menſchenhaut um die Gemeinde gegangen ſein — und das ſperrt alles Glück und Heil von außen ab. Daß das Glück, wie der Pfarrer gerne ſagte, von Oben komme, das wollten die guten Leute gar nicht mehr glauben — kam nicht das böſe Wetter und der Hagel von „Oben"?

Aber die ehrſame Kunigunde, die unter den geheimnißreichen Wurzeln und wunderhältigen Kräutern alt geworden war, gab — wie ſich's ziemt — die Hoffnung nicht auf. So wie ſie allweg das Kräutlein „für den Tod" geſucht hatte, ſo forſchte ſie nunmehr nach der Wurzel für (gegen) das Unglück — wohl, wohl, es gibt für Alles ein Mittel!

Die ehrſame Kunigunde gründete — es blieb aber geheim — mit anderen, ebenfalls ſehr ehrwürdigen Frauen einen Rettungsverein, genannt: „Der Walpurgiskranz." Da kamen ſie — der Tauſend, man ſollt's nicht verrathen — in

den Vollmondnächten in der Hütte der Wunzuerin zusammen und beteten und thaten große Dinge.

Unter diesen Matronen war auch die Brückmüllerin, die ein gar schweres Herzleid hatte, nicht blos der Gemeinde wegen, insonderheit, weil ihr Mann so gottlos schlecht war.

Da wird von der Müllerin und von einer solchen Vollmondnacht eine Geschichte erzählt, die, zumalen sie kaum wahr, wohl verdient in die Legende der Heiligen eingereiht zu werden.

Nach langen Bußübungen und Beschwören kam endlich über Kunigunde die Erleuchtung, was zu thun sei, um das Heil der Gemeinde Falkenbach zu retten. Ein Leichtes war's just nicht. Die ganze Umgrenzung der Pfarre sollte mit Frauenthränen, welche für die armen Seelen des Fegfeuers vergossen sein mußten, besprengt werden; und unter dieser Bedingung weiche der verhängnißvolle Bann. Sofort einigte sich der löbliche Verein „Walpurgiskranz" zu einer Weinstunde — heißt das, zu einer Stunde des Weinens für die armen Seelen.

Der bestimmte Abend war gekommen; die Vereinsmitglieder erschienen in Vollzahl. Nachdem alle eine entsprechende Stärkung zu sich genommen hatten, begann Kunigunde aus einem alten Buche laut vorzulesen. Das alte Buch hatte einen backsteinrothen Schnitt und brachte eine geschichtlich geographische Beschreibung des Fegfeuers nebst Sitten und Gebräuchen in ausführlicher Weise. Unter Anderem war auch eine beliebte Methode angeführt, wie die Teufel arme Seelen martern. Diese werden nämlich mit siedendem Pech über

ſtrichen, bei den Füßen über das Feuer gehängt, gebraten und eingeräuchert.

Mehrere Mitglieder begannen bereits bei dieſer Tarierung zu ſchluchzen und hielten ſich ſofort die dazu beſtimmten Gefäße an die Wangen. Als nun die Vorleſerin, welcher ſelbſt ſchon reichliche Tropfen in das Tonſchüſſelchen niederrieſelten, gar der dahingeſchiedenen Verwandten und Bekannten gedachte, die in ſolch' unbeſchreiblichen Peinen endlos um Erlöſung flehen, da war das Schluchzen allgemein und auch der Jubel, ſo oft ein Tropfen in die Kanne fiel.

Auch die Brückmüllerin ſchluchzte, aber — weiß Gott — um Alles in der Welt kamen ihr keine Thränen. Wohl hielt ſie ſich ein Rosmarinölfläſchchen unter die Naſe, wohl dachte ſie ſich außerordentlich lebhaft in die Qualen der leidenden Seelen im Fegfeuer hinein; es war vergebens, es kamen keine Thränen.

Wie ſie nun noch ſo beiſammen waren, flog plötzlich die Thür auf und hereinſtürzte der Brückmüller.

„Du Hexe!" ſchrie er, faßte ſein Weib und gab ihr Ohrfeigen mitten im heiligen Kreiſe.

Und, wunderbar! jetzt floſſen ihr der Zähren viele über die Wangen — gar dicht und echt — aber ſie fielen hin auf den ſchmutzigen Boden und waren verloren.

So ſoll das Erlöſungswerk in der Hütte der Wurznerin geendet haben und ſo hat man's noch lange hernach in luſtigen Kreiſen erzählt.

Wenn der Pfarrer auf der Kanzel stand, um die Gemeinde an den Zehent und die Seelsorgerpfennige zu mahnen, und daß man auch heilige Messen bestellen soll — Gott erbarm', da predigte er immer leeren Stühlen.

Mit dem Zehent war man dem alten Herrn schon lange ausgeblieben, wollte man ja gar schon die Todten ohne Segen und Glockenklang und Trauermesse in die Erde stecken, weil, wie sie sagten, der Pfarrer für Alles Geld haben wollte.

Der Landbote brachte die Zeitung in das Dorf und der Müllerbursche Albin las sie immer Sonntags im Wirthshause vor. Albin wußte auch sonst Manches zu erzählen; er war noch nicht lange im Dorfe, er kam vom „Reich" herein und brachte viel Neues und Seltsames in Arbeit und Sitte mit sich in die Gegend. Die Bauernburschen hörten ihm gerne zu, wenn er sprach und erzählte. Und Albin sprach gar schön, völlig wie ein Studirter, und die Leute freute es, daß er, der Erfahrene, Weitgereiste, so mit ihnen redete. Indeß, Alle waren ihm nicht gewogen; da war zunächst sein eigener Meister, der ihn, trotz seiner tüchtigen, redlichen Arbeit nicht leiden konnte. Meister Joseph wurde immer wild, wenn Albin von den neuen, landwirthschaftlichen Methoden sprach, wie sie aus England und Amerika herübergekommen, im „Reiche" schon überall gang und gäbe seien.

Aber noch wilder würde Meister Joseph, wenn er dahinter käme, daß Albin, der altkluge Bursche von draußen, sein Töchterlein, die Kundl — doch, er kommt sobald nicht dahinter.

Es ist aber so und ich kann's nicht länger verschwei-

gen. Albin hat die Kundl lieb. Und die Kundl iſt das luſtigſte, friſcheſte, flinkeſte Mädchen im Dorfe; die hört man allweg ſchon um zehn Minuten früher, als man ihr begegnet — ſie ſingt in einemfort, ſie weiß alle Lieder und Reimer, ſie kennt alle Spottnamen und gar, wenn ſie mit Jemandem zankt, da iſt kein Mühlſtein ihres Vaters ſo ſcharf als ihr Maulchen. Sie iſt ein Engelchen, ein Teufelchen, iſt beides, ſie iſt ein gutes, böſes, liebes, loſes Mägdelein. Auf jeden Menſchen war Kundl böſe und Jedem that ſie, wenn ſie konnte, heimlich Gutes; auf Albin war ſie ſchon gar bitter boshaft — deswegen war, was ſie ihm heimlich that, juſt keine Unbill.

Albin war ein fremder, heimatloſer Menſch, Kundl hatte ein Vaterhaus; Albin hatte eine ausländiſche Lebensweiſe inne, Kundl hatte die heimiſche; Albin wußte viel Neues, Kundl haßte das Alte.

Einmal, beim Klappern der Räder war's, da küßten ſie ſich den Staub von dem Munde. Das letzte Stäubchen war noch nicht alle, als der Müllermeiſter mit dem Radhebel vor ihnen ſtand. Aber der Alte that, als ob er nichts gemerkt hätte und ſagte nur ſo hin: „Nu, werden die neuen Mühlſteine gut mahlen?"

„Mein' es ſchon," ſtotterte Albin, dann blickte er den Meiſter eine Weile an und rief: „Thut nicht ſo, ihr habt's ja geſehen, und jetzt mach' ich den Mund auf zu rechter Zeit und bitt' euch um eurer Tochter Hand!"

„Ei ſchau, das iſt hitzig," ſchmunzelte der Müller, „Albin, ich ſag' dir nur Eins, wenn die Räder ſo heiß werden, gehört ein Eimer Waſſer auf die Kämpe. Halt du

um deine sauberen Zeitungen an und halt Hochzeit mit den amerikanischen Pflügen; ich und mein Kind bleiben die Alten. Schau an die Mühl' da; vor mehr denn hundert Jahren hat sie mein Urahn gebaut und hat dazu hundertjährige Waldstämme genommen; das hält noch wacker zusammen. Und schau dir auch des Vaders Scheune d'rüben an; vor zwölf Jahren ist sie gezimmert worden aus jungem Holze, heut' knicken die Wände ein und die ganz' Baracken steht auf Spreitzen. So steht das Alte und so steht das Neue, und so steh' ich und so stehst du. Jetzt hab' ich genug wortet."

Kundl hüpfte lustig davon. Albin trug seinen Hafersack auf den Steinboden und dachte: Aber wir, die Jungen, werden länger halten als du, alter Gotteslästerer. Meinen Grundsätzen entsage ich nicht und Kundl ist an diesen finsteren Winkel nicht geschmiedet — ich führe sie mit in's Land hinaus!

Das Dorf sprach bereits von einer Hochzeit auf der Brückmühle, aber der Pfarrer legte sanft die Faust auf sein Tischeck und rief: „Daraus wird nichts, dieser Müllerbursche ist ein Lutherischer! So 'ne Eh' ging gerad' noch ab zu euerem Sündenleben, ihr Heiden!" Der alte Herr sagte desgleichen auch einmal auf der Kanzel. Er sah wohl ein, daß es nun Zeit sei, für seine Schäflein und ihr Seelenheil einen entscheidenden Schritt zu thun. Es blieben gar auch alle Kirchengelder aus.

Am Pfingstsamstag um die Vesperzeit war es.

Da gingen vier Männer in braunen, langen Röcken und breiten Filzhüten durch das Dorf. Sie stützten sich auf lange Stöcke, die aussahen wie Pilgerstäbe, sie schienen einen weiten Weg zu kommen. Sie sahen ehrwürdig aus.

Die Bauern, die vor ihren Häusern mit Holzspalten oder in den offenen Zeughütten beschäftigt waren, ließen von ihrer Arbeit ab und sahen auf die fremden Männer hin.

„Wie kommen mir denn Die vor?" sagte ein alter Knecht, „da schauen sie so ganz wildfremd aus und grüßen Einen doch schon von ferne."

„Ist mir auch aufgefallen," versetzte der Schuster Simon, „und wie Jeder unter'm Hut eine Glatze hat und dabei sind sie doch Milchbärte. Dann schauen sie auch allerweil so zu Boden; man weiß nicht, wo man diese Leut' hintun soll."

„Werden schon von ihnen hören," sagte Albin, der eben mit einer Mehlbutte des Weges kam. „Seht, dort gehen sie gegen die Kirche hinauf, dort kommt ihnen der Pfarrer entgegen."

„Am Ende sind es Priester," riefen Mehrere.

„Wollen etwa gar dableiben und uns ihre Messen verkaufen und uns auf der Kanzel Geschichten erzählen, die sie selber nicht wissen."

„Aber zum Hagelstern hinein! Da kommen sie bei uns an die Unrechten!"

„O, die sind euch überlegen," sagte Albin, „in wenigen Tagen werdet ihr anders reden!"

Er schurfte sich die Butte zurecht und ging seiner Wege.

Auch die Mädchen, die am Brunnen ſtanden, hatten ihre Meinungen über die ſeltſamen Männer, die durch das Dorf zogen.

„Hab' doch bei meiner Treu' noch keine ſolchen Gewänder geſehen!“ liſpelte die Eine.

„Das ſind keine rechten Bauern und keine rechten Herren — und erſt gar die garſtigen Hüte!“

„Sie haben gar bleiche Geſichter und werden halt die Sonne nicht leiden mögen.“

„Der dort, der Hintere, der alleweil ſchaut was kriecht, iſt gar nicht ſo uneben, er ſchaut aus, wie wenn ihm der Bart juſt käm'.“

„Warum ſie aber gerade uns nicht grüßen! Dort oben haben ſie nichts, als die Hüte geſchwenkt.“

„Werden uns doch wohl nicht überſehen! Kundl, ſchütt' geſchwind dein Kübel Waſſer in den Trog zurück.“

Kundl that es, das Waſſer rauſchte, aber die vier Männer gingen vorüber und blickten nicht auf.

Als ſie ſchon um die Kirche, gegen den Pfarrhof gebogen hatten, fiel es der Kundl ein: „Wie wir aber doch ungeſchickt ſind und Keinem die Hand geküßt haben! Gewiß und wahrhaftig, das ſind die frommen Geiſtlichen geweſen, von denen meine Mutter geſagt hat, daß ſie heute kommen. Ja, lachet nur, das ſind gar heilige Leut' und gehen in der böſen Welt herum wie die Apoſtel und thun nichts als Menſchen bekehren. Jeder hat ſeinen Engel bei ſich, ſagt meine Mutter, und der Engel bringt Jedem die Speiſ' vom Himmel. Deswegen nehmen ſie von den Menſchen nichts als Waſſer und Brot und tragen ein härknes Hemd, und in

den Schuhen haben ſie Sand und ſchlafen thun ſie auf der ſteinharten Erde — die Tollpatſchen, die närriſchen!"

Ueber dieſe Worte lachten die anderen Mädchen auf und riefen: „Rundl, wenn dich der Albin ſo predigen hört!"

„So muß er ſtill ſein, bis ich Amen ſag' und nachher wird wieder geſungen!"

In dieſem Augenblicke erklangen am Thurme alle Glocken. Die Männer warfen ihre Werkzeuge in die Winkel und zohlten wüſt davon. Die wenigen Frommgläubigen zogen barhaupt zur Kirche und ſagten unter einander: „Gott ſei Dank, jetzt bleiben ſie da und predigen und weihen die Glocken ein — es iſt die heilige Gnadenzeit!"

Die vier Männer, welche durch das Dorf gegangen, waren Prieſter aus der Geſellſchaft Jeſu.

Die Miſſion.

Kein Feſt im ganzen Jahre, das in der Welt ſo ſchön gefeiert wird, als das Pfingſtfeſt. Zu dieſem öffnet ſelbſt die Erde ihren Feſtſchrank und all ihre Schmuckkäſtchen, zu dieſem holt ſie ihr allerſchönſtes Feierkleid hervor. In einen blumigen, duftigen Schleier hüllt ſie ihre Glieder, mit friſchen Kränzen umwebt ſie ihr Haupt, wallende Silberbänder ſchlingt ſie um ihren Leib — ſo ſteht ſie da, eine jungfräuliche Braut. Und ihr Bräutigam ſteht an ihrer Seite, blickt ſie an mit Wohlgefallen, zieht ſie an ſein Herz und küßt ſie mit dem Liebeshauche des Lebens. Ihr Bräutigam iſt Gott. — Und die Fiſchlein tanzen luſtig in den klaren Wellen

und die Vögelein auf den Bäumen musizieren wunderhold, und kein Würmlein iſt ſtumm und kein Fiſchlein iſt taub, und kein Sandkörnlein und kein Waſſertröpflein todt. Zu Luftſchiffen mit weißleuchtenden Segeln werden die Wölkelein; ſie ſchaukeln vom Himmel herab und der Erde zu, beladen mit Gottesſegen. Die Sonne, die ewige, die ſtille Herrſcherin der Himmel, lodert auf in ihrer hellſten, heiligſten Opferflamme und allüberall ſteht's geſchrieben: Friede, Freude zum Hochzeitsfeſte mit Gott!

Und der Menſch? —

Die Dorfkirche zu Falkenbach iſt voll von Menſchen. Sie hat ihre Fenſter verhüllt mit ſchwarzen Tüchern, ſie hat ihr Altarbild verdeckt, ſie hat über dem Tabernakel einen aus rohem Holze gezimmerten Kreuzpfahl aufgepflanzt. Sechs Kerzen flackern an dem Altare mit düſterem Schein, und zwiſchen denſelben ſteht die hoſtieloſe Monſtranze. „Die Hoſtie iſt fortgezogen, durchbohrt mit dem zweifachen Sündenſchwerte der Menſchen, ein gemordeter Heiland. Gott iſt nicht mehr unter der Gemeinde.“

Mitten in der Kirche iſt ein Sarkophag aufgerichtet, und nieder von dem Schiffe, wo ſonſt um dieſe Zeit die weiße, fliegende Taube als Sinnbild des heiligen Geiſtes ſchwebt, baumelt heute ein fahler, grinſender Todtenſchädel. An den Nebenaltären ſind Beichtſtühle aufgerichtet und über jedem derſelben ſtehen auf ſchwarzen Tafeln die Worte: „Rette deine Seele!“ Auch die Kanzel iſt dunkelfarbig ausgeſchlagen, und über ihr iſt der Satz: „Uns hat Jeſus Chriſtus zu euch geſendet!“ —

In der Gemeinde Falkenbach hat die Miſſion begon-

nen. Aus Nah und Ferne sind Menschen herbeigeströmt zum Pfingstfeste, damit sie die Wundermänner schauten, die da gesandt sind von Jesus Christus.

Darum ist die düstere Kirche so vollgepfropft von Menschen, und alle horchen atemeinhaltend dem Prediger zu, der auf der Kanzel steht und ein Kruzifix in den zitternden Händen hält. Vielem klopft das Herz gar unruhig bei der schweren, seltsamen Worten, die der Priester hindonnert über die tausend Menschen, der Sünde Fluch, des Gerichtes Ankunft verkündend.

Viele haben freilich ihre eigenen Gedanken: ‚Das sind sicher die Katschen!' meinen sie, ‚nicht einmal einen Chorrock hat er an, rabenschwarz steht er auf dem Predigtstuhl!'

Auf dem Platze vor der Kirche sind Buden aufgerichtet und weiße Tüchern darüber gespannt. Dort werden verkauft um billiges Geld Missionsgebete, Missionslieder, Amulette, Rosenkränze und Schnaps.

Einer der vier Missionäre geht demüthig über den Platz. Alles weicht ihm ehrerbietig oder scheu aus; nur Einer bleibt stehen, wo er steht, hält die Hände über den Rücken geschlagen, macht keinen Hutrücker, starrt finster auf den predigenden Priester. Er wollte ihm den Weg vertreten, allein der Geistliche wendet sich langsam, und den Blick zur Erde geschlagen, wandelt er demüthig weiter.

Der freche, starre Mann war der Brückmüller.

Als hierauf zum Hochamte geläutet wurde, eilte er suchend durch die Dorfgasse hinab zum Wirthshause, sprang zur Thür hinein und verlangte brummend einen Krug Most.

Das Wirthshaus war nicht leerer als die Kirche, und wenn in der Kirche Einer schrie und eiferte, so schrieen und eiferten hier Alle laut und wild durcheinander. Nur Einer schwieg und hörte den Lärm tiefsinnig zu. Und wenn sie dort dem lieben Gott ihre „Vaterunser" auf den Rosenkränzen vorrechneten, so zählten sie hier ihre Lumpereien an den Mostkrügen ab.

Jetzt trat der Schuster Simon mit seiner schwarzen, beschilderten Tuchmütze in die Stube und hielt triumphirend einen Bund Rosenkränze empor.

„Kaufet, kaufet schöne Jerusalemer Rosenkränze!" machte er im Marktschreiertone, „an jeder Korall' hängt frischer, hundertjähriger Ablaß allerlei, und am Glaubengottvater noch ein vollkommener dabei! Der wird für die armen Seelen wohl taugen, insonderheit gar gut für Hühneraugen!"

Der Mann hüpfte umher, schwang die Beine mit den hohen Stiefeln, und reckte und bückte sich, daß man glaubte, es müsse das bepechte Beinkleid bersten. Dabei grinste sein etwas fahles Gesicht, und so fuhr er mit scharfer, dünner Stimme fort:

„Auch Amulete, meine Herrschaften, Amulete hab' ich da, sind gegen Teufelei, gegen Hexerei und andere Eier! Wer sothanes Amulet an dem Hals thut tragen, dem kann kein Unglück widerfahren zu Wasser und zu Land, in Feuer und Brand, und dem auch kein' Schaden thut der Krieg und die Pest und der Handelsjud. Und das liebe Vieh im Stall und auf der Weid' allzumal wird durch diese Amuleten bewahrt allen Nöthen und nicht bissen von den Kröten! Item, so man Besagtes den Kindbetterinnen auf die Brust

thut liegen, werden ſie ohne Schmerzen entbinden von Leibesliegen, und ſo das Amulet bei Mädchen thut liegen, werden ſie keine Sommerſproſſen kriegen!"

Wie ſie Alle lachten, in die Hände klatſchten und ſich toll geberdeten!

Der Schuſter wiſchte mit dem Rockärmel ſeine klebrigen Haare aus der Stirne und fuhr fort: „Ja ja, da ſteht es ſchwarz auf weiß, dem Teufel zum Spott, ſeiner Base zum Preis. Gehet in euch und laſſet ab vom Erdenſchwindel! Thuet Buße, geliebteſte Brüder — faules Geſindel! Die Welt fällt zuſammen meine Herren und Damen! wer's nicht glaubt, den hole der Teufel, Amen!"

Ein kreiſchendes Lachen und Johlen, der Bußprediger mußte aus jedem Kruge trinken.

Plötzlich flatterten draußen an den Fenſtern der Gaſtſtube rothe Fahnen vorüber; die Prozeſſion zog aus der Kirche, und zu hundert Stimmen erklang in dem ſonnigen Junitage das Kirchenlied:

„Das glaub' ich, das hoff' ich,
Dem leb' ich, dem ſterb' ich,
Mein einziger Troſt
Ist Jeſus mein Gott!"

Da erhoben die Zecher ihre Stimmen und johlten drein:

„Das glaub' ich, das hoff' ich,
Den beut' ich, den ſchenk' ich,
Mein einziger Troſt
Ist der Wein und der Moſt!"

Bei all dem ſaß Albin der Müllerburſche in der Ecke ſtumm vor ſeinem Kruge. Er war ſchier eingehüllt von

dem dichten Tabaksqualm, der in der wüstbewegten Stube dampfte.

„Junge, Junge!“ schrie ihm der Brückmüller zu, „hast heut' kein Wasser auf der Mühl'? Heut' kein Kapitel von der Volkswirthschaft, keine neue Maschine aus Amerika? Schreist sonst auch gern mit; spuckt dir heut' kein Unsinn im Kopf? Bist lahmleidi worden? Bereitest dich leicht zu einer Generalbeicht vor?“

Neues Lachen, und der Meister Josef lachte am unbändigsten; die Bemerkung von der Generalbeicht war ihm so ungeheuer witzig.

Albin erhob sich, zahlte seinen Krug und verließ die wüste Schenke.

Oben an der Felswand, wo sich das Bächlein über die Währ' stürzt, blieb der Bursche stehen und lehnte sich an einen Pfeiler.

Mein Glück zermalmen die Mühlsteine. Fortziehen? Dableiben? Nein, unter solchen Menschen ist nicht zu leben. Auf der einen Seite gottloser Frevel, rohe Glaubenslosigkeit; auf der anderen scheußlicher Aberglaube, schmählicher Fanatismus — Nächstenliebe, Bildung, Gesetz, ja alles Bessere wird von diesen Menschen in den Koth gestampft. Oh, was verdient eine solche Gemeinde auch sonst, als Unheil überall und — die Jesuiten. Die Jesuiten haben hier noch gefehlt! — Aber unter der Spreu ist ein reines Körnlein, unter der vielen Kleie wohl auch einmal ein mildes, schneeweißes Stäubchen. Kundl, du, du allein. Und du sollst leben hier, bis zu deinem letzten Tag! Dein Vater ein Atheist, deine Mutter eine Betschwester. Wie kannst du nur so gut

geworden sein! Ja, du bist es aus dir selbst geworden, wie eine Blume, wie ein Veilchen erblühen kann zwischen Wolfsmilch kraut und Klatschrose. Aber verwelken, verderben und zusammenbrechen wirst du in einer solchen Wüste vor der Zeit, geliebtes Blümlein. — Dir, du klares Bächlein, kann ich's klagen. Ich sag', was soll ich thun? Soll ich es machen, wie du? Auch dich führt dein Weg in diese Menschenwüste, wie mich der meine. Du dienest der Gemeinde; doch gefangen halten lässest du dich hier nicht, da schwillst du an und nimmst mit dir fort, was du willst, und ziehst mit deiner Beute hinaus in die Welt. Bächlein, ich folge deinem Wink, ich folge dir. Der Himmel hat mich ja doch nur in diese Gegend verschlagen, damit ich das Veilchen rette und in einen milderen Garten verpflanze. Ich will Kundi einführen in ein glücklicheres Leben; und wenn ich sie rauben müßte, so wär's keine Sünde, könnte keine sein; sie hat mich lieb. —

So waren die Gedanken des Jünglings, der am Pfeiler lehnte. —

Zu Mittag gab es beim Brückmüller guten Tisch, das war am Festtage ja altherkömmlich, und in dem Altherkömmlichen ließ sich der Meister Josef nicht spotten. Auch der Landbote war bei Tische. Er war mit seinem Fritz, der für die Pfingsttage Vakanzen hatte, nach Falkenbach gekommen. Der Studiosus war im Pfarrhause zu Tische geladen und speiste mit den Missionären.

Darüber machte der Brückmüller die verschiedensten Bemerkungen, und mit jedem Bissen mußte der Landbote auch so was Stechendes hinabschlucken, so daß es dem guten Mann schon in der Gurgel zu drücken begann und er dem

alten Pastoren ganz was sehr Derbes gesagt hätte, wenn nicht gerade der heilige Freitag gewesen wäre.

Die Müllerin und die Uebrigen, die heute in der Kirche gewesen waren, wußten bei Tische allerhand wunderbare Dinge zu erzählen. Sie wußten es wohl, warum heute am Pfingsttage die Kirche so traurig, wie zu einer Todtenfeier aufgeputzt war — weil die ganze Gemeinde Kaltenbach todt im Glauben und in der Seele! Der Pater habe das ja auch in seiner Predigt so eingeführt, und darauf habe Alles gar sehr gemeint. Die Missionäre seien aber wahre Heilige und sähen gottesmahrhaftig aus, wie die leibhaften Apostel.

Die Müllerin hatte vor dem Essen ihren Mägden in der Küche noch was ganz Besonderes anvertraut; sie hatte nämlich in der Kirche ganz genau und deutlich gesehen, wie dem Prediger eine schneeweiße Taube auf der Achsel gesessen und ihm etwas in's Ohr geschnäbelt hatte. „Und diese Taube ist der heilige Geist gewesen, und der heilige Geist hat dem frommen Mann die ganze Predigt, Wort für Wort eingesagt." — Bei Tische aber schwieg sie davon und bemerkte nur, daß man, als der Pater das Hochamt hielt, um seinen Kopf einen Heiligenschein gesehen habe.

„Ja, ja, Heiligenschein, Scheinheiliger!" fiel der Meister seiner Ehehälfte in's Wort, „hatscht nur gleich wieder in die Kirch', ihr verrückten Weibsleute, und laßt euch heilig sprechen: heut' ist Sonntag, heut' habt ihr Zeit zum Selig werden. Wer mir aber an den Werktagen da in die Komödie hinanläuft, dem hau' ich den Kürbis ein! Dir auch, Alte! Habt ihr mich jetzt verstanden?"

Albin und Rundi hatten bei all dem kein Wort verloren.

Nach dem Essen ging das Mädchen in die Küche und der Bursche mit einem Buche hinter die Mühle hinaus. Dort ließ er sich nieder im wohligen Schatten. — Er hörte das eintönige Wasserrauschen und das leise Säuseln des Windhauches in den Bäumen, und da tänzelten vom Kirschbaume weiße Blüthen nieder und fielen auf seine Wangen.

Hier ließ es sich so gut denken und träumen.

Ueber des Pfarrers Kornfeld wandelten zwei Männer. Man konnte sie vom Kirschbaume aus, unter welchem Albin ruhte, recht gut sehen. Beide Männer waren in schwarzer Bekleidung des Priesters: der eine war im Talare, der andere im Knierocke. Nach ihren lebhaften Handbewegungen mußten sie ein eifriges Gespräch führen.

Albin sah ihnen zu.

Jetzt legte der Eine die Hand auf die Brust und erhob sie dann wie zu einem Schwure. Der Andere im Knierocke zerriß heftig ein Papier, überließ dessen Stücke dem Winde und eilte davon wie flüchtig zur Landstraße hinab und fort gegen den Wald hinaus.

Der im Talare blieb noch eine Weile stehen und sah dem Eilenden nach; dann hob er die eine Hälfte des zerrissenen Papieres von dem Boden auf und suchte nach der andern, allein die hatte der Wind bereits davon getragen. Lustig, wie ein weißer Schmetterling, flatterte das Papierchen über die Au gegen die Mühle zu und in den Baumgarten, in welchem Albin unter dem Kirschbaume lag.

Der Bursche fing das Blatt auf. Auf demselben standen diese zerrissenen Worte:

ich Bürger
iger Tag, daß
einenwerden bekenne
zum Heile der römisch
sogenannte Aufklä
heilige Pflicht des Fre
Volk in glücklicher Unwis
halten.
Am Pfingstsonntag

Das Blatt war eben mitten auseinandergerissen, doch Albin vermeinte, den Sinn enträthseln zu können. Einen Menschen hielt er gerettet aus finsterer Macht und tausend andere mit ihm.

Er legte das Papier in sein Buch und sah noch dem Manne zu, der jetzt langsam dem Pfarrhofe zuschritt.

Plötzlich eilte Albin zum Gartenzaune, hinter welchem er Nandl bemerkt hatte.

„Warum singst du heut' nicht, Dirndl?" rief er ihr zu.

„Du meine liebe Zeit, singen, ich kann's ja völlig nicht lassen, aber —" sie senkte ihr Köpfchen — „die Mutter will's nicht leiden."

„So? sie will's nicht leiden, daß du lustig bist?"

„Ja und ja, und sie sagt, das wäre eine große Sünd' an einem so heiligen Tag, und jetzt sei die Zeit der Buße gekommen. — Magst eine Rose, Albin?"

Als Nandl dieses sagte, brach sie eine hochrothe Pfingst-

reis vom Busch und reichte dieselbe dem Jüngling über den Zaun.

Er steckte die herrliche Blutheukrone in das Knopfloch und sah das Mädchen an.

Das war ein eigenes Regen und Bewegen im Dorfe. In allen Nachbargemeinden sprachen sie von der Mission zu Falkenbach, und Alles strömte herbei um zu sehen, zu hören, sich segnen zu lassen und sich zu bekehren.

Es war ja so eigen; wer einmal gekommen war, der kam immer wieder. So weit sie hatten von fernen Bergen, so lieb ihnen Haus und Kind sonst war, nun vergaßen sie auf Alles und keine Predigt wollten sie versäumen. Viele, die früher geflucht über die Missionäre, sie waren bekehrt mit der ersten Predigt, und eine wahre Leidenschaft zum Seligwerdenwollen kam über sie und sie wollten gar nicht mehr heimkehren in ihre Häuser; Tag und Nacht wollten sie kauern in den Kirchenstühlen und Speise und Trank entbehren, nur um keine Predigt zu versäumen. So beseligend war das Walten der Missionäre.

Das ging nun mit Siebenmeilenstiefeln dem Himmel zu.

Aber auch andere Leute — vorderhand noch andere, denn sie werden endlich alle in den Schafstall geführt — waren damit einverstanden.

Der Dorfwirth konnte von der Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit einer Mission nicht genug Rühmens machen — war es doch nun mit Einem Schlage gewonnen, was er durch

jahrelanges Weinwaſſern kaum zu erreichen vermocht! Auch auf die Verkaufsbuden war die Bekehrungswoche von ſehr vortheilhaftem Einfluß und mit ihren „Haus- und Wetterſegen" hatten ſie noch nirgends ein ſo glänzendes Geſchäft gemacht, als hier in Falkenbach. Da hatten ſie aber auch noch andere ungeheuer wunderthätige Waaren, ſo „die ſieben Schloß, ſieben wunderthätige Gebetter, womit ſich eine arme, ſündige Seel' gegen den Satan ganz und gar verſchließen kann". So „die ſieben Himmelsriegel, ſieben kräftige Gebetter, welche ein frommer Einſiedler von ſeinem Schutzengel bekommen und ſich gegen alle Leibes- und Seelengefahren ewig in die Wunden Chriſti verſchloſſen hat". So „die fünfzehn heimlichen Leiden Chriſti, wunderkräftige Andachten von den noch unbekannten Leiden, ſo Chriſtus in der Nacht vor ſeiner Gefangennehmung ausgeſtanden und bisher noch keinem ſündigen Menſchen offenbar worden ſind." — Und ſo fort, die merkwürdigſten Hiſtorien der Heiligen, Ablaßgebete mit zierlichen Miſſionskreuzvignetten verſehen und all „gedruckt in dieſem Jahre".

Man kann's wohl ſagen, auf dem Kirchplatze zu Falkenbach waren unermeßliche Schätze aufgehäuft.

In der Kirche ſelbſt herrſchte noch immer Dunkel und Trauer, ein Zeichen, daß die Seelen der Gemeinde noch im Todesſchlafe lagen. Immer mehr Leute drängten ſich zu den Predigten und Beichtſtühlen, und immer häufiger auch ſolche, die ſich anfangs über die Miſſion luſtig gemacht hatten und ſehr verſtockt waren.

Da wurden beſondere Predigten gehalten für Männer und für Weiber, für Jünglinge und für Jungfrauen, für

Kinder und für Greiſe, für Herrenleute und für Dienſtboten; Allen wurden inſonderheit die Gefahren und Laſter ihres Standes vorgehalten, Beiſpiele der Heiligen hingeſtellt und den Verſtockten mit den ewigen Strafen gedroht. Dann waren allgemeine Predigten über die ſieben Todſünden, über die vier letzten Dinge, und endlich mußte die ganze Gemeinde in der Kirche mit aufgehobenen Händen einen gräulichen Schwur nachſagen, den ihr der Prieſter vorſprach, und welcher auf eines Jeden Haupt die Schuld des Meineides wälzte, der je in ſeinem Leben noch eine einzige Sünde begeht.

Vor den Beichtſtühlen kniete oft Mancher eine ganze Stunde lang, und verließ ihn endlich bleich und verſtört, gebeugt, gebrochen.

Die Brückmüllerin legte eine Generalbeichte ab, eine Beichte über alle Sünden groß und klein ihres ganzen Lebens. Drei Tage hatte ſie ſich darauf vorbereitet, drei lange Tage, und hatte in dieſer Zeit gefaſtet, geſchlafen auf harter Bank und ſtrenge Bußübungen verrichtet. Unter anderen Sorgen, ob ſie wohl Alles recht machen werde, ob ſie auch ihre eigenen unwiſſentlichen Sünden und die wiſſentlichen Anderer beichten ſollte und in wie weit, war es nicht ihre kleinſte, unter den vier Miſſionären den Beichtvater zu wählen. Nach langem Faſten und Beten in dieſer Meinung entſchloß ſie ſich für Pater Ignatius, zwar den jüngſten, aber wohl den ſtrengſten und eifrigſten und unſtreitig den frömmſten. Sein Beichtſtuhl war immer von Hunderten belagert; Jung und Alt drängte ſich an denſelben und Alle verließen zerknirſcht, wohl gar mit lautem Schluchzen über die annullirten Sünden und das wieder gefundene Heil, den Pater Ignatius.

Die Müllerin mußte einen ganzen Tag in der Kirche stehen, bis die Reihe endlich an sie kam. Eine Stunde hatte sie darauf im Beichtstuhle gekniet und als sie in der Abenddämmerung die Kirchstiege gegen die Mühle hinabstieg, fühlte sie sich rein und sie nahm sich vor, nach ihrer Namenspatronin, eine heilige Theresia zu werden.

Vor dem Schlafengehen bat sie ihren Mann, daß er doch auch in sich gehen und diese Gnadenzeit zu seinem Heile anwenden möge. Der Müller nahm sich die Pfeife aus dem Munde und frug sein Weib, wann wieder einmal ein Vereinsabend des „Walpurgiskranzes" sei, er wolle für die Thränenstunde wieder das Seine beitragen.

Allein heute ließ sich die Müllerin durch dergleichen Anspielungen nicht einschüchtern, sie versicherte, daß er, ihr Mann und sein Haus, auf ewig verloren sei, wenn er in seinem Lasterleben so fortfahre und sich nicht ändere. Wenn denn durchaus er ewig in der Hölle braten wolle, so solle er doch sein einziges Kind retten vom Unglauben und der Verführung — solle es retten von dieser gottlosen Welt, welche doch nur ein Jammerthal sei, solle es in's Kloster geben. Pater Ignatius habe gesagt, das Kloster sei der einzige Ort, um die Unschuld der Jungfrauen für den göttlichen Bräutigam zu retten.

Das war Hochwasser auf die Mühle. Josef tobte gegen sein Weib, hieß sie eine Hexe, fluchte und nannte die Missionäre elende Kuppler für den sauberen, göttlichen Bräutigam.

In einigen Tagen darauf war feierliche Glockenweihe. Der ganze Kirchthurm wurde bekränzt und mit Fahnen geziert. Eine ungeheure Menschenmenge hatte sich um die Kirche versammelt. Die vier Jesuiten zogen demüthig durch die Volksmassen und stiegen endlich nebst vielen Anderen, geistlichen und weltlichen Standes, auf den Thurm.

Während der Weihe klangen die übrigen Glocken und das Volk betete. Endlich knallte ein Pistolenschuß vom Thurme zum Zeichen, daß nun die große Glocke, der „Egydistier" nicht mehr lutherisch, sondern katholisch sei, und daß sie jetzt Segen und Macht habe gegen die Ungewitter und alle Anfechtungen der Hölle. Jetzt fiel die Neugetaufte selbst mit ihren Tönen ein und — Alle sagten es — nun hatte sie einen ganz anderen, einen heiligen Klang.

Das war ein gar feierliches Geläute, und es drang in den Sonnenschein hinaus und hin über Feld und Wald, als wollte es das Körnlein und die Keime und die Kraft der Erde wieder erwecken.

„Jetzt," sagten die Leute, als die Glocken klangen, „jetzt läutet unsere Gemeinde die guten Zeiten wieder ein!"

Hoffnungsreich standen die Früchte am Felde, und zur Mittagszeit zog das ganze Dorf in einer Prozession hinaus, schleppte das frischgezimmerte, braun angestrichene und bekränzte Missionskreuz auf den Schultern mit, und an der Spitze des Volkes gingen die Priester.

Aber an dem Abende desselben Tages zogen sich über dem Teufelsstein Wolken zusammen, und aus diesen begann es zu blitzen und zu donnern. Da brummte der Egydistier

unaufhörlich vom Thurme und die Jesuiten segneten mit ihren Kreuzen die Lüfte nach allen Himmelsgegenden.

Da löste sich das Gewitter und ein wohlthätiger Regen ergoß sich über die ganze Gegend.

Das war ein Sieg der Mission. „Durch seine treuen Diener hat uns der Herr Gnade widerfahren lassen!“ sagte der Pfarrer, und die Leute stimmten ihm bei. —

Einmal an einem Nachmittag ging der Pater Ignatius an der Mühle vorüber. Die Müllerin eilte herbei und küßte ihm die Hand.

Am Wasserfloß stand Kundl mit halbgeschürztem Kleide und zurückgestreiften Aermeln; sie hatte eben ein lustig Liedlein gesungen. Sie eilte nicht herbei, sie blickte in das Wasser und zerrte an einer Wäsche.

„Ist wohl euere Tochter?“ frug der Priester.

„Mein Gott, freilich,“ seufzte das Weib, „ein liederlich Wesen!“

Der junge Pater trat hin gegen die Wäscherin und redete sie freundlich an. Darauf trocknete sich Kundl die Hände, trat sittsam zum Priester heran und küßte die seinen.

„Wie heißest du, mein Kind?“ frug er und legte ihr die Hand segnend auf das Haupt.

„Kundl.“

„Ein schöner Name. Deine Namenspatronin war eine Kaiserin, aber sie hat die Welt verachtet und den besseren Theil erwählt. Du bist noch gar jung an Jahren, mein Kind!“

„Bin gleich wohl schon so viel bei Verstand, mir den rechten Theil zu wählen,“ entgegnete Kundl zu Boden blickend

Der Priester stand eine Weile da und sah das Mädchen an; dieses aber hüpfte endlich wieder zum Floß und trillerte:

„Kein Wald ohne Baum,
Kein' Straßen ohne Stein,
A Jeder hat ein Diandl,
Nur Der ist allein."

Der Priester redete noch lange mit der Müllerin, und sie wollte ihn schon mit in das Haus führen und zu einer Schale Milch einladen, da kam der Meister Josef und schlug den Beiden die Thür vor der Nase zu.

Sofort ging der Pater Ignatius wieder still davon und betete durch die Dorfgasse hinauf sein Brevier.

* * *

Endlich kam der letzte Tag der Mission und mit ihm feierlicher Gottesdienst mit Tedeum, Schlußpredigt und Abschied der Priester von der Gemeinde.

Am großen freien Platze vor der Kirche war eine Kanzel aufgerichtet für die letzte Predigt, die der Pater Ignatius halten sollte.

Falkenbach hatte seit Menschengedenken noch nicht so viele Leute gesehen, als an diesem Tage.

Es war ein Sonntag. Den ganzen langen Tag über waren in der nun hellen, reichgeschmückten Pfarrkirche feierliche Sang- und Gebetstunden. Gegen Abend erst, als schon die Sonne hinter der Teufelsalpe zu sinken begann, strömte Alles in's Freie. Die ganze, breite Dorfgasse war voll Menschen, selbst auf die Dächer waren sie geklettert, um den

frommen Prieſter noch einmal ſehen und hören zu können. Wenige waren mehr in der Gemeinde, welche der Miſſion nicht huldigten, und ſelbſt dieſe Wenigen hatten ſich heute eingefunden, um den letzten Aufzug des Spektakels mit anzuſehen.

Auf der Kirchhofmauer unweit der Kanzel ſaß der Müller und nicht weit von ihm ſein Burſche Albin.

Rechts von der Kanzel, nahe am Eingange zur Kirche, richteten mehrere Männer mit Stricken und Stangen das Miſſionskreuz auf. Es war ein hoher Pfahl aus braunem Holze; auf dem Querbalken ſtanden die Worte:

„Rette deine Seele!“

Unter den Segensſprüchen der Prieſter, den Geſängen des Volkes und unter unaufhörlichem Glockengeläute wurde dieſes Kreuz aufgeſtellt zum ewigen Gedenken an die Gnadenzeit.

Hierauf beſtieg Pater Ignatius im ſchwarzen Talare, das Kruzifix in der Hand, die Kanzel.

Lautloſe Stille trat ein.

Der Prieſter ſtand eine Sekunde bewegungslos und ſenkte ſeinen trüben Blick auf das Kreuzbild des Herrn, welches er inbrünſtig in der Hand hielt. Dann hob er langſam ſein Haupt und ſprach mit leiſer, tiefer Stimme:

„Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!“

„In Ewigkeit, Amen!“ antwortete das Volk, und das war wie ein dumpfes Toſen des Meeres.

Wieder war Stille. Da begann der Prieſter, anfangs wie muthlos, leiſe und langſam:

„Mit ewiger Liebe habe ich euch geliebt! — ſo ſpricht

der Herr, der seinen eingeborenen Sohn zur Erlösung der Welt gesandt hat.

Geliebteste in Christo! Nur wenige Tage sind vergangen, seitdem wir zu euch gekommen sind, als Jene, die Jesus ausgesendet hat in die ganze Welt, um zu predigen und zu lehren.

Wohl blutete uns das Herz, als wir sehen mußten den Greuel der Verwüstung in dieser Gemeinde, und mit zerrissener Seele weinten wir den Hunderten nach, die sich in bejammernswerther Verblendung vom Schooße der heiligen, einigen, christkatholischen Kirche, von dem glorreichen Banner des alleinseligmachenden Glaubens entfernt hatten. Es war ein schweres Werk, geliebte Brüder, welches wir vollbrachten, allein mit Gottes allmächtiger Hilfe ist es uns gelungen, und heute dürfen wir stolz auf die Früchte unserer Arbeit blicken. Tausende von Seelen sind gerettet, die Gemeinde Falkenbach ist wieder eine Gemeinde Gottes geworden! Doch nicht uns, Gott dem Herrn gebührt die Ehre: Er ist es, der durch uns zu euch gesprochen, der durch uns euch die Sünden vergeben und euch geheiliget hat durch die Sakramente!

Und so stehen wir heute zum letztenmale vor euch, Geliebteste im Herrn!

Wollte Gott, wir könnten verbleiben in eurer Mitte, um euch fernerhin zu leiten und zu führen, denn groß ist des Bösen Macht. Und sind wir auch überzeugt von eurer aufrichtigen Bekehrung, so müssen wir dennoch bangend von euch scheiden. Wir haben einen weiten Weg vor uns, Geliebteste, die göttliche Sendung ruft uns in ferne Lande, um auch den Brüdern jenseits der Berge die Gnade Gottes und

die Segnungen des Heiles zu bringen. O laſſet uns, bevor wir ſcheiden, noch einmal die wichtigſten Punkte euch an's Herz legen, die wir in dieſen Tagen der heiligen Miſſionszeit dargeſtellt, und euch dann den Segen geben, wie der ſterbende Vater ſeinen Kindern!

Das Erſte und das Letzte, was wir euch bitten, geliebteſte Brüder: haltet feſt und treu an unſere katholiſche, alleinſeligmachende Religion. Sie iſt der einzige Weg, der euch mit eueren vorangegangenen Vätern und Urvätern wieder vereinigen wird in Abrahams Schooß. Dieſe Religion iſt die von Jeſus gelehrte und außer dieſer gibt es keine wahre mehr. Die Juden, die Mohamedaner, die Lutheraner und wie ſie Alle heißen mögen die Kinder der Finſterniß, ſie ſind keine Kinder Gottes, ſie ſind ausgeſchloſſen von der Anſchauung Gottes für immer und ewig! Wohl dürfen wir nicht urtheilen über die Millionen von Unglücklichen, die nicht unſeres Glaubens ſind, denn mein iſt die Rache, ſpricht der Herr! allein wir wiſſen, daß ſie den Verheißungen Gottes nie und nimmer theilhaftig werden können. Und es iſt ja auch klar und deutlich, Geliebteſte, denn könnte jede andere, beliebige Religion ſelig machen, wozu hätte Gott ſeinen eingeborenen Sohn hingegeben für die Sünden der Welt? Allein, mit ewiger Liebe habe ich euch geliebt, ſpricht der Herr, und darum hat er zur Erlöſung der Welt aufgeopfert ſeinen Einzigen, an dem er ſtets ſein Wohlgefallen hatte, und den er geliebt bis zum Tode des Kreuzes! O, wehe dem Verſtockten, der ſolches Opfer dem ewigen Vater nur mit Spott und Undank lohnt und ſeine heilige Kirche läſtert — verdammen wird ihn der Herr am Tage des Gerichtes! Doch, leider Gott, was

muß man jetzo und hören in unſeren Tagen, ſtürzen will man die Kirche und den Glauben; im Staate führt der Teufel ſein Regiment und ſchleudert durch böſe Schriften und Grundſätze hölliſches Unheil in das arme, arme Volk. Aufklärung, Freiheit, Bildung, Fortſchritt! Das ſind die Lockworte des Satans, — o, höret ſie nicht, um Chriſtiwillen, höret ſie nicht, ſie ſind euer Verderben! Dieſe Weltverbeſſerer, wie ſie ſich nennen, Wölfe ſind ſie in Schafskleidern, wer ihnen folgt, der iſt verloren für alle Ewigkeit. O, bewahret euere Kinder vor falſchen Schulen, die ſie aufgerichtet, ſie ſind Lehranſtalten des Antichriſt, vor welchen unſer göttlicher Heiland ſo nachdrücklich gewarnt: Es werden falſche Propheten aufſtehen und in meinem Namen lehren. Aber ihre Macht wird währen nur kurze Zeit und des Menſchen Sohn wird kommen und richten! Die Tage der Trübſal werden vorüber gehen und das Reich Chriſti auf Erden wird glänzender ſein, als die Sonne! — Aber, daß ich es euch noch einmal zurufe mit der Stimme des Donners, wie ſie aus dem brennenden Dornbuſch auf Sinai gerufen: Bewahret euere Kinder vor den Zeichen der Zeit; beſſer iſt es, ihr ziehet euere Kleinen auf in Unwiſſenheit und Einfalt, als daß ſie an den Giften der Weltweisheit zu Grunde gehen! Wer wenig weiß, ſagt das Sprichwort, dem macht wenig heiß, alſo auch nicht das hölliſche Feuer. Wenn aber ein Unwiſſender dennoch blind in die Hölle geht, ſo fährt heut zu Tage der Gelehrte mit offenen Augen hinein!

Nur das Eine lehrt euereu Kindern, daß ſie vorerſt das Reich Gottes ſuchen und ſeine Gerechtigkeit. Lehret ihnen das Heil und den Nutzen der Sakramente, die da ſind die

einzigen Stufen zu Gott hinauf! — O, flöge heute ein Engel in euere Wohnungen und zu den Wiegen euerer Kinder, und sagte ihnen Alles, was ihr in dieser heiligen Missionszeit von uns gehört, und brächte ihnen von uns den apostolischen Segen! Die Kleinen haben noch ein langes, schweres Leben voll Anfechtung und Gefahren vor sich — ich nehme hier das Kreuz, und segne im Namen Gottes und der Kirche alle Säuglinge dieser Gemeinde!

Und nun wende ich mich an euch, ihr Jünglinge und Jungfrauen. Ihr stehet auf der gefährlichsten Stelle des Lebens! Groß ist die Anfechtung der Welt und des Fleisches; nur ein kräftiges Mittel gibt es, dieser zu widerstehen: das Gebet. Wachet und betet! sagt Jesus, denn nichts Unreines kann in den Himmel eingehen! O, wenn ihr wüßtet, wie Viele eueres Standes einer einzigen unbewachten Stunde wegen in den ewigen Gluthen braten! O, erschiene euch nur ein Einziger aus den Legionen dieser Verdammten und brächte das kleinste Tröpflein mit von seiner Qual, damit ihr ermessen könntet, wie Gott der Gerechte die Unzucht strafet! — Betet und meidet die Gefahr, denn wer die Gefahr liebt, der wird in derselben umkommen. Meidet alle lauten Gesellschaften, Tänze, Jahrmärkte! sie sind nichts Anderes, als Hochzeitsfeste des Teufels, in welchen er sich vermählt mit der Menschenseele. Bedenket, dieses Leben ist ja keine Zeit der Freude und Lust, wohl aber der Buße und Abtödtung. Was hat eine heilige Maria Magdalena gethan, was ein heiliger Paulus, was so viele tausend Andere, wie wir im Laufe der Mission gesehen haben? Alle haben freudig das Irdische für das Himmlische vertauscht, sind in den Martertod, in die

Einſamkeit, in das Kloſter gegangen. Die heiligen Kloſtermauern ſind noch bis auf den heutigen Tag die Stätten der Buße, der Unſchuld. O, es iſt ein Seliges, ein Himmliſches, abgeſchloſſen von der falſchen, böſen Welt, ſeine Seele als Braut Chriſti dem Dienſte Gottes zu weihen. Tag und Nacht, ihr Jünglinge und Jungfrauen, möchte ich an euerer Seite ſtehen und für euch wachen und beten. Jeſus, der Gekreuzigte, den ich hier in den Händen halte, ſegne euch und bewahre euere Unſchuld.

Und jetzt auch noch ein Wort zu euch, ihr ehrwürdigen Greiſe und Greiſinnen. Wir werden uns in dieſem Leben wohl nicht mehr ſehen, denn ihr ſtehet an der Schwelle des Grabes. O, danket Gott, daß er euch noch vor euerer letzten Stunde den Segen einer heiligen Miſſion beſchieden hat. Ihr ſeid nun ausgeſöhnt mit euerem Richter, und wenn ihr angelangt ſein werdet an ſeinem Throne, ſo betet für euere Gemeinde, daß ſie die Segnungen der heiligen Miſſion bewahre bis in die ſpäteſten Zeiten. Und betet auch für uns, ihr Greiſe und Greiſinnen, denn wir Prieſter haben einen gar ſchweren Stand! Groß iſt unſere Verantwortung vor Gott! — Betet Alle für uns, ſo wie auch wir euch täglich einſchließen werden in das heilige Meßopfer. Ich ſegne euch mit den Verdienſten des Kreuztodes Jeſu Chriſti. Ich ſegne alle Lebendigen und Abgeſtorbenen dieſer Gemeinde, und Allen, die unter eueren Füßen in den Gräbern ruhen, ſei der Ablaß der heiligen Miſſion zugewendet!

Und ſo ſcheiden wir von euch, Brüder und Schweſtern in Chriſto. Was wir euch zum Andenken hinterlaſſen, das iſt zwar wenig in den Augen der Welt, aber viel vor den Augen

Gottes — dieſes Kreuz, das heute aufgerichtet worden an der Pforte eueres Gotteshauſes. Das Kreuz iſt dem Chriſten Alles, das Zeichen der Erlöſung, die Fahne des Glaubens, das Symbol des Sieges, der ewigen Verherrlichung! Wir können euch nichts Beſſeres hinterlaſſen, Brüder und Schweſtern in dem Herrn! Haltet es hoch in Ehren, dieſes erhabene Zeichen, es ſei euch Erinnerung an die Gnadenzeit und an Alles, was ihr in derſelben gehört und verſprochen. Und habet ihr zu kämpfen mit Welt und Teufel, ſo blicket auf zum heiligen Kreuzbild; — durch dieſes Zeichen wirſt du ſiegen! Und iſt Jammer und Unheil über euch hereingebrochen, und will ſich euer bemächtigen die Verzweiflung, o ſo kommt hierher zu dieſer ſtillen Stätte und blicket auf zum heiligen Kreuzbild; — im Kreuz allein iſt Heil! — Das Miſſionskreuz ſei euch eine mahnende Stimme, ſie töne euch fort und fort bis zum Sterben die Worte zu: Rette Deine Seele! — Und wenn ihr Kinder und Jünglinge und Jungfrauen, die ihr heute hier ſtehet, alt und grau geworden ſein werdet, ſo gedenket noch des heutigen Tages, und erzählet es eueren Kindern und Enkeln, was ihr hier gehört und geſehen, und führet ſie her zum Miſſionskreuz, und betet und machet gute Vorſätze, und bringet ſo durch Wort und Beiſpiel eueren Nachkommen die Segnungen der heiligen Miſſion bei!

Und gedenket ſtets unſer, geliebteſte Brüder und Schweſtern, das bitten wir euch heute zu dieſer bangen Stunde mit weinenden Augen! Seid auch unſerſeits verſichert, daß wir euer gedenken bis zum Tode. Und wenn uns am großen Tage des Gerichtes die Poſaune ruft in's Thal Joſaphat,

werden wir hintreten vor den göttlichen Richter und fragen: Herr, wo ist die Gemeinde Falkenbach, was ist aus ihr geworden? O, wir hoffen, daß sie stehen wird zur rechten Hand, auf daß wir sie einführen können in das Reich Gottes!

Nehmet noch einmal unseren Dank für alles Gute, was wir in diesen Tagen bei euch genossen haben, für euere Liebe, Bereitwilligkeit, Buße — und sollte je noch eine Seele unter euch sein, an der diese Gnadenzeit spurlos vorübergegangen wäre, so empfehlen wir sie der ewigen Barmherzigkeit!

Und nun kehret zurück in euere stillen Häuser und Wohnungen; und nehmet von uns als letzte Gabe den päpstlichen Segen:

Der Herr der Herrscher und Heerschaaren verleihe euch seine Gnade, und seine reinste Mutter und Jungfrau Maria beschütze und bewache euer geistliches und weltliches Gut, behüte euch vor allem Uebel und schenke euch eine glückliche Sterbstunde. Die verstorbenen Christgläubigen aber mögen ruhen im ewigen Frieden, Amen."

Pater Ignatius hatte geendet, war auf das Knie gesunken und verdeckte nun sein bleiches Antlitz mit den Händen.

Kein Auge war trocken geblieben.

Vor dem Missionskreuze entstand nun ein großes Gedränge, Alle wollten das hohe Gut und Andenken an die Mission küssen.

Die Sonne war untergegangen.

Vor dem Kreuze brannten hunderte von Wachskerzen in mattem röthlichen Scheine.

Da begannen in später Abendstunde noch einmal alle

Glocken zu tönen. Und das war gar unheimlich zu hören: es war wie ein schweres Klagen und Weinen in der schwülen, tiefen ruhigen Nacht. Es war, als ob die Zeit ihr Antlitz verdeckte mit den Händen, und bitterlich schluchze. Jeder schwur in seiner Seele, sich nun von allem Irdischen loszureißen und ganz dem Himmel zu leben. Viele nahmen sich vor, alles unredlich erworbene Gut zurückzustellen: Feinde reichten sich die Hände zur Versöhnung.

Und die Glocken klangen und schrillten fort, lange und bange, und sie waren zuletzt zu hören wie die Posaunen des Weltgerichtes, und man meinte, die Grabhügel auf dem Gottesacker müßten erbeben, und aufstehen müßte in fahlen Leichengewändern die alte Gemeinde.

Da trat der Brückmüller hin und reichte vor dem Kreuze seinem Weibe die Hand und äußerte, daß er, wenn es noch möglich, von diesen Priestern die Sakramente empfangen wolle.

Der Müller suchte an demselben Abend die einsamsten Wege auf, schritt gegen den Pfarrhofgarten, und gar verstört starrte er vor sich hin. Erst spät in der Nacht mußte ihm sein Weib die Thür öffnen. Als sie ihn frug, wo er so lange gewesen, antwortete er dumpf: „Beim Pater Ignatius."

Nach seinem Nachtgebete, das der Mann nach Langem heute wieder zum erstenmal und nicht ohne Aufregung verrichtete, ging er in die Kammer seiner Tochter.

Sie lag in einem sanften Schlummer. Er starrte lange auf das liebliche Mädchenantlitz, und murmelte dann: „Ja — es ist das Beste."

Dann ging er in das Mühlzimmer und suchte Albins Bett auf. Es war leer.

Erschöpft kehrte der Alte in seine Stube zurück und warf sich angekleidet auf das Lager. Sein Weib horchte besorgt auf seine schweren Athemzüge — Träume. Träume mußten ihn quälen.

Folgen.

Albin irrte unstät über die Felder.

Das war für ihn keine Nacht zum Schlafen. Wohl strahlten oben freundlich die Sterne, wohl rieselte mild das Bächlein, wohl glühte lieblich das Johanneswürmchen. Aber er wendete sich von all Diesem ab — es war ja Alles erheuchelt, erlogen. Er zweifelte an der Natur, an allem Wahren und Edlen auf Erden.

Albin also auch — bekehrt?

Er legte seine zitternde Hand auf die heiße Stirne. — Alles heuchelt, Alles, vom fernsten Planet, bis herab zum Menschenherzen. — Zum Menschenherzen? nein doch. Das war ja der berüchtigte Orden der Gesellschaft „Jesu", — der Stern ohne Glanz, das Feuer ohne Wärme, der Glaube ohne Liebe.

Arme Gemeinde!

Doch, es sollte ja anders, besser werden mit ihm, mit dem Mädchen. Kundl hat ihn lieb, wird Vater und Mutter verlassen und ihm anhängen.

Albin war sehr aufgeregt: die Sterne stiegen und san-

ken und das Morgenroth erglühte, bevor er an eine Nachtruhe gedacht hatte.

Und als die Sonne aufging, eilte er über den Mühlsteg und zog an der Währe das Brett auf, damit das Waſſer in die Radſtube floß; heute war ja wieder Werktag. Heiliger Arbeitstag, Tag Gottes, wo der Sonntag ſo ſehr — ſo ſehr entwürdiget wird!

Plötzlich blieb der Jüngling ſtehen, hielt ſeine Hand über die Augen und blickte gegen die Dorfgaſſe. Dort wandelten drei Geſtalten, die er kannte. Die eine war ſein Meiſter, die zweite Kundi, die dritte der fromme Pater Ignatius.

Albin ſtand auf dem Steg und ſtarrte in den Mühlbach hinab — dann ging er in die Mühle und richtete alle drei Gänge an. Das ſollte klappern und klirren und ſchwirren und ihn betäuben. —

Nach dem Mittagseſſen wurde Albin zu dem Meiſter in's Extraſtübchen gerufen. Der Müller ſtellte dem Eintretenden ſchweigend den Lehnſtuhl zurecht, was er ſonſt nie that, und ſetzte ſich dann ſelbſt dem Burſchen gegenüber in den Großvaterſtuhl.

„Hab' mit Ihm was zu reden," ſagte er.

Den Jüngling befremdete der Ton und die Anſprache.

„Wir machen es kurz," fuhr der Müller fort, „Er iſt ein ordentlicher Burſch' geweſen, man hat ſich in der Arbeit auf Ihn verlaſſen können. Daß Er nicht meint, es ſei deswegen. Ich hab' auch ſchon Mühlſtaub auf den Haaren, ich hätt' Ihm das Geſchäft übergeben, wie's liegt und ſteht, denn — ich hab' kein einzig Kind. — Aber Er iſt ein

Lutheriſchen, Er hat mein Haus vor Sonnenuntergang zu verlaſſen! — Aha, Er lugt ſchon um, Er kann's andere machen, er kann Müllermeiſter werden. — Geh' Er zu uns herüber in den katholiſchen Glauben! — Ueberleg' Er ſich das, Albin, und jetzt mach' Er und ſchütt' des Pfarrers Weizen auf!"

„Iſt recht!" ſagte Albin, tappte nach der Thürklinke, ging und ſchüttete des Pfarrers Weizen auf. —

— Iſt recht! — Albin wollte, daß das dem Müller Joſef gegenüber ſein letztes Wort geweſen ſein möchte, und daß er nun fortziehe für immer. Des Pfarrers Weizen konnte ein Anderer mahlen. Er hatte aber den Alten heute nicht verſtanden. Der Meiſter hatte geſprochen vom Katholiſchwerden und Dableiben, weil er kein einzig Kind habe.

Kundi wollte er ſehen und ſprechen.

Zur Nachmittagsſtunde ſtieg er hinauf zur Dachkammer, wo ſein Schrank ſtand und ſuchte ſeine Reiſetaſche hervor. Eine Magd, die das ſah, rief aus: „Joachim und Anna, will denn Alles fort jetzt auf einmal? — Die Kundi verlieren wir auch!"

Da horchte der Burſche auf. „Die Kundi? wie ſo, Greth?"

„Du meine heilige Zeit, das ganz' Haus wird umgekehrt deswegen, und der frägt, wie wenn er heut' erſt von Oben herabgefallen wär'! In's Kloſter geht ſie!"

„In's Kloſter geht ſie," verſetzte Albin murmelnd, wie im Traume; darauf ging er in die Mühle und ſtarrte in das kreiſende Räderwerk.

An demſelben Abend in der Dämmerung war Albin

mit Kundl im Garten. Sie lag an ſeiner Bruſt, ſie weinte ſo ſehr, daß ſie kein Wort reden konnte.

„Alſo doch!“ murmelte Albin, und ſo ſoll es mit uns enden! — Kundl, mein Wort vor dir, vor deinem Gewiſſen und vor Gott: geh' nicht in das Kloſter! Du kannſt ja nicht, du haſt kein Recht dazu, du haſt verſprochen, daß du bei mir ſein willſt, daß du meine Welt ſein willſt, mein Himmelreich, mein Alles, Mädchen, und du darfſt nicht betrügen, du kannſt nicht, es iſt dein Wille und dein Sinn nicht, und — — haſt du mich dennoch betrogen, ſo glaub' und lieb' ich nicht mehr, ſo mag ich nichts mehr — ſo geh' ich ſterben!“

„Ich bitte dich zu tauſendmalen, Albin, red' keine ſolchen Worte. Ich muß vergehen, es iſt Alles vorbei und ich ſterbe ja auch in meinen jungen Jahren.“

„Wie du heiter geweſen biſt, Kundl, und lebensfreudig!“

„Meine Todtenlieder hab' ich mir geſungen allweg, wo ich gegangen und wo ich geſtanden bin. Aus iſt Alles und jetzt ſperren ſie mich in das finſtere Kloſter ein. So lang' mir noch der Herzſchlag geht, Albin, dich vergeſſ' ich nimmer!“

„Geh' nicht, o geh' mir nicht in's Kloſter! ich ruf' dir's zu mit deinem guten Engel!“

„Albin, das weißt du nicht, wie es mit mir iſt. Meine Eltern wollen es und ich hab' es geſchworen. Bei der Hand hat er mich gehalten, der Pater Ignatius, und gebeten hat er mich um Chriſti willen, daß ich denken ſoll auf meine Seligkeit. Und meine Mutter hat geweint, und mein Vater hat ſich auch bekehrt: aber der Prieſter hat ihm

geſagt, er könne nach ſeinem Sündenleben nicht ſelig werden, wenn nicht ich mich für ihn aufopferte, im Kloſter für ihn betete und büßte. Darum, wenn ich das nicht thäte, wäre kein Glück und Segen mehr für mich auf der Welt, und alldorten ging ich in die ewige Verdammniß ein mitſammt meinen Eltern. — Gleichwohl, o Gott, verzeih' mir meine Sünd', in die unterſte Höll' thät ich lieber hinabſteigen mit dir, mit dir, als ſo allein ſterben und verderben. O, in Ewigkeit nicht zu ſagen, wie weh mir iſt im Herzen!"

— Trau dieſem Pater Ignatius nicht, er iſt die Sünde und betrügt euch Alle! So wollte Albin ausrufen, aber eine andere Stimme war in ihm. Raub' ihr nicht auch noch das Letzte, das Bewußtſein der Aufopferung. In's Kloſter wird und muß ſie — doch. — Entführe ſie! Doch denke an den Elternfluch, der in ihrer Seele nachklingen wird durch das ganze Leben, jede frohe Stunde trübend, jedes reine Glück erſtickend . . . . . .

Sein Kampf war zu Ende. Die Himmelsſterne haben es geſehen, wie er dem Mädchen noch in's Auge ſchaute, wie er ihre heiße Stirne preßte an ſeine Lippen.

„Der letzte Kuß, den dir die Erde gibt," ſagte er dumpf, „und jetzt geh' und folge deinem Vater; ich ſeh' es wohl, du kannſt nicht anders. Du ſiehſt, Kundl, ich bin ruhig — hier haſt du meine Hand — und jetzt geh'! — Nein, obweile. — Die Kloſterpforte bleibt ja offen bis du kommſt, aber hinter dir fällt ſie zu für alle Ewigkeit. — Eines thue mir noch, geliebtes Kind, Eines noch, zum Zeichen, daß du mich haſt lieb gehabt."

„Albin, deine Worte ſind ſo ſchwer, wie eitel Blei

Sag', was willſt du, ich thu' dir's; ſag': Stürze dich in den Mühlbach! — ich thu' dir's; ſag': Komm' mit mir, und gehe verloren! ich thu' dir's! — Aber bei der lieben Frauen, ſag' mir nicht: Bring' deinen Vater, deine Mutter in Verzweiflung, in die Höll'! — Albin, das nicht, das könnt' ich dir nimmer thun, und wär's um deine Lieb'!"

„So folge deiner Kindespflicht; ich werde dich verehren, wie eine Heilige; aber — dieſer Pater Ignatius ſteht neben dir, wie ein böſer Geiſt. Das Eine bitt' ich dich, Kundl, halt' dich nicht an dieſen Jeſuiten!"

„Nur an Gott und an "

„Jetzt noch Eines — das Allerletzte: Wenn du mich haſt lieb' gehabt, Kundl, ſo thu' mir auch dieſes Allerletzte, es iſt wegen unſerer Ruh' — vergiß auf mich. Siehe, ich werde dich ja auch vergeſſen und mir eine Andere freien draußen in der Welt!"

Bei dieſen Worten warf ſich das arme Mädchen im Uebermaße aller Liebespein an Albins Bruſt und rief mit wogendem Tone: „Weh, ich bleib' bei dir! mein Lieb, mein Lieb, ich verlaſſ' dich nimmer!"

Die Liebenden hielten ſich umſchlungen; verzweifelnd noch vor einem Augenblick und jetzt im höchſten Glücke.

Die Sterne erzählten ſich's, die Aeſte regten ſich auf den Bäumen und die Blätter flüſterten von Liebesſeligkeit.

Hölle und Himmel, wie nah' iſt das beiſammen!

„Da ſeht mal euer tugendſam Töchterlein, Alter!" kreiſchte plötzlich eine Stimme hinter dem Zaun, „ſauberes Bräutchen Gottes — geht morgen in's Kloſter und wird euch erlöſen!"

Die Stimme war die des Paters Ignatius.

Da krachte der Zaun: mit einem geschwungenen Aste stürzte der Müller in den Garten — das Holz sauste nieder gegen das Haupt der Jungfrau — Albin fing es auf und sank, schwer getroffen, in das thauige Gras.

* * *

Schon wieder ein Festtag in der Gemeinde Falkenbach. Wieder Menschengedränge, wieder Glockenklingen!

Vor dem Pfarrhofe hielt eine schwerfällige Landkutsche; an dieselbe waren zwei ungleiche Pferde gespannt, davon gehörte das eine dem Bäcker, das andere dem Bader.

In der Kutsche saßen die vier Missionäre und noch eine fünfte Person. Sie waren zur Abfahrt bereit. Ein letztes Abschiednehmen und Segnen noch und der Wagen rollte davon. —

Die Gemeinde bekam's wie Heimweh, als das Gefährte hinter der Straßenbiegung verschwunden war.

„Wie es doch des Brückmüller's Kundl gut hat," meinten einige Weiber zu einander, „die kann jetzt mit den heiligen Männern fahren."

„Sie hat auch selbst schon wie eine Heilige ausgesehen."

„Seid ihr dabei gestanden, wie sie von ihren Eltern Abschied genommen? Da hat sie gar erbärmlich geweint."

„Wohl die Steine hätten sich erbarmen mögen. Aber man sagt, aus purer Freude."

„Schon recht, aber, wenn ich Müller bin, ich laß' mein einzig Kind doch nicht gleich so fortziehen."

„Habt ihr's ſchon gemerkt, daß ſich der Albin nicht ſehen läßt?"

„Der Müllerburſche? Und das wißt ihr nicht, daß er im Sterben liegt?"

„Ei ei, muß aber auch ein rechtes Herzleid ſein, wenn Einem das Bräutchen ſo, man kann ſagen, juſt vor der Hochzeit weggeſchnappt wird."

„Das ſchert ſo einen Lutheriſchen nicht. Von einem Baum iſt er gefallen geſtern Abend, und da hat er ſich im Kopf ein Loch geſchlagen, daß Ein's mit Roß und Wagen hineinfahren könnt'."

„Nicht einen Groſchen, ſagt der Bader, gibt er für ſein Leben."

„Iſt gut weg, gut weg," näſelte der Schuſter Simon. „Iſt auch der Einzige in der Gemeinde, den die Miſſion nicht bekehrt hat — 's iſt eine wahre Straf' Gottes. Hätt' dem Dorf keine Ehr' bracht!"

„Je, aber das muß man ihm laſſen, Schwager, ſein Geſchäft hat er verſtanden wie Einer! Ein Mehl vom Brückmüller hat ſich ſehen laſſen; und wer macht ſonſt aus einem Metzen Korn zehn Maßel Mehl, als der Albin. Und das, ſag' ich, iſt auch der einzige Müller geweſen, der nicht geſtohlen hat."

„Der Teufel kriegt ihn doch, er hat bei uns die Zeitungen aufbracht, und ich hab's auch gehört, wie er einmal geſagt hat, die Miſſion ſei für Falkenbach ein Unglück."

„Das ſollt man ihm auf den Balg brennen, wenn er nicht ſo ſchon mit einem Fuß in der Höll' ſtünd'," eiferte der Schuſter.

„Recht, Gevatter; die heilige Miſſion war ein gar großes Glück für uns, ſie hat uns aufgeklärt und zurecht gewieſen. Ich bin ein grundſchlechter Menſch geweſen, aber jetzt kriegt mich der Teufel nicht mehr, das geb' ich ihm ſchriftlich!"

„Mich wohl gewiß auch nicht!" ſchrie der Schuſter wieder, „ich bin ein Anderer geworden, ich hab' einen neuen Menſchen angezogen; ich bet', ich faſt', und kein Armer geht leer von meiner Thür. Ich verricht' alle Monat die heilige Beicht, und laſſ' auch die Meinen dazu an. Alle Feiertage werden von mir gehalten, die kleinen wie die großen. Meine Kinder müſſen den Katechismus auswendig können wie das Suppengebet, und daß, ſo lang' ich leb', kein weltliches Buch und keine Zeitung in mein Haus kommt, das iſt geſchworen. Wenn mir aber der Landbot' noch einmal mit ſo 'nen Wiſch in's Haus kommt, ſo hau ich ihm den Dreifuß um den Heidenſchädel!"

„Und ich hab' mich in die Armenſeelenbruderſchaft einſchreiben laſſen und zahl' des Jahres meine neun heiligen Meſſen!"

„Und ich bin beim Bonifacius-Verein," rief der Schuſter wieder, „und ich will meine Brüder retten vor dem ewigen Tod, und ich bin ein Chriſt, und das iſt meine Religion, und wenn ein Jud' in mein Haus kommt, ſo ſchlag' ich ihn nieder!"

„Habt wohl recht, Meiſter, ſeid ein Ehrenmann und müßt noch Richter werden!"

So wurden die Geſpräche der Erbauung weiter geführt. —

Noch den ganzen Tag wurde die Abreise der Missionäre gefeiert, und am Abende versammelte sich die Gemeinde vor dem Missionskreuze und betete einen Rosenkranz. —

An demselben Abende war es auch, als der Landbote von Birkenhaide im Dorfe erfolglos um Nachtherberge bat. Selbst der Wirth sagte kurz: „Für euch kein Platz bei mir!"

Der alte Mann ging zum Pfarrer, der auch Gemeinderichter war, und beschwerte sich deswegen. Der Pfarrer ging in seinem Zimmer mit verschränkten Armen auf und ab und meinte, es geschehe dem Landboten schon recht, er habe mit seinen Schriften und Blättern die Leute lange genug genarrt. Aus seinem Herrn Sohn werde auch nichts, das könne man wohl sagen, denn der halte zu den Neuerern. — „Hat schöne Geschichten gemacht, euer Fritz, schöne Geschichten am Pfingstsonntag, als er an meinem Tische speisen durfte. Bekennt er sich zuerst für den heiligen Orden der Jesuiten, bricht aber in einer halben Stunde d'rauf draußen unter Gottes Himmel sein Wort, zerreißt, wie er schwören soll, die Schrift und wirft die Fetzen dem Pater Ignatius vor die Füße. Höret, Alter, euer Bub' wird ein schnöder Schreiber, aber sein Lebtag kein Priester!"

Mit schwerem Herzen verließ der Bote den Pfarrhof und legte sich außer dem Dorfe unter eine alte Linde, um sich ein wenig auszuruhen.

Er konnte aber nicht schlafen; die kühle Nachtluft machte ihn schauern; des Dorfes Ungastlichkeit und des Pfarrers Vorwurf wühlten ihm fort und fort im Herzen.

Endlich wollte sich der alte Mann wieder erheben, um weiter zu gehen. Es war spät in der Nacht

Als er so hinwankte, wurde er auf eine Gestalt aufmerksam, welche sich die Straße heran bewegte.

Es war ein Mann, der sich auf einen Stock stützte und oft still stand. Zeitweilig war es zu hören, als ob er seufzte.

Leicht auch Einer, dem sie die Herberge versagt haben, dachte sich der Bote und ging der Gestalt entgegen.

„Wer ihr auch sein mögt, könnt' ich euch helfen?"

Der Fremde stutzte, dann wankte er näher und murmelte: „Ich sollt' euch kennen, seid ihr nicht der Landbot'?"

„Heiliger Himmel, der Albin!" rief der Bote aus, „ja, zum Donner, was macht denn ihr da? Hört' ich doch, ihr läget schwer krank im Bett vom Baumfall?"

„Vom Baumfall? Von welchem — ja, ja — habt schon recht, vom Baumfall. Kleinigkeit, aber — brennt allweg noch höllenmäßig" —

„Ihr wankt, es ist euch schlecht — so stützt euch an mich. Was habt ihr doch?"

„Weil das Ding da am Kopf —" Albin stützte sich bei diesen abgebrochenen Worten an den Boten. — „Hab' die Binde — vergessen und da — stieß mich auch ein wenig dort am Baum an — und jetzt —"

„Jesus, es fließt ja ein ganzer Blutstrom von eurem Kopf! Lehnt euch doch ruhig an mich, da ist schon ein Tuch. So wohl. Ich reiß' ein Löffelkraut ab, das stillt das Blut. So. Und jetzt das linde Tuch d'rauf!"

„Dank euch, guter Mann! Ist mir schon besser jetzt. Ein bischen bluten, denk' ich, ist gesund — ist mir ja der Kopf so schwer."

„So ſagt mir doch, Albin, was ſucht ihr denn da in der ſtockfinſteren Nacht?"

Braucht nichts zu ſagen, Alter, wenn ihr morgen in's Dorf kommt — ihr ſeid mir nicht begegnet, verſteht ihr? — Denkt euch, Landbot', ich geh' jetzt fort, ganz fort — mahl' nimmer beim Brückmüller."

Du lieber Gott, und ſo in der Nacht wie ein — unredlicher Menſch, hätt' ich bald geſagt."

„Habt ihr noch nichts gehört, Landbot'?"

„Ja, was ſollt' ich denn gehört haben — komm' kaum in's Dorf, ſo werfen ſie Einen ſchon hinaus. Der Brückmüller hat's auch than."

„Alter, der Meiſter mag mißtrauiſch geworden ſein. Es waren Diebe in der Mühle, die ſind mit dem Raube am hellen Tag fort — deswegen geh' ich ehrlicher Kerl in der Nacht!"

„Heilige Maria, ſteht's ſo mit euerem Kopf!"

„Bin irrſinnig, meint ihr — wahrhaftig auch, es ſtünde gut genug dazu!"

„Sammelt euch!"

„Habet ſie auch gut gekannt, die Kundl."

„Die Kundl? gekannt? — doch wohl nicht todt?"

„Todt nicht, aber — begraben. Lebendig begraben im Kloſter!"

Albin erzählte Alles.

Der Alte hatte es vernommen und ſchwieg. Plötzlich aber ſchlug er ſich auf die Stirne und ſagte: „Siehſt du, alte Rumpelkammer, daß du Recht haſt! Alleweil hab ich mir's geſagt, eine Miſſion in Falkenbach heißt: Teufel in

die Hell' tragen. Jetzt haben wir's. Der Brückmüller stiehlt ehedem das Herrschaftswild, dem Pfarrer den Zehent und den Kunden das Mehl, und dabei hätt' er mögen die Welt mitten auseinander fluchen. Jetzo ist er beliebt und verschachert sein eigen Kind. Und er bringt es um; denn die Kundl paßt nicht in's Kloster. — Machet euch aber nichts daraus, Burschc, die Kundl müßt ihr wieder bekommen. Und jetzt, wenn ihr wollt, gehen wir wieder zusammen; ich führ' euch mit Fleiß. Bis die Sonn' herauf steigt, sind wir bei meinem Häusel und dort kehren wir ein und ihr bleibet bei mir, bis ihr gesund seid. Mein Weiblein wird euch schon pflegen. Geht mir aber ja nicht mehr nach Falkenbach zurück, es gibt allüberall zu mahlen und Besseres als in Falkenbach, und — die Müllerin bleibt euch nicht aus."

* * *

Es war am Feste des heiligen Erzengels Michael.

Auf den Feldern um Falkenbach stand der Hafer in vollster Reife; heuer war die Gemeinde von bösem Wetter verschont geblieben. Ein volles Feld war ein seltsamer Anblick in dieser Alpengegend.

Aber keinen Schnitter sehen wir auf dem Felde; kein Mensch ist da, der das liebe Brot angriffe, das der Herrgott schon seit Tagen reif beschaut.

Die Gemeinde ist in der Kirche.

Es war ja heute das Fest des heiligen Michael, jenes Erzengels, der den Drachen an der Kette hält. „Betet," hatte der Pfarrer, wie früher die Missionäre, von der Kanzel geschrieen, „betet, liebe Christen, daß der heilige Erzengel

den Drachen nicht loslaſſe! Denn, es wird eine Zeit kommen, wo dieſes Höllenungeheuer frei in der Welt umherziehen wird und ſehen, wen es verſchlinge. Dann wird ſein zur Zeit der ſogenannten Aufklärung, zur Zeit des Antichriſt!"

Und darum beteten heute die Bauern von Falkenbach ſo gewaltig: „Heiliger Michael, halt es feſt, das wilde Beſt, daß es uns das Vieh nicht friß!"

Nach der Kirche ging's beim Wirthe luſtig zu. Man hatte den Schulmeiſter auf dem Korn; der kam erſt, weil der alte ſtarb, vor wenigen Wochen in das Dorf und war „Neuerer". In den erſten Tagen ging er gerne auf ein Stündlein in's Wirthshaus, wenn das Tagwerk mit den Kindern verüber, und nahm auch ein paarmal ſeine Schulzeitung mit.

Das dauerte nicht lange; einmal riß ihm der Schuſter Simmerl das Blatt aus der Hand und zündete ſich damit die Pfeife an.

Heute ging es beſonders los. Der Schulmeiſter, hieß es, ſoll den Kindern hübſch das Beten und den Katechismus lehren; wie Ein's die Felder anbaue und die Obſtbäume pflanze, das wiſſe man ſchon ſelbſt, dazu brauche man keinen Studirten. Man brauche keinen ſolchen Allerweltsmeiſter; man ſei froh, daß den hochgelahrte Müllerbauche fort, und wenn ſo ein hochnaſiger Schulmeiſter gehe, werde man auch ſeinen Trauerflor auf die Fahne hängen. Tänzen könne ein Kirchenmeidel auch, und ſtatt der Orgel ſänge man den Kreuzweg.

Da waren die Bauern im Wirthshauſe bereits einig, als plötzlich die Wirthin rief: „Schaut's hinaus, ſchaut's hinaus, die Schulzeitungsmi!"

Zwei Gendarmen mit aufgepflanzten Gewehren führten ein Mädchen vorüber. Dem Mädchen waren die Hände gebunden und auf dem Haupte lag ihm ein gelber Strohkranz.

Das Jugendleben von der Schleifermani ist eine betrübte Geschichte.

Die Rani war die Tochter eines Händlers am oberen Ende des Teiches. Als das letzte ihrer armen Eltern starb, war sie eine Jungfrau von achtzehn Jahren. Da war sie ein liebes, frisches Mädchen; sie besorgte das kleine Hauswesen und that Näharbeiten für wohlhabendere Leute. Da wurde sie mit einem Urlauber bekannt, der auch lieb und frisch war, und dem sie die Wäsche besorgte. Das ging so, bis der Urlauber wieder fort mußte, zu seinem Regimente. Zu derselben Zeit verspürte die Rani unter ihrem Herzen ein junges Leben. Sie weinte sich darüber die Augen wund, sie wußte sich nicht zu helfen. Es hatte nämlich nach einem Vorschlage der Missionspriester zur Aufrechterhaltung der Sittlichkeit der Pfarrer verordnet, daß eine Dirne, welche sich unehelich vergehe, mit einem Strohkranz auf dem Haupte durch das Dorf geführt und drei Tage bei Wasser und Brot in die Todtenkammer gesperrt werden sollte.

In die Todtenkammer zu den Leichenschädeln und Knochen. — „Jesus Christus!“ kreischte Rani auf bei diesem Gedanken, nicht einmal des Tages hätte sie ohne Furcht und Grauen allein über den Kirchhof gehen mögen.

Das Mädchen war in Verzweiflung — es wollte sich das Leben nehmen. „Warum hat mich meine Mutter so liebevoll erzogen, warum hat mich mein Gott so gütig bewacht bis zu dieser Stunde, wenn's nun ein solches Ende nehmen

muß. Ein einziger Augenblick unbewacht, und ſolches Elend! O Gott! o Gott! warum laſſeſt du den Menſchen irren und verführen, wenn du ihn nachher ſo fürchterlich ſtrafen mußt!"

Das Mädchen blieb mit ſeinem Jammer allein und geſtand ihn Niemandem. Zu ihrer alten Schulgeſpanſin Rundl hatte ſie wollen hinabgehen und dieſer den Jammer mittheilen, da zog die Müllerstochter fort in's Kloſter, rein wie ein Engel, und ſie, die arme Nani, die Sünderin blieb zurück, ohne Hilfe und ohne Freund, zagend und weinend der Stunde harrend, die ſie in die öffentliche Schande und in die Todtenkammer bringen ſollte. Und noch vor der Zeit gebar ſie ein todtes Kind. Das trug ſie hinaus hinter das Häuschen und grub es in die Erde.

Aber da kam aus dem Dorfe herauf ein Hund, der ſcharrte die kleine Leiche aus, und die Häuslerin wurde als Kindesmörderin feſtgenommen. Sie ließ Alles mit ſich geſchehen, ſie brachte kein Wort hervor zur Vertheidigung.

Und ſo banden ſie dem unglücklichen Mädchen den Strohkranz auf das Haupt, und zwei Gendarmen führten ſie durch das Dorf und fort zum Richterſtuhl.

Der Richter ließ die Dinge genau unterſuchen, und da ſchwand die Schuld des Mädchens von Thatſache zu Thatſache, und endlich erſchien ſie ſo klein, daß der weltliche Richter den Urtheilſpruch dem göttlichen anheimſtellte und die Angeklagte frei von hinnen ziehen ließ.

Aber Nani hatte es in ſolcher Zeit verlernt, die Welt zu lieben und ſich an ihr zu freuen. Sie kehrte nicht mehr

zurück in das Alpendorf; ihr enttäuschtes Gemüth suchte auf fremden Wegen eine Ruhestätte. —

Die arme Häuslerin war im Dorfe bald vergessen, dafür kam einmal, und zwar noch im Herbste desselben Jahres, eine andere Neuigkeit. Sie kam in einem Briefe zum Pfarrer, der Pfarrer schickte sie in die Brückmühle. In der Brückmühle aber richtete sie großen Jammer an. „Nur wenige Monate fort," hieß es, „und schon todt!" Annodi war verloren — geglaubt.

Wann und warum und wie, das stand nicht in dem Schreiben.

Der alte Müller hielt seinen Kopf mit beiden Händen und rief herzerschütternd: „Das ist mein Verderben!" Dann wollte er sich in die Radstube stürzen, daß ihn die Räder zermalmten.

Auch sein Weib war anfangs untröstlich, doch sie suchte Trost und Ermunterung bei der alten Wurznerin.

Der Müller lief mit zerzausten Haaren durch die Totengasse und jammerte: „Mein Kind, mein einzig' Kind todt! Ich habe es gemordet!"

Der Pfarrer kam, um den alten Mann zu trösten, doch diesen floh und fluchte dem Pfarrer, fluchte den Jesuiten und nannte sie die Räuber seiner Tochter.

Er fand keine Ruhe bei Tag und bei Nacht. In jeder Gestalt glaubte er den Pater Ignatius zu sehen; im Traume erblickte er bleiche Nonnengesichter.

Eines Morgens — es rauschte das Wasser viel gewaltiger als sonst durch die Radstube — fand man den Müller erhängt auf dem Mühlboden.

Der Pfarrer gab's nicht zu, daß man ihn auf dem Friedhofe begrabe; abseits am Gartenrain, wo der Wachholderstrauch steht, scharrten sie ihn ein.

Wer war jetzt noch übrig von unserer Mühle? — Eine irrsinnige Wittwe.

Daß sie ihren Mann von geweihter Erde ausgeschlossen hatten, das ging dem verkommenen Weibe tiefer in's Gemüth, als der Selbstmord; ein ungeweihtes Grab war ihr schrecklicher noch, als der Gedanke an das Fegefeuer. Im Sinnen und Schwärmen verlor sie endlich den Verstand. Sie irrte in der Mühle umher, brannte auf dem Mühlboden, wo sich ihr Mann erhängt hatte, dann und wann ein geweihtes Kerzlein und betete dabei. Sie glaubte, daß die Seele ihres Mannes so lange um das geweihte Lichtlein herumfliege, bis sie erlöst sei. Einmal kam ein gefleckter Falter und flatterte um die Flamme, bis er daran kleben blieb und jämmerlich verbrannte. Da brach das Weib in ein gellendes Lachen aus und zerrte an ihren Kleidern.

Die Räder in der Radstube standen still, das Wasser rauschte eintönig über sie hinweg. Es wollte Niemand kommen und mahlen, und im Dorfe erzählte man sich, daß es in der Mühle nicht geheuer.

So kamen die letzten Tage des Spätherbstes, und über dem Teufelsstein standen immer finstere Nebel. Es schnitt ein eiskalter Wind, es fiel Schnee und der drückte viel überreifen Hafer, der noch auf dem Felde stand, in die Erde.

Spät, an einem Novemberabend, brüllte der Egydistier über das Dorf. Das bedeutete Feuer.

Die Leute liefen aus den Häusern. — „Die Brück-

mühle brennt!" hieß es, und die Flammen ſchlugen bereits hoch über das Dach empor, und im Dorfe war es ſo hell, daß man die Fenſterſcheiben hätte zählen können.

Retten war zu ſpät; die große Mühle mit allen Wirthſchaftsgebäuden brach in ihren Gluten zuſammen.

Und am andern Morgen ragten die dunkelrothen Mauern über den rauchenden Bränden gegen den bleigrauen Himmel, und Schneeflocken tänzelten hernieder.

Die alte Müllerin kauerte an der Brandſtätte und wärmte ſich die Finger an den kohlenden Balken und lächelte dabei.

Die Leute behaupteten, das Feuer ſei von ihren Kerzen auf dem Mühlboden entſtanden.

Das arme Weib wurde in Gewahrſam genommen. Grund und Fahrniſſe der Mühle wurden nach dem Auftrage des Bezirksgerichtes veräußert, aus dem Erlös ein Armenhaus gebaut, und die Müllerin in demſelben untergebracht. Dort hatte ſie wieder ein Daheim bis an ihr Ende.

Als letzte Kunde von der alten Wurzerin, daß ſie in ihrem Leben noch manch' e c h t e Thränenſtunde abgehalten, daß ſie aber das „Kräutlein für den Tod" nicht gefunden.

Wie früher, kam der Landbote noch oft und oft in's Dorf, aber immer nur für kurze Zeit. Da ſtand er wohl ſtill an den verlaſſenen Mauern der Mühle und gedachte der traurigen Geſchicke. Albin war nach ſeiner Genejung von dem Hauſe des Vetters fortgezogen, der wußte von Allem nichts.

In der neuen Mühle.

Seit alldem sind Jahr und Tag vergangen.

Da hat die Gemeinde Felsenbach wieder einmal einen ganz besonderen Festtag. Wieder ist, wie einst im Freien vor der Kirche eine Kanzel errichtet; die Kanzel ist aus Tannenholz gezimmert und mit vielen Reisigkränzen geziert.

Die Gemeinde hat einen neuen Pfarrer bekommen, denn der alte liegt unter dem Hügel neben dem halbverfallenen Missionskreuze.

Der neue Pfarrer, noch nicht lange im Ort, soll heute die erste Predigt halten; weil die Kirche dazu viel zu klein, hat man die Kanzel im Freien gebaut.

Der neue Pfarrer ist ein junger, gar freundlicher Mann, heißt Friedrich Bürger und ist der Sohn des Landboten von Birkenhaide.

Als er nun auf der Kanzel stand und mit seinen ehrlichen Augen die Gemeinde überblickte und als er so ruhig und einfach und liebreich sprach, da wurde den Zuhörern warm und leicht um's Herz und nach der Predigt sagten sie zu einander: „Der da, der wird der Rechte wohl sein!"

Nun wurde auch der Landbote nicht mehr fortgewiesen, wenn er im Dorfe irgendwo einsprach — doch, er war ja stets im Pfarrhofe. Er trug schon schwer an seinen siebzig Jahren und so hatte er das Botengehen aufgegeben; die Leute nannten ihn nun den „alten Herrn".

Eines schönen Sommerabends, als der Pfarrer und der alte Herr auf der Holzbank vor dem Pfarrhof saßen, kam ein Reisender mit einem breiten Hut und braunem Vollbart

der Wagen gerade auf die beiden Männer zu und rief: „Gruß' Gott, Landbot', grüß' Gott, Herr Pfarrer!"

„Blitz und Morgenstern, der Albin?" schrie der Pfarrer auf und holperte dem Ankömmling entgegen. Auch der Pfarrer stand auf und schüttelte ihm herzlich die Hand.

Bald darauf saßen die drei Männer im Zimmer bei einem guten Glase.

„Wißt es auch schon, — da unten?" fiel der Alte, gegen den Mühlbach deutend, mit der Thür in's Haus.

„Alles, Alles, mein lieber Alter," war die kurze Antwort.

„Und ihr seid doch gekommen?"

„Ist eine schwere Zeit gewesen, Landbot', seit ich von euch fort bin. 's ist bitter, wenn man was Liebes verloren hat in der Welt, aber daß man's nicht vergessen kann, ist noch bitterer. Dagegen ist das Wiederfinden süß und die größte Freude auf Erden. Alter, Herr Pfarrer, es wird mir ein Wagen folgen; ich bin ihm nur vorausgelaufen um auszukundschaften, ob die Wege fahrbar sind. Ich bringe meine Gattin mit."

„Brav, so läßt sich's leben," sagte der Pfarrer, „und nun trinket Wein und esset Brot!"

„Ja," sagte der Landbote, „wenn wir Brot essen wollen, so müssen wir auch einen Müller haben. Ihr sollter jetzt bei uns in Fallenbach bleiben."

„Wenn es meiner Gattin hier gefällt, mir ist es recht; die Meinen sind Alle heimgegangen! wo ich jetzt meinen eigenen Herd gründe, das ist eine."

„Ihr baut unsere Mühl' wieder auf; richtet die drei

Räder wieder an, und wenn ihr an den Abenden beiſammen im Garten ſitzet, ſo ſollt ihr von keinem Baum mehr fallen und euch im Kopf kein Loch ſchlagen. Topp ein, Müller!"

Darauf erhob der Pfarrer das Glas auf die neuen Mühlſteine, und der Landbote hob es, und Albin hob es, und ſie klangen an, und da klang in der Dämmer auch noch ein Vierter dazu — der Cyklopiſter.

Zur ſelben Stunde rollte ein zweiſpänniger Wagen in das Dorf; Albin eilte ihm zu und hob eine freundliche Frau aus demſelben. Die Hallenbacher riefen aus Ueberraſchung alle Namen der Heiligen an, denn ſie kannten die Frau — Kundl, die Tochter von der Mühle.

Die Geſchichte iſt ein wenig abenteuerlich, aber kurz erzählt.

Die Schleifermani ſehnte ſich nach dem traurigen Begebniſſe in ein Kloſter. Um ſich aber nicht plötzlich in die neue Lage zu verſetzen, machte ſie zuerſt einen Beſuch bei ihrer Schulfreundin Kundl. Sie traf das Mädchen bleich und troſtlos; Kundl klagte ihr unter ſtrömenden Thränen, daß ſie für ein ſolches Leben nicht geſchaffen ſei, daß ſie in dieſen Mauern vergehe, oder daß ſie wieder fort müſſe hinaus in die Welt. Die Nani hatte auf ihrer Wanderung den Müllerburſchen Albin begegnet, ſie wußte, daß er ſich an dieſem Tage in dem nahen Städtchen befand. Da kam ihr ein trefflicher und ſchlauer Gedanke. Sie ſchlug vor, daß ſie in der Zelle die Kleider wechſelten, daß die Kundl in der Abenddämmerung als Nannerl das Kloſter verlaſſe, während die Nannerl freiwillig auf die Welt verzichten und die Verantwortung der Flucht übernehmen und für die Mühle in

Falkenbach beten wolle. Die Müllerstochter fiel der Retterin um den Hals und hauchte: „So sei gesegnet, du aufopferndes, gottverwandtes Herz, du schenkest mir mein Leben wieder!“

Der Plan gelang, und Kundl sah noch an demselben Abend ihren Albin. Sie zogen in seine Heimat, erwarben sich den Segen der Ehe und durch Fleiß und Arbeit eine sorgenfreie Zukunft.

So kehrten sie nun nach Jahren zurück in die traurige und doch so liebe Heimat Falkenbach.

In einem unbestimmten Schreiben hatte damals die Oberin der Gemeinde Falkenbach den Verlust des Mädchens angezeigt. Aber Verlust heißt nicht todt — das hätte der Pfarrer dem alten Müller darlegen sollen.

Die arme Nannerl aber verlebte, nachdem sie den Stürmen der Oberin maßvoll und siegreich widerstanden war, in den düsteren Mauern still und ergeben ihre Tage. In der ersten Zeit hatte sich Pater Ignatius einige Male eingefunden, um das Seelenheil der jungen Nonnen zu revidiren; endlich aber verscholl der fromme Mann und es hieß, er sei hineingezogen in das heiße Afrika zu den Wilden.

* * *

Wer heute in die Gegend kommt, der spreche ja gewiß in Falkenbach zu. Das ist jetzt ein sehr freundlicher Ort mit hübschen, gemauerten Häusern, jedes Haus ist assekurirt und hat einen Blitzableiter. Gar stattlich steht die Dorfmühle da; die hat einen hohen Schornstein, sie wird zum Theile mit Dampf betrieben, weil das Bächlein für Gänge nicht hin-

richt. Auch eine große Bäckerei iſt dabei, denn die Leute herum erwerben viel Brot und eſſen auch viel.

Der Müller iſt ein Mann in den beſten Jahren; er iſt Dorfrichter und lieſt jeden Sonntag ſeine Zeitung. Seinem Weibe ſind in der lebendigen neuen Mühle die traurigen Erinnerungen an die alte verblaßt; ſie ſingt allweg fröhliche Lieder — liebliche Wiegenlieder vor Allem ſind ihr jetzt an der Zeit.

Auf den Feldern wird emſig mit Maſchinen geackert, und die Leute bauen ſogar Weizen. Sie ſcheunen ihn aber weislich ein, bevor der Schnee kommt.

Im Dorfe bauen ſie an einem neuen Schulhauſe; das bekömmt vier Klaſſen, eine Turn- und eine Singſchule und ein phyſikaliſches Kabinet.

Landbote geht keiner mehr; von Birkenhaide kommt alle Tage der Poſtwagen und die Leute ſtrecken dem Poſtillion ſchon von weitem die Hände entgegen, wenn er ihnen Schriften und Zeitungsblätter abgibt.

Das Miſſionskreuz iſt verfallen, der Egydiſtier iſt umgetauft worden und heißt: Concordia.

Die Concordia hat einen guten Klang und der Pfarrer und der Müller freuen ſich darüber und alle Nachbargemeinden ſagen: „Wenn die Luft ſo zieht, daß Ein's die Concordia von Kaltenbach hört, ſo deutet es gut Wetter!“

Der Palmkatzelkrieg

und

die Botschaft des Herrgottsträgers.

Ein Bildchen aus Dorflindenholz geschnitten.

Wenn ſich zwei junge Leute lieb haben, und es iſt zwiſchen ihnen die Grenze oder ſonſt ein ſteinharter Kopf, oder überhaupt ein Schlagbaum, der allfort drohend auf- und niedergeht, als wollt' er endlich doch einmal zuſchlagen, die Erde mitten auseinander hauen und ſo die zwei verliebten Leut' in alle Ewigkeit von einander trennen — ſo iſt das eine Noth zum Erbarmen.

Und der Herrgott hat die Palmen wachſen laſſen auf der Grenze.

Palmen in den Alpen, am Fuße des Watzmann? Ja, die Weidenſträuche, wie ſie an jedem Bache, auf jeder Haide und auch hier an der Grenze zweier Länder wachſen, ſind die Palmen der Aelpler, die ſie am Palmſonntage ſammeln und weihen laſſen.

So ſind auch heute, am Vorabende des Palmſonntages, einige Knechte aus dem nahen Maihofe da, um Weidenreiſer zu ſchneiden. Sie ſuchen die ſchlankſten aus und ſolche, welche die größten und zarteſten Blüthenkätzchen tragen.

„He, Palmeſel, pack' auf;" ruft der Eine, die Zweige von der Hecke leſend.

„Thu's wohl eh!" entgegnet ein kleines, geſchäftiges Männchen, das gleich weiß, wen es angeht, wenn der Palm-

eſel gerufen wird, „thu's wohl eh. Das wird ein braver Buſchen dieſes Jahr. Wenn morgen dem Pfarrer nur die Weih' nicht zu ſchmal wird!"

„Borgt er leicht bei unſerm Palmeſel eine aus. Dein Vater, der Herrgottltrager, wird dir wohl ein paar Pfund geſchenkt haben, der tragt die Weih' ja zentnerweiſ' in's Land. Pack' auf, Palmeſel!"

„Palmzweigel hat Ein's nie zu viel unter Dach. Es gibt Hexen und böſe Wetter; dem Vieh ſteckt man auch gern ſo ein geweihtes Palmkatzel zu."

„Das ſind falſche Palm', hat mein Vater geſagt," verſetzt das Männchen, „die rechten wachſen in Jeruſalem."

„Und wo wachſen denn ſeine hölzernen Herrgöttle?"

„Thut's nit ſo ſchreien, Leut'," mahnt der Oberknecht, „ſonſt könnt' ſich's ſchicken, wir kriegten die Palmzweigel auf unſere Rücken."

Sie hatten böſes Gewiſſen, die Maihoferiſchen. Ihr Hof ſtand auf dem Baieriſchen drüben; die Weidenzweige aber, die ſie abhieben, von denen konnte man nicht mehr ſagen, ſie ſtanden auf dem Baieriſchen, dieſe kannten zum Theile auch öſterreichiſch ſein und dem nahen Donnersberghofe angehören, ſie wuchſen auf der Grenze.

Und richtig, kaum hatte der Oberknecht ſein Wahrwort geſagt, ſo fluchten ſchon einige Männer vom Donnersberghofe mit geballten Fäuſten herbei:

„Saggra, ſaggra! Wer ſchlagt Palm' auf unſerm Grund?"

„Seit wann iſt die Grenz' euer Grund?" entgegnete ein Maihoferiſcher.

„Seit wann iſt ſie der eure? Herrgotts ſchwere Noth, iſt das ein baieriſch Geſindel! — Stehlen Palmzweig und laſſen ſie weihen.“

„Wer ſtiehlt? Kreuzſaggra! Was unſer, das nehmen wir am hellen Tag und fliegen auch ſchon die Fledermäuſ' herum.“

„Haltet die Mäuler!“

„Ho, das deine wollt' ich dir ſtopfen, hätt' ich erſt einen Zentner Haderlumpen da!“

„Ihr All zuſammen gebt erſt neunzig Pfund, ihr Paſcher!“

„Her da! her da! Die Schädel auseinand'!“

Wild fuhren ſie zuſammen und die Fäuſte hagelten über die Köpfe.

Da war's wohl zu rechter Zeit, daß Mina, die einzige Tochter aus dem Donnersbergshofe, herbeikam.

„Auseinand'! Ruh' gebt's!“ rief das ſchneidige Mädchen und drängte ſich zwiſchen die Balgenden. „habt's kein Schand', heut' raufen am heiligen Palmſamſtag! — Wollt ihr der Landesgrenz' wegen Prozeß führen, ſo müßt ihr zum König und Kaiſer ſpazieren. — Aber nein, ſind mir das kindiſche Leut', zuletzt gibt's noch einen Palmkatzelkrieg zwiſchen Baiern und Oeſterreich!“

Die Burſchen gingen brummend auseinander jeder in ſein Land.

„Da raufen ſie um die Palm'!“ ſagte Mina vor ſich hin, „haſt ſo was ſchon geſehen? Das ſind mir ſaubere Friedenspalm', die auf der Grenze ſtehen.“ — Dann ſetzte

ſie ſinnend bei: „Wenn's nur keine Grenz' thät geben auf der Welt!“

„Gelt!“ rief jetzt plötzlich ein junger bildſauberer Burſche wie Echo dazwiſchen, der luſtig von der baieriſchen Seite herbeieilte. „Gelt, Mina, nur keine Grenz', die Welt gehört zuſamm': was mein iſt, iſt dein, und dein Sach' iſt mein Sach' — Punktum und Streuſand und gleich das Siegel d'rauf!“ Er faßte bei dieſen Worten das Mädchen und drückte einen kecken Kuß auf ihren Mund.

„Ich bitt' dich, Toni!“ rief Mina abwehrend, „heb' mir mit dem nit an, 's iſt nachher kein Aufhören.“

„Hören wir halt nit auf!“

„Schau, Toni,“ ſagte das Mädchen traurig, „ſiehſt du ihn, den Watzmann dort oben mit dem ſchneeweißen Haupt? Auf dem ganzen Berg iſt kein Stein, der ſo hart thät ſein wie mein Vater. Mein Vater hat gelogt, bis der Kaiſer Karl vom Unterſberg aufſteht, könnten wir Zwei zuſammen heirathen.“

„Schon!“ verſetzte der Burſche höhniſch.

„Toni, da ſind wir Zwei ſchon lang verweſt!“

„O je, bisdhin ſind wir ſchon wieder ein halb dutzendmal geboren worden!“ rief Toni.

„'s iſt hell zum Verzagen,“ ſchluchzte das Mädchen, „ich bin betrübt, wie das gefangene Vöglein in der finſtern Stub'.“

„Und weißt du, Mina, was das gefangene Vöglein thut? Singen thut's. Hörſt es, wie Alles luſtig iſt?“

Bald darauf ſchlang der heitere Burſche ſeinen Arm um die drallen Hüften des Mädchens, und ſie ſangen:

„Und d' Liab is, wie a Bleamerl,
Des muaßt recht guat und fleißi pflegn,
Und d' Liab, de braucht a Busserl,
Wia 's Bleamerl braucht an Regn.

Oho grod an oanzigs Busserl,
Des kitzlt, beißt und hot nit gnua,
Do muaß ma leicht wul noh oans hobn,
An oanzigs gibt ka Rua!"

„An oanzigs gibt ka Rua!" sangen es die Berggeister nach in den nahen Felsen, und das Pärchen that, wie es das Lied verlangte.

Aber Unheil brütete das Schicksal, und hinter dem Grenzgebüsche lauerte ein alter Mann, derb, wie die Wände des Watzmann, rauh, wild wie die Stürme, die zuweilen niederfahren von ewigen Gletschern. Kaum war das Echo des Liedes verklungen und der Kuß verglüht, als dieser Mann — der Donnersberghofer war's — hervorbrach und die zwei verliebten Leut' auseinander riß.

„Erst kaum aus der Kalschen, hat der Teufel schon sein Spiel!" polterte er seiner Tochter zu, „was geht dich der Baier an?"

„Vater!" flehte das Mädchen.

„Spiel' mir keine Komödie vor! Marsch!"

Da schlich das arme Kind beiseite.

„Und was suchen wir auf dem Platz?" fuhr der Alte den Burschen an.

„Was ihr sucht, ist mir nicht bekannt," entgegnete Toni trotzig.

„Keine Vorleiterei, ich bin der Donnersberger!“

„Und ich der Maihofer!“

„Ah, ich kenn' dich!“

„Wir sind Nachbarn,“ sagte der Bursche.

„Oho!“ rief der Alte, „zwischen dem Donnersberg und dem Maihofe ist ein Schlagbaum, höher und dicker wie der Wagmann.“

„Ein Büchsenschuß weit, sagen die Leut', sind unsere Höfe auseinander.“

„Ist richtig,“ versetzte der Bauer, „zur Kriegszeit schießen wir einander nach den Köpfen. Maihofer, du stehst in Feindesland!“

„So räume ich ja gerne den Boden,“ sagte Toni und trieb ruhig über die Grenzhecke, „hier aber bin ich daheim, und von hier aus frage ich euch, Donnersberger, was habe ich euch in den Weg gelegt?“

Statt zu antworten, stieß der Bauer ein Büschel abgehauener Weidenreiser mit dem Fuße beiseite: „Sind recht schaffen fleißig gewesen, deine Knecht'!“

„Nachbar,“ beruhigte der Bursche, „diese paar Zweige sind auf der Grenze gewachsen.“

„Geh' mir weg mit so einer Red'!“ rief der Alte, „die Grenz' ist scharf und schmal, wie eine Rasirmesserschneid', drauf wächst kein Strauch. Aber na ja, ihr habt es mit der Grenz' allweg nit so genau genommen. So ein paar Palmzweigel sind euch nit immer genug gewesen; unsern Wald hättet ihr mögen und leicht gar noch die Salzburgerstadt dazu, ihr verflixt Bauernvolk übereinand'!“

Toni ſchwieg einen Augenblick, er wußte gar nicht, wie ſich ſo eine Rede ſchickte mitten in der Friedenszeit. Der Donnersberger aber fuhr fort, und hieb derb über die Baiern los, daß kein redlich Stückel blieb, von der Salzach bis an die Iller. „Ja, ja," rief er, „ſo lang' wir Oeſterreicher noch nöthig waren zur Schutzwacht an der Ungarn- und Türkengrenz', ſind wir euch recht geweſen; nachher aber! — Geh' mir weg! Seit dem Siebziger-Krieg mag ich keinen Baiern mehr leiden, keinen einzigen. Ich, der Donnersberger, bin ein Oeſterreicher. Da ſchau' her!" ſchrie er und ſchlug mit der flachen Hand auf ſein linkes krummes Bein, „das iſt mein' Ehr'! Zehn gerade Füß' ſind nit ſo viel werth, wie der krumme da; eine Kugel hat ihn gezeichnet in Italien — für Haus Oeſterreich iſt's geſchehen. Und geht's heut' oder morgen gegen die Preußen, gegen das Baiernvolk, ſo hab' ich noch einen geſunden Fuß und zwei kernfriſche Händ', und mein Haus iſt die Wacht an der Grenz'!"

Was der Alte heut' wieder wild iſt! dachte Toni, aber ich geb' den Feldzug nicht auf. Der Donnersberghof wird belagert von einem Baiern. Gute Nacht, Mina! . . . „Und Ihr, Donnersberger, wollt Ihr mir die Hand reichen über die Grenz'? Das Politiſche überlaſſen wir den hohen Herr'n, und der Palmzweigel wegen werd' ich mit meinen Leuten ein Wörtel reden."

Sieht er's ein, iſt's recht, dachte ſich der Bauer, und verſetzte mit dumpfer Stimme: „Gute Nacht!"

„Kommt nur der Herrgottlträger wieder einmal in's Land," flüſterte der Burſche dem hinter dem Geſträuche

ſtehenden Mädchen zu, „der weiß einen Rath, der kriegt den Alten ſchon um den Finger.“ Dann ging er davon.

Mina trat ſchüchtern vor und zog dem Vater ſorglich den Rockkragen über den Hals und Mund herauf: „So, Vaterl, 's ſtreicht ein mächtig kaltes Lüftel; wollen den Bader um einen Thaler betrügen; ſo, Vaterl!“

„Aha!“ verſetzte der Alte, „willſt mir ſchön ſauber den Mund verſtopfen. O, ihr Weibsleut'!“

„Der Maihofer,“ verſetzte das Mädchen leiſe, wie halb verloren, „grob, ſag' ich, thät er's nit meinen.“

„Das ſag' ich ſelber, das iſt ein Feiner!“ rief der Bauer. „Na, na!“ ſetzte er dann begütigend bei, „ich weiß, Minerl, der Burſch' ſteckt dir ſchon ſeit lang' im Kopf. Aber ſchau, ſei g'ſcheidt, ſo was darf nit ſein. Juſt gegen den jungen Maihofer hab' ich nichts, ſelb' kannſt mir glauben; und ſtund ſein Haus nit in dem dalkerten Baieriſchen drüben, wir thäten gleichwohl reden von der Sach'.“

„Leicht brennt er ſein Haus nieder, Vater, und kommt zu uns herüber,“ ſagte das Mädchen etwas vorlaut, „denn haben muß er mich, ſelb' hat er geſagt.“

„Biſt eine verliebte Gredl!“ rief der Alte.

Als ſie hierauf Beide gegen den Hof gingen, blieben ſie oft ſtehen, und der Vater ſprach eifrig mit der Tochter und dieſe blickte verzagt zu Boden.

Der Donnersberger gehörte zu jenen Leuten, die, wie man ſagt, Kirchthurmpolitik treiben; nur nahm er es ſehr ernſt und war im Stande, ſeinen ſtarrſinnigen Anſichten manch' bedeutendes Opfer zu bringen. Dazu war er einer

jener Bauern-Ariſtokraten, die ſo gut und ſtolz ihre Ahnen zählen, wie der blaublütigſte Edelmann.

„Ich bin ein Oeſterreicher,“ ſagte er zu ſeiner Tochter heute, „und das will ich auch bleiben bis an mein End'. Der Donnersberghof iſt ein uralt Anweſen; ſeiner Tage hat der Untersberg dazu gehört, und mein Urgroßvater hat ſich als Hirt auf dem Berg einmal verirrt, iſt in's Unterirdiſch kommen, hat den Kaiſer Karl ſitzen geſehen am ſteinernen Tiſch. Darauf hat mein Urgroßvater ein einwendig's Geſicht gehabt: 's wird ein Zeit ſein, wird am Berg der alte Birnbaum grünen, werden die ſchwarzen Vögel nit mehr krächzen in unſerm Land, wird der alte Karl treten an's Licht der Sonnen heraus und der Donnersberghof wird ſtehen und halten feſt und treu zum alten Kaiſerhaus. — Das iſt mein Glauben und mein heiliger Stolz, und das hab' ich von neu gelobt vor Jahren, wie unſre Kaiſerleut' ſind da geweſen im Gebirg.“

„Jetzt hab' ich ihn, wo ich ihn brauch', jetzt will ich ihn gleich ſtimmen,“ ſagte das Mädchen bei ſich und dann laut: „'s iſt ſchon Feierabend heut', ſo erzählt mir wieder einmal von unſern Kaiſerleuten!“

Da war der Alte im Fahrwaſſer.

Er erzählte, wie er die kaiſerliche Familie geſehen, und zerfloß in eitel Lob und Preis und Begeiſterung.

In dieſem Augenblicke war von dem Schachen her ein luſtiges Jodeln vernehmbar.

Der Donnersberger horchte, ſchüttelte dann den Kopf und brummte: „Na, aber nit einmal in der Faſtenzeit mögen ſie's laſſen!“

„Ja, da kommt Einer," rief das Mädchen, „der hat leicht ſingen und lachen, der tragt unſern Herrgott im Sack und alle Heiligen auf dem Buckel daher."

„Dirn, was willſt mit der ketzeriſchen Red'?" fuhr ſie der Bauer an.

„Der Herrgottltrager ſteigt daher!" ſicherte das Mädchen.

Und richtig, die Anhöhe herauf ſtieg ein alter Mann, gebeugt unter einer Rücktrage, auf welcher Heiligenbilder, Kruzifixe und verſchiedene Spielwaaren ſich befanden. Der Anzug des Mannes war halb ſtädtiſch und halb tiroliſch bäuerlich. An einem Arme hatte er ein blaues Sacktuchbündelchen hängen; auf dem tiroliſchen Spitzhut wehte ein Tannenreis.

Das Geſicht des Ankömmlings war ganz bartlos, ſo daß man auf demſelben ſogleich die ganze Verſchmitztheit und Schalkhaftigkeit, die in ſolchen Hauſirern gerne ſteckt, leſen konnte.

„Gute Veſper, gute Veſper, in aller Huit!" grüßte er, als er dem Bauer und ſeiner Tochter in die Nähe kam, „aber das iſt ein gäh' Ruckel da herauf. Der Donnersberghof liegt hoch — ſteht auch hoch!"

Mina wendete ſich ab und redete mit ſich ſelbſt: „Der hat mir einmal aus der Hand gewahrſagt, daß ich den Toni thät kriegen. Aber mein Lebtag, ei ei, wenn der Vater nit will, kann der Herrgottltrager ſammt ſeinen Heiligen nit helfen." Und etwas lauter ſetzte ſie bei: „Gar das Sacktuchel hat er heut' voll Heilige!"

Da wendete ſich der Hauſirer zu Mina: „Weißt,

Jungfer, ein caputer Herrgott iſt dann, daß gar der Gerechte alle Tage ſiebenmal ſtrauchelt, das weißt. Nu, ſo bin ich halt auch geſtrauchelt. Wie ich da heraufſteig' über die Lehn', ſchmeißt's mich hin, und der groß' Herrgott, nit faul, hupft aus und kracht 'nab über die Leiten, daß All's teufelt. Ich ſteig' ſchön ſtad nach, ſuch' die Trümmer zuſamm' im Graben. Aber der Kopf — meinſt, ich hätt' ihn gefunden? Geweſen iſt's, wie wenn der böſ' Feind thät' d'rauf ſitzen Pfutſch iſt er."

Dann ſetzte er langſam ſeine Trage ab und begann auszupacken.

„Du, Donnersberger," ſagte er zum Bauer, „heut hätt' ich dir ein ſchönes Kruzifixl! Das iſt ein Zeugl und ganz nach der Mod'!"

„Geh' Er mit ſeinem neumodiſchen Herrgott in's Bairiſch' 'nüber!" fuhr ihn der Bauer an, „wir bleiben beim alten!"

Der Herrgottltrager ließ ſich aber nicht einſchüchtern. „Ein Oſterlämmlein, da, für die heilige Zeit," ſagte er geſchmeidig, „ein uralt Stückel. — Und was ich der Jungfer für einen ſaubern Heiligen mitbracht hab': Sanct Antoni! Verlorene Sachen ſind' er viel, läßt ſich waſchen wie der Will'!"

„Geh mir weg, du!" ſchmollte das Mädchen überlaut, ſagte aber ſogleich zutraulicher: „Was thät er denn koſten?"

„Leicht einen Brautwerberbuſchen," flüſterte der Alte, „guck, der rechte Toni iſt nit weit von da!" Dabei blinzelte er unendlich vielſagend.

Von dem Dorfe herauf knallten einige Böllerſchüſſe. Sie gellten vielfach nach im Gewände.

„Geht ſchon los," murmelte der Herrgottlträger kopfnickend.

„Sind die Leut' denn närriſch!" grollte der Donnersberghofer, „verpuffen das Pulver jetzt in der Faſtenzeit. Zu Oſtern mögen ſie nachher ihre Dummheit einladen — kracht auch."

„In Oeſterreich iſt jetzt keine Red' von einer Faſtenzeit," verſetzte der Hauſirer.

„Von wegen der dalkerten Weltausſtellung 'leicht?" rief der Bauer, „eine Prahlerei! Unſer Herrgott ſtellt die Welt aus, die Leut' haben keine dazu."

Unſere Geſchichte trug ſich nämlich im Frühjahre 1873 zu, und ſo gab's nun für den ein wenig verrotteten, conſervativen Bauer viel Stoff zum Greinen und Poltern.

„Donner' nur zu, Donnersberghofer," ſagte der Herrgottlträger, „gleich wird die Sonnen ſcheinen. Hochzeit iſt im ganzen Land; die Kaiſertochter heirathet."

Bei dieſen Worten richtete ſich der Bauer hoch auf und lauerte — „He, Herrgottlträger, was habt ihr geſagt?"

„Ihr Alpenbauern ſchlaft ja das ganze Jahr; der alt' Hauſiertattl muß erſt kommen mit der Neuigkeit."

„Wer weiß, ob's wahr iſt?" verſetzte der Bauer.

„Hab' ja die neu' Zeitung bei mir, da ſteht's zu leſen d'rin. Da, die Buchſtaben kommen von Wien, die werden dir gleich erzählen."

„Hab' keinen Bekannten unter den Buchſtaben," brummte der Donnersberger.

Da wiederholten ſich die Schüſſe; unten im Thal liefen

Leute umher und ſchwangen ihre Palmreiſer. Es war was los in der Gegend; und an der Thür des Gemeindehauſes ſtand's geſchrieben: Vermählung der Erzherzogin Giſela!

Und am nächſten Sonntag, am Palmtag, da die ganze Kirche inwendig ein Wald voll „Palmen" war, ſangen ſie auf dem Chor ein vom Schulmeiſter eigens gedichtetes Lied.

Der Donnersberger aber murmelte in ſeinen Roſenkranz hinein: „So wär's denn richtig; jetzt weiß ich, warum es alleweil ſo klungen hat in der Luft."

Und ſpäter auf dem Kirchplatz rief er: „Ja, das Wichtigſt' ſoll Einer doch wiſſen. Bei meiner Treu' und Seel', wer iſt denn ihr Schöner? Halt gewiß ein braver, vornehmer Herr."

Stand ſchon wieder der Herrgottltrager da: „Ein vornehmer Herr, das will ich meinen! Der Bräutigam iſt ein baieriſcher Prinz. Der tauſend, da ſchaut's her, ich trag' ja das kaiſerliche Brautpaar auf dem Papier in der Kraxen bei mir!"

Gleich drängte ſich Alles heran, um das Bild zu ſehen. Der Donnersberger aber war gar ſehr verblüfft. „Ein baieriſcher Prinz!" murmelte er, „das kunnt doch nit ſein!"

Da trat ihm der alte Hauſirer recht vor die Naſe heran und rief es ihm ſehr nachdrücklich in das Geſicht hinein: „Kunnt' wohl ſein, Donnersberghofer! Und kunnt' ich reden, ich thät erzählen von einem Mann — wohl von einem Ehrenmann! — der hat eine bildſaubere Tochter, und dieſelb' bildſaubere Tochter hat einen kreuzbraven und angeſe-

henen Herzliebſten. Den will ihr aber der Vater nit laſſen — denn warum? Der Herzliebſte iſt ein Baier."

Der Bauer kneipte den Hauſirer erſchrocken am Arm: „Nur nit ſo laut, Tattl, lauf' dir ſchon was ab!"

Dieſer fuhr aber ruhig fort: „Wie's jetzt der Ehrenmann — kennſt ihn ja nit, Donnersberger — hat gehört: Die Oeſterreicher und die Baiern gehören zuſammen, und der Kaiſer ſelber hat ſeine Tochter einem Baiern gegeben, da was hat er gethan, der brave Mann? — Dem Kaiſer hat er's nachgemacht! Und am ſelbigen Tag iſt Hochzeit geweſen an der Grenz', eine vornehme, eine luſtige Großbauern-Hochzeit — völlig auch eine Kaiſerhochzeit. Und Oeſterreich und Baiern heirathen wieder zuſamm', hat's geheißen Grenz' auf und Grenz' ab, und der Kaiſer Karl im Unterseeberg hat ein Schöpplein mehr getrunken. Und der alte Herrgottltrager, der Lotter, iſt auch dabei geweſen, und all ſeine Heiligen haben zu tanzen angehebt bei derſelbigen Hochzeit, daß der Schein um die Köpf' nur ſo hat gfledrazt

Juch, juch!"

Wie hat ſich das Jauchzen auf dem Kirchplatz ſo wunderlich geſchickt! Und wie hat ſich's ſo ſonderbar getroffen, daß auf einmal jetzt unter der Dorflinde der Toni ſtand neben der Mina!

Der Donnersberger hielt ſich den Kopf mit beiden Händen, hielt ſich die Ohren zu, hört' es aber doch, was der Herrgottltrager noch ſagte: „Und heut' geht das Friedensfeſt, das Palmfeſt an, und ich bin ein vazirender Brautwerbmann Und dort ſtehen am Baum zwei verliebte Leut', möchten gern was ſagen und haben kein' Schneid. Lieb'

haben ſie, fürwahr, ſo viel, wie das Kaiſer-Königspaar, wie das erſte Fürſtenkind auf Erden. Deswegen, Donnersberger, ſagt: ja! daß wir fertig werden."

Der Bauer ſchlug die Hände aneinander: „All' halten ſie zuſamm' in ihrem Begehren; und ich bin ein alter Mann, kann mich nicht erwehren!"

Der Palmkatzelkrieg war zu Ende; der Herrgottlmacher drückte dem jungen Paare einen Weidenzweig mit zahlloſen Blüthenkätzchen in die Hand: „Das iſt die Sieges- und Friedenspalm'!"

Und Mina's Wunſch war erfüllt; es gab keine Grenze mehr zwiſchen dem Donnersberg und dem Maihofe, und es gab keine Grenze mehr in ihrer Liebesglückſeligkeit.

Das Dreigespann des Todes.

Daß ſich an demſelbigen Junimorgen die Sonne ſo lieblich geſpiegelt hat in den Wellen des Fluſſes, das iſt mir ein Räthſel. Aber die Sonne lacht hernieder auf das Glück, und die Sonne lacht hernieder auf das Unheil; ſie lacht über die Erde, ſie lacht über Alles; und die Wellen ziehen munter ihre Bahn immerdar, und kümmern ſich nicht um das Leben und Sterben der Menſchen.

Da hatten es die ſilberblätterigen Weiden am Ufer beſſer verſtanden; dieſe neigten ſich ſanft und zitterten und befächelten leiſe den Leichnam, den das Waſſer an ihr Wurzelgeflechte geſchwemmt hatte. Einen milden Sommerabend, eine ſtille Nacht und einen goldig heiteren Morgen hindurch hatten die zarten Zweige der Weiden das lebloſe Weib gehütet, und auf den ſchaukelnden Wellen, im Säuſeln der Blätter, und Zirpen der Grillen ſchlummerte es gerade ſo ſüß und friedſam, wie einſt in der Wiege.

Es wäre heilig und ſtill geblieben auf der Ruheſtatt, aber ſiehe, ein allfort plätſcherndes Fiſchlein lockte einen vorübergehenden Mann an das Ufer, und drei Sonnenſtrahlen zeigten mit Fingern hin, was da war unter dem Geſträuche. Und als der Mann ſah, daß hier ein bleicher Menſch zur Ruhe gebettet war, ging er in das Dorf

und ſagte: „Leute, da draußen im Waſſer iſt Eine, die nicht mehr hereingehen kann, wir werden eine Tragbahre haben müſſen.“

Hierauf kamen viele Leute zuſammen, und die Kirchenglocken huben zu läuten an, und allerwärts im Thale hieß es: „Die verrückte Plona iſt in's Waſſer gegangen.“

„So?“ antworteten die Leute, „in's Waſſer iſt ſie gegangen? die arme Haut, Gott tröſt' die Seel'; 's iſt ihr viel Unrecht geſchehen auf dieſer Welt.“

Dann arbeiteten ſie wieder und ſprachen von ihren Geſchäften.

Das Grab iſt hart an der Kirchhofmauer bereitet worden; der Todtengräber hat dabei viel geſchwitzt und viel geflucht. Und als er von der Arbeit ein wenig ausgeraſtet, ſich ein Pfeifchen hat geſtopft, da brummt er: „Kriegt Ein's ſo keinen Kreuzer für die Müh'; wenn nur ſo bettelarme Leut' nit ſterben thäten!“

Aber Herr Berger, der im Dorfe das größte Haus mit dem weithin glänzenden Schindeldach beſaß, bezahlte den Graber und den Schreiner.

Sonſt aber that Niemand viel für das Begräbniß, die Plona hatte ſich ſelbſt das Leben genommen, die Plona ſollte ſich nun auch ſelbſt begraben. Sie hätten es ſchier darauf ankommen laſſen. Nur daß ſie nach ihrer Art ſagten: „'s wird bald wieder wer ſterben: Ruckt Ein's hinein, ſo bleibt's nit allein, kommt das Zweit' an die Reih', iſt das Dritt' auch dabei. Der Tod fährt mit Dreigeſpann.“

Der Mann, der die Selbſtmörderin im Waſſer gefunden hatte, warf ihr die einzige Scholle auf den Sarg.

Darauf ſchlug der Gräber oben die Sargbretter aus, und die ſchwere Erdmaſſe rollte in die Grube.

Nun, da ſie ſchläft und ſo gut zugedeckt iſt, können wir wohl laut von ihrem Leben ſprechen. Sie hat froh und glücklich ſein wollen auf Erden, aber die Mitmenſchen haben es nicht zugelaſſen.

Sagen erzählen, daß in alter Zeit der Mörtel zu Großbauten aus Menſchenthränen und Menſchenblut gemiſchet wurde. Aber dieſe Geſchichte kommt nicht aus alter Zeit und iſt keine Sage. Sie iſt ein kleines Bild des großen Menſchenelendes; ich erzähle ſie, wie ſie geſchehen iſt. Kein Lächeln der Freude lege ich diesmal hinein, auf daß der Erlöſer mag willkommen ſein.

Heute noch ſteht in dem kleinen Dorfe das große Haus. Es hat ein hohes, weithin glänzendes Schindeldach, es hat zierliche, grüne Fenſterläden, es iſt gebaut aus ſchönen behauenen Steinen.

Knapp neben dieſem Baue ſtand ein niederes hölzernes Häuschen, das war mehr denn hundert Jahre alt.

Das hatte die Schaaren des ſiebenjährigen Krieges vorüber traben geſehen und ſelbſt Söhne ausgeſendet gegen den Feind. Es hatte die Stürme der Franzoſenzeit erfahren, und einmal flatterte ſchon der rothe Hahn auf den Brettern des Daches. Aber das Häuschen brüſtete ſich nicht ſeiner überſtandenen Drangſale; beſcheiden duckte es ſich hin auf ſeinem eigenen Boden und es war ſchier armſelig anzuſchauen gegen den ſtolzen Bau von geſtern.

In dem Häuschen lebte ein noch junges Geſchwiſterpaar; es hatte keine Verwandten, es ſtand für ſich allein in

der Welt, aber in den beiden Herzen waren die Schicksale der Verfahren und des Häuschens eingegraben.

Der junge Mann arbeitete auf der Heerestraße, zerklopfte Steine und schotterte den Grund. Die arme und reiche Welt zog an ihm vorüber. Der reichen, die sehr viel Staub aufwirbelte, blickte er lächelnd nach; aber manchen armen Burschen, der für die Nacht kein Obdach wußte, nahm er mit in sein Häuschen.

Das Mädchen, die Viona, tagwerkte bei den Bauern der Umgebung; sie erwarb sich oft mehr als ihr Bruder, der Steinschläger: aus den Steinen springen wohl Funken heraus, aber keine funkelnden Thaler. Die Viona theilte gern mit ihm; der liebe Herrgott, das war ihr der Himmel: ihr Bruder, das war ihr die Erde.

Da kamen die Franzosen in's Land. Endlos waren die blauen Schaaren, die auf der Heerestraße zogen.

Drei Reiter ritten auf den Steinklopfer zu: er sollte ihnen die Wege weisen hin zu reicher Leute Thüren, oder weiter in's Land.

„Fahrt zum Teufel, ihr Strolche, ich bin kein Verräther!" rief der Steinklopfer entrüstet. Aber sie wollten ihn mit sich schleppen, da wehrte er sich und schlug dem einen Reiter die Faust in's Gesicht, da schwangen sie ihre Kolben, und der arme Steinklopfer sank zurück in den Straßengraben.

Als Viona an demselben Abende nach Hause kam, lag vor der Thür auf einem Schubkarren ihr todter Bruder. Viele Leute waren herum, und Blutlache darunter, und ein junger Franzose hoch zu Pferd kommandirte: „Feuer!" Da

krachten die Schüsse und ein Krieger sank leblos auf den Boden hin. Der Erschossene war der Mörder des Steinschlägers.

Der Kommandirende stieg vom Pferde, um das trostlose Mädchen zu beruhigen. Er bot ihr Geld und Gut, er versprach sie zu schützen, er stellte eine doppelte Wache um ihr Haus.

Die Franzosen blieben wochenlang im Thale. Der Kommandant war häufig um das Mädchen, half ihr um den Bruder trauern, suchte sie aber anderseits wieder zur Lebensfreude zurückzuleiten.

„Der hat auch nichts Gutes im Schilde," sagten die Leute. Nicht lange hernach wurde unten an der schwarzen Wand der Kommandant ermordet.

Das waren zur selbigen Zeit die Ereignisse des Dorfes. Es gab wohl noch Greuelthaten, bis der Feind abzog. Plona lief in der Gegend umher, an den Ufern des Flusses auf und ab und suchte und rief nach dem Reitersmann. Vor Kehlhäuptern blieb sie stehen auf dem Felde, und frug nach dem Reitersmann, und als sie keine Antwort erhielt, da schlug sie die Krautköpfe, und rief: „Was seid ihr hervorgekommen aus der Erden, wenn ihr mich nicht wollt weisen!"

So viel wußten die Leute und allerwärts hieß es, die Plona sei irrsinnig geworden.

Dann verflossen viele Jahre. Der Bau mit dem weithin glänzenden Schindeldache war vergrößert worden; das hölzerne Häuschen aber kauerte da, wie es früher gekauert hatte, nur ein paar neue Stützbalken waren gestellt unter

dem Dachvorſprunge. Plona lebte wieder in dem Häuſchen und ſpann.

Sie hatte ſeitdem kein Kohlhaupt mehr gefragt, und ſie verkehrte auch mit keinem Menſchen. Sie ging nicht auf den Markt, ſie ging nicht in die Kirche; ſie dankte für keinen Gruß, ſie dankte für keine Gabe. Sie ging zuweilen gegen die ſchwarze Wand hinab, wo jener Reitersmann begraben lag unter einer Kiefer.

Einen kleinen ſchwarzen Pudel hatte ſie, den zärtelte ſie und redete zu ihm den ganzen Tag und aß mit ihm aus einer Schüſſel. Sie lebte von ihrem kleinen Eigenthum; ihr ganzes Glück ſchien darin zu ſein, daß ſie ein Heim beſaß, war es auch niedrig und klein; daß ſie ein eigen Plätzchen hatte für ihr müdes, wüſtes Haupt.

Sie war Niemandem im Wege; man ſprach nicht von ihr, ſie war vergeſſen. Nur wenn man ihr im Walde begegnete, wo ſie gerne wilde Früchte ſammelte, oder unter der ſchwarzen Wand, wo ſie gerne bunte Steinchen auf den Erdboden legte, rief man: „Ei, die Plona! he, was treibſt denn du da, du Närriſche!“

Da entgegnete ſie nie ein Wort, ſondern ſtahl ſich ſeitab.

Der Herr Berger war weit beſſer daran; der war geachtet im Dorfe, die Leute rückten die Hüte und Hauben vor ihm. Herr Berger verſtand ſich wohl auf ſein Geſchäft und deſſen Vortheil, aber er hatte noch Niemanden betrogen, er war ein Ehrenmann. Wenn er ſo auf der Gaſſe ſtand, und ſein ſtolzes Haus betrachtete, und die arme kleine Hütte daneben, ſo ſtrich er ſich die dicken Backen und mur-

meite: „Der Tausend, das sieht just mit tüchtig zusammen; wenn's recht aufkommt, den Kotter leid' ich nicht da."

Rief er einmal durch's Fensterchen hinein: „Guten Tag, Plona! magst mir dein Häusel nit verkaufen? Thät's niederreißen und du nähmest dir anderwärtig ein Stübel auf."

„Was willst?" versetzte das Weib, „du, führ' mich nicht in Versuchung! ich will sterben in diesem Hause, wie mein Bruder, mein Vater, mein Großvater in diesem Hause gestorben ist, und das der Reiteremann bewachen läßt. Und das ist mein fester Vorsatz, und das ist mein heiliges Glück, und das ist mein letztes Wort bis in die Ewigkeit hinein!"

Herr Berger ging in die Gemeindestube und führte ein sehr vernünftiges Ansuchen und legte eine Note auf den Tisch. Darauf sagten die Männer der Gemeinde: „Ja, ja, 's ist richtig! so eine alte Baracke mitten im Dorf! die Plona ist im Kopf nicht beisammen und weiß leicht mit dem Feuer nicht umzugehen, und auf den Häusern sind die Schindeldächer. Wenn der Holzkotter auch ihr Eigenthum ist, wenn sie ihn auch nicht gutwillig abtreten mag — 's wird schon noch ein Mittel sein. 's ist halt wegen der G'meind'."

Darauf sind nicht viele Tage vergangen — ist der Plona auf einmal der Hund weg. Sie sucht, sie ruft, sie fängt zu klagen an, bis ihr der Gemeindediener sagt, der Hund sei oben im Dorfwald bei der Köhlerei gesehen worden. Da macht sich das Weib eilends auf gegen den Wald. Kommt aber zu spät; der Köhler hat den Hund nicht gekannt,

und ihn zum Alpenhofer hinauf geſchickt. Sie eilt davon, ſie ſchwankt, ſie iſt müde und kann völlig nicht weiter; erſt zur Nachmittagszeit kommt ſie zum Alpenhofer und findet dort mit tauſend Freuden ihren Pudel. Die Alpenhoferin iſt ein gutes Weib, die ſetzt ihr Milch und Brot vor. Zum erſtenmal nach vielen Jahren genießt Plona wieder einmal einen Biſſen außerhalb ihrer Heimſtätte; ſo gut wie bei eigenem Tiſch wollt's wohl nicht ſchmecken, aber ſie ſagt ein Vergeltgott zu tauſendmal, nimmt das Hündchen in den Arm und holpert heimwärts. Und unterwegs erzählte ſie dem Thiere die Sorge um ihn, und was der Gemeindediener und der Köhler geſagt habe, und daß ſie rechtſchaffen in's Keuchen gekommen ſei hinauf gegen den Alpenhofer, weil ſie doch gar nit mehr ſo jung, und weil ſie's arg auf der Bruſt habe und daß es für ſie wohl allweg das Geſcheidtere wäre, ſie bliebe daheim in ihrem kleinen Stübchen.

Der Pudel keifte, zum Zeichen, daß er das wohl glaube und daß er mit Allem einverſtanden ſei.

Als Plona am Friedhofe vorüber kam, blieb ſie ſtehen. — Was iſt denn das? der Todtengräber ſchaufelt ja meinen Leuder aus! Sind denn ſchon die zwanzig Jahr' vorbei, wo er die Ruhſtatt wieder einem Andern überlaſſen muß? Ei wahrlich, 's iſt keine Ruh' auf der Welt, gar aus dem Grab werfen ſie Einen zuletzt noch hinaus. —

Sie wußte aber nicht recht, wer hier die Schuld daran war. „Du, Tobias, du Grindſchippel, dir reiß ich die Borſten aus!“ brummte ſie und torkelte weiter.

Der Todtengräber hieß aber nicht Tobias.

Als Plona durch das Dorf ging, blieben die Leute

ſtehen und ſchauten ihr nach. Und als ſie gegen ihr Häuschen kam, — wo war es? — wo war ihr Häuschen?

„Ich bin ein ganzer Halbnarr!“ rief ſie laut lachend, „jetzt hab' ich den Weg verfehlt. Pudel, jetzt guck' du einmal und ſpäh' mir den Strig zum Häuſel aus!“ ſie ließ den Hund auf den Boden, aber dieſer blieb ſcheu zu ihren Füßen und blickte ſie an und blickte das große Haus an mit dem weithin glänzenden Schindeldach.

Das ſtand da wie immer, und daneben lagen einige Holzbalken und Bretter umher, und der irdene Ofen ſtand da und ſeine grünen Kacheln glotzten in den blauen Himmel hinein.

Jetzt fiel dem armen Weibe der Stock zu Boden, jetzt reckte ſie die Fauſt empor und ſchrie: „Wer hat mir mein Haus weggeriſſen! wer hat mir mein Haus geſtohlen!“

Der Dorfrichter nahte ihr und ſagte begütigend, daß der Herr Berger ihre Hütte der Feuersgefahr wegen gekauft und abgetragen habe, daß ſie, die Plona, aber ja wohl im Armenhauſe ein paſſendes Stübchen und zuweilen auch ein Stück Geld von ihrem verkauften Häuschen bekommen würde.

Man wußte wohl, ſie konnte ihr Recht nicht wahren, ſie hatte keinen Anwalt und keinen leitenden Gedanken in ihrem kranken Haupte.

Aber ſie ließ ſich nicht in das Spital führen; auf der kahlen ſteinigen Stätte ihres zerſtörten Heims brach ſie zuſammen. Und man hörte ein kläglich Weinen durch die ganze Nacht, und am Morgen kauerte ſie noch zwiſchen den Balken.

Als die Leute vorüber gingen, begann ſie gräßlich zu

fluchen über die Menſchenteufel, die ſie durch den Hund fortgelockt, um ſie zu berauben, um ihr, der Verlaſſenen, das Haus einzureißen, das Einzige zu vernichten, was ſie auf dieſer Welt noch gehabt, die traute Raſt zwiſchen den vier Wänden; über die Peiniger, die ſie hinausgeſchleudert in die fremde kalte, kalte Welt, in die Hilfloſigkeit, wie man ſo nicht einmal ein Thier hinausſtößt.

Und ſie frug, was ſie doch nur den Menſchen gethan habe, daß ſie ſo mit ihr verfahren. Dann rief ſie das Gericht Gottes an. Und wenn ein Fremder des Weges kam, ſo haſtete ſie ihm zu, haſchte nach ſeiner Hand und ſagte: „Welt, du, 's iſt ſchad', daß ſie ſo früh hat müſſen ſterben!"

„Wer, gutes Weib?"

„Nein, geſtorben iſt ſie nicht, die Gerechtigkeit, lebendig iſt ſie begraben worden!"

„Sie iſt irrſinnig," ſagten die Leute, „ſchaut nur, daß ſie kein Meſſer, kein Feuerzeug in die Hand kriegt. Sie iſt halt irrſinnig."

„Ein Narr, der nit irrſinnig thät werden, geht's ihm ſo, wie mir!" rief das Weib aus. „Ihr habt mich ausgeraubt, ihr habt mich zu Grunde gerichtet, ihr habt mir das Hirn aus meinem Kopf geſaugt! weil ich kein Stündlein Ruh' mehr ſoll haben, weil ich kein Fünklein Wärme mehr ſoll genießen, weil ich keine Luft mehr ſoll trinken in meine Bruſt hinein. O, wären eure Herzen ſo weich wie dieſer Kieſelſtein, warm thäten ſie werden von meiner heißen Pein! — — Seht ihr! — ſeht ihr! dort ſpringt er dahin! He, Reitersmann! komm' herbei, laß' ſie niederſchießen, Alle.

Ha ha, er hat Wächter gestellt zu meinem Hause. Schlaftrunk haben sie getrunken. — Mach' die Augen auf, Gott Vater! — Siehst du's, was du für Leut' hast?! — Jetzt schämt er sich. — Schlag' zu, schlag' zu!"

Tagelang saß sie mit wirren, flatternden Haaren, mit starren Blicken, mit zerfetzten Kleidern auf den Ruinen ihres Glückes. Sie nahm keine Speise, sie genoß keinen Schlaf; stetig verfluchte sie die Menschen. Diese gingen gleichgiltig an ihr vorüber. Nur der kleine Pudel war bei ihr, und leckte ihre Hand, und leckte ihr die Thränen von den Wangen. Ein alter Strommer, dem Niemand trauen wollte, und dem doch Niemand was Böses nachsagen konnte, ging zuweilen durch das Dorf, und sah das arme Weib sitzen auf dem Balken, und winkte ihr zu und schritt wieder von hinnen.

Und neben stand das große Haus mit dem hohen glänzenden Schindeldache, mit den grünen Fensterläden und mit den schönen behauenen Steinen. Der Herr Berger sah mit verschlungenen Armen zum Fenster herab und sagte: „Um hm, ein armes Wesen, die Plona; den Verstand verlieren, dasselb' ist das größt' Unglück." Gedankenlos spielte er an einem Krokodilezahn, den er an der goldenen Uhrkette trug; eine Thräne des Mitleides stand ihm im Auge. — „Aber Gott Lob," meinte er dann, „jetzt kann ich doch ruhig schlafen und brauch' nicht immer zu fürchten, es könnt' auf einmal Feuer auskommen da unten im Kotter. Mein Gott, ein Unglück kann gleich sein; der Mensch muß sich bewahren."

Im Armenhause hat man der Plona auch den Pudel nicht gelassen. Ein hinkender Mann, der abseits des Dorfes

in einer Keusche wohnte, hat das treue Thier geholt, hat dem armen Weibe davon ein paar gutgegerbte Schuhriemen geschickt.

Aber im Armenhause ist die Plona nicht geblieben.

Ueber dem großen Hause mit dem weithin glänzenden Schindeldache stand nun ein Blumengärtlein. Weiße Rosen und Herzenstrost blühten darin. Dabei saß das Weib und träumte. — „Jetzt spottet mich der Herrgott auch schon aus. Rosen und Herzenstrost! All meiner Tage möcht' ich kein Mensch mehr sein. — He, Reitersmann! — Dort über dem Wasser reitet er auf und ab. Reitersmann!“

Eines Tages war die Plona nicht im Armenhaus, und sie war nicht im Gärtlein; kein Mensch wußte wo sie war.

Und da war ein milder Sommerabend, eine stille Nacht und ein goldig heiterer Morgen. An diesem Morgen wurde das Weib unter den Weiden des Flusses gefunden.

So viel wußten sie im Dorfe von der armen Plona. In den umliegenden Wäldern aber strich ein alter verwahr- loster Strommer umher. Der wußte von den [illegible] [illegible]

An jenem Tage, als sie die Plona in die Erde gelegt hatten, ging Herr Berger hinaus in den Dorfwald um, wie er nicht selten that, den Antheil seines Holzes abzumessen. Da begegnete er dem Strommer. Er erschrack anfangs über die unstete und doch gebrochene Gestalt mit dem zuckenden, wildgefurchten Antlitze. Auf dieses Mannes Antlitz hatten die Greisenjahre nicht jene Milde gelegt, wie sie so oft den Lebensabend verklärt, wie sie auf der stillen herbstlichen Haide

träumt — nein, dieſes Mannes Antlitz war wie die Haide in einer Sturmnacht, über welche wüſte Wolken jagen.

Vom Dorfe herauf klangen die Glocken; vom Gebirge zog ein Gewitter herüber und verdeckte bereits die Sonne.

„Iſt keine Unterſtandhütte nah', Alter?“ redete Herr Berger den zwiſchen den Bäumen dahin huſchenden Strommann an.

Dieſer blieb ſtehen, ſtarrte auf den Fragenden und verſetzte: „Und der Herr iſt heute nit unten bei der Vlona ihrem Begräbniß?“ Seine Stimme war dumpf und rauh, ſie glich faſt jenem Schalle, den man hört, wenn man von einem hohlen Baumſtamme die halblockere Rinde losreißt.

„Was geht mich die Pfründnerin an!“ ſagte Herr Berger.

„Da den Herrn die Pfründnerin nichts angeht, ſo kann er mit mir in mein Haus kommen, bis das Gewitter vorbei.“

Sein Haus war eine aus halbmorſchen Stämmen und Rindenblättern aufgeführte armſelige Hütte an einer Felswand. Von derſelben ſah man hoch über die Wipfel des Waldes hinaus in das Thal und in das Dorf, welches tief zwiſchen den Gehängen, wie ein Häufchen grauer Steine im Moosgelände. Mitten heraus ragte der Kirchthurm und ſchimmerte im Dämmerlichte des nahenden Gewitters das Schindeldach von Bergers Haus.

Schon brauſte der Sturm im Forſte, zu einzeln ſchlugen große Tropfen an das moosige Geſtein; die beiden Männer krochen in die Rindenhütte. Als ſie ſo kauerten und Herr Berger unmuthig und ängſtlich gegen das dunkelnde Thal

blickte, ſagte der Alte: „Treuherzige Hirten haben dieſes Dach gebaut, und jetzt ſitzen zwei Schurken darunter.“

Herr Berger fuhr empor, als wollte er davon.

„Bleib' der Herr, Er wird ja naß!“ Die Züge des Alten bei dieſen Worten waren ſchreckhaft. — „Dieſer Sturm,“ fuhr er fort, „bläſt Einem leicht den Verſtand aus; morgen kommt wieder einer, der bläſt das Leben aus. Und deswegen, Herr, thun wir jetzt beichten.“

„Ein Wahnſinniger,“ brummte Herr Berger, ließ ſich aber doch auf einen Holzblock in der Hütte nieder, weil das Gewitter jeden Augenblick loszubrechen drohte.

„Ein Wahnſinniger? — kann auch ſein; wär' beſſer wie ein Schurke. Ei na, thu' ſich der Herr nit fürchten; ein Rab' kratzt dem andern kein Aug' aus. Sagt das Sprichwort nit ſo? — Heut' haben ſie die Plona unter die Erden than; da wird's mit mir nit mehr lang dauern. Beichten will ich. Aber halt ja, zum Pfarrer mag ich nit, der thät mich verdammen; zum Richter will ich nit, der thät mich hängen. So beicht' ich dem Spitzbuben, der kann mich nit verdammen, der darf mich nit hängen.“

Die Rindendecke der Hütte klapperte, matte Blitze zuckten über das Gewände, der Donner erſtickte ſich im Gewölke. Herr Berger bebte.

„Die Leut' heißen mich den Strommer-Tobias,“ fuhr der Alte fort, „das iſt ſchon recht. Da, dem Herrn ſein Vater,“ er deutete auf Berger, „hat mich anſtatt ſeinen Sohn zum Militär ſchieben wollen. Blutarm bin ich geweſen; auskaufen hätt' ich mich nit mögen; ſo bin ich in die Wälder gegangen. Bin aber wohl auch noch zuweilen in's

Dorf zurückgeſchlichen und da iſt gar ſo eine närriſche Geſchicht' geweſen. Wart' der Herr, ich muß mir die Augen zuhalten, ſonſt kann ich dieſelb' alte närriſche Zeit nimmer ſehen."

Er hielt die beiden Hände eine Weile über das Geſicht. — „Uuh, das iſt doch!" rief er plötzlich aus, „jetzt läuft ſie in ihren kurzen Hemdärmeln herum, und das goldfarbige Haar will ſie gar nit zuſammenbinden, wie die andern Mägdlein. — Plona! Jungfräulein! Plona! — Hei, da mag ich ſchreien bis in die finſtere Nacht hinein, ſie iſt ſchon in's Haus geſprungen. — Bin ich nit ein junger, luſtiger Jägersmann? Der Tauſend, das wollt' ich meinen! — Sie ſieht's aber nit ein, mitſammt ihren hellen ſchwarzen Augen nit. Jeſus, jetzt kommen gar die Franzoſen! Wie ein wildes, blaues Meer brechen ſie in unſer Land herein; die führen ja Krieg mit dem lieben Herrgott ſelber. Und ſie rauben und plündern, und ſie haben eine weltfremde Sprach'; nur das Schreien ihrer Roſſer kann Ein's noch verſtehn. Was ſie für ein wildes Geſpringe und für ein tolles Gelächter haben allweg, und ſie greifen einem nach den Säcken. Was ſind das für Leut'! Und die wollen Herr ſein und zünden im Uebermuth gar die Dörfer an! O Gott, wie geht's im Krieg jetzt zu! — Meinetwegen. Iſt der junge reiche Berger nit gangen gegen den Feind, geh' ich auch nit. Mein Blut iſt juſt ſo roth, wie ſeines. Mein Blut — hörſt du, Plona! dich will ich ſchützen zu dieſer Zeit; im Walde mögen ſie dich nit finden. — Gelacht hat ſie über meine Red' und ſelber hat ſie ſich Einen ausgeſucht, einen Reitersmann. — Hei, jetzt iſt der Himmel auseinander geſprungen."

Mit den letzten Worten meinte er das Gewitter, das mit einem gewaltigen Donnerſchlag losgebrochen war. Niederſauſten die Waſſerſtröme, Eiskörner knatterten auf dem Dache, eine ganze wilde flammenſprühende Wolke ſenkte ſich nieder am Felsgewände.

„Jetzt wohl," rief der alte unheimliche Mann, „ſchläft er nit, der Gerechte da oben, ſo wird uns der Donnerkeil wohl treffen. — Ja ſo, dort ſprengt mein Reitersmann. — Herr, derſelb' iſt kein Franzos geweſen und kein Deutſcher, im Elſäßerland iſt er daheim geweſen; der hat leicht ein ſchlechtes Deutſch geſprochen und kein gutes Franzöſiſch. Iſt ja ſeiner Tag' mit einem Fuß bei uns herüber geſtanden und mit dem andern im Franzoſenland. Bei dieſen Leuten kunnt's leicht ſein, daß der Vater gegen die Deutſchen in den Krieg geht, und der Sohn gegen die Franzoſen und der Enkel wieder gegen die Deutſchen. Das ſind Zwitterleut'. — Und ein ſolcher hat der Plona taugt. Aber ſchmuck iſt er geweſen und reiten hat er können; das iſt bei den Weibsleuten genug, nach Anderem fragen ſie nit. Einer von ihnen hat noch ihren Bruder erſchlagen; doch hat ſie aber den Feind in ihr Stübel genommen; einen kurioſen Frieden haben ſie geſchloſſen allbeid', und — ruck mir der Herr nur an die Seit', ſonſt wird er ja waſchnaß bei ſo einem Gießen, und der Wind fährt drein, daß ſchon all des Teufels!"

Herr Berger rückte willenlos zur Seite, er war blaß bis in den Mund hinein.

„Leicht hat er ſie gar zwungen mit Feuer und Schwert," fuhr der Alte fort, „ſonſt kunnt ich mir's nit denken, wie ſie hat ja ſagen mögen. — Nach der Kriegszeit

— soll er gesagt haben — wolle er wieder kommen und sie heirathen."

Der Alte raufte Moosfetzen von den Baumrinden.

„Heirathen," sagte Herr Berger gedankenlos nach, seine Augen aber starrten immer in den wüthenden Sturm hinaus.

„Meint der Herr, ich hätt' mich darüber im Wald hingelegt und dem Förster die Hasen gestohlen? — Jetzt hab' ich's verspürt, die Dirn hätt' ich lieb und die Dirn müßt' ich haben. Das Thier im Wald thut mir nichts zu Leid, und dennoch brenn' ich's nieder. Und so ein Fremder, der uns Alles will rauben, der uns selbst will austilgen . . . Herrgott, da hat's in mir angehebt zu graben und ich hab' gemeint, wenn ich's thät, 's wär ein gut' Werk. Und wie sie nachher — — Na, 's ist keine Menschenmöglichkeit, was zu erzählen bei so einem Wetter. Gar sein eigen Wort hört man nit."

Er war eine Weile still. In den Lüften brauste und tobte es; zuweilen zuckte ein rother Schein durch die dämmernden Nebel; ein paarmal fuhr ein glühweißes Zickzack am Gewände hin, und ein Schmettern und Krachen machte schier die Grundfesten des Gesteins erbeben.

„Wir wollen beten," hauchte Herr Berger und faltete die Hände.

Da lachte der Alte auf: „Ist denn der Herr ein so guter Christ! Die Plona hat auch gebetet auf den Trümmern von ihrem Häusel: Herr Gott, schlag' zu! — Leicht schlägt er jetzt zu. — Ich fürcht' mich nit; ich leg' ja die Beicht' ab, und mich legen sie nachher zu der Plona. — Jetzt, wie weit hab' ich dem Herrn die Geschichte erzählt?

— Bis, wo sie auf- und abgezogen sind am Fluß? Richtig. Und 's ist just der Samstagabend. Da schleich' ich hinab zur schwarzen Wand und versteck mich in eine Höhle. Jetzt marschiren sie vorbei zu Fuß und Roß. Dich kenn' ich, du wilder Bursch' aus dem Elsäßerland; auf einem hohen Rappen reitest du daher, übermüthig kommandirst du die Kameraden und dein Federbusch fliegt im Wind. — Ich hab' just mein Gewehr bei mir, — da hat sich der Lauf gesenkt und die Kugel hat hinaus guckt auf den Federbusch. Leicht hat sie gemeint, 's ist ein Auerhahn auf hoher Tann'; ist ihr gäh glutheiß worden vor Begier, ist hinausgeflogen und —

Der Alte machte eine Handbewegung.

„— Das Roß ist stehen blieben und hat niedergeschaut auf den Sand, und die Anderen haben den todten Reiter begraben unter einer Kiefer. — Heisa, Herr, aber jetzt ist's lustig worden im Thal; wie Bestien sind sie aufgewesen, die Blauen, haben wollen sengen und brennen, und die Bauern würgen, 's ist aber nit aufkommen, wer den Kommandanten erschossen; ich bin im tiefen Wald gewesen.

Der Franzos ist endlich davon, aber Elend hat er zurückgelassen allenthalben. In demselben Jahr haben die Leut' Brot aus Heumehl gebacken, weil der Feind die Felder all hat zertreten. In demselben Jahr haben sie den Friedhof erweitert, weil eine große Sterb' ist ausgebrochen. Mir ist die Welt auch schon des Teufels gewesen. Die Blona hat mich nit angeschaut; Tag und Nacht hat sie geträumt von ihrem Reitersmann. Bin ich einmal zu ihr hingetreten: Blona; hab' ich gesagt, mich hat der Herrgott beschaffen für dich: sei gut zu mir. Da sieht sie mich an und thut einen

Schrei: du Böſewicht, du haſt ihn umgebracht, auf deiner Stirn ſteht's geſchrieben! — Da bin ich wohl gleich wieder fort. — So iſt die Weil' vergangen. Ich bin geblieben in der Wildniß und hab' ſchwer getragen an derſelbigen Red von der Plana. —

Das iſt die Geſchicht'. Und wie's dabei noch ſpaſſig ſein mag. Ich bin ein Halbnarr geworden. Ja halt, weil mir derſelbige Schuß auf den Federbuſch nach und nach zum Gewiſſen gangen iſt. Heimlich abbußen hab' ich ſie wollen, die Sünd'; hab' mir Sand in die Schuh gethan, hab' meinen Leib gepeitſcht mit Wachholderruthen. Auf Steinhaufen hab' ich geſchlafen; hat mich ja kein Menſch behalten wollen unter Dach. Leicht auch wegen der Feuersgefahr. Bin ja wahnſinnig, ich, der alte Tobias, bin ein Narr. Weil's eine närriſche Welt iſt, und zuletzt weiß Einer gar nit, wie er daran iſt. — — Jetzt wird's wieder Licht und das Wetter zieht hinab in's Thal. So ſchlägt er doch nit zu."

Das Gewitter hatte ſich tiefer geſenkt. Auf der Höhe des Gewändes in den Ritzen und zwiſchen den geknickten Halmen und dem entblätterten Geſträuche lagen Schloſſen. In den Schluchten toſten Wildwaſſer. Eine eiskalte Luft ſtrich. Der Himmel war zerriſſen; theilweiſe blickte das Blaue herab; hie und da fiel gar ein Sonnenſtrahl, daß die großen Tropfen an den Wipfeln der Bäume funkelten.

Herr Berger erhob ſich erleichterten Gemüthes, um dem geiſteskranken Alten zu entkommen.

„Leicht ſchlägt er aber doch noch zu!" rief dieſer, „ſchau der Herr hinab in das Thal, wie die ſchwarzen Nebel lebendig ſind; der Sturmwind arbeitet auch darin und die

Blitze fahren auf und nieder. Dem Herrn ſein Haus iſt das größte und höchſte im Dorf. Die Bauſteine halten auch zuſammen, die ſind leicht gar mit bitteren Augentropfen gemörtelt worden. Das armſelige Häuſel ſteht nit daneben; thät keine Feuersgefahr mehr ſein. — Meint der Herr? — hei, jetzt iſt aber wieder ein Donnerkeil gefahren!"

Ein dumpfer Schlag folgte. Einige Augenblicke ſpäter war vom Dorfe her aus dem Wetterbrauen hervor das Schrillen der Feuerglocke vernehmbar.

„Jeſus!" rief Herr Berger, „jetzt hat's in mein Haus geſchlagen!"

„Mag wohl ſein," ſagte der Alte ruhig, „es hätt' mich gewundert, wär's ausgeblieben."

Stöhnend eilte Herr Berger den Hang hinab. Der alte Tobias blickte ihm nach. „Gott Lob und Dank," murmelte er, „gebeichtet hätt' ich."

Das Gewitter lag lange im Thale und verdeckte das Dorf. Darüber hin ſchien die Sonne. Die Feuerglocke war nicht mehr zu hören.

„So kommt Alles in die Richtigkeit," murmelte der Alte, „und nun iſt's an mir."

Keuchend ſtieg er die Felſen hinan; ſein Schritt war unſicher, ſein Auge war wirr.

* * *

Als ſich im Thale das Gewitter endlich aufgelöſt hatte, waren alle Felder und Wieſen weiß, Wildbäche brauſten und riſſen tiefe Furchen und ſchwemmten Gelände und Hagelhaufen mit ſich fort. Wieder ſchien die Sonne über das Dorf,

und weithin ſchimmerte das ſilberige Schindeldach von Herrn Bergers Haus.

Am Ende des Dorfes aber rauchte eine Linde; Leute ſtanden herum und ſuchten in den Splittern und Bränden nach dem „Donnerkeil“.

Herr Berger war gewaltig erregt in das Dorf gekommen; als er ſah, daß ſein Haus unverſehrt war, ſank er erſchöpft zu Boden.

Anſtrengung, Schreck und Aufregung hatten das ihre gethan, es kam über den Mann eine heftige Krankheit. Nach zehn Tagen trugen ſie ihn auf den Kirchhof. Und wieder ſtand ſein Haus neben dem der armen Plona.

Zur ſelben Zeit hatten Hirten oben in den Felſen die Leiche des alten irren Tobias gefunden.

„Als irrſinniger Greis verunglückt,“ ſchrieb der Pfarrer in's Kirchenbuch.

„All meiner Tage,“ ſagten ſie im Dorfe, „zuerſt die Plona, d'rauf der Herr Berger und nachher der närriſch Tobias. Die alten Leut' haben ja allfort geſagt: Der Tod fährt mit Dreigeſpann.“